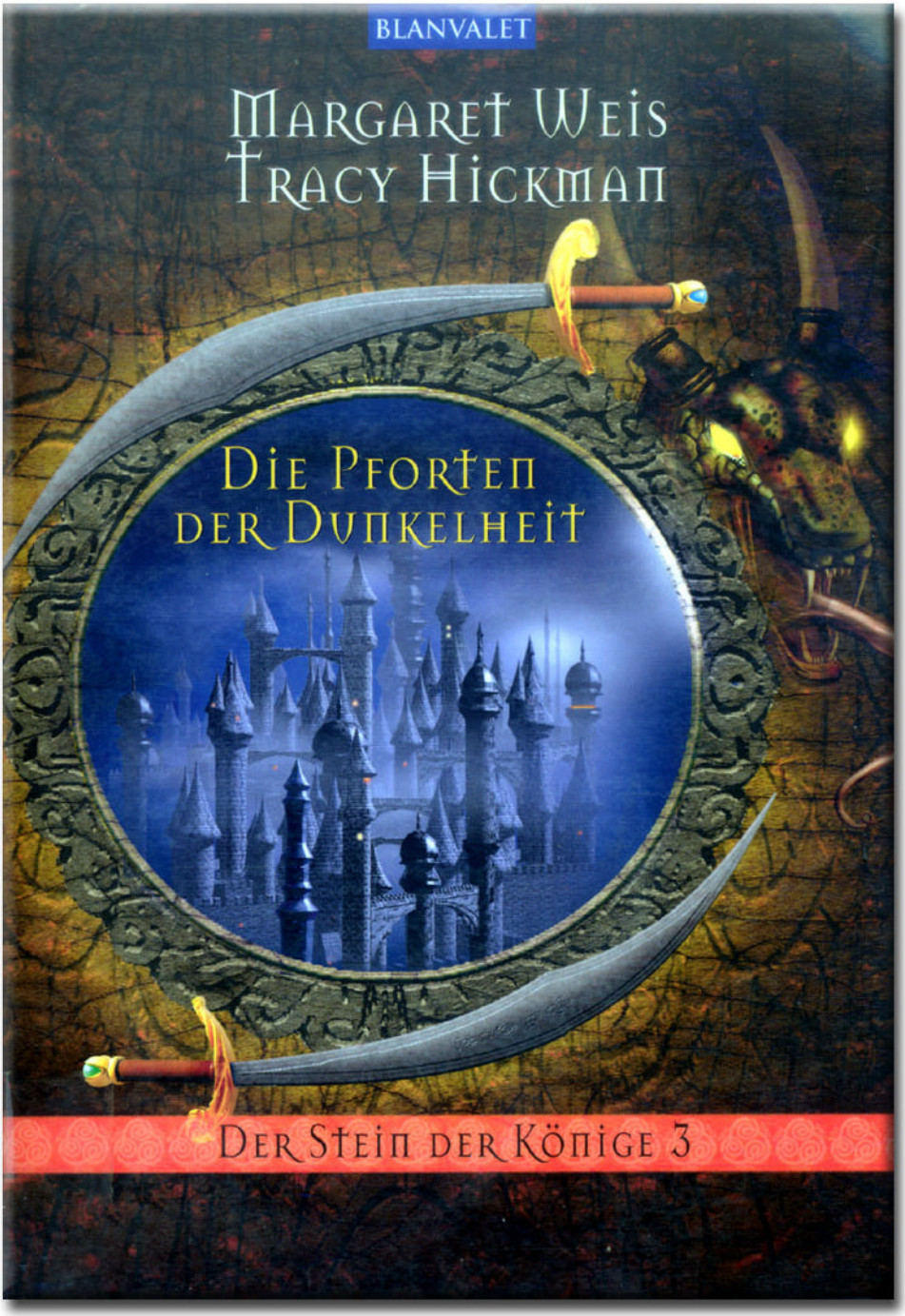

BLANVALET
Margaret Weis
Tracy Hickman
Die Pforten der Dunkelheit
Der Stein der Könige 3

Margaret Weis & Tracy Hickman

Die Pforten der Dunkelheit

Der Stein der Könige 3

Ins Deutsche übertragen
von Regina Winter

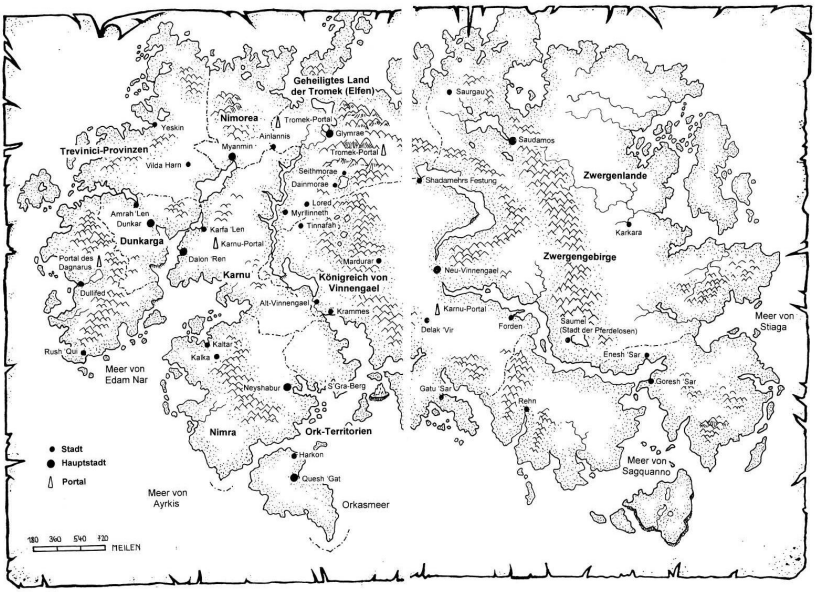
BLANVALET

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Journey into the Void.
Volume Three of the Sovereign Stone Trilogy« bei EOS, an
imprint of HarperCollins Publishers, Inc. New York.
Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.
1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung 5/2004
Copyright © der Originalausgabe 2003 by Margaret Weis,
Tracy Hickman, and Larry Elmore
All rights reserved
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by
Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagillustration: Agt. Luserke/Harman
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck: GGP Media GmbH
Titelnummer: 24135
Redaktion: Maria Becker
V. B. • Herstellung: Peter Papenbrok
Printed in Germany
ISBN 3-442-24135-9
www.blanvalet-verlag.de

Dagnarus, der Lord der Leere, und seine dämonischen Armeen stehen vor den Toren von Neu-Vinnengael. Die Verschwörer gegen die Mächte des Bösen sehen sich im Kampf gegen die untoten Vrykyl unberechenbaren Gefahren ausgesetzt. Doch unbeirrbar verfolgen sie ihr Ziel, die über alle Länder verteilten Fragmente des Steins der Könige zum Portal der Götter zu bringen und dort wieder miteinander zu vereinen. Darin liegt auch die einzige Chance, den finsteren Herrscher und seine Horden abzuwehren. Allerdings bleibt eines der magischen Artefakte unauffindbar, und auch Lord Dagnarus setzt alles daran, dieses Fragment an sich zu bringen. Inzwischen ist ein junger Mann ausersehen, sich den Mächten der Leere entgegenzustellen…

Margaret Weis und Tracy Hickman gehören zu den beliebtesten und meistgelesenen Fantasy-Autoren der Welt, seit sie Mitte der 80er Jahre den Grundstein der weit verzweigten Drachenlanze-Saga gelegt haben.

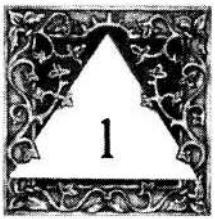

Geheiligtes Land der Tromek (Elfen)
Nimorea
Trevinici-Provinzen
Yeskin
Ainlannis
Tromek-Portal
Glymrae
Myanmin
Vilda Harn
Seithmorea
Dainmorae
Lored
Myrtinneth
Tinnafah
Amrah 'Len
Dunkar
Karfa 'Len
Dunkarga
Kamu-Portal
Portal des Dagnarus
Daion 'Ren
Mardurar
Karnu
Königreich von Vinnengael
Dulifed
Alt-Vinnengael
Krammes
Rush 'Qal
Kaltar
Kalka
Meer von Edam Nar
Neyshabur
S'Gra-Berg
Nimra
Ork-Territorien
Harkon
Quesh 'Gat
Meer von Ayrkis
Orkasmeer
Stadt
Hauptstadt
Portal
MEILEN
Saurgau
Saudamos
Shadamehrs Festung
Zwergenlande
Karkara
Zwergengebirge
Neu-Vinnengael
Karnu-Portal
Delak 'Vir
Forden
Saumel
(Stadt der Pferdelosen)
Meer von Stiaga
Enesh 'Sar
Gatu 'Sar
Rehn
Goresh 'Sar
Meer von Sagguanno

Meiner Tochter
Elizabeth Baldwin
mit dem Stolz und der Liebe
einer Mutter gewidmet

DANKSAGUNG

Wir bedanken uns bei Larry Elmore
für eine wunderbare Reise
durch seine fantastische Welt.
Wir sind so dankbar,
dass er uns erlaubt hat,
mit ihm zu reisen.
Margaret und Terry

1



Es fiel dem Vrykyl Jedash einigermaßen leicht, die beiden Pecwae zu beschatten, denn die Großmutter und ihr Enkel bewegten sich langsam und blieben häufig stehen, um sich die erstaunlichen Dinge anzusehen, die Neu-Vinnengael zu bieten hatte.

Eine Straße mit Gebäuden, welche so hoch waren wie Riesen – ganze drei Stockwerke, eins auf dem anderen! –, verblüffte die kleinwüchsigen Pecwae, die für gewöhnlich im Wald lebten. Die beiden verbrachten eine ganze Viertelstunde damit, dieses Wunder anzustarren. Die bunt bemalten Schilder der Gildenwerkstätten und Bierhäuser waren ohnehin dazu gedacht, Aufmerksamkeit zu erregen, und sie entzückten die Pecwae mit ihren grellen Farben und seltsamen Abbildungen von Tieren, Gegenständen und Personen. Das tanzende Schwein, der Hahn mit Hut, die Mitra, die das Zeichen des Bierhauses Zum Bischof war, ließen die Pecwae entweder den Kopf schütteln (das Schwein, das vernünftig tanzen würde, war noch nicht geboren) oder entlockten ihnen ein Lachen.

Die beiden ahnten nicht, dass sie verfolgt wurden. Sie glaubten, der Gefahr entronnen zu sein. Sobald die Königliche Wache in Sicht gekommen war und sich die allgemeine Aufmerksamkeit ihren Reisegefährten zuwandte, veranlasste sie der Selbsterhaltungsinstinkt, welcher dieses kleine Volk in einer Welt voller beutegieriger Wesen schon so lange am Leben erhalten hatte, zur Flucht. Ihre Begleiter, darunter auch Baron Shadamehr und ihr Trevinici-Beschützer Jessan, waren

festgenommen worden. Da die Wache keine Befehle bezüglich irgendwelcher Pecwae hatte, hatte sie die beiden nicht weiter beachtet. Auch Jedash hatte keine solchen Befehle erhalten, aber er hatte die beiden gemeinsam mit einem Trevinici eintreffen sehen und sich daran erinnert, dass Shakur, ein anderer Vrykyl, nach einem Trevinici gesucht hatte, welcher zusammen mit zwei Pecwae unterwegs war. Er hatte Shakur also sofort Bericht erstattet und sich persönlich aufgemacht, um die Großmutter und Bashae zu verfolgen. Shakur hatte Jedash durch das Blutmesser mitgeteilt, er solle sich die beiden Pecwae schnappen und sie in den Palast von Neu-Vinnengael bringen, denn genau dort hielt sich Shakur nun auf, nachdem er den jungen König umgebracht und seinen Körper übernommen hatte.

Die Frage war nur, wie Jedash sich der beiden bemächtigen sollte, ohne dass jemand es bemerkte. Und was noch schlimmer war: Er war nicht der Einzige, der Großmutter und Enkel verfolgte.

Die beiden Pecwae, die durch die Straßen von Neu-Vinnengael schlenderten, erregten nämlich beträchtliche Aufmerksamkeit, und noch dazu nicht immer wohlwollende. Der männliche Pecwae maß etwa vier Fuß und hatte eine schlanke Gestalt, große Augen und ein fröhliches Lächeln, und man hatte ihm die Kleidung eines Menschenkinds angezogen und ihm eine Mütze aufgesetzt, um die spitzen Ohren zu verbergen. Die alte Frau jedoch hatte es abgelehnt, sich zu verkleiden. Sie war ebenfalls klein, aber ihr Haar war grau und ihr Gesicht so braun und faltig wie eine Walnuss, und sie starrte allen, denen sie begegnete, direkt in die Augen. Ihr langer, bunter Rock mit den unzähligen aufgenähten Perlen und Glöckchen klingelte und klickte um ihre Fußgelenke, und schon der Stock, auf den sie sich stützte, war eine Kuriosität für sich. Er bestand aus Holz mit Unmengen von Astlöchern,

in denen jeweils ein polierter Achat auf solche Weise eingesetzt war, dass er an ein starrendes Auge erinnerte.

Die meisten Bürger, die stehen blieben, um die Pecwae anzustarren und mit dem Finger auf sie zu deuten, waren einfach nur neugierig, glotzten die seltsam aussehenden kleinen Leute einen Augenblick an und gingen dann weiter. Aber andere hatten ein eindeutig materielles Interesse.

In vergangenen Jahrzehnten war es bei den Reichen von Neu-Vinnengael Mode gewesen, sich Pecwae wie Schoßtiere zu halten. Händler stahlen Pecwaekinder aus dem Wald, brachten sie in die Stadt und verkauften sie dort auf dem Marktplatz. Die Reichen stellten sie wie Kuriositäten aus oder hielten sie sich zum Zeitvertreib, zogen sie an wie Puppen und redeten mit ihnen, als wären sie Hunde. Viele Pecwae, die die Stadt und die Gefangenschaft nicht ertragen hatten, waren krank geworden und gestorben, und schließlich hatte die Kirche den Handel mit Angehörigen dieses Volks verboten. Der Handel mit Pecwae verstieß fortan gegen das Gesetz und galt als Verbrechen, das sogar mit dem Tode bestraft werden konnte.

Die Leute fanden jedoch Möglichkeiten, dieses Gesetz zu umgehen. Adoption war nicht nur legal, sondern wurde sogar gefördert, und reiche Familien konnten nun Pecwaekinder einfach »adoptieren«. Dagegen erhob die Kirche keine Einwände, denn dass die Pecwae der Zivilisation und damit auch der Kirche zugeführt wurden, konnte diesen Wilden schließlich nur gut tun. Der Handel mit Pecwae war also streng eingeschränkt, aber man konnte sich immer noch einen verschaffen, wenn man über das nötige Geld verfügte.

Selbst auf dem Schwarzmarkt waren derzeit jedoch nur wenige Pecwae zu haben, und diese wenigen brachten einen stattlichen Preis ein. Um ihre Kinder zu schützen, waren die Pecwaestämme aus der Umgebung von Neu-Vinnengael weg und nach Westen gezogen, ins Land der Trevinici, ihrer alten

Beschützer. Die Kaufleute mochten vielleicht skrupellos genug sein, um die Kirche nicht zu fürchten, aber vor den Trevinici hatten sie allemal gehörigen Respekt.

Der Anblick von zwei Pecwae, die allein und ungeschützt in aller Ruhe durch die Straßen von Neu-Vinnengael schlenderten, brachte daher ein Glitzern in die Augen von so manch einem Schwarzmarkthändler – das alte Gesetz von Angebot und Nachfrage.

Jedash begriff die Gefahr, in der sich die Pecwae befanden, besser als die beiden selbst, und er verfluchte sein Pech. Es konnte passieren, dass man ihm seine Beute direkt vor der Nase wegschnappte. Unter denen, welche die Pecwae so interessiert betrachteten, erkannte er zwei berüchtigte Schmuggler, die angeblich mit jeder Art von Waren handelten, von Tollkirschen und Fluchbeeren über verbotene Bücher, welche die Magie der Leere lehrten, bis hin zu Orkzähnen (die einige für ein Aphrodisiakum hielten) und Pecwae.

Jedash wurde von der Leere geschützt und hatte keine Angst davor, um seine Beute zu kämpfen. Die einzigen Waffen, die er fürchtete – die einzigen, welche die Magie der Leere durchdringen konnten, die seinen verrottenden Leichnam zusammenhielt –, waren solche, die die Götter gesegnet hatten, und der Vrykyl konnte einigermaßen sicher sein, dass diese Schmuggler nicht über solche Waffen verfügten.

Aber er wusste auch, dass die beiden Schwarzmarkthändler eine Gelegenheit, sich gewaltig zu bereichern, nicht so einfach aufgeben würden. Wenn er sich der Beute näherte, würden sie ihn für einen Rivalen halten und versuchen, ihn aufzuhalten. Es würde Ärger geben, Unruhe, Geschrei und Blutvergießen. Ärgerlicherweise herrschte in der Stadt ohnehin bereits Unruhe, und in den Straßen drängten sich ungewöhnlich viele Menschen, denn das Gerücht ging um, Neu-Vinnengael stünde kurz vor einem Krieg. Ladenbesitzer hatten ihre Geschäfte

geschlossen. Wer ein Landhaus besaß, hatte seine wertvollste Habe zusammengepackt und die Stadt verlassen. Soldaten schauten finster drein und machten sich überall wichtig, und es schien, dass jeder, der laufen oder zumindest hinken konnte, auf die Straße hinausgekommen war, um die neuesten Gerüchte zu hören. Beim ersten Anzeichen von Unruhe würde irgendein nervöser Wichtigtuer garantiert nach der Wache schreien.

Jedash wäre auch mit der Wache problemlos zurechtgekommen, aber er hatte den Befehl, sein wahres Wesen zu verbergen; er durfte keinem zeigen, dass er ein Vrykyl war. Dagnarus wollte nicht mit den untoten Vrykyl in Verbindung gebracht werden, denn das hätte seine Pläne für die Eroberung der Stadt empfindlich gestört.

Also schlich Jedash einfach nur hinter den Pecwae her, dachte über sein Dilemma nach und versuchte, einen Plan zu entwickeln, um mit dieser Situation zurechtzukommen. Seine Gedanken wurden von Shakur unterbrochen, der durch die Magie der Blutmesser direkt mit jedem anderen Vrykyl sprechen konnte.

»Ich habe gerade den Trevinici-Krieger durchsucht. Wir haben den Stein der Könige nicht an ihm gefunden«, berichtete Shakur. »Aber er hatte Svelanas Blutmesser. Der Stein muss bei den beiden Pecwae sein. Du sagst, dass du ihnen auf der Spur bist. Hast du sie schon erwischt?«

»Nein, Shakur«, erwiderte Jedash. »Es gibt, äh, Schwierigkeiten.«

»Noch ein Drache?«, fragte Shakur höhnisch.

»Nein, nicht noch ein Drache«, murmelte Jedash und fügte mürrisch hinzu: »Wenn diese beiden Pecwae so verflucht wichtig sind, warum holst du sie dir nicht selbst?«

»Ich kann den Palast nicht verlassen«, erwiderte Shakur. »Meine Verkleidung verbietet das. Du bist für diese Sache

verantwortlich, Jedash. Also sorg dafür, dass du diesen Auftrag nicht ebenso verdirbst wie den letzten. Lord Dagnarus war alles andere als erfreut.«

Shakur trennte die geistige Verbindung und verschwand wieder aus Jedashs Gedanken.

Der Vrykyl knirschte zornig mit den Zähnen, aber er wagte es nicht, ein trotziges Wort zu sagen oder auch nur zu denken. Der letzte Auftrag, den Shakur Jedash erteilt hatte, war misslungen, weil der Zwerg, welchen er hätte entführen sollen, von einem Drachen in Gestalt einer Menschenfrau beschützt wurde. Vrykyl sind mächtige Magier der Leere, und es gibt einige, die vielleicht im Stande wären, es mit einem Drachen aufzunehmen – Shakur zum Beispiel. Jedash gehörte allerdings nicht dazu. Er war geflohen und hatte sich lieber Shakurs Zorn als dem Drachen gestellt.

Also durfte er nun auf keinen Fall noch einmal versagen; er musste sich bei seinem Herrn einschmeicheln und dessen Gunst zurückgewinnen. Die Pecwae zu fangen, wäre eine hervorragende Gelegenheit dazu.

Jedash war alles andere als genial. Er war nicht einmal sonderlich klug, aber er verfügte über die tückische und verzweifelte Schläue einer in die Enge getriebenen Ratte. Dass Shakur den Trevinici, den Beschützer der Pecwae, erwähnt hatte, brachte ihn auf eine Idee.

»Wenn ich Shakur die beiden Pecwae übergebe, wird er sie zu Lord Dagnarus bringen und behaupten, er selbst hätte sie gefunden. Und warum sollte Shakur mit der Gunst meines Herrn belohnt werden?«, fragte sich Jedash trotzig. »Warum nicht ich? Immerhin bin ich derjenige, der hinter ihnen herjagt.«

Jedash blieb den Pecwae auf der Spur. Das Gedränge auf den Straßen, das er zuvor verflucht hatte, wirkte sich nun zu seinem Vorteil aus. Vrykyl erhalten ihr unheiliges Leben,

indem sie sich von den Seelen jener ernähren, die sie ermorden, und wenn sie eine solche Seele erst verschlungen haben, können sie jederzeit die Gestalt ihres Opfers annehmen. Jedash konnte sich also in jedes Geschöpf verwandeln, das er irgendwann einmal ermordet hatte, konnte seine Eigentümlichkeiten, seine Stimme und Haltung annehmen. Und er konnte die Übergänge zwischen den Gestalten rasch und unauffällig vollziehen.

Vollkommen ungefährlich war die Sache dennoch nicht. Jeder, der ihn direkt ansah, würde vollkommen verdutzt sein zu sehen, wie sich eine Person plötzlich in eine andere verwandelte. Und dann gab es diesen unangenehmen Übergangsmoment zwischen den beiden Körpern, in welchem die wahre Gestalt des Vrykyl, ein grausiger verwesender Leichnam, deutlich zu erkennen war. Zum Glück für Jedash richteten alle, die auf den Straßen der Stadt unterwegs waren, ihre Aufmerksamkeit viel mehr darauf, ihre eigene Angst zu nähren, als dass sie darauf geachtet hätten, ob ein Mann seine Haut auf eine Art veränderte, wie ein anderer es bestenfalls mit seiner Kleidung getan hätte.

Jedash verwandelte sich.

Und in dem neuen Körper wagte er sich näher an seine Beute heran.

Bashae fiel auf, wie manche Leute ihn und seine Großmutter ansahen. Er bemerkte, dass ihre Augen glitzerten und ihre Finger zuckten, als zählten sie Geld, und er wurde unruhig. Er erinnerte sich ein wenig verspätet daran, dass Arim, der nimoreanische Drachenbauer, ihn davor gewarnt hatte, dass skrupellose Händler ihn und seine Großmutter fangen und als Sklaven verkaufen könnten.

Bashae versuchte, der Großmutter von seinen Sorgen zu erzählen, aber sie weigerte sich, ihm auch nur zuzuhören. Sie glaubte, endlich in ihrer »Schlafstadt« angekommen zu sein, dieser anderen Welt, die Pecwae in ihren Träumen bereisten. Hingerissen von Anblicken, die sie angeblich schon in ihren Träumen gesehen hatte, ging sie immer weiter und zeigte auf vorgeblich vertraute Gebäude und Plätze, und sie kümmerte sich nicht um die Blicke und um die drohende Gefahr.

Es tat Bashae inzwischen Leid, dass er seinem Instinkt gefolgt und geflohen war, als die Wachen sich näherten. Er hatte das Gefühl, er wäre bei seinen Freunden besser dran gewesen – selbst wenn sie nun alle im Gefängnis säßen –, als nun hier in diesen Straßen umherzuirren, zwischen den hoch aufragenden Gebäuden, welche das Sonnenlicht fernhielten, und diesen Leuten, die sie anstarrten und lachten und sie aus zusammengekniffenen Augen betrachteten.

»Ich wünschte, wir wären bei Jessan geblieben«, sagte er, nachdem er mit seinen nackten Füßen in stinkendes braunes Zeug getreten war.

»Bah!«, schnaubte die Großmutter abfällig. »Wenn wir bei ihnen wären, wären sie mehr in Gefahr als ohne uns.« Sie warf einen wissenden Blick auf den Rucksack, den Bashae trug. »Wir sind ohne sie sicherer, und sie sind sicherer ohne uns.«

Bashae seufzte und umklammerte den Rucksack mit festem Griff. Er hatte nicht gewusst, was sich darin befand, als der sterbende Ritter Gustav ihn ihm anvertraut hatte. Bashae hatte geglaubt, der Rucksack enthielte ein Familienerbstück, das er einer alten Freundin des Ritters übergeben sollte. Inzwischen kannte er die Wahrheit: In diesem Rucksack steckte der Teil des Steins der Könige, welcher den Menschen gegeben worden war – ein mächtiger magischer Edelstein. Bashae wusste nicht genau, wozu der Stein wirklich gut war, aber zwei Dinge waren vollkommen offensichtlich: Erstens suchte jeder in der

bekannten Welt nach diesem Stein, und zweitens schreckten die meisten, die danach suchten, vor nichts zurück.

»Jessan macht sich bestimmt schon Sorgen um uns«, sagte Bashae – Jessan, ein junger Trevinici-Krieger, war sein Freund und Beschützer.

»Selbstverständlich«, erwiderte die Großmutter zufrieden. »Das sollte er auch. Deshalb haben wir ihn schließlich mitgenommen. Wahrscheinlich sucht er inzwischen nach uns, falls er nicht irgendwo im Kerker sitzt.«

»Du glaubst, er könnte im Kerker sitzen?«, fragte Bashae.

»Alles ist möglich«, erwiderte die Großmutter. »Besonders in meiner Schlafstadt.« Auf diese Tatsache war sie offenbar sehr stolz.

Bashae seufzte und warf der Menge auf der Straße einen hoffnungslosen Blick zu. Er hatte noch nie zuvor so viele Leute am gleichen Ort gesehen – mehr als Zecken auf einem Bären. Er konnte sich nicht vorstellen, wie Jessan sie finden sollte.

»Vielleicht wäre es eine gute Idee, irgendwo zu bleiben und auf ihn zu warten«, schlug Bashae vor. »Du musst müde sein, Großmutter.«

»Ich bin nie müde«, entgegnete sie. Einen Augenblick zuvor noch hatten ihr die Füße wehgetan, sie hatte gehinkt und die Schultern hängen lassen. Nun richtete sie sich gerade auf und warf ihrem Enkel einen erbosten Blick zu. »Wenn *du* müde bist, können wir natürlich eine Pause machen und uns ausruhen.«

Sie fanden eine Türschwelle in der Nähe, auf der sie sich niederlassen konnten, und setzten sich. Die Großmutter raffte den Glöckchenrock um die Knöchel, damit niemand darüber stolperte, und legte sich den Stock mit den starrenden Augen quer über den Schoß. Bashae fand das ein wenig unbequem, denn der Stock stach ihn in die Rippen, aber es gelang ihm,

eine bequemere Haltung zu finden, und nun wartete er darauf, dass jemand sie finden würde. Wenn Jessan es nicht tat, dann vielleicht Baron Shadamehr oder einer seiner Männer. Vielleicht Ulaf, den Bashae irgendwie recht gern hatte.

Es war Morgen gewesen, als sie geflohen waren, und nun fingen die Häuser an, lange Schatten zu werfen. Das bisschen Himmel, das Bashae zwischen den Dächern erkennen konnte, färbte sich nun orange. Bald schon würde es dunkel werden, und in dieser Stadt würde das schneller geschehen als in ihrer Heimat.

»Zumindest wird uns niemand mehr anstarren, wenn es dunkel ist«, dachte Bashae gerade, aber dann riss ihn das Dröhnen und Läuten von scheinbar Hunderten von Glocken aus seinen Gedanken.

Überall in der Stadt wurden die Glocken geläutet, dröhnten mit tiefer Stimme oder läuteten hell. Das Getöse weckte die Großmutter, die eingedöst war. Bashae sah sich staunend um. Er hatte noch nie so etwas gehört wie dieses wilde, aber auch irgendwie wohlklingende Läuten.

Beinahe sofort ließ sich auch ein Ausrufer vernehmen, mit einer Stimme, welche tiefer dröhnte als jede Glocke und drei Straßen weit zu vernehmen war. »Auf Befehl seiner Majestät des Königs wird über die Stadt Neu-Vinnengael Ausgangssperre verhängt. Jeder muss bei Einbruch der Dunkelheit von der Straße verschwunden und zu Hause sein. Alle, die nach diesem Zeitpunkt noch auf den Straßen angetroffen werden, werden ins Gefängnis geworfen.«

Der Mann verkündete das an einer Straßenecke und stolzierte dann davon, um es an der nächsten auszurufen. Die Straßen wurden schnell leerer, denn die meisten Leute machten sich auf nach Hause. Jene, die noch länger verweilen wollten, wurden von den Wachen schnell eines Besseren belehrt.

»Was sollen wir nur machen?«, fragte Bashae verzweifelt. »Wir haben kein Zuhause. Wo sollen wir hingehen?«

Es gab keine Zuflucht für sie, und das bedeutete, dass man sie gefangen nehmen würde – aber dadurch konnten sie vielleicht zu ihren Freunden gelangen. Bashae war drauf und dran, sich an einen der Wachsoldaten zu wenden, der mit schimmerndem Harnisch und einer im letzten Sonnenlicht rot leuchtenden Hellebarde einhermarschierte, als die Großmutter plötzlich »Achtung!« rief und mit ihrem Stock nach etwas schlug.

Bashae drehte sich um und sah, dass sich ein Mann angeschlichen hatte und sie packen wollte. Der Achataugenstock traf ihn auf die Knöchel. Er schrie auf und zog die Hand zurück, aber sein Begleiter stürzte auf Bashae zu und packte ihn am Haar.

»Hör auf zu zappeln, du kleiner Mistkerl«, fauchte der Mann mit tiefer, rauer Stimme. »Oder ich werde dir die Haare mit den Wurzeln ausreißen.«

Tränen brannten in Bashaes Augen, während er weiter um sich schlug, um seinem Gegner zu entfliehen. Die Großmutter kreischte den Mann in Twithil an und schlug mit dem Stock nach ihm.

Das nützte wenig, und der Mann war schon dabei, Bashae wegzuzerren, als er plötzlich anfing zu röcheln. Sein Griff um Bashae lockerte sich, und der Mann sackte aufs Straßenpflaster, wo er wie gelähmt liegen blieb und sich nicht zu rühren wagte. Bashae konnte nicht viel erkennen, denn es war inzwischen beinahe dunkel. Er hörte weiteres Handgemenge und dann ein splitterndes Krachen, als wäre jemand durch ein hölzernes Tor gebrochen. Dann krachte es noch einmal lauter. Ein zweiter Mann sackte aufs Pflaster, blieb liegen und starrte Bashae an. Der Mann stöhnte, verdrehte die Augen und wurde schlaff.

Licht flackerte auf. Bashae blinzelte, weil es plötzlich so hell war, und sah einen Trevinici-Krieger vor sich, der eine Fackel hielt.

Der Krieger war in Leder gekleidet. Sein rötlich braunes Haar hatte er auf die traditionelle Art im Nacken gebunden. Er trug die grausigen Trophäen, welche anzeigten, wie viele Feinde er im Kampf getötet hatte, um den Hals, und ein langes Messer steckte in seinem Gürtel.

»Da seid ihr ja«, sagte der Krieger streng. »Ich habe euch schon überall gesucht.«

»Tatsächlich?«, fragte Bashae verwundert. Er hatte diesen Krieger noch nie gesehen! »Aber woher wusstest du von uns?«

»Euer Freund hat mich geschickt«, antwortete der Krieger.

»Jessan?«, fragte Bashae erfreut und kam auf die Beine.

Auch die Großmutter war aufgestanden und hielt den Stock mit den Achataugen fest in der Hand. Sie starrte den Trevinici an, und ihre schwarzen Augen glitzerten im Licht der Fackel orangefarben.

»Jessan hat dich geschickt?«, fragte sie misstrauisch.

»Ja. Jessan«, sagte der Trevinici. Er stieß mit dem Fuß gegen die beiden bewusstlosen Angreifer, die auf der Straße lagen.

»Gut, dass ich euch noch rechtzeitig gefunden habe.«

»Ja«, stimmte Bashae ihm zu. »Danke, dass du uns gerettet hast. Großmutter«, fügte er leise hinzu und zwickte sie in den Arm, »was ist denn mit dir? Dieser Krieger hat uns gerettet. Du solltest ihm danken.«

»Böse«, erwiderte die Großmutter im Flüsterton. »Es ist Böses in der Nähe. Der Stock sagt es mir.«

»Ja, Großmutter. Die bösen Männer liegen hier vor unseren Füßen«, antwortete Bashae gereizt.

Die Großmutter brummte etwas und schüttelte den Kopf.

Bashae lächelte dem Trevinici entschuldigend zu. »Die Großmutter ist dir ebenfalls sehr dankbar. Wo ist Jessan?«

»Er ist weit weg«, erklärte der Trevinici. »Draußen vor der Stadtmauer. Ich bringe euch zu ihm.«

»Er hat die Stadt verlassen?«, fragte Bashae beunruhigt. »Ohne nach uns zu suchen?«

»Er konnte nicht anders«, sagte der Trevinici. »Er stand unter Arrest. Sie haben ihn in dieses Gefängnis gebracht, das sich mitten im Fluss befindet, und erst von dort aus konnte er fliehen.

Dort sind wir uns auch begegnet. Er konnte nicht selbst kommen, weil sie nach ihm suchen. Aber das ist eine lange Geschichte. Es herrscht Ausgangssperre, was bedeutet, dass alle von den Straßen verschwinden müssen. Ihr müsst sofort mit mir kommen.«

»Selbstverständlich«, sagte Bashae und zupfte am Arm der Großmutter.

Sie achtete nicht auf ihn, sondern starrte ihren Stock an und schüttelte ihn gereizt.

»Bashae! Großmutter!«, erklang eine vertraute Stimme, und eine bekannt aussehende Gestalt kam die Straße entlanggerannt. »Den Göttern sei Dank, ich habe euch gefunden!«

»Ulaf!«, rief Bashae und winkte. »Er ist ein Freund«, fügte er in Trevini hinzu.

»Schöner Freund«, brummte der Trevinici unzufrieden. »Euch beide hier allein auf der Straße zu lassen.« Er packte Bashae fest am Arm. »Der Mann kommt aus Vinnengael, und man kann diesen Städtern nicht trauen. Gehen wir.«

»Bitte lass mich los«, sagte Bashae respektvoll, aber entschlossen. Manchmal wussten Trevinici selbst nicht, wie stark sie waren. »Ich weiß, dass du das nicht willst, aber du tust mir weh. Ich werde mit dir gehen, aber noch nicht sofort. Nicht bevor ich Ulaf alles erklärt habe. Es ist nicht sein Fehler,

dass wir uns verlaufen haben. Es ist unsere Schuld. Wir sind weggerannt, als wir die Wachen kommen sahen.«

Der Trevinici ließ den Pecwae los, aber er schien nicht sonderlich froh darüber zu sein. Bashae war nicht überrascht. Der Trevinici, der etwas für Städter übrig hatte, war noch nicht geboren worden.

Ulafs hellhäutiges Gesicht war vom Rennen rot angelaufen, sein Haar wirr. Aber er war ein freundlicher und aufrichtiger Mensch, und er schien nur geringfügig verärgert zu sein, weil die Pecwae davongelaufen waren.

»Ich habe überall nach euch beiden gesucht«, sagte Ulaf lächelnd. Er ließ sich nicht anmerken, ob es ihn erstaunte, sie in Gegenwart eines fremden Trevinici zu finden oder nicht. »Baron Shadamehr hat sich wirklich Sorgen um euch gemacht. Es hat anscheinend Ärger gegeben.« Er warf den beiden Bewusstlosen auf dem Boden einen Seitenblick zu, dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Trevinici. »Wer ist euer Freund hier? Hat er das getan?«

»Ich heiße Feuersturm«, erklärte der Trevinici mürrisch. »Ich habe getan, was ich tun musste, um diese Kleinen zu beschützen, denn andere haben sie vernachlässigt. Diese Schurken dort wollten sie zu Sklaven machen, und das hättet Ihr Euch ja wohl denken können, als Ihr sie allein in der Stadt herumlaufen ließet. Ich werde mich jetzt um die Pecwae kümmern. Sagt Eurem Herrn, dass sie in Sicherheit sind. Kommt jetzt mit, ihr beiden. Jessan wartet auf euch.«

»Tut mir Leid, aber wir müssen mit Feuersturm gehen, Ulaf«, sagte Bashae, rückte sich den Rucksack auf den Schultern zurecht und packte die Großmutter, die gerade ihren Stock gegen die Wand schlug, am Arm. »Jessan hat seinen Freund nach uns ausgeschickt – «

»Jessan«, unterbrach ihn Ulaf verwundert und betrachtete den Trevinici genauer. »Jessan ist bei Baron Shadamehr.«

»Nein, ist er nicht«, erklärte Bashae. »Jessan ist gefangen genommen worden, und man hat ihn über den Fluss gebracht. Feuersturm hat ihm dann geholfen zu fliehen oder so. Jedenfalls hat Jessan Feuersturm nach uns geschickt, und wir müssen mit ihm gehen.«

»Jessan wurde gefangen genommen? Und er ist geflohen, sagt Ihr? Wie aufregend.« Ulaf legte dem Trevinici die Hand auf den Arm. »Das muss ich hören! Ganz in der Nähe hier ist das Gasthaus zur Molligen Mieze. Ich gebe Euch ein Bier aus, Feuersturm, wenn Ihr mir diese Geschichte erzählt.«

Der Trevinici stieß Ulafs Hand weg. Mit finsterem Blick wandte er sich den Pecwae zu.

»Wir haben für solche Dummheiten keine Zeit. Kommt ihr jetzt endlich?«, fragt er.

»Ihr werdet die Stadt nicht verlassen können«, erklärte Ulaf ungerührt. »Habt Ihr die Glocken nicht gehört? Die Stadtwache hat die Tore geschlossen. Niemand wird bis zum Morgen nach draußen gelassen, und vielleicht nicht einmal dann. Ihr solltet lieber mit ins Gasthaus kommen, dort ist es wenigstens warm, und wir haben etwas zu essen.«

»Was sollen wir tun, Großmutter?«, fragte Bashae leise in Twithil.

»Wovon redest du da?« Die Großmutter wandte sich nur widerstrebend von ihrem Stock ab.

»Sollen wir mit Ulaf ins Gasthaus gehen oder mit Feuersturm, um Jessan zu finden? Ulaf sagt, sie haben die Stadttore geschlossen. Ich will Jessan finden«, sagte Bashae, »aber es ist ein langer Weg zurück zum Fluss. Und ich habe Hunger. Wir haben seit heute früh nichts mehr gegessen.«

Die Großmutter betrachtete den Stock verächtlich. »Die Augen sehen etwas Schreckliches ganz in unserer Nähe, aber sie wollen mir nicht sagen, was oder wo es ist.«

»Großmutter«, sagte Bashae und blickte zu dem Rinnstein, wo schmutziges Wasser bis zu den beiden Schurken floss, die langsam wieder zu Bewusstsein kamen. »Wir sind hier in einer Stadt. Wir sind überall vom Bösen umgeben!«

»Das hier ist meine Schlafstadt«, fauchte sie.

»Tut mir Leid, Großmutter, das hatte ich vergessen«, seufzte Bashae.

Die Großmutter schlug wieder mit dem Stock gegen die Wand, also wollte sie ihm damit Vernunft beibringen, dann flüsterte sie in Bashaes Ohr: »Wenn du es unbedingt wissen musst, ich glaube, ich habe mich geirrt. Meine Schlafstadt stinkt nicht so, und es gibt auch nicht so viele Leute. Ich glaube nicht, dass ich hier sterben werde«, schloss sie dann.

»Darüber bin ich wirklich froh, Großmutter«, sagte Bashae. Er sah, dass der Trevinici ungeduldig wurde. »Aber was sollen wir machen? Gehen wir mit Ulaf ins Gasthaus, oder gehen wir mit Feuersturm?«

»Wir haben keine große Wahl, wenn du mich fragst«, erwiderte die Großmutter nach einem finsteren Blick auf die beiden Menschen. »Was diesen Feuersturm angeht, so sagt er uns nicht alles, was er weiß. Warum ist Jessan nicht selbst gekommen, um uns zu suchen? Jessan würde sich nicht vor dieser Verantwortung drücken. Wenn er wirklich einen anderen geschickt hat, um uns zu suchen, dann muss er große Schwierigkeiten haben. Und dieser Ulaf ist so freundlich wie ein verspielter Welpe, aber dabei beobachtet er uns die ganze Zeit wie eine Katze.«

»Wir gehen also mit Ulaf?«, fragte Bashae.

»Wirst du uns etwas zu essen besorgen?«, fragte die Großmutter Ulaf nun in der Allgemeinen Sprache.

»Was immer ihr wollt«, versicherte Ulaf. »Aber wir sollten uns beeilen. Es ist beinahe Sperrstunde, und bald schon werden Patrouillen durch die Straßen ziehen und Leute in den Kerker

werfen. Ihr solltet ebenfalls mit uns kommen, Feuersturm. Ich glaube nicht, dass Ihr mit der Wache darüber sprechen wollt, was mit diesen beiden Gestalten hier passiert ist.«

»Dann gehen wir also zu diesem Gasthaus«, sagte der Trevinici mürrisch. Er streckte die Hand aus und griff nach Bashaes Rucksack. »Das da sieht schwer aus. Ich trage es für dich.«

Bashae umklammerte den Rucksack fest. Er erinnerte sich an das, was die Großmutter gesagt hatte, und war plötzlich misstrauisch gegenüber diesem seltsamen Trevinici. Bashae war sein ganzes Leben lang daran gewöhnt gewesen, allen zu trauen. Nun schien es, als könnte er keinem mehr trauen. Es war diese Stadt. Er hasste diese Stadt, hasste sie so sehr, dass der Hass ihm den Magen zusammenzog und ihm sogar der Hunger verging.

»Danke, Feuersturm, aber ich schaffe das schon«, sagte er.

»Wie du willst«, murmelte der Krieger mit einem Schulterzucken.

»Ach, hör auf zu jammern«, sagte die Großmutter zu dem Stock mit den Achataugen.

»Licht! Wir brauchen Licht!«, befahl Alise. Sie versuchte verzweifelt, ruhig und entschlossen zu klingen und ihre Panik niederzukämpfen.

Sie legte die Hand an Shadamehrs Hals, fühlte nach dem Puls und fand ihn. Der Baron lebte noch. Aber seine Haut war kalt, und sein Atem ging flach und unregelmäßig. Er war verwundet – Alise hatte das Blut auf seinem Hemd gesehen, als er aus dem Palast geflohen war. Er hatte ihr auf seine übliche muntere und selbstironische Weise versichert, es wäre »nur ein Kratzer«. Für mehr war keine Zeit gewesen.

Als er vor der Nase vieler Zuschauer und mehrerer Wachen aus dem Palast geflohen war, indem er aus einem hoch gelegenen Fenster sprang, hatte der Baron einiges Aufsehen erregt. Es hatte Alarm gegeben, und die Wachen hatten sie verfolgt. Zusammen mit Alise und Jessan hatte Shadamehr die Verfolger abgeschüttelt, indem er Seitenstraßen entlanggerannt war, bis sie zu diesem Gasthaus gekommen waren. Er hatte es noch bis ins Hinterzimmer geschafft, dann war er zusammengebrochen. Bei dem Hinterzimmer handelte es sich um einen Lagerraum ohne Fenster. Sie durften die Tür nicht öffnen, falls die Wachen das Gasthaus durchsuchten, und niemand hatte daran gedacht, Licht mitzubringen.

»Geh wieder in den Schankraum, Jessan. Hol eine Kerze, eine Laterne, was auch immer. Und bring Wasser und Branntwein. Und sag zu keinem ein Wort.«

Das war eine unnötige Mahnung. Der schweigsame Trevinici-Krieger hatte in den Wochen, seit sie ihn kannte, vielleicht zwanzig Wörter gesprochen, und bei denen hatte es sich stets nur um Antworten auf direkte Fragen gehandelt. Jessan war nicht mürrisch, und er schmollte auch nicht, aber wie alle Trevinici hielt er es einfach nicht für notwendig, sich mit leerem Geschwätz abzugeben. Er sagte, was wichtig war, und das war alles.

Jetzt zum Beispiel verschwendete er keine Zeit mit dummen Fragen. Er ging einfach, um ein Licht zu holen. Alise konnte hören, wie er gegen Kästen und Fässer stieß und sie beiseite schob, während er durch die Dunkelheit stolperte. Sie hörte, wie er am Türriegel nestelte, und dann, dass die Tür aufging.

Licht, Tabakrauch und Lärm drangen herein. Alise beugte sich über Shadamehr, sah ihm ins Gesicht, und Angst schlang sich um ihr Herz und schnürte es so fest zusammen, dass sie beinahe aufgehört hätte zu atmen. Shadamehrs Lippen wirkten bläulich, die Wangen eingesunken. Seine Stirn war kalt und feucht, sein langes, lockiges Haar schweißnass. Als sie ihm die Hand auf die Stirn legte, schauderte er und verzog schmerzerfüllt das Gesicht.

Dann wurde die Tür wieder geschlossen, und das Licht verschwand. Alise blieb allein im Dunkeln. Allein mit Shadamehr – dem lästigen, unerträglichen, leichtsinnigen Shadamehr, diesem großzügigen, edelmütigen Narren. Geliebt, verachtet, nervtötend – und schwer verletzt. Alise wusste, dass er im Sterben lag, und zwar so sicher, wie sie wusste, dass er ihr Mann und sie seine Frau war, ob sie es nun zugaben oder nicht. Er lag im Sterben, und sie konnte nichts tun, um ihn zu retten, weil sie nicht wusste, was ihn umbrachte.

»Ein Kratzer«, hatte er gesagt.

Die Tür ging auf, und das Licht kehrte zurück. Alise hörte eine Frauenstimme fragen, ob sie etwas tun könnte. Jessan

verneinte, und die Tür schloss sich wieder. Das Licht blieb. Jessan hatte eine Laterne sowie einen Eimer Wasser mitgebracht und sich an einer Lederschnur eine kleine Zinnflasche um den Hals gehängt. Er stellte die Laterne oben auf einem Fass ab und schob sie so zurecht, dass ihr Licht auf Shadamehr fiel. Dann stellte er den Eimer auf den Boden und reichte Alise die Flasche.

Schließlich hockte er sich neben Shadamehr, schaute ihn an und schüttelte den Kopf.

Jetzt, da sie Licht hatte, konnte Alise sich Shadamehr genau ansehen. Sie riss ihm das mit Blut verkrustete Hemd ab und sah genau das, was er ihr gesagt hatte – einen gezackten, dünnen Kratzer an seinem Brustkorb. Der Angriff war eilig geführt worden. Er hatte ins Herz gehen sollen, aber die Klinge war an einer Rippe abgerutscht. Alise riss einen Streifen Stoff vom Saum ihres Leinenhemds ab, tauchte ihn ins Wasser und wusch das Blut weg.

Der Kratzer war offenbar von einer Klinge verursacht worden, die so dünn war wie eine Stopfnadel. Der Stich hatte die Haut durchdrungen, war aber nicht tief, denn sonst hätte es mehr Blut gegeben. Nichts Ernstes, jedenfalls nicht auf den ersten Blick – nichts, das einen solch schlimmen Zustand gerechtfertigt hätte. Sie beugte sich dichter heran, und dann fiel ihr auf, dass die Hauträndер an der Wunde kreidebleich waren, beinahe so, als wäre die Wunde mit Schnee gekühlt worden.

Alise hatte viele Jahre lang bei Shadamehr und seinen Leuten gelebt. Sie war in zahllose gefährliche und wagemutige Eskapaden verwickelt gewesen, und sie hatte sich daran gewöhnt, ihre heilende Magie bei Verletzungen aller Art anzuwenden, von Messerwunden über Bisswunden zu Risswunden, die von Ghoulklauen verursacht worden waren. Aber so etwas hatte sie noch nie gesehen.

Oder doch? Sie musste plötzlich an Ulien denken, einen Freund von Shadamehr, der auf geheimnisvolle Weise umgekommen war. Sie und Shadamehr hatten herausfinden wollen, was Uliens Tod verursacht hatte. Sie erinnerte sich daran, wie der Körper des Mannes in der Leichenhalle gelegen hatte. Er war an einer einzigen Verletzung des Herzens gestorben, und die Wunde war klein gewesen und hatte kaum geblutet. Aber auch damals waren die Ränder gruselig weiß gewesen.

»Ihr Götter«, flüsterte Alise. Ihre Hände fingen an zu zittern. Lass das, befahl sie sich. Er braucht dich. Du darfst jetzt nicht in Panik geraten.

»Jessan«, sagte Alise, »was ist im Palast passiert? Erzähle mir alles. Wie ist Shadamehr verwundet worden? Hast du – « Sie sah den jungen Mann forschend an. »Hast du einen Vrykyl gesehen? Du weißt, was das ist, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Jessan, und ein finsterer, gehetzter Ausdruck trat in seine Augen. Abermals schüttelte er den Kopf. »Ich habe keinen Vrykyl gesehen. Und was passiert ist – «

»Beeile dich«, unterbrach ihn Alise. »Ich glaube nicht…« Sie schluckte. »Ich fürchte, der Baron ist in großer Gefahr.«

Jessan versuchte, sich genau zu erinnern und seine Gedanken zu sortieren, um seine Beschreibung so knapp und schlüssig wie möglich zu halten.

»Man hat uns verhaftet und zu dem kleinen König gebracht und zu der Person, die nun wirklich über Neu-Vinnengael herrscht, wie der Baron gesagt hat.«

»Die Regentin«, sagte Alise.

»Genau. Shadamehr sagte, diese Regentin könnte vielleicht ein Vrykyl sein, denn Vrykyl können die Gestalt einer jeden Person annehmen, die sie getötet haben. Shadamehr glaubte, der kleine König sei der Gefangene dieses Vrykyl und stünde unter dessen Herrschaft. Er wollte den König retten und in

Sicherheit bringen. Die beiden Elfen, die mit uns gefangen genommen waren – Damra und ihr Mann –, wollten uns helfen. Die Wachen brachten uns vier in ein Zimmer. Die Regentin hat einen Bann über mich und den elfischen Paladin verhängt. Sie sagte, sie sei auf der Suche nach dem Stein der Könige. Sie fand heraus, dass Damra einen der Steine bei sich trug, aber ich hatte keinen. Das schien sie zu überraschen und zu ärgern. Es gab noch einen anderen Zauberer in Rüstung und mit einem Schwert – «

»Ein Kriegsmagier«, sagte Alise. »Schnell, Jessan, bitte beeile dich. Was ist passiert?«

»Es war ein einziges Durcheinander«, erklärte Jessan finster. »Damra hat angefangen, seltsame Worte zu rufen. Plötzlich waren lauter Elfen im Zimmer, die genau wie sie aussahen.«

»Ein Illusionszauber«, murmelte Alise.

Jessan zuckte mit den Schultern. Die Trevinici hatten nicht viel für Magie übrig und misstrauten allen, die sich damit abgaben.

»Ihr Mann hat den Kriegmagier angespuckt, und der schrie und fiel um. Einer der Wachsoldaten griff Shadamehr an. Ich habe den Mann erledigt. Shadamehr hat sich den Jungen geschnappt, und plötzlich…«

Jessan hielt inne und überlegte. »Plötzlich gab der Baron ein seltsames Geräusch von sich, eine Art ersticktes Keuchen, und ließ den Jungen fallen. Dann schrie er, dass wir fliehen sollten. Er hat mich gepackt, und ehe ich mich versah, rannte er mit mir auf das Fenster zu und zerrte mich mit. Wir sind durch das Fenster gesprungen. Der Boden war tief unter uns. Ich dachte, wir würden sterben, würden am Boden zerschmettern. Aber wir sind geschwebt wie Disteldaunen – «

»Griffith hat einen Luftzauber gewirkt«, sagte Alise. »Ist das alles?«

»Ja. Danach haben wir euch eingeholt und sind hierher gekommen.«

Alise warf Shadamehr einen langen Blick zu. Dann öffnete sie die kleine Flasche und tupfte ein wenig Branntwein auf seine Lippen.

»Mylord!«, rief sie leise. »Shadamehr!«

Er ächzte und regte sich, aber er kam nicht zu Bewusstsein. Sie seufzte tief.

»Hat die Regentin ihn verwundet?«, fragte sie Jessan.

»Das glaube ich nicht. Ich habe kein Messer an ihr gesehen.«

»Du sagst, Shadamehr hat den kleinen König hochgehoben und dann ein seltsames Geräusch von sich gegeben und ihn wieder fallen lassen. Dann sagte er, ihr müsstet fliehen. Er hat nicht mehr davon gesprochen, den Jungen zu entführen.« Sie erinnerte sich daran, was Shadamehr zu den Elfen gesagt hatte, als er sie wegschickte.

Niemand kann Vinnengael mehr helfen, nicht einmal die Götter

Alise war so entsetzt, dass sich ihr die Haare im Nacken und an den Armen sträubten.

»Ihr Götter! Der kleine König ist der Vrykyl!«, sagte Alise leise. »Der Vrykyl hat erst den König und dann seinen Sohn umgebracht und die Stelle des Jungen eingenommen. Kein Wunder, dass Shadamehr der Ansicht war, es gebe keine Hoffnung mehr für Vinnengael.

Ich glaube, ich verstehe jetzt, was passiert ist. Shadamehr hat den jungen König hochgehoben, weil er ihn mitnehmen wollte, und dann bemerkt, dass er ein Vrykyl ist.«

Alise konnte nicht anders – sie musste lachen. »Was für einen Schrecken das dem Geschöpf versetzt haben muss! Kein Wunder, dass er dir einen Dolchstoß versetzt hat, Shadamehr. Das ist wieder einmal bezeichnend für dich. Ein einziger

Vrykyl im Zimmer, und du packst ihn zielsicher und versuchst, ihn mitzunehmen!«

Ihr Lachen ging in Tränen über. Einen Moment lang schlug sie die Hände vors Gesicht, lange genug, um sich zusammenzunehmen. Dann holte sie tief Luft, wischte sich über die Augen und dachte darüber nach, was zu tun war.

»Ihr meint, der Vrykyl hat ihm diese Wunde zugefügt?«, fragte Jessan.

»Ja, so muss es gewesen sein«, sagte Alise.

»Der Ritter Gustav wurde vom Messer eines Vrykyl getroffen«, erklärte Jessan. »Selbst die Großmutter konnte nichts mehr tun, um ihn zu retten. Er hat mehrere Tage gegen die Leere angekämpft, aber am Ende ist er gestorben. Die Geister unserer Helden haben jedoch gegen die Leere gekämpft und seine Seele gerettet, sagt die Großmutter.«

Alise zuckte zusammen. Wie es sich für einen Trevinici gehörte, nahm Jessan den Tod einfach hin. Er gab keine verlogenen Allgemeinplätze von sich und versuchte auch nicht, den scharfen Dolch der Wahrheit stumpfer zu machen. Er hatte keine Ahnung, dass dieser Dolch sie mitten ins Herz traf.

»Schieb den Eimer näher heran«, sagte sie und tauchte das Tuch ins Wasser.

»Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, werde ich die Geister der Helden herbeirufen, um für Shadamehr zu kämpfen«, bot Jessan an.

»Seine Zeit ist noch nicht gekommen«, erwiderte Alise scharf. »Noch nicht.«

Jessan warf ihr einen Blick zu. Als er das nächste Mal etwas sagte, war sein Tonfall sanfter. »Vielleicht kann die Großmutter ihn ja retten. Der Ritter war alt. Shadamehr ist jung. Ich werde nach der Großmutter suchen und sie herbringen.«

Es gelang Alise, ihre starren, kalten Lippen zu einem Lächeln zu verziehen. »Ich glaube nicht, dass sie etwas tun könnte. Aber du hast Recht, Jessan. Du solltest gehen und deine Freunde suchen. Die Pecwae haben sich verlaufen und irren in der Stadt herum. Unsere Leute suchen nach ihnen, aber die Pecwae kennen dich und vertrauen dir, also werden sie eher zu dir kommen als zu anderen. Du solltest bei ihnen sein. Das ist deine Verantwortung. Ich werde mit Shadamehr hier bleiben.«

»Ich werde die Großmutter herbringen«, sagte Jessan und stand auf.

Alise sah, dass es keinen Sinn hatte, ihm zu widersprechen. Sie hatte keine Zeit mehr, und sie musste ihn loswerden.

»Unsere Leute hatten Anweisung, sich im Gasthaus zur Molligen Mieze zu treffen. Es ist nicht weit von hier. Geh zurück zur Hauptstraße. Folge ihr, bis du zu einem Kerzenmacherladen kommst. Du erkennst ihn am Schild mit der Kerze, das davor hängt. Dort biegst du links ab. Die Mollige Mieze ist am Ende der Gasse. Es wird um diese Zeit das einzige Gebäude sein, in dem noch Licht brennt. Wenn Ulaf da ist, schick ihn zu mir. Sag ihm, er soll sich beeilen. Aber kein anderer. Erzähle niemandem außer Ulaf von Shadamehr.«

Jessan nickte. Er wiederholte die Wegbeschreibung noch einmal und ging dann, ohne sich lange mit guten Wünschen oder Abschiedsworten aufzuhalten.

Als die Tür hinter ihm zufiel, blinzelte Alise die Tränen weg. »Ich muss stark sein«, sagte sie zu sich selbst. »Ich bin alles, was er hat!«

Sie stand auf, sah sich im Raum um und legte sich einen Plan zurecht. Sie griff nach der Laterne, ging zur Tür und verriegelte sie. Nun war sie einigermaßen sicher, dass man sie nicht stören würde, und kehrte zu Shadamehr zurück und kniete sich neben ihn. Alise war in der heilenden Erdmagie

ausgebildet, aber sie kannte sich auch mit einer anderen Art von Magie aus, welche erheblich gefährlicher war. Alise gehörte zu den wenigen Magiern, welche die Kirche für fähig gehalten hatte, mit der mächtigen, zerstörerischen Magie der Leere zurechtzukommen. Die Inquisitoren hatten ihr die Magie der Leere beigebracht und geplant, sie in ihren Orden aufzunehmen, der zielgerichtet nach Magiern der Leere suchte, um sie der Gerechtigkeit zuzuführen. Alise hatte diese Vorstellung bald recht geschmacklos gefunden, denn Inquisitor zu sein bedeutete, Freunde, Verwandte, sogar die eigenen Brüder auszuspionieren.

Ein ehemaliger Lehrer, ein Magier namens Rigiswald, hatte sie Baron Shadamehr vorgestellt. Der Baron war ein wohlhabender Adliger, zudem ein unabhängiger Denker und Abenteurer, und noch dazu die einzige bekannte Person, die je die Prüfung zum Paladin bestanden und sich dann geweigert hatte, sich der heiligen Verwandlung zu unterziehen. Damit hatte er sich den Zorn der Kirche, seines Königs und wahrscheinlich auch der Götter zugezogen.

Shadamehr hatte Alise nie verraten wollen, wie alt er war, aber sie nahm an, dass er Mitte dreißig sein musste. Er hatte eine Adlernase, ein Kinn wie eine Axtklinge, Augen so blau wie der Himmel über Neu-Vinnengael und einen langen schwarzen Schnurrbart, auf den er unerträglich stolz war.

Alise strich Shadamehrs Haar mit der Hand zurück und bemerkte ein paar Silberfäden in den dunklen Locken und graue Haare im Schnurrbart.

Ich werde ihn damit necken, dachte sie und setzte sich neben ihn.

Der leichtsinnige, wagemutige Shadamehr hatte seltsame Ansichten. Er war der Meinung, dass die verschiedenen Völker der Welt damit aufhören sollten, einander umzubringen, und stattdessen lernen müssten, miteinander zurechtzukommen. Er

sagte häufig, die Leute sollten aufhören, den Göttern etwas vorzujammern und um ein besseres Leben zu beten, und lieber selbst an der Verbesserung arbeiten.

Wie bezeichnend für ihn, den jungen König vor der Nase eines Vrykyl entführen zu wollen! Wie bezeichnend für ihn, dass er selbst den weisen und vernünftigen elfischen Paladin Damra von seinem Plan überzeugt hatte, so dass sie schließlich mitmachte.

»Vielleicht hast du deine Lektion ja dieses Mal gelernt«, sagte sie zu ihm, auch wenn sie sich wenig Hoffnung machte. Und wenn sie genauer darüber nachdachte, wollte sie gar nicht, dass er sich änderte.

Sie warf einen Blick zur Tür. Wenn Ulaf doch nur kommen würde! Alise konnte ihre heilende Magie nicht für Shadamehr nutzen. Sie hatten einen Zauber der Leere gewirkt, um ihn und seine Begleiter vor der Palastwache zu retten. Und nun war sie von der finsteren Essenz dieser Magie besudelt, die immer nur zerstören und niemals dazu verwendet werden kann, etwas zu schöpfen oder zu retten. Wenn Alise versuchen würde, Shadamehr mit ihrer Erdmagie zu retten, würde der Bann in ihrer Hand zerbröckeln wie ein verbranntes Stück Gebäck.

Ulaf würde Shadamehr helfen können, denn auch er war ein fähiger Erdmagier. Alise konnte sich allerdings nicht darauf verlassen, dass er rechtzeitig auftauchte, und selbst wenn Jessan ihn fand und zu ihr schickte, bezweifelte sie, dass Ulaf eine solche Wunde heilen konnte.

Alise versuchte, sich einen ausgesprochen schauerlichen Zauber wieder ins Gedächtnis zu rufen.

Magie der Leere ist gefährlich, und das nicht nur für ihre Opfer, sondern auch für die Magier, welche sie verwenden, denn Magie der Leere verlangt ein Opfer – ein wenig von der Lebenskraft des Magiers, um den Bann zu stärken –, und das bewirkt, dass der Magier selbst Schmerzen ertragen muss und

sich erschöpft. Selbst die schlichtesten Bannsprüche bewirken Risse und Pickel auf der Haut, und die größeren können solche Schmerzen verursachen, dass der Zauberer das Bewusstsein verliert oder gar stirbt.

Da sie wegen der schrecklichen Natur ihrer Magie keine Heilkräfte benutzen können, haben die Magier der Leere Bannsprüche entwickelt, die etwas von der eigenen Lebenskraft eines Magiers in den Körper eines Verwundeten oder Kranken verschieben können, um diese Person zu retten. Angeblich war dieser Bann im alten Dunkarga zur Vollendung gebracht worden, in einem Land, in welchem Magie der Leere weithin akzeptiert war. Der Bann wurde nicht oft benutzt, und dann auch nur in sehr verzweifelten Situationen, denn wenn man ihn nicht richtig anwandte, konnte das Ergebnis sowohl für den Magier als auch für den Patienten tödlich sein.

Vor allem aber warnten alle Lehrbücher: »Der Bann sollte nie von einem Zauberer gewirkt werden, der allein ist und niemanden hat, der ihm hilft. Denn um diesen Bann zu wirken, muss sich der Zauberer in körperlichen Kontakt mit der Person begeben, die den Nutzen daraus beziehen soll. Wenn der Bann gesprochen wird, zieht die Magie der Leere die Lebenskraft aus dem Zauberer und lässt sie in den Körper des Patienten fließen.

Der Magier muss wissen, wann der Bann aufgehalten und der Kontakt abgebrochen werden muss, und dazu ist ein Assistent vonnöten. Wenn dem Zauberer die Lebenskraft genommen wird, wird er schwächer und schwächer. Wenn er das Bewusstsein verliert und dabei immer noch das Opfer berührt, wird die Magie dem Zauberer weiterhin die Lebenskraft entziehen, bis ihm keine mehr bleibt. Daher diese Warnung: Dieser Bann darf niemals von einem Zauberer heraufbeschworen werden, der allein arbeitet! Es sollten mindestens zwei Zauberer anwesend sein – einer, welcher den

Bann wirkt, und einer, um den Kontakt zu brechen, falls der erste Magier das Bewusstsein verlieren sollte.«

Alise hatte den Zauber noch nie angewendet. Sie hatte sich selbstverständlich damit beschäftigt, aber sich einen so schrecklichen Bann nicht einmal gemerkt. Sie hasste es, Magie der Leere einsetzen zu müssen. Es waren nicht einmal die Schmerzen, die sie am meisten störten, obwohl die schlimm genug waren, und nicht die entstellenden Pickel und Abszesse. Alise hasste es, wie die Magie sich in ihr anfühlte: Es war, als fräßen Maden an ihrer Seele.

Aber sie hatte keine andere Wahl. Shadamehrs Haut hatte sich gräulich verfärbt. Sein Atem kam nicht mehr rasch und flach, sondern als ersticktes Keuchen. Er zitterte vor Kälte und wand sich vor Schmerzen. Seine Nägel waren blau, und die Haut fühlte sich kalt an, als hätte der Tod ihn bereits für sich beansprucht.

Alise schaute über die Schulter zur Tür.

Wirke diesen Zauber niemals allein!

Sie sah die Worte in ihrem Geist fett gedruckt in den Büchern, hörte, wie ihre Lehrer sie wieder und wieder warnten. Wenn doch nur Ulaf endlich da wäre!

Aber er würde nicht rechtzeitig eintreffen. Das musste sie jetzt zugeben. Ulaf hatte sich auf die Suche nach den Pecwae gemacht und war dabei vielleicht selbst in Gefahr geraten. Sie konnte nicht warten. Shadamehrs Verfall war zu weit fortgeschritten.

Alise schob die Laterne zurecht, dann griff sie in eine Geheimtasche, die sie in ihr Kleid genäht hatte, und holte ein kleines, schmales Buch in unauffällig grauem Ledereinband heraus. Das Buch wirkte von außen ganz harmlos. Selbst wenn man es öffnete, musste man ein Schüler der Magie sein, um zu erkennen, dass dieses kleine Buch ein Leben wert war. Wenn

die Kirche Alise mit diesem Buch verbotener Bannsprüche entdeckte, würde man sie zum Tode verurteilen.

Schon während sie die Seiten umblätterte, konnte Alise spüren, wie die schauerliche Magie begann, unter ihre Haut zu kriechen.

Sie las den Zauberspruch durch und spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Sie war gezwungen, die Hand auf den Mund zu drücken, damit sie sich nicht übergeben musste. Schon die Worte im Geist zu wiederholen, bewirkte, dass ihr übel wurde, und machte sie so schwach und schwindelig, dass sie kaum bei der Sache zu bleiben vermochte. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie widerwärtig und schmerzhaft es sein würde, sie auszusprechen. Alise beugte sich vor und küsste Shadamehr sanft und zärtlich auf die Lippen. Sie griff nach seiner Hand, drückte sie an ihre Brust und begann, die schrecklichen, von Maden zerfressenen Worte laut auszusprechen.

Die ursprüngliche Schänke zur Molligen Mieze war ein berühmtes Lokal in Alt-Vinnengael gewesen. Noch zweihundert Jahre später erzählten sich die Leute Geschichten von diesem Gasthaus, seinem fetten Besitzer und der noch fetteren roten Katze, die der Schänke den Namen gegeben hatte. Die Geschichten waren beinahe so etwas wie Überlieferungen geworden, und beinahe jedes Lied, das ein Bänkelsänger über Helden aus längst vergangenen Zeiten sang, begann mit einer bedeutsamen Begegnung in der Molligen Mieze.

Als die Stadt Neu-Vinnengael noch im Planungsstadium war, kam es zu einer Schlägerei zwischen mehreren Möchtegern-Kneipenwirten, die ihr Lokal nach der legendären Schänke benennen wollten. Schließlich erklärte einer der Streithähne, er könne beweisen, der Nachfahre des berüchtigten fetten Besitzers zu sein, und er besaß sogar eine fette Katze, von welcher er behauptete, sie sei die Nachfahrin der berüchtigten roten Katze. Seine Beweise wurden akzeptiert. An dem Tag, als der König in der neu errichteten Stadt Neu-Vinnengael in seinen Palast einzog, eröffnete der Wirt die Mollige Mieze Nummer zwei. Danach war die Schänke in der Familie geblieben, und nun wurde sie von einem Nachfahren des ursprünglichen Besitzers betrieben. Eine Nachfahrin der roten Katze schlief tagsüber in der Sonne und trieb sich nachts im Schankraum herum.

Das Lokal war bei den Mitgliedern der Shadamehr-Familie immer beliebt gewesen, und ein Vorfahr des derzeitigen Barons hatte vor Jahren insgeheim dem damaligen Wirt aus seinen Geldnöten geholfen. Das Gasthaus verfügte über eine Hintertür, die zu einer sehr dunklen Gasse führte, die ihrerseits von einer leicht zu erkletternden Mauer begrenzt war, außerdem eine andere Tür, die zum Dach führte, von dem aus gesehen andere Dächer in Sprungweite lagen. Da die Shadamehrs – ein exzentrischer und unabhängiger Haufen – unermüdlich im Dienst der Schwachen und Unterdrückten kämpften, neigten sie dazu, die Starken, Mächtigen gegen sich aufzubringen, die ihrerseits alles andere als erfreut über solche Einmischung waren und immer wieder versuchten, die Barone und ihre Leute aufzuhalten, was bedeutete, dass solche Möglichkeiten zu eiliger Flucht im Lauf der Jahre einer ganzen Reihe von Shadamehrs sehr willkommen gewesen waren. Ulaf kannte das Lokal recht gut und hielt es für einen hervorragenden Ort, um sich mit den Leuten zu treffen, die ihn darüber informierten, was in der Welt vorging. Die Schänke war auch der Ort, an dem Shadamehrs Leute sich sammelten, wenn es Ärger gab.

Nachdem er die Pecwae gefunden hatte, geleitete Ulaf sie daher zur Molligen Mieze, und zwar so schnell wie möglich, wobei er stets wachsam nach den Patrouillen Ausschau hielt. Die Glocken für die Sperrstunde erklangen gerade, als er in die Straße einbog, an der das Gasthaus lag.

Die Straßen waren überwiegend leer. Die Patrouillen waren schon auf dem Weg und suchten nach allen, die die Sperrstunde missachteten. Sie suchten auch nach Baron Shadamehr, aber das konnte Ulaf nicht ahnen. Er wusste, dass irgendetwas schief gegangen war, denn er hatte die kleinen Pfeifen gehört, die Shadamehrs Leute ertönen ließen, wenn etwas nicht in Ordnung war. Ulaf hatte gerade herausfinden

wollen, was los war, aber dann hatte er die Pecwae entdeckt, die in diesem Augenblick um eine Ecke bogen, und war stattdessen ihnen gefolgt.

Er würde gewiss alles erfahren, sobald er den Treffpunkt erreichte. Inzwischen hatte er die beiden Pecwae gefunden, und Bashae trug den Stein der Könige in seinem Rucksack. Ulaf hatte vor, alle drei bei sich zu behalten.

Er wäre allerdings gern diesen Trevinici-Krieger losgeworden, der so überraschend aufgetaucht war.

»Was für ein seltsamer Zufall«, murmelte Ulaf, »dass in einer Stadt, in welche sonst niemals Trevinici oder Pecwae kommen, plötzlich eine solche Begegnung stattfindet.«

Und dann fiel ihm ein, dass Shadamehr einmal gesagt hatte: »So etwas wie Zufälle gibt es nicht – das sind alles nur böse Streiche, die uns die Götter spielen.«

Wenn das hier ein Streich war, wer sollte dann darüber lachen? Bashae und die Großmutter kamen aus einem Land, das weit von Neu-Vinnengael entfernt war, einem Land, in dem der Anblick von Trevinici, den alten Beschützern der Pecwae, nicht ungewöhnlicher war als der von Spatzen. Sie konnten nicht wissen, dass es etwa so wahrscheinlich war, einen Trevinici in Neu-Vinnengael zu treffen, als sähe man einen Wal in einem der städtischen Brunnen schwimmen. Ulaf nahm an, dass Jessan der erste Trevinici gewesen war, der seit zwanzig Jahren einen Fuß in die Stadt gesetzt hatte – wenn nicht gar seit noch längerer Zeit. Dass es nun zwei Trevinici in Neu-Vinnegael geben sollte, strapazierte die Glaubwürdigkeit bis an ihre äußersten Grenzen.

Und dass dieser Trevinici ausgerechnet über die beiden Pecwae »gestolpert« sein sollte…

Man hatte Ulaf davor gewarnt, dass Vrykyl die Pecwae verfolgten, oder genauer gesagt, den Stein der Könige, welchen einer der beiden bei sich trug. Leider kannte sich Ulaf

nur zu gut mit Vrykyl aus. Er war ihnen sehr zu seinem Bedauern schon öfter begegnet. Sie konnten die Gestalt jeder Person annehmen, die sie getötet hatten, und er nahm an, dass es sich bei diesem seltsamen Trevinici, der nun neben ihm die Straße entlangging, um einen dieser mächtigen und schrecklichen Vrykyl handelte. Ulaf wusste es nicht vollkommen sicher, und er hatte nicht vor, den Vrykyl dazu zu zwingen, sich zu enttarnen, aber wenn dieser Trevinici tatsächlich ein Geschöpf der Leere war, befanden sie sich alle in großer Gefahr.

»Andererseits«, stritt sich Ulaf mit sich selbst, »wenn der Trevinici ein Vrykyl ist, wieso benutzt er dann nicht seine Magie der Leere, um mich in ein Häuflein fettiger Asche zu verwandeln, sich die Pecwae zu schnappen und zu verschwinden? Warum trabt er dann so zahm neben uns her?

Die offensichtliche Antwort«, erklärte er sich selbst, »lautet, dass der Vrykyl den Befehl hat, sich selbst und seine Magie zu verbergen.«

Auch das war kein Trost, denn es führte nur zu einer weiteren Reihe schrecklicher Vermutungen und Befürchtungen, deren wichtigste war, dass es hier noch mehr Vrykyl gab, die für ihren Herrn, Dagnarus, den Lord der Leere, arbeiteten, während dieser seine Armeen aus dem Norden in Richtung Neu-Vinnengael führte.

Ulaf kam zu dem Schluss, dass der klügste Kurs darin bestand, alle – Pecwae, Trevinici und Vrykyl – zu der verabredeten Schänke zu bringen, wo sie hoffentlich Baron Shadamehr und den Rest seiner Leute finden würden. Zusammen konnten sie herausfinden, wie sie mit dieser tödlichen Lage zurechtkommen sollten.

Die Mollige Mieze befand sich am Ende eines Häuserblocks an der Straße der Kerzenmacher. Als sie in die Straße einbogen, war schon lautes Lachen zu hören. Das

Wirtshausschild zeigte die berühmte schlafende rote Katze und schwankte knarrend in der Abendluft.

Als Ulaf die schwere Holztür zum Schankraum aufriss, trafen ihn die Hitze und der Lärm mit der Wucht eines zwergischen Feuerbanns. Im Erdgeschoss befand sich die eigentliche Kneipe mit zwei Gemeinschaftsräumen, wo Reisende auf einem Strohsack übernachten konnten. Ein riesiger Kamin am Ende des Schankraums lieferte Licht und Wärme. Ulaf entdeckte eine Reihe seiner Freunde unter den Gästen und seufzte vor Erleichterung. Er packte die Pecwae, die wie erschrockene Kaninchen auf der Schwelle stehen geblieben waren, und schob sie hinein. Der Trevinici zögerte auf der Schwelle, und Ulaf hoffte, dass die Menschenmenge ihn einschüchtern und er beschließen würde, zu verschwinden. Tatsächlich verzog der Krieger beim Anblick so vieler Leute mürrisch das Gesicht, aber dann folgte er den beiden Pecwae nach drinnen und klammerte sich an sie wie der Tod.

Ein unselig angemessener Vergleich, dachte Ulaf.

Er sah sich rasch nach Shadamehr um, aber er konnte den Baron nicht finden, und das war ein schlechtes Zeichen. Entweder war Shadamehr immer noch unter Arrest, oder etwas Schlimmeres war geschehen. Keiner von Shadamehrs Leuten gab offen zu erkennen, dass sie Ulaf kannten, der sich seinerseits auch nicht anmerken ließ, dass er zu ihnen gehörte. Der Wirt, der Ulaf gut kannte, schaute an ihm vorbei, und die geschäftigen Kellnerinnen warfen ihm gequälte Blicke zu, als wäre er nur ein weiterer ganz gewöhnlicher Gast. Alle wussten, dass Ulaf hier vielleicht etwas Wichtiges zu tun hatte und vielleicht eine seiner falschen Identitäten benutzte. Er würde schon ein Zeichen geben, wenn er erkannt werden wollte.

Der Schankraum war überfüllt. Die Ausgangssperre hatte Besucher von Neu-Vinnengael überrascht, und sie würden sich

zu viert ein Bett teilen müssen. Dazu kamen noch ein paar Ortsansässige, die in der Nähe wohnten und glaubten, sich nach Hause schleichen zu können, bevor die Patrouillen sie erwischten. Sie waren hergekommen, um über die Kriegsgerüchte zu sprechen. Alle Tische waren voll, aber Ulaf machte sich deshalb keine Gedanken, und tatsächlich wurde bald nach seiner Ankunft ein Tisch nahe der Tür frei. Er steuerte die Pecwae in diese Richtung. Die beiden Männer, die zuvor am Tisch gesessen hatten, gingen an Ulaf vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, aber einer rieb sich die Nase auf recht seltsame Art.

Ulaf kannte den Mann und die Bedeutung des Zeichens. Etwas Schlimmes war passiert, und sie mussten reden. Der Mann ging nun an die Theke. Ulaf wollte die Pecwae nur ungern mit dem seltsamen Trevinici allein lassen, aber er musste erfahren, was geschehen war.

Er brachte die Großmutter zu ihrem Stuhl, und es fiel ihm auf, dass die für gewöhnlich muntere ältere Pecwae ungewöhnlich still blieb. Hin und wieder hob sie den Stock mit den Achataugen und drehte ihn hierhin und dahin. Dann schüttelte sie mit finsterer, missbilligender Miene gleichzeitig ihren Kopf und den Stock.

Ein paar Gäste starrten die Pecwae und den Trevinici an. Shadamehrs Leute vermieden jedoch angestrengt jeden längeren Blickkontakt und taten, was sie konnten, um die anderen abzulenken. Der Mann an der Theke rieb sich die Nase noch einmal, und dieses Mal nieste er laut.

Der fremde Trevinici setzte sich nicht, sondern blieb an die Wand gelehnt stehen, verschränkte die Arme vor der Brust und starrte die Pecwae mit finsterer Miene an.

»Bashae«, sagte Ulaf. »Komm mit – «

»Seht doch, da ist Jessan!«, rief Bashae. Er winkte. »Hierher, Jessan!«

Jessan betrat die Schankstube, und er war so zufrieden und erleichtert, seine Freunde zu sehen, dass sich seine für gewöhnlich strenge Miene zu einem Lächeln entspannte. Er hielt einen Augenblick inne, um den fremden Trevinici verblüfft anzustarren, und wollte den andern Krieger gerade begrüßen, aber dann erinnerte er sich daran, dass er eine dringende Botschaft zu überbringen hatte. Also wandte er sich als Erstes an Ulaf und flüsterte ihm zu: »Ich muss mit Euch sprechen. Allein.«

Ulaf nickte, und die beiden gingen ein Stück auf die Tür zu.

»Ich komme von Alise und Shadamehr«, sagte Jessan. »Der Baron ist verwundet. Alise will, dass Ihr sofort zu ihr kommt.«

»Verwundet?«, fragte Ulaf entsetzt. »Schwer?« Es musste wohl so sein, wenn Alise nach ihm schickte.

»Er wird sterben«, sagte Jessan schlicht. »Er ist im Hinterzimmer einer Kneipe dort drüben.« Er wies mit dem Daumen in die entsprechende Richtung. »Alise ist bei ihm, aber ich glaube nicht, dass sie viel für ihn tun kann. Es geht ihm sehr schlecht.«

»Ihr Götter«, sagte Ulaf und spürte, wie seine eigene Energie aus ihm hinaussickerte.

Seine erste Regung bestand darin, sofort loszustürzen, aber er zwang sich dazu, die Situation noch einmal zu durchdenken. Er musste sich um die Pecwae kümmern – um die Pecwae und den Stein der Könige. Er war für sie verantwortlich und konnte sie nicht allein lassen. Er warf einen Blick zu dem Mann an der Theke, der seinen Blick mit einem noch lauteren Niesen beantwortete. Jessan hatte sich indessen wieder dem Trevinici zugewandt und starrte ihn an.

»Jessan«, sagte Ulaf. »Kennst du diesen Mann?«

»Nein«, antwortete Jessan. »Ich habe ihn noch nie zuvor gesehen. Aber seinen Zeichen nach zu schließen gehört er zu

einem Stamm, welcher weit von meinem entfernt lebt, irgendwo in der Nähe von Vilda Harn.«

»Das ist seltsam«, meinte Ulaf, »weil er nämlich behauptet, dich zu kennen. Er hat den Pecwae erzählt, du hättest ihn nach ihnen geschickt. Er hat deinen Namen benutzt, um zu versuchen, sie aus der Stadt zu schicken.«

Jessan runzelte die Stirn. »Warum sollte er so etwas tun? Ich habe ihn noch nie zuvor gesehen. Ich war die ganze Zeit bei Baron Shadamehr.«

»Jessan«, sagte Ulaf rasch, »ich muss dir jetzt etwas sagen, das du vielleicht nicht gern hörst, aber du musst vollkommen ruhig bleiben. Du darfst dir auf keinen Fall etwas anmerken lassen. Ich glaube, dieser Trevinici ist ein Vrykyl.«

Jessan starrte Ulaf einen Augenblick an. Seine Augen wurden dunkler, seine Miene noch ein wenig finsterer, aber er sagte nichts.

»Entlarve ihn nicht«, warnte Ulaf. »Nicht hier drin. Ich glaube, er hat es auf den Stein der Könige abgesehen, und er würde nicht zögern, alle hier umzubringen, um ihn zu bekommen.«

»Was werden wir tun?«, wollte Jessan wissen.

»Du gehst hinüber und sprichst mit dem Trevinici. Sieh nur, wie beunruhigt er ist. Er weiß, dass etwas nicht stimmt. Versuche, ihn abzulenken.«

»Und was dann?«

»Gleich wird hier das Chaos ausbrechen. Wenn das passiert,

schnappst du dir die Großmutter und Bashae und bringst sie nach draußen. Bring sie zu Alise und Shadamehr.«

»Was ist mit dem Vrykyl? Was, wenn er versucht, mich aufzuhalten?«

»Mach dir wegen dem Vrykyl keine Gedanken. Um den kümmere ich mich schon. Deine einzige Sorge sind die Pecwae, verstanden?«

Jessan nickte und ging zu dem fremden Trevinici, um mit ihm zu reden. Ulaf blieb noch einen Augenblick, wo er war, erwartete das Schlimmste und machte sich darauf gefasst, sofort handeln zu müssen. Jessan wusste jedoch, was er tat, und schon bald unterhielten sich die beiden Krieger scheinbar friedlich. Bashae kaute zufrieden an Brot und Käse und lauschte den beiden Trevinici. Die Großmutter starrte mit leicht geöffnetem Mund ins Leere, und ihr Blick wirkte glasig und leer.

Ulaf gefiel nicht, wie sie aussah. Er fragte sich, ob sie vielleicht kurz vor einem Schlaganfall stand, wie ihn ältere Menschen mitunter erlitten. Aber wenn das der Fall sein sollte, konnte er nichts dagegen tun. Er drängte sich durch bis zur Theke. Dabei hob er lässig die kleine Pfeife, welche er an einer Silberkette um den Hals trug, und holte sie heraus, so dass alle sie sehen konnten. Er spielte damit, führte sie aber nicht an die Lippen.

An der Theke stellte er sich direkt neben den Mann, welcher sich die Nase gerieben hatte.

»Was gibt es, Guerimo?«

»Im Palast hat es Ärger gegeben. Shadamehr und der Paladin mussten durch ein Fenster fliehen. Jetzt sind ihnen die Kriegsmagier auf den Fersen!«

»Kriegsmagier!«, stöhnte Ulaf.

»Sie sind wahrscheinlich schon auf dem Weg hierher. Sie wissen, dass er für gewöhnlich in diesem Gasthaus absteigt, wenn er in der Stadt ist. Weißt du, wo der Baron steckt? Wir müssen ihn warnen.«

Während Ulaf zuhörte, behielt er die Pecwae, Jessan und den falschen Trevinici im Auge.

»So seltsam es klingen mag«, sagte Ulaf. »Das ist im Augenblick meine geringste Sorge. Ich brauche ein bisschen Ablenkung.«

»Das Übliche?«, fragte Guerimo grinsend.

Jessan hatte sich dazu entschlossen, Neu-Vinnengael zu verlassen, noch bevor er die Mollige Mieze betreten hatte. Auf dem Weg zur Schänke, die er eher zufällig als mit Hilfe von Alises Beschreibung gefunden hatte, hatte er einen Plan geschmiedet. Er würde die beiden Pecwae holen und mit ihnen in ihre Heimat zurückkehren, an einen Ort, an welchem man die Sonne sehen und klare Luft atmen konnte. Wenn er erst einmal dort wäre, würde er auch in der Lage sein, alles genau zu durchdenken und die Antworten zu finden, die ihm irgendwo unterwegs verloren gegangen waren.

In Jessans früherem Leben – der Art von Leben, das er geführt hatte, bevor man ihn mit dem Stein der Könige auf den Weg geschickt hatte – hatte er noch als Kind gegolten. In seinem neuen Leben hatte er seine Kindheit hinter sich gelassen. Er hatte gegen einen mächtigen Feind gekämpft und ihn getötet. Er hatte seinen Kriegernamen gefunden – Verteidiger. Er hatte treu zu dem Versprechen gestanden, das er dem sterbenden Ritter Gustav gegeben hatte. Er hatte fremde Länder bereist, war seltsamen Völkern begegnet und hatte dabei gelernt, einige von ihnen zu bewundern, andere zu verabscheuen und wieder andere zu fürchten. Er hatte viel gelernt – das sagte man ihm jedenfalls dauernd. Aber wenn er genauer darüber nachdachte, kam Jessan zu dem Schluss, dass das wohl ein Irrtum sein musste. In seinem früheren Leben hatte er auf alles eine Antwort gewusst. Jetzt kannte er nur noch Fragen.

Er musste diese Stadt hinter sich lassen, in der er zu Anfang immer in die richtige Richtung ging, aber dann jedes Mal falsch abbog und in einer Sackgasse landete. Er konnte den Himmel kaum sehen, weil die Mauern so hoch waren, und er konnte die Sonne nicht spüren, weil die Gebäude Schatten warfen, und er konnte diese stinkende Luft nicht atmen.

Als er das Gasthaus mit seinem Durcheinander aus Hitze, Lärm und hellem Licht erreichte, hatte das seine Entscheidung nur noch bestätigt. Es überraschte ihn nicht einmal mehr besonders zu erfahren, dass dieser fremde Trevinici ein Vrykyl sein sollte. In Jessans früherem Leben hätte er schon den Gedanken an so etwas unmöglich gefunden. In diesem Leben misstraute er allem und jedem. Er wusste, dass das Böse selbst in der freundlichsten Verkleidung lauerte, und er hasste es, das zu wissen.

Er war froh, Bashae und die Großmutter zu sehen, froh, dass sie in Sicherheit waren und genau so verloren und einsam aussahen, wie er sich fühlte. Es blieb nur noch ein Hindernis, und das war der Stein der Könige. Sie hatten ihr Versprechen gegenüber dem sterbenden Ritter Gustav gehalten. Jessans Ansicht nach hatten sie sogar noch viel mehr getan als das. Bashae hatte versucht, Damra den Stein der Könige zu geben, und dann hatte er ihn Baron Shadamehr überreichen wollen. Beide hatten ihn nicht angenommen und die gewaltige Verantwortung Bashae überlassen. Als Jessan nun die kleinen, zerbrechlich aussehenden Pecwae anschaute, umgeben von großen Menschen mit geschickten Fäusten und bedroht von diesem Vrykyl, kochte er vor Zorn.

»Der Stein ist alles, was sie wollen. Sollen sie ihn doch haben«, sagte der junge Krieger zu sich selbst. »Wir haben unsere Aufgabe erledigt. Wir haben genug getan.«

Bashae rutschte auf seinem Stuhl zur Seite und bot Jessan die Hälfte der Sitzfläche und mehr als die Hälfte von Brot und Käse an.

»Ich bin froh, dich zu sehen, Jessan«, sagte Bashae. »Ich habe mir schon Sorgen um dich gemacht. Feuersturm sagte, man hätte dich gefangen genommen.«

Jessan warf einen fragenden Blick zu Feuersturm, der ihn seinerseits genauestens beobachtete. War dieser Mann wirklich ein Vrykyl? Jessan hätte es nicht sagen können. Feuersturm sah genau so aus, wie ein Trevinici-Krieger aussehen sollte, bis hin zu den Fransen an seinen Lederhosen.

»Ich bin froh, dass du meinen Freunden geholfen hast, Feuersturm«, sagte Jessan. »Sie sind die Gefahren einer Stadt nicht gewohnt. Aber es wundert mich, dass du behauptet hast, mich zu kennen, wenn dies das erste Mal ist, dass wir uns begegnen.«

Jessan war der Ansicht, das sei eine ganz natürliche Frage, eine, die sowohl ein Vrykyl als auch ein Tevinici jetzt von ihm erwarten würde.

Feuersturms Miene entspannte sich ein wenig. »Ich muss zugeben, dass ich ein wenig übertrieben habe, wenn auch nicht so sehr, wie du vielleicht denkst. Der Ruf von Jessan und seiner Suche hat sich bei unserem Volk rasch verbreitet.«

»Es ist auch meine Suche«, mischte sich Bashae ein wenig gekränkt ein. »Wir machen das zusammen, Jessan und ich. Und die Großmutter.«

»Selbstverständlich«, sagte Feuersturm höflich. »Tut mir Leid.«

Er sagte vielleicht sogar die Wahrheit, musste Jessan zugeben. Sein Volk hatte zweifellos inzwischen von der Geschichte des sterbenden Ritters gehört und von denen, die sich aufgemacht hatten, Gustavs »Zeichen der Liebe« ins Elfenland zu bringen. Aber das erklärte immer noch nicht, was

Feuersturm hier in Neu-Vinnengael machte – weit entfernt von der Heimat der Trevinici.

Andererseits ließ sich kein Trevinici-Krieger je zu Schmeicheleien herab. Es war wahrscheinlicher, dass sie einen beleidigten, statt dass sie versuchten, freundlich zu sein.

»Bashae«, sagte Jessan. »Ich muss zur Latrine. Komm mit, damit du dich nicht wieder verläufst.«

»Ich bin nicht derjenige, der es geschafft hat, sich gefangen nehmen zu lassen«, antwortete Bashae empört. Dann ging er zu Twithil über und beschrieb, was genau Jessan in der Latrine machen könnte.

Twithil war eine sehr bildreiche Sprache, und Jessan musste grinsen. Er schaute Bashae an und nickte beinahe unmerklich zu Feuersturm hin.

Bashae warf dem Trevinici einen Seitenblick zu. Das rechte Augenlid des Pecwae zuckte.

»Also gut, Jessan. Ich komme mit«, sagte er.

»Ich werde mich euch anschließen. Diese Stadtleute haben seltsame Bräuche«, fügte Feuersturm achselzuckend hinzu. »Bauen Häuser, in denen die Leute ihre Notdurft verrichten können.«

Jessan wollte gerade sagen, er hätte es sich anders überlegt und müsse nicht unbedingt gehen, als die Großmutter ein Kreischen von sich gab, das ihm die Haare zu Berge stehen ließ. Die alte Frau starrte Feuersturm wütend an und schlug ihn mit dem Achataugenstock auf die Brust.

Ulaf hörte das Kreischen, ein unheimliches, urtümliches Geräusch wie der schrille Schrei einer Maus, die sich in den Klauen eines Falken wiederfindet, oder der eines von einem Pfeil getroffenen Kaninchens. Das schreckliche Geräusch schnitt durch den Lärm der Kneipe und bewirkte, dass eine erschrockene Kellnerin einen Krug fallen ließ und sämtliche Gespräche augenblicklich abbrachen. Die Großmutter keifte

voller Wut in ihrer eigenen Sprache weiter und schlug abermals mit ihrem Achataugenstock auf Feuersturms Brust ein.

Der Stock zerbrach. Achataugen rollten und hüpften über den Boden, aber niemand achtete auf sie. Der Trevinici begann mit einer schrecklichen Verwandlung. Die Lederhose und das Lederhemd, die er getragen hatte, verschwanden. Das rötliche Haar und das strenge Gesicht des Trevinici-Kriegers verschwammen miteinander, die Gesichtshaut des Mannes schien ganz plötzlich zu verfaulen, und nur ein gruselig grinsender Schädel blieb übrig. Eine Rüstung so schwarz und mörderisch wie die Leere ergoss sich über seinen Körper. Ein schwarzer Helm glitt über den knochigen Schädel. Schwarze Handschuhe bedeckten Skeletthände.

»Ich hatte Recht«, dachte Ulaf. »Die Götter mögen uns helfen!« Die Menschen in der Kneipe blieben einen Augenblick verblüfft sitzen, dann brach ein Pandämonium los. Nur wenige wussten, um was für ein Geschöpf es sich da handelte, aber allen war klar, dass es geradewegs aus der Leere kam und dass ihm Tod und Vernichtung folgten. Einige versuchten zu fliehen, andere wollten sich verstecken. Alle schrien oder kreischten, sprangen auf oder duckten sich, fielen über Stühle und versuchten, unter Tische zu krabbeln. Shadamehrs Leute schauten erst den Vrykyl an, dann einander, dann Ulaf.

Er hatte nur den Bruchteil einer Sekunde, um eine Entscheidung zu treffen. Er kannte sich mit Magie recht gut aus, aber er hatte keine Hoffnung, die tödliche Magie der Leere eines Vrykyl bekämpfen zu können.

»Werft Sachen nach ihm!«, brüllte er über den Lärm hinweg. »Lenkt ihn ab!«

Ulaf konzentrierte sich auf die Worte des Banns, den er ohnehin hatte benutzen wollen, dann sprach er sie laut aus. Die

Magie kribbelte in seinem Blut. Er zeigte auf den Boden unter den Füßen des Vrykyl, und Magie floss durch ihn hindurch. Die Bodendielen begannen sich zu bewegen. Der Vrykyl verlor das Gleichgewicht und stürzte.

Shadamehrs Leute griffen nach Schalen, Flaschen, Krügen, was immer in der Nähe war, und warfen die Gegenstände nach dem Vrykyl. Teller zerbrachen an seinem Rückenpanzer, Bier spritzte über seinen Helm. Das würde ihm nichts schaden, ihn aber vielleicht durcheinander bringen und ihn davon abhalten, seine eigene Magie zu wirken.

Ulaf war kein besonders hoch gewachsener Mann. Er konnte nicht über die Köpfe der anderen Gäste hinwegsehen, von denen die meisten nun aufgesprungen waren, um entweder zu fliehen oder zu kämpfen. Er hatte Jessan in dem Durcheinander aus den Augen verloren und konnte nicht sehen, was aus ihm und den Pecwae geworden war.

Ulaf wagte es nicht, Zeit mit einer Suche nach ihnen zu verschwenden. Er empfahl sie alle den Göttern, rannte hinter die Theke, stieß eine Tür auf und sprang die Treppe zum ersten Stock hinauf. Er stürzte durch eine andere Tür und auf das Dach hinaus. Mehrere Gäste waren bereits auf der Straße und riefen nach den Wachen, aber Bewaffnete würden gegen den Vrykyl nichts ausrichten können. Ulaf spähte angestrengt in die dunklen Straßen.

Und dort waren sie: sechs Kriegsmagier in vollem Ornat – die gefürchtetsten Zauberer in Neu-Vinnengael, vielleicht sogar in ganz Loerem. Nur die besten, stärksten und diszipliniertesten Zauberer wurden zu auserwählten Kämpfern der Kirche ausgebildet. Sie waren nicht nur fähige Magier, sondern auch hervorragende konventionelle Krieger, und alle unter ihnen gehörten zu den besten Schwertkämpfern des Kontinents. Sie kämpften als Einheit, und wenn sie ihre magischen Fähigkeiten zusammen anwendeten, verfügten sie

über genug Macht, um ein Regiment zu dezimieren. Eine weiße Aura umgab sie, denn sie nutzten ihre Magie, um sich den Weg durch die dunklen Straßen zu beleuchten. Das magische Licht schimmerte auf ihren Schultern, Helmen und Kettenhemden und beleuchtete die Waffenröcke mit dem Wappen ihres hohen Amtes, welche sie über der Rüstung trugen. Sie durchsuchten die Stadt ausführlich, und dabei ließen sie sich Zeit und betraten jedes Haus.

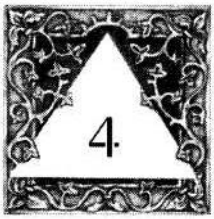
»Vrykyl!«, schrie Ulaf laut. Er versah das Wort mit den Schwingen der Magie und ließ es fliegen. »Vrykyl!«, brüllte er abermals. »In der Molligen Mieze!«

Er wartete einen angespannten Augenblick, dann sah er zu seiner Zufriedenheit, wie die Kriegsmagier die Köpfe hoben, sich umsahen und nach dem Ursprung der Stimme suchten, die in ihren Ohren explodiert war.

»Eilt euch!«, drängte Ulaf sie.

Aber dessen hätte es nicht bedurft. Die Kriegsmagier rannten bereits durch die Straßen.

Ulaf drehte sich um und eilte die Treppe wieder hinunter. Er war auf halbem Weg, als er einen gequälten Schrei hörte – das schrille, hohe Kreischen eines Pecwae.



Shadamehr kam langsam wieder zu Bewusstsein. Er wusste nur, dass er sich schwach fühlte und dass ihm übel war. Er lag auf dem Rücken, auf einer festen, kalten Oberfläche, und gelbes Licht flackerte irgendwo über ihm. Er fragte sich, was geschehen war, und versuchte, sich daran zu erinnern. Angst hielt ihn zurück. Er hatte Angst, dorthin zurückzukehren. Angst, sich zu erinnern. Etwas Entsetzliches war passiert. Der Schatten des Schreckens lag auf seinem Herzen, und er wagte es nicht, in die Vergangenheit zu schauen.

Eine seltsame, unangenehme Wärme durchdrang seinen Körper, als hätte man ihm Blut abgenommen, es in einem Kessel erhitzt und dann wieder zurückgegossen. Ein widerlicher metallischer Geschmack brannte in seinem Mund und ließ ihn würgen. Sein Magen zog sich zusammen. Er übergab sich, aber da er seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte, gab es nicht viel in seinem Magen. Er lehnte sich schaudernd wieder zurück.

Dann kamen die Erinnerungen, ungebeten und ungewollt. Er streckte die Arme aus, um den jungen König hochzuheben, den er vor der Regentin retten wollte, welche von einem Vrykyl übernommen worden war. Er packte das Kind, hob es hoch. Schreckliche, brennende Schmerzen zuckten durch seinen Körper. Er sah dem Kind ins Gesicht und fand sich einem Totenkopf gegenüber. Er sah in die Augen des Kindes und erblickte die Leere.

Der junge König von Vinnengael war ein Vrykyl.

Shadamehr konnte wieder sein hilfloses Entsetzen und den Ekel spüren, aber er vermochte sich nicht an viel mehr zu erinnern, denn das eiskalte Feuer aus der Wunde hatte begonnen, sich in seinem Körper auszubreiten.

Und selbst wenn sein Leben davon abgehangen hätte, so hätte er doch nicht zu sagen vermocht, wo er sich befand.

»Vielleicht ist es ja tatsächlich wichtig«, murmelte er und versuchte, sich hinzusetzen. »Der Vrykyl wird nach mir suchen. Ich kenne sein Geheimnis. Er darf mich nicht am Leben lassen. Bah! Verflucht!«

Shadamehr sackte wieder zusammen und blieb keuchend liegen. Schweiß lief ihm über den Körper. Er hörte ein Stöhnen, Gemurmel, unverständliche Worte. Er konnte nicht besonders klar sehen; er war geblendet, weil er in die Laterne gestarrt hatte. Er drehte sich um, schaffte es, sich auf einen Ellbogen zu stützen, suchte nach dem Ursprung der Stimme.

Er stöhnte schaudernd. »Alise!«

Sie lag neben ihm, und ihre Hand ruhte schlaff und reglos auf dem Boden. Sie hatte offenbar im letzten Augenblick die Hand nach ihm ausgestreckt…

Mit zitternden Fingern schob er die roten Locken beiseite, welche über ihr Gesicht gefallen waren. Er hielt den Atem an.

Alise war eine Schönheit, die nichts aus ihrer Schönheit machte. Sie schnaubte nur verächtlich bei dem Gedanken, dass sie schön war, und lachte laut über die Sonette und Lieder, die zu ihrem Lob geschrieben wurden, sehr zur Kränkung vieler ernsthafter junger Verehrer. Sie verfügte über eine scharfe Zunge und ein Temperament, das zu ihrem roten Haar passte; sie war klug und geistreich und nutzte all das, wie ein Stachelschwein seine Stacheln nutzt, um darunter ein treues, mitleidiges Herz zu verbergen.

Nun war ihre Schönheit verschwunden und zerstört. Risse durchzogen die weiche Haut ihrer Wangen, Blut lief über ihren

Hals. Scheußliche Abszesse bedeckten ihre Stirn und ein Auge, das zugeschwollen war. Ihre Lippen waren gerissen und geschwärzt. Die Hand, die sie nach Shadamehr ausgestreckt hatte, hatte sie vor Schmerzen geballt, so dass sich die Nägel tief ins Fleisch gegraben hatten. Sie stöhnte abermals – ein schmerzerfülltes Schluchzen.

»Alise!«, keuchte Shadamehr entsetzt. »Was ist passiert? Wer hat dir das angetan?«

Er wusste die Antwort, sobald er die Frage gestellt hatte.

»Ihr Götter!« Er schloss die Augen. »Ich war es selbst.«

Er hob ihre Hand, löste die steifen, verkrampften, kalten Finger und zog sie an seine Lippen. Tränen brannten ihm in den Augen.

Shadamehr war kein Magier, aber er kannte sich aus. Ein Magier namens Rigiswald, der sein Lehrer gewesen war, hatte einmal versucht, dem Baron ein paar einfache Bannsprüche beizubringen. Aber Shadamehr hatte sich nicht nur als vollkommen unfähig erwiesen, sondern die Magie berührte ihn darüber hinaus auf die schlimmste Weise. Jeder Zauber, an dem er sich versuchte, selbst die einfachsten, endete in einer Katastrophe. Shadamehr selbst kam meist unbeschadet davon, aber andere hatten oft nicht solches Glück. Nach einer Woche des Leidens, die ihm unter anderem eine Gehirnerschütterung und einen verstauchten Fuß eingebracht hatte, verbannte Rigiswald die Zauberbücher und verbot seinem Schüler, auch nur ein einziges Wort eines Zauberspruchs zu denken.

Shadamehr hatte sich weiterhin mit Magie beschäftigt, aber er achtete darauf, sich nicht mehr selbst an ihr zu versuchen. Er und Alise, Ulaf und Rigiswald hatten häufig ausführliche Gespräche über Magie geführt, auch über die Magie der Leere.

Magie der Leere konnte einen Sterbenden nicht direkt heilen, aber sie konnte ihn retten, indem man etwas von der Lebenskraft eines Magiers der Leere in den Körper des

Sterbenden übertrug. Dieser Zauber war jedoch ausgesprochen gefährlich, denn indem er das Opfer kräftigte, konnte der Zauberer selbst zu Tode kommen.

Shadamehr legte die Hand an Alises Hals. Er konnte ihren Puls kaum mehr spüren. Sie litt schreckliche Schmerzen, denn sie schrie und wand sich und zuckte. Aber selbst diese Schmerzen konnten sie nicht aus der tiefen Finsternis herausholen, in der sie um ihr Leben kämpfte. Um seinetwillen hatte sie sich der Leere überlassen, und die Leere versuchte nun, sie zu verschlingen.

Alise würde sterben, wenn er nicht etwas unternahm, ihr Hilfe brachte und eine Möglichkeit fand, die Leere aufzuhalten.

Sie würde sterben, ohne zu wissen, dass er sie liebte.

Shadamehr biss die Zähne zusammen, und mit ungeheurer Anstrengung gelang es ihm, die Arme zu heben und sich am oberen Rand eines Fasses festzuhalten. Er hielt einen Moment inne und rang nach Luft, dann zog er sich vollends in die Höhe. Über das Fass gebeugt blieb er zitternd und schaudernd stehen.

Er schaffte es, seinen Blick lange genug zu konzentrieren, um die Tür zu finden. Sie schien meilenweit entfernt zu sein. Er wusste nicht, wo er sich befand, denn er konnte sich nicht daran erinnern, wie er hierher gekommen war. Er konnte nichts hören. Hinter der Tür erklang kein Laut. Nun, da er daran dachte, erinnerte er sich vage daran, dass jemand an die Tür geklopft und gerufen hatte, aber das war vor einer Ewigkeit gewesen.

Er versuchte, nach Hilfe zu rufen, aber es kam nur ein Krächzen heraus. Er ließ das Fass los, machte einen Schritt und noch einen Schritt. Sein Kopf tat weh. Das Zimmer fing an, sich um ihn zu drehen. Sein Magen zog sich zusammen, die Knie gaben unter ihm nach. Er spürte, dass er fiel, und suchte

verzweifelt nach Halt, indem er nach dem Fass griff. Er warf es um, und er, das Fass und die Laterne fielen zu Boden.

Zum Glück setzte er den Keller nicht in Brand. Die Flamme der Laterne ging aus, ertrank in Öl.

Shadamehr verfluchte sich selbst, seine Schwäche und sein Versagen, das nun dazu führen würde, dass er die einzige Person verlor, für die er wirklich gestorben wäre.

»Du hättest mich sterben lassen sollen, Alise«, murmelte er.

Es gelang ihm, zu ihr zurückzukriechen, und er griff nach ihrer Hand, küsste sie, küsste ihr liebes, gepeinigtes Gesicht. Er nahm sie in die Arme, wiegte ihren Kopf an seiner Brust und drückte ihren schaudernden Körper an seinen.

»Du hättest mich sterben lassen sollen. Das wäre kein großer Verlust gewesen«, flüsterte er. »Nichts als ein eitler, unverantwortlicher, leichtsinniger Narr, der sich in Sachen einmischt, die ihn nichts angehen, einfach weil es Spaß macht, sich einzumischen.«

Er legte die Wange an ihr weiches Haar.

»Ja, ich weiß, ich sage mir immer, dass es dem Guten nützt. Ich behaupte, dass ich der Menschheit helfe, und vielleicht ist mir das tatsächlich hin und wieder gelungen. Aber ich tue es nur, weil es Spaß macht. Es geht ums Abenteuer. Immer nur ums Abenteuer. Wie bei diesem Durcheinander, in dem wir jetzt stecken. Was für eine verflucht dumme Idee – den König vor einem Vrykyl retten zu wollen! Ich habe das Leben meiner Freunde in Gefahr gebracht. Ich habe unseren Auftrag, den Stein der Könige zu retten, gefährdet. Und das alles nur zu meinem eigenen eigensüchtigen Vergnügen. Wenn ich auch nur einen Augenblick lang vernünftig darüber nachgedacht hätte, hätte ich das gewusst.

Der König stirbt plötzlich. Sein Sohn ist der Letzte, der ihn lebendig gesehen hat. Selbstverständlich würde niemand ein Kind verdächtigen. Niemand kommt auf den Gedanken, dass

der Junge etwas anderes sein könnte, als er zu sein scheint. Und wer würde mir schon glauben, wenn ich es ihnen erzählte? Wer wird einem berüchtigten Abenteurer glauben, der in seinem Leben kein ernstes Wort gesprochen hat? Einem Mann, dem das Recht gegeben wurde, zum Paladin zu werden, und der sich geweigert hat, und das nicht aus Protest gegen die Politik und nicht aus irgendwelchen philosophischen oder moralischen Überzeugungen. In Wahrheit habe ich mich schlicht und ergreifend deshalb geweigert, weil ich die Verantwortung nicht auf mich nehmen wollte.

Alise, Alise«, flüsterte er und drückte sie an sich. »Wenn ich ein Paladin wäre, könnte ich dich retten. Ich hätte mich selbst retten können. Und wegen meiner eigenen verfluchten selbstsüchtigen Faulheit habe ich das Einzige verloren, das mir wichtig war. Und nun wirst du von mir gehen und nie erfahren, dass ich dich liebe. Denn ich liebe dich, Alise«, sagte Shadamehr und küsste sie sanft. »Du bist meine Frau.«

Sie hatte aufgehört zu stöhnen. Sie wurde kälter, ihr Atem schwerer. Er drückte sie an sich und atmete jeden Hauch mit ihr, als könne ihr das helfen.

»Wenn du stirbst, Alise, will ich nicht weiterleben. Wenn du nicht zu meinem Leben gehörst, dann hat dieses Geschenk, das du mir gegeben hast, keinen Sinn. Aber obwohl ich es selbst nicht haben will, werde ich es nicht verschwenden. Ich werde dafür sorgen, dass du stolz auf mich sein kannst, Alise. Das verspreche ich dir.«

Der Vrykyl Jedash strengte sich an, die Illusion aufrechtzuerhalten. Feuersturm kehrte einen Augenblick lang zurück, aber inzwischen schrien die Leute und zeigten auf ihn. Ihm wurde klar, dass seine Maske für einen Augenblick verschwunden und seine Verkleidung durchschaut worden war. Also ließ er die nutzlose Trevinici-Illusion vollkommen vergehen und beschwor seine Magie herauf. Die Leere schützte ihn, überzog ihn mit seiner schwarzen Rüstung, verlieh ihm tödliche Magie und die Macht, sie anzuwenden.

Die Macht der Leere beeinflusst nicht nur den Geist, sondern auch das Herz. Und die Waffe der Leere ist die Angst. Der Schild der Leere ist Schrecken, ihre Rüstung Verzweiflung. Selbst den Besten und Tapfersten fällt es schwer, gegen die Leere zu kämpfen, denn sie zwingt einen dazu, gegen zwei Feinde gleichzeitig anzutreten – die eigene Angst und den Schrecken, dem man gegenübersteht.

Die Pecwae standen hilflos und wie erstarrt da. Der Vrykyl versuchte sie zu packen, und er hätte beinahe die Großmutter erwischt, als jemand einen Zauber bewirkte, der die Dielen bewegte. Jedash verlor das Gleichgewicht, taumelte rückwärts und krachte gegen die Wand.

»Werft Sachen nach ihm!«, schrie eine Stimme, und die Gäste der Schänke begannen, mit Geschirr zu werfen.

Teller und Schalen krachten gegen die Rüstung des Vrykyl, und Bierkrüge trafen seinen Helm. Die Geschosse konnten ihn nicht verletzen, aber sie ärgerten ihn und hielten ihn davon ab,

klar zu denken, so dass er keinen eigenen Zauber wirken konnte.

Die Luft rings um Jessan wurde kalt und feucht wie in einer Gruft. Er roch den süßen, Übelkeit erregenden Gestank nach Verwesung. Feuersturms Gesicht löste sich auf. Die Illusion von Fleisch verschwand und enthüllte die Wirklichkeit eines schauerlichen, grinsenden Totenkopfs.

Jessan besaß nur eine einzige Waffe: das Blutmesser. Er hatte schon einmal gegen einen Vrykyl gekämpft, und obwohl er beinahe umgekommen wäre, erinnerte er sich daran, dass dieses kleine Knochenmesser dem Untoten schwere Wunden zugefügt hatte. Jessan packte die Großmutter und riss sie hinter sich, schob sich zwischen sie und den Vrykyl, der nun inmitten von Scherben und Eintopfresten stand. Ein schlecht gezielter Bierkrug traf den jungen Krieger zwischen die Schulterblätter, aber er spürte dies kaum.

»Wo ist Bashae?«, schrie er und warf einen Blick über die Schulter.

Die Großmutter schüttelte den Kopf.

Jessan behielt seinen Feind im Auge, sah sich aber auch hektisch nach dem Pecwae um. Er schrie den Namen seines Freundes, aber selbst wenn Bashae tatsächlich geantwortet hätte, hätte Jessan es über das Brüllen und Johlen und Schreien hinweg nicht hören können, das überall ausgebrochen war. Dann riss die Großmutter fest an seiner Hose. Sie zeigte unter einen Tisch, und tatsächlich, dort hockte Bashae zitternd und geduckt, und seine Augen befanden sich auf gleicher Höhe mit dem gestürzten Vrykyl.

Bashae saß in der Falle zwischen Stühlen und Tischbeinen. Nur ein paar Fuß trennten ihn noch von dem Vrykyl. Jedash hatte diese Distanz in einem Herzschlag hinter sich gebracht.

Der Vrykyl griff nach den Lederriemen des Rucksacks.

Viele Monate hatte Bashae den Stein der Könige nun gehütet. Er hatte vielleicht nicht gewusst, um was es ging, als diese Sache begonnen hatte, aber nun wusste er es. Der Rucksack war sein Stolz, seine Verantwortung. Er hatte Bashae auf eine wunderbare Reise gebracht, hatte ihn zu vielen Orten begleitet, wo der junge Pecwae Dinge erblickt hatte, welche nur wenige von seinem Volk jemals zu Gesicht bekamen. Er fühlte sich dem Rucksack verpflichtet und hatte einen gewissen Besitzanspruch entwickelt. Bashae hatte schreckliche Angst vor dieser grausigen Kreatur, die Tod und Verzweiflung ausstrahlte. Er wollte einfach nur weg von ihr. So schnell wie möglich. Aber er war entschlossen, den Rucksack mitzunehmen.

Als der Vrykyl am Rucksack zog, zerrte der zornige Bashae unwillkürlich in die Gegenrichtung, und es gelang ihm, dem Vrykyl den Lederriemen zu entreißen. Bashae kroch rückwärts und war bald in einem Urwald aus Tischbeinen, Menschenbeinen und Menschenfüßen verschwunden. Jedash konnte ihm nicht folgen.

Wütend kam der Vrykyl auf die Beine. Er hob den Tisch hoch und warf ihn in die Menge. Dann entdeckte er Bashae unter einem anderen Tisch. Jedash sprang auf den Rucksack zu, den sich der Pecwae halb wieder umgeschnallt hatte, und packte beide. Er zog fest an dem Rucksack und hätte Bashae damit beinahe den Arm ausgerissen.

Der Lederriemen löste sich. Bashae spürte, wie er nachgab. Er drehte sich um, packte den Rucksack und trat nach dem Vrykyl.

Jessan versuchte verzweifelt, Bashae zu erreichen, aber der Vrykyl befand sich zwischen ihm und seinem Freund, und Stühle, Tische und erschrockene Gäste standen zwischen Jessan und dem Vrykyl. Jessan warf Stühle beiseite und stieß

alle Schankgäste um, welche ihm in den Weg gerieten. Er erhaschte den einen oder anderen Blick auf glitzernde Augen und weit aufgerissene Münder, aber das bedeutete ihm nichts – sie waren wie Blätter, die vom Winterwind weggeweht werden, solche Angst hatte er um seinen Freund. Er stieß einen herausfordernden Schrei aus in der Hoffnung, das Geschöpf würde den Pecwae vergessen und sich dem neuen Feind zuwenden.

Aber der Vrykyl verfolgte nur einen Gedanken, nämlich sich des Rucksacks zu bemächtigen. Er brachte Jessan nicht mehr Aufmerksamkeit entgegen als einem miauenden Kätzchen. Der Vrykyl grub seine Krallen tief in Bashaes Fleisch. Blut floss über Bashaes Brustkorb. Er schrie vor Angst auf und wand sich. Der Vrykyl griff nach dem Rucksack und schleuderte den schreienden Pecwae zu Boden.

Ebenso wie Jessan hatte auch die Großmutter versucht, Bashae zu erreichen. Blockiert durch die Enge, hatte sie sich auf alle viere niedergelassen und war auf ihn zu gekrochen. Als der Vrykyl Bashae zu Boden schleuderte, warf sich die Großmutter schützend über ihren Lieblingsenkel und starrte den Vrykyl herausfordernd an.

Der Vrykyl zog sein Schwert, um beide Pecwae umzubringen. Er hob die Waffe. Die Großmutter griff nach einem der Achataugen und warf es dem Vrykyl in das behelmte Gesicht.

Das Achatauge flammte in reinem Weiß auf. Das magische Licht war schrecklich. Es glühte in Jedashs Kopf und beleuchtete die Leere, bewirkte, dass der Vrykyl nackt und ausgeliefert vor den Göttern stand. Jedash konnte spüren, wie sein untoter Geist unter ihrem segensreichen Blick zu schrumpfen begann.

Jessan hatte sich dem verdutzten Vrykyl von hinten genähert und stieß ihm jetzt das Blutmesser in den Rücken.

Das schlanke, zerbrechlich aussehende Messer schnitt durch die Rüstung der Leere und drang durch das verwesende Fleisch des Vrykyl. Da dieses Messer selbst aus der Leere entstanden war, konnte es die Magie der Leere zerteilen, welche den Vrykyl zusammenhielt.

Schmerzen wie von heißem, glühendem Metall erfüllten Jedash, als das Blutmesser die finsteren, aus Tod gesponnenen Fäden zertrennte, die den Vrykyl an seine Existenz banden.

Kreischend vor Zorn fuhr Jedash zu seinem neuen Angreifer herum.

Jessan versuchte, das Blutmesser wieder herauszuziehen, aber seine verschwitzten Finger rutschten vom Griff ab. Die Knochenklinge blieb in der schwarzen Rüstung des Vrykyl stecken.

Der Vrykyl streckte die Hand durch das schwarze Material seines Harnischs. Er tastete in seinem eigenen Kadaver herum, und mit einem gequälten Heulen packte er das Blutmesser, welches in seinem verwesenden Fleisch steckte, und riss es heraus. Jedash hatte, was er wollte. Er hatte den Rucksack, und er war sicher, dass sich der Stein der Könige darin befand. Der Vrykyl zerdrückte das Blutmesser in der Hand und warf die Überreste nach Jessan. Dann eilte er mit seiner Beute zur Tür. Die Splitter des Blutmessers trafen Jessan. Jene, die auf nackte Haut stießen, rissen Wunden, aber Jessan achtete nicht darauf. Bashae lag zusammengebrochen und blutend auf dem Boden. Die Großmutter beugte sich über ihn, ihr Gesicht nass von Blut und Tränen, und rezitierte die alten Pecwae-Heilsprüche, die Worte von Schluchzen unterbrochen.

Weiß glühende Wut explodierte in Jessans Hirn und brannte jeden Selbsterhaltungstrieb weg. Er hatte nur ein Ziel: Er wollte den Rucksack wieder haben, um den sein Freund mit solch uncharakteristischem Mut gekämpft hatte.

Jessan packte einen Lederriemen, der von der Hand des Vrykyl hing. Mit einer Kraft, welche aus Zorn und Schmerz geboren war, riss Jessan den Rucksack los. Verblüfft versuchte der Vrykyl, sich seine Beute zurückzuholen. Jessan sprang zurück, um der fegenden Handbewegung des Vrykyl zu entkommen, und fiel über einen Stuhl. Er krachte auf den Boden.

Er drückte sich den Rucksack an die Brust, schützte ihn mit seinem Körper und versuchte aufzustehen, aber ihm wurde schwindelig. Der Boden kippte und drehte sich unter ihm. Seine nackten Arme und Beine brannten vor Schmerz, und er erkannte entsetzt, dass sich die Überreste des Blutmessers überall, wo sie ihn getroffen hatten, in scheußliche schwarze Egel verwandelt hatten, die sich in seine Haut fraßen. »Jessan!«, schrie Ulaf, aber seine Stimme schien aus großer Ferne zu kommen.

Der junge Trevinici wusste, dass er in der Falle saß, und nahm an, dass er sterben würde, also richtete er sich auf und warf den Rucksack so weit von sich und dem Vrykyl weg, wie er nur konnte, und in die Richtung, aus der Ulafs Stimme erklungen war.

Der Vrykyl brüllte vor Zorn und versuchte, den Rucksack zu fangen, aber der befand sich nun weit außerhalb seiner Reichweite. Wütend griff der Vrykyl Jessan an. Die scharfen Krallen der gepanzerten Handschuhe rissen dem jungen Krieger den Rücken auf.

Der Schmerz fuhr Jessan bis in die Seele. Er zuckte, schrie vor Schmerz und brach zu Füßen des Vrykyl zusammen.

Der Ledersack landete mit einem Klatschen vor Ulaf auf dem Boden, und der junge Mann stürzte sich darauf. Er steckte den Sack mit seinem kostbaren Inhalt in sein weites Hemd.

Inzwischen hatten die meisten Gäste die Kneipe verlassen, waren durch Fenster gesprungen oder hatten sich gegenseitig

bei dem Versuch, durch die Tür zu fliehen, verprügelt. Zurückgeblieben waren nur Shadamehrs Leute und der Besitzer der Kneipe, der versuchte, sich an dem Kampf zu beteiligen.

Die Kriegsmagier waren inzwischen vor dem Gasthaus eingetroffen, aber sie stürmten den Schankraum nicht sofort. Vor dem Fenster konnte man eine Stimme hören, die Befehle erteilte. Der Anführer der Kriegsmagier verteilte seine Truppe nach vorn und hinten, postierte seine Leute an allen Eingängen und gab ihnen den Befehl, den Vrykyl im Haus zu halten und nicht entkommen zu lassen. Schwere Stiefelschritte erklangen von oben. Magier, welche sich mit Luftzaubern auskannten, waren aufs Dach geflogen. Sie befanden sich nun im ersten Stock und würden jeden Augenblick die Treppe herunterkommen, bereit, den Vrykyl von hinten anzugreifen, während andere ihn von vorn bekämpften.

Die Mollige Mieze stand kurz davor, in einem Strudel der Magie zu versinken. Vrykyl waren als die mächtigsten und schrecklichsten aller Geschöpfe der Leere bekannt. Die Kriegsmagier konnten einem solchen Wesen nicht gestatten zu fliehen, denn es würde sofort die Gestalt verändern und sich inmitten der Stadtbevölkerung verbergen. Angesichts dieser Gefahr würden sich die Kriegsmagier nicht sonderlich viele Gedanken wegen des Schadens machen, den sie ein paar unglücklichen Kneipenbesuchern, zwei Pecwae und einem verwundeten Trevinici zufügen mochten.

Ulaf schrie, so laut er konnte: »Alle raus hier! Sofort!«

Das brauchte er seinen Kameraden nicht zweimal zu sagen. Sie hatten schon geahnt, was passieren würde, und die meisten eilten bereits auf den nächstgelegenen Ausgang zu. Der Wirt erhob sich hinter der Theke. Er starrte den Vrykyl an, und sein Gesicht war so weiß wie ein Fischbauch. Dann wandte er sich mit flehentlichem Blick an Ulaf.

»Eure Familie ist in Sicherheit!«, schrie Ulaf und rannte auf Jessan zu. »Raus mit Euch!«

»Mein Gasthaus!«, rief der Mann jämmerlich.

Ulaf schüttelte den Kopf. »Raus mit Euch! Schnell!«

Die schauerliche Stimme des Vrykyl erhob sich zu einer Rezitation. Ulaf erkannte die kalten, finsteren Worte der Magie der Leere. Er hatte keine Ahnung, welchen Zauber das Geschöpf bewirken wollte, aber er wusste, dass man mit dem Schrecklichsten rechnen musste.

Jessan lag, mit blutenden Wunden übersät, am Boden. Er war noch bei Bewusstsein und keuchte und wand sich vor Schmerz. Neben ihm war die Großmutter hektisch damit beschäftigt, Steine auf Bashaes leblosen Körper zu legen.

Zwei Kriegsmagier, ein Mann und eine Frau, erschienen in der Tür. Beide trugen Schwerter, Kettenhemden und Rüstungen, die im Feuerlicht glitzerten. Sie schritten furchtlos ins Zimmer und riefen dabei magische Worte. Ihre Stimmen klangen wie eine einzige, als sie beide gleichzeitig die gleiche Beschwörung sprachen.

»Widerliches Geschöpf!«, rief die Frau. »Kehre in die Leere zurück, die dich hervorgebracht hat.«

Sie zeigte zu dem gewaltigen Kamin an der Nordseite des Gebäudes und machte eine beschwörende Handbewegung.

Ein Flammenbogen sprang aus dem Kamin, fegte durch das Zimmer und flackerte dabei so dicht an Ulaf vorbei, dass die Hitze seine Stirnfransen und die Brauen versengte.

Das Feuer traf den Vrykyl und tanzte über die Oberfläche seiner Rüstung, als bestünde sie aus schwarzem Öl. Flammen wirbelten in einem flackernden Strudel rings um das Geschöpf, und die Holzmöbel fingen an zu brennen. Rauch erfüllte den Raum.

Ulaf vergaß seinen Zauber. Seine schwache Magie wurde nun nicht mehr gebraucht. Der Vrykyl war in guten Händen. Der

Rucksack mit dem Stein der Könige befand sich in Ulafs Hemd. Jetzt war es nur noch wichtig, die Pecwae und den Trevinici zu retten und sie so weit wie möglich von dem Vrykyl und den Kriegsmagiern wegzubringen.

Ulaf rannte durch den Rauch zu Bashae und der Großmutter.

»Jessan!«, rief er. »Jessan! Hierher!«

Jessan hob den Kopf und schaute verstört in die Richtung, aus der Ulafs Stimme erklang. Er biss die Zähne zusammen und kam taumelnd auf die Beine. Er warf dem Vrykyl einen misstrauischen Blick zu, aber das Geschöpf war damit beschäftigt, um seine schauerliche Existenz zu kämpfen.

Ulaf drückte sich den Arm auf den Mund, um sich vor dem dichter werdenden Rauch zu schützen. Er ließ sich auf den Boden fallen, wo die Luft noch ein wenig besser war, und kroch zu den beiden Pecwae. Die Kriegsmagier rezitierten weiter ihren Bannspruch. Wirbelndes Feuer umschlang den Vrykyl, raste an seinen Armen entlang, flackerte von seinen Händen auf. Flammen hüllten ihn in einen feurigen Umhang, sein Kopf schien von einem Feuerhelm umgeben zu sein, aber die Flammen verschlangen ihn nicht, weil es nichts zu verschlingen gab. Feuer konnte ihm keinen echten Schaden zufügen. Der Vrykyl wandte sich seinen Feinden zu.

Pfeile aus Leere schossen aus dem Harnisch seiner schwarzen Rüstung, zerrissen die von Rauch erfüllte Luft und trafen die Kriegsmagierin in die Brust. Der Waffenrock, welchen sie trug, löste sich einfach auf, und ihr Harnisch schmolz. Sie keuchte erstickt, taumelte rückwärts und sackte zu Boden.

Ihr Kollege war diszipliniert genug, kein Wort seiner Beschwörung auszulassen, und fuhr mit seinem Bannspruch fort. Schritte erklangen auf der Treppe. Eine Explosion aus dem hinteren Teil des Gasthauses warnte Ulaf, dass andere Kriegsmagier sich nun von dieser Seite näherten.

Ulaf hielt sich dicht am Boden und erreichte endlich die Pecwae. Bashae lebte noch. Seine Augen waren offen und er atmete, aber Ulaf sah sofort, dass der Pecwae in sehr schlechter Verfassung war. Blut lief ihm aus Nase und Mund. Seine Haut war aschfahl. Er atmete vor Schmerzen nur stockend. Türkise und andere Steine lagen auf seiner Brust und seiner Stirn. Die Großmutter beugte sich über ihn, murmelte Beschwörungen und hustete im Rauch.

Eine Hand berührte Ulafs Schulter. Als er sich umdrehte, sah er, dass Jessan neben ihm kniete.

»Alles in Ordnung?«, fragte Ulaf.

Jessan nickte. Er war blutüberströmt und hatte nässende Wunden an den Armen und der Brust. Er musste schreckliche Schmerzen haben, aber er ließ es sich nicht anmerken. Er hatte die Lippen aufeinander gepresst und die Fäuste geballt, aber er beschwerte sich nicht.

»Wir müssen sie hier rausschaffen!«, keuchte Ulaf und zeigte auf die Pecwae.

Jessan schaute Bashae an, und seine Miene verfinsterte sich.

»Er ist schwer verletzt. Er darf nicht bewegt werden.«

Ulaf sah sich um. Vier weitere Kriegsmagier hatten die Kneipe betreten. Sie hatten den Vrykyl eingekreist und näherten sich ihm langsam und trieben ihn in eine Position, wo sie ihre zerstörerische Magie auf ihn konzentrieren konnten. Der Vrykyl versuchte, Magie der Leere heraufzubeschwören, aber er hatte offenbar nicht viel Glück damit, denn keine weiteren Magier fielen. Ulaf war froh, dass die Kriegsmagier ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf diesen Gegner richteten. Keiner unter ihnen hatte auch nur einen Blick in ihre Richtung geworfen.

»Jessan, hör mir zu«, sagte Ulaf leise und eindringlich, denn er wusste, dass der Trevinici die einzige Person war, auf die die Pecwae hören würden. »Diese Leute werden den Zorn der

Götter auf diesen Dämon herabbeschwören. Wenn wir bis dahin nicht von hier verschwunden sind, werden wir alle sterben.«

Jessan warf einen Blick auf die Magier und den Vrykyl, und schließlich nickte er. »Wie bringen wir sie raus? Sie haben alle Ausgänge blockiert.«

»Das ist meine Sache. Du kümmerst dich um Bashae und die Großmutter.«

Ulaf stand auf, drückte beide Hände gegen die Mauer und begann zu rezitieren. Er war ein erfahrener Magier, aber es gibt für jeden Magier immer einen schrecklichen Augenblick des Zweifels, denn bei jeder Beschwörung besteht auch die Möglichkeit des Versagens. Er fügte ein Stoßgebet an die Götter hinzu und seufzte zutiefst erleichtert auf, als er spürte, dass die Wand unter seinen Händen zu bersten begann.

Er warf einen Blick über die Schulter und sah, dass Jessan auf die Großmutter einredete. Sie schüttelte den Kopf. Jessan sagte noch etwas, und sie warf einen trostlos fragenden Blick zu Ulaf herüber. Er machte eine hilflose Geste, die besagte: »Wir müssen einfach hier raus!«

Die Großmutter sammelte die Steine, die auf Bashae lagen, mit einer flinken Bewegung ein.

»Bashae!«, sagte Jessan. »Ich werde dich jetzt aufheben. Es könnte wehtun.«

»Jessan«, flüsterte Bashae. »Der Rucksack…«

»Ist in Sicherheit. Ulaf hat ihn«, erwiderte Jessan.

»Ich will ihn sehen«, keuchte Bashae.

Ulaf zog den Rucksack aus dem Hemd und hielt ihn hoch.

Bashae seufzte vor Erleichterung. »Das ist gut. Ich muss mit Shadamehr sprechen, Jessan. Schnell. Bevor ich sterbe. Kannst du mich zu ihm bringen?«

»Du stirbst nicht!«, erwiderte Jessan zornig. »Hör auf zu reden. Heb dir deine Kraft fürs Gesundwerden auf.«

Er hob seinen Freund sanft hoch und versuchte, ihm dabei nicht wehzutun. Bashae stöhnte. Er schauderte, dann wurde er schlaff, und sein Kopf sackte gegen Jessans Arm.

»Er ist nicht tot«, sagte die Großmutter mit zitternder Stimme. »Er ist ohnmächtig. Das ist gut so. Er wird jetzt nichts mehr spüren.«

Jessan stand auf. Bleich von seinen eigenen Wunden, geriet er dabei ein wenig ins Taumeln.

»Geht's?«, fragte Ulaf.

Jessan kniff die Lippen nur noch fester zusammen. Er knurrte bejahend.

Ulaf machte sich wieder an die Arbeit. Die Rezitation der Kriegsmagier hinter ihm wurde lauter und drängender. Es würde nicht mehr lange dauern.

»Zurück«, warnte er seine Gefährten.

Er schlang sich den Rucksack über die Schulter, schnallte ihn fest, und dann ging er ein paar Schritte zurück, um Anlauf zu nehmen. Er wappnete sich gegen den Aufprall, der ihn durchrütteln würde, falls der Zauber nicht funktionieren sollte. Aber daran durfte er nicht denken. Er drehte die Schulter nach vorn und rannte so schnell er konnte gegen die Wand.

Er verzog das Gesicht in Vorwegnahme des Aufpralls, aber er brach ohne Widerstand durch die Wand und riss dabei ein klaffendes Loch ins Holz und den Verputz. Der Schwung trug ihn weit hinaus auf die Straße, wo er beinahe mit einem verdutzten Kriegsmagier zusammengestoßen wäre.

Der Magier sah eine geisterhafte Erscheinung durch die Wand brechen – Ulaf war von oben bis unten mit Gipsstaub bedeckt – und zog sein Schwert, die Worte eines Bannspruchs auf den Lippen.

»Freund!«, schrie Ulaf und hob die staubigen Hände. »Tut uns nichts! Wir waren mit diesen Kindern dort drinnen gefangen! Wir wollten einfach nur raus!«

Er behielt die Hände erhoben und wies mit dem Kopf auf Jessan, der Bashae trug. Die Großmutter stapfte neben Jessan her und umklammerte Bashaes Hand.

Dank der Dunkelheit, dem Rauch und den Flammen konnte der Kriegsmagier nicht besonders gut sehen, und er warf ihnen ohnehin nur einen kurzen Blick zu.

Ulaf packte die Großmutter und hievte sie trotz ihrer zornigen Proteste auf seinen Rücken.

»Wir müssen uns beeilen, Großmutter, und Ihr könntet nicht Schritt halten. Schlingt die Arme um meinen Hals.«

Die Großmutter gehorchte und klammerte sich so fest an seinen Hals, dass sie ihn beinahe erwürgt hätte. Ulaf fing an zu laufen, zu der Schänke, in der er Shadamehr finden würde. Zum Glück hatten die Kriegsmagier die gesamte Umgebung beleuchtet, um klare Sicht zu haben, falls der Vrykyl fliehen würde. Tatsächlich war die halbe Stadt hell genug, und ein kaltes, weißes Strahlen erfüllte die Straßen und Gassen rings um die Mollige Mieze. Kriegsmagier, die an jeder Straßenecke postiert waren, rezitierten immer noch.

Auf den Straßen befand sich kein Mensch, abgesehen von den in der Nähe stehenden Stadtwachen, welche für Ruhe und Ordnung sorgen sollten. Man hatte die Straßen rings um die Schänke abgeriegelt, aber das hielt die Bürger nicht davon ab, herausfinden zu wollen, was eigentlich los war. Menschen standen in Türen, reckten die Hälse oder spähten aus Fenstern in den höheren Stockwerken, um zu sehen, was passierte. Niemand hielt Ulaf oder den Trevinici auf, während sie die »Kinder« in Sicherheit brachten. Ein Wachsoldat fragte sogar, ob sie Hilfe brauchten. Ulaf schüttelte den Kopf und rannte weiter.

Bashae stöhnte vor Schmerzen, und sein Kopf sackte von einer Seite zur anderen.

»Wie weit ist es noch?«, fragte Jessan voller Anspannung.

»Nur noch eine oder zwei Querstraßen«, erwiderte Ulaf. »Wie geht es ihm?«

»Er wird schon wieder«, meinte Jessan. »Er wird schon wieder.«

Ulaf schaute die kleine, totenbleiche Gestalt an, die Jessan so leicht mit seinen starken Armen trug, dann warf er einen Blick über die Schulter zur Großmutter, die ihn so fest umklammerte. Sie gab keinen Laut von sich, aber Ulaf konnte ihre Tränen spüren, die sein Hemd durchnässten.

Fünf Kriegsmagier hatten Jedash umzingelt. Sie drängten ihn vorsichtig in eine Ecke, während sie die Worte eines mächtigen Banns rezitierten. Jedash hielt immer noch stand. Er wehrte sie ab. Aber er wurde schwächer. Die Wunde, die das Blutmesser gerissen hatte, hatte das bewirkt. Er konnte spüren, wie sie ihn erschöpfte, wie die Kraft aus ihm sickerte.

Die Magier kamen aus allen Richtungen und blendeten ihn beinahe mit ihrem widerwärtigen, grellen Licht. Jedash wich weiter zurück. Er hätte sich ihnen ergeben, wenn das möglich gewesen wäre. Er wollte nicht kämpfen. Er war auch, als er noch lebte, nicht sonderlich aufs Kämpfen versessen gewesen. Die Rüstung der Leere hielt zwar seinen verwesenden Leichnam zusammen, aber sie hatte keine Auswirkung auf seinen grundlegenden Charakter. Die Leere konnte ihm keine Macht geben. Er wirkte nach außen vielleicht wild und gefährlich, aber in seinem schwarzen Helm schossen seine Augen hin und her und suchten nach einem Ausweg. Jedash war im Leben ein Feigling gewesen, und das war er jetzt immer noch.

Er zertrampelte Möbelteile unter seinen Füßen und tastete nach seinem eigenen Blutmesser, das er an der Seite trug. Er legte die Hand darauf.

»Shakur!«, jammerte er. »Fünf Kriegsmagier haben mich umzingelt. Ich kann sie noch einige Zeit abwehren – « Er stolperte gegen einen Tisch und wäre beinahe gefallen, konnte ihn dann aber wegtreten und auf den Beinen bleiben. »Aber ich bin verwundet und halte es nicht mehr lange aus. Shakur! Bist du da? Antworte mir!«

»Ich bin hier«, erwiderte Shakur barsch. »Deine Befehle lauteten, dein wahres Wesen zu verbergen. Was hast du getan, dass so etwas geschieht?«

Jedash hatte plötzlich eine Idee. Er wusste genau, dass Shakur ihm nicht zu Hilfe kommen würde, aber Shakur würde auf jeden Fall kommen, um den Stein der Könige zu holen.

»Ich habe ihn!«, keuchte er. »Ich habe den Stein! Deshalb greifen sie mich an. Sie wollen ihn mir abnehmen. Du musst herkommen, Shakur! Sofort!«

Dann hörte Jedash noch eine zweite Stimme neben der von Shakur. Die Stimme, die nun antwortete, gehörte dem Lord der Leere.

»Du lügst«, sagte Dagnarus, und seine Stimme klang so finster wie die Leere selbst. »Du hattest den Stein der Könige in deinem Besitz, aber du hast die Befehle missachtet. Du solltest ihn zu Shakur bringen. Stattdessen warst du zu gierig und hast ihn verloren.«

»Ich weiß, wer ihn hat!«, winselte Jedash. »Ich kann ihn zurückholen! Bitte, Herr, bitte rettet mich!«

»Ich habe Besseres mit meiner Zeit zu tun«, entgegnete Dagnarus.

»Herr!«, rief Jedash und umklammerte das Blutmesser, das aus seinem eigenen Knochen hergestellt war. »Shakur! Helft mir!«

Schweigen war die Antwort. Das Schweigen der Leere.

Die Magier hatten ihn gegen den Kamin gedrängt. Jedash versuchte, seine Magie anzuwenden, versuchte noch einmal

den tödlichen Zauber, welcher die erste Kriegsmagierin getötet hatte. Er suchte nach den Worten, aber das Rezitieren und Beten der Kriegsmagier verwirrte ihn, so dass er nicht klar denken konnte.

Der Zauber versagte. Er versuchte einen anderen, aber auch das gelang ihm nicht.

Die Rezitation der Kriegsmagier hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die gesegnete Magie der Götter blitzte und strahlte in der Luft, so hell und leuchtend wie die Sonne. Die Magier hielten sie noch zurück. Jedash spürte, wie die zerstörerische Kraft sich um ihn herum aufbaute, drehte ihnen den Rücken zu und versuchte, sich durch die Ziegelwand zu drängen.

Die Kriegsmagier ließen ihre Magie los.

Der Zorn der Götter traf Jedash. Die explosive Kraft des Zaubers zerriss die Rüstung, welche von der Leere geschmiedet worden war, pulverisierte sie, zerfetzte sie in winzige Stücke, die sich in der Hitze der Magie vollkommen auflösten. Die Wucht blies die Wand hinter dem Kamin hinaus und machte die Feuerstelle dem Erdboden gleich. Ziegel und Mörtel und Balken krachten auf den Vrykyl nieder.

Das Haus bebte, und einen Augenblick schien es, als würde es über ihnen einstürzen und die Magier zusammen mit dem Vrykyl begraben. Die Magier waren darauf vorbereitet, denn sie wurden dazu ausgebildet, jederzeit darauf gefasst zu sein, sich bei der Vernichtung ihrer Feinde selbst opfern zu müssen. Bei dem Gasthaus handelte es sich allerdings um ein solides Gebäude, und nach einem letzten Beben, als wäre das Haus selbst entsetzt über das Geschehen, setzte sich die Mollige Mieze schließlich wieder und hielt.

Andere Magier kamen herein. Jene, die sich mit Baumagie auskannten, machten sich daran, das geschwächte Gebäude zu stützen, während die Inquisitoren, die Angehörigen des Ordens, welcher die Magie der Leere studierte, nach Resten

des Vrykyl suchten. Die Kriegsmagier, die den Zauber bewirkt hatten, verließen das Schlachtfeld. Sie waren so erschöpft, dass sie nicht gehen konnten, sondern von ihren Genossen getragen werden mussten.

Die Explosion, die den Kamin weggefegt hatte, hätte auch den armen Wirt erledigt, wenn er geblieben wäre. Er hatte sich jedoch an Ulafs Rat gehalten und war geflohen. Zusammen mit seiner Familie hatte er in sicherer Entfernung vom Schauplatz des Kampfes gewartet, aber als er die Explosion hörte, hatte er das Schlimmste befürchtet. Er stand kurz vor dem Zusammenbruch, als seine eher praktisch veranlagte Frau ihm erklärte, die Kirche müsse sie für ihre Verluste entschädigen und ihnen das Geld für den Wiederaufbau geben. Und sobald das bewerkstelligt war, würde die Mollige Mieze als Schauplatz der berüchtigten Schlacht zwischen der Kirche und einem Vrykyl noch mehr Gäste vom gesamten Kontinent anziehen.

»Wir werden zum Gedenken ein Schild anbringen«, schlug sie vor. So getröstet, brachte der Wirt seine Familie zum Haus seines Schwagers, um ihn mit Geschichten über seine eigene Tapferkeit angesichts solch schrecklicher Gefahr zu unterhalten.

Die Inquisitoren arbeiteten die ganze Nacht und durchsiebten die Trümmer. Sie ließen niemand anderen in das Gebäude. Als sie kurz vor Sonnenaufgang schließlich gingen, konnte man beobachten, dass sie einen kleinen Sack mitnahmen, den sie sehr vorsichtig behandelten. Was sich darin befand, ob es Teile des Vrykyl oder seiner Rüstung waren, wurde nie enthüllt. Die Inquisitoren informierten die Regentin, die ihrerseits für den Fall, dass er sich geängstigt haben sollte, dem jungen König die Nachricht über die Vernichtung des Vrykyl weitergab. Es hieß, der junge König sei ausgesprochen erfreut gewesen, die gute Neuigkeit zu hören.

Das Licht von der Explosion, die den Vrykyl vernichtet hatte, beleuchtete den Himmel, und die mit Kopfsteinen gepflasterten Straßen rings um die Mollige Mieze bebten. Fenster zerbrachen, das Dach eines benachbarten Hauses geriet in Brand, und überall wurde Alarm gegeben. Das Feuer wurde schon bald gelöscht. Die Stadtwache und die Ausrufer eilten in den Straßen auf und ab und versicherten der Bevölkerung, dass die Ehrenwerten Magier die Lage im Griff hätten. Alles war unter Kontrolle. Die Leute wurden aufgefordert, wieder ins Bett zu gehen.

Als Jessan die Explosion hörte, hielt er inne und blickte über die Schulter.

»Das hätten wir sein können«, meinte Ulaf, während der Boden unter ihren Füßen bebte.

Jessan nickte, dann sah er sich verwirrt um. »Ich glaube, das Gasthaus, in dem ich Shadamehr zurückgelassen habe, ist hier irgendwo.«

»Es ist in dieser Gasse«, sagte Ulaf und bog von der Hauptstraße ab.

Das magische Licht drang nicht bis in dieses Sträßlein. Hier war alles dunkel und still. Zu dunkel für Ulafs Geschmack. Hinter den Gasthausfenstern brannte kein Licht.

»Wie geht es Bashae?«

»Er atmet noch«, antwortete Jessan. »Bashae wollte mit Shadamehr reden. Aber es ging dem Baron nicht gut, als ich

ihn verlassen habe. Ich habe Bashae nicht gesagt, dass er tot sein könnte.«

»Die Götter haben es nicht sonderlich eilig damit, dass sich Shadamehr ihren himmlischen Angelegenheiten anschließt, also würde ich nicht gleich das Schlimmste annehmen«, erklärte Ulaf und versuchte, sich an seinen eigenen tröstlichen Rat zu halten. Das Gasthaus zur Krähe mit dem Ring, in dem Shadamehr Zuflucht vor der königlichen Kavallerie gesucht hatte, war Ulaf gut bekannt. Es befand sich sowohl in der Nähe des Tempels als auch des Palasts in einer Gasse, die von der Buchbinderstraße abzweigte, und die Kunden hier waren überwiegend Drucker, Buchbinder und unwichtigere Beamte. Es handelte sich um ein kleines, enges Haus, ohne die Annehmlichkeiten der Molligen Mieze und ohne einen Hinterausgang, aber es gab einen Lagerraum mit leeren Fässern, die etwa die richtige Größe hatten, um einen ausgewachsenen Menschen darin zu verstecken – Ulaf konnte das aus eigener Erfahrung bestätigen –, und eine Besitzerin, die zwar viel redete, aber auch wusste, wann sie besser den Mund hielt.

Ulaf fiel es schwer, sich nach dem seltsamen weißen Licht der Magier wieder an die Dunkelheit zu gewöhnen. Jessan hatte offenbar die besseren Augen, denn er sagte: »Da steht jemand in der Tür.«

Ulaf blinzelte, aber erst als sie beinahe davor standen, erkannte er die Besitzerin – eine untersetzte Frau mittleren Alters, die das Gasthaus von ihrem verstorbenen Mann geerbt hatte.

»Wer ist da?«, fragte sie mit zitternder Stimme.

Licht flackerte auf. Sie hatte den Schieber vom Laternenfenster gezogen und hielt die Laterne nun direkt vor Ulafs Nase.

Er stieß einen leisen Schrei aus und hob die Hände, um die Augen abzuschirmen.

»Ich bin es, Maudie«, knurrte er gereizt. »Das Laternenlicht scheint zu grell! Du hättest mich beinahe geblendet.«

»Du bist es tatsächlich, Ulaf«, meinte sie und starrte ihn forschend an. »Den Göttern sei Dank!«

Sie schloss gehorsam den Schieber an der Laterne und verbarg das Licht. »Sind die Wachen hinter dir her? Woher kommst du? Was hast du denn da? Kinder? Die Armen! Kommt herein, schnell. Habt ihr das Getöse gehört? Es heißt, dass Dämonen der Leere in der Stadt ihr Unwesen treiben, durch die Straßen toben und unschuldige götterfürchtige Leute umbringen. Ich dachte schon, ihr wäret ebenfalls welche, als ich gehört habe, wie ihr durch die Gasse gekommen seid. Ich war vorbereitet. Ich habe hier direkt an der Tür ein Stemmeisen. Habt ihr sie vielleicht gesehen? Die Dämonen, meine ich? Sie waren doch nicht etwa hinter den Kindern her?«

Sie redete so schnell, dass Ulaf überhaupt keine Gelegenheit hatte, ihr zu antworten, aber sie scheuchte sie rasch ins Gasthaus und verriegelte die Tür hinter ihnen. Sie zog den Schieber an der Laterne wieder auf, und dieses Mal achtete sie darauf, ihren Besuchern nicht direkt in die Augen zu leuchten. Ein Feuer war im Kamin beinahe niedergebrannt und schimmerte warm.

Die Großmutter rutschte von Ulafs Rücken und ging sofort zu Bashae.

»Leg ihn ans Feuer«, befahl sie Jessan.

»Ich habe oben ein Bett«, bot Maudie an, die immer noch um sie herumtänzelte und allen in den Weg geriet. »Das arme Kind kann sich dort vielleicht besser ausruhen. Was hat er denn? Oh!«

Sie keuchte leise. »Das ist… das ist ja gar kein Mensch! Was ist es denn? Doch hoffentlich kein Dämon?«

»Er ist ein Pecwae, Maudie«, beruhigte Ulaf sie.

Er zog sie beiseite, um Jessan durchzulassen. Die Großmutter hatte eine Decke auf dem Boden ausgebreitet. Jessan legte Bashae nun sanft auf dieser Unterlage ab, während die Großmutter aufs Neue ihre Steine herausholte, sie auf Bashaes Kopf, Hals und Schultern legte und dabei leise vor sich hin murmelte. Jessan hockte sich auf die Fersen und sah gleichermaßen hilflos wie besorgt zu.

»Was ist mit ihm passiert?«, fragte Maudie.

»Das ist eine lange Geschichte. Wo ist Baron Shadamehr? Wie geht es ihm?«

»Ich bin froh, dass du hier bist«, fuhr sie fort und überging dabei sowohl ihre eigene Frage als auch die seine.

»In diesem Lagerraum passieren seltsame Dinge. Ich nehme an, du weißt, dass Baron Shadamehr dort drinnen ist. Oh«, fügte sie mit einem Blick auf Jessan hinzu, »jetzt erkenne ich den Barbaren wieder. Er war bei ihm.«

»Wo ist der Baron, Maudie?«, fragte Ulaf mit wachsender Furcht. Er sah sich im Schankraum um und konnte keine Spur von Shadamehr entdecken. »Jessan sagte, er wäre verwundet.«

»Ja, der arme Baron hat nicht gut ausgesehen«, meinte Maudie und schüttelte trübselig den Kopf. »Sein Hemd war mit Blut durchtränkt. Er ging dort hinein« – sie nickte zum Lagerraum hin –, »und eine schöne Frau und dieser Barbar waren bei ihm. Dann kam der Barbar heraus und rannte weg und – «

»Wie geht es dem Baron?«, fragte Ulaf. »Wo ist er? Die Wachen haben ihn doch nicht etwa gefunden, oder?«

»Du brauchst mich nicht anzuschreien. Soweit ich weiß, ist er immer noch dort drin«, erklärte Maudie beleidigt. »Was seine Gesundheit angeht – «

»Hast du nicht nachgesehen? Ehrlich, Maudie – «

Zornig schob Ulaf sie beiseite.

»Die Tür ist verriegelt«, rief Maudie ihm hinterher. »Ich habe dagegen geschlagen und gerufen, bis ich heiser war, aber er hat nicht geantwortet. Das war es, was ich dir sagen wollte«, fügte sie hinzu und folgte ihm zur Tür. »Ich habe die Stimme einer Frau gehört, und es kam mir so vor, als wären es magische Worte, aber es war keine Heilmagie. Ich weiß das, denn ich hatte, als mein Sam im Sterben lag, Tag und Nacht Heiler im Haus, die sich die Lungen aus dem Hals rezitiert haben, aber es hat ihm nicht geholfen. Sie haben behauptet, seine Aura würde gegen die Magie ankämpfen. Das Gewächs hat ihn aufgefressen. Jedenfalls, nach der Frauenstimme wurde da drinnen alles still. Eine unheimliche Stille, wenn du weißt, was ich meine. Ich habe an die Tür geklopft, aber niemand hat geantwortet. Und gerade als ich dachte, dass die Frau vielleicht eine Hexe war und sich und den Baron weggezaubert hat, gab es ein schreckliches Krachen und einen Schrei, der so klang, als wären Dämonen da drinnen, und dann war es wieder still.«

Ulaf legte die Hände an die Tür und rezitierte die magischen Worte. Er hatte den Zauber schon vollendet, bevor Maudie auch nur eine Atempause machte.

»Tut mir Leid wegen der Tür«, sagte er.

Dann zerschlug er das Holz und sprang durch die Reste.

»Ulaf! Den Göttern sei Dank!«

»Seid Ihr das, Herr?«, fragte Ulaf unsicher. Shadamehrs Stimme klang so schwach und verändert, dass Ulaf sie kaum erkannte. Er konnte in dem dunklen Lagerraum nichts sehen. »Ist alles in Ordnung? Wartet, ich hole ein Licht.«

Er drehte sich um, um eine Laterne zu holen, und jemand drückte ihm eine in die Hand. Die Großmutter stand direkt hinter ihm.

»Solltet Ihr nicht bei Bashae sein?«, fragte Ulaf sie.

»Bashae will mit ihm reden«, erklärte die Großmutter mit fester Stimme.

»Ich bin mir nicht sicher – «, setzte Ulaf an.

»Bashae liegt im Sterben«, erklärte die Großmutter mit brechender Stimme. »Er will mit Baron Shadamehr sprechen.«

Ulaf wusste nicht, was er antworten sollte, also sagte er nichts. Er nahm ihr die Laterne ab und ging in den Lagerraum. Er ließ das Licht umherwandern und suchte zwischen den Kisten, Fässern und Flaschen.

»Herr?«

»Hier«, antwortete Shadamehr.

Ulaf folgte der Stimme. Er fand Shadamehr, der am Boden saß, sich gegen einen Balken gelehnt hatte und Alise in den Armen wiegte.

Ulaf stöhnte leise bei diesem Anblick.

Die Augen des Barons lagen tief in den Höhlen, seine Wangen waren eingesunken, die Haut schimmerte grau. Er blickte zu Ulaf auf, dann schaute er wieder Alise an, die schlaff und reglos in seinen Armen lag. Ihr Kopf ruhte an seiner Brust, und das leuchtend rote Haar bedeckte ihr Gesicht. Dann bewegte sie sich plötzlich, ihr ganzer Körper zuckte, und sie rief etwas Unverständliches. Shadamehr strich ihr sanft die wirren Locken glatt und murmelte etwas, um sie zu beruhigen.

Rasch stellte Ulaf die Laterne hin und kniete sich neben den Baron. »Herr! Was ist passiert? Geht es Euch gut? Was ist mit Alise?«

Als Antwort auf die letzte Frage zog Shadamehr wortlos ihr schweißfeuchtes Haar zurück. Das Laternenlicht beleuchtete ihr Gesicht.

Die Großmutter schnappte nach Luft.

»Die Götter mögen uns beistehen!«, flüsterte Ulaf.

»Was fehlt ihr?«, fragte die Großmutter.

»Sie hat Magie der Leere angewendet«, erklärte Ulaf leise. »Die Leere verlangt stets einen Preis von der Person, die sie benutzt, aber etwas so Schlimmes habe ich noch nie gesehen. Sie muss einen machtvollen Zauber gewirkt haben.«

»Das hat sie«, bestätigte Shadamehr verbittert. »Sie hat ihr Leben im Austausch für meins gegeben.«

»Ich kenne den Bann«, meinte Ulaf. »Zumindest weiß ich davon.«

»Du kannst ihr helfen«, sagte Shadamehr. »Du kannst sie heilen.«

»Es tut mir Leid – «

»Du musst einfach!«, rief Shadamehr heiser. Er packte Ulafs Arm und drückte ihn schmerzhaft. »Du musst, verdammt noch mal! Du kannst sie nicht sterben lassen!«

»Herr, es gibt nichts… ich kann nicht…« Ulaf hielt inne. Er seufzte tief. »Es gibt nichts, was ich tun kann, Mylord. Niemand kann das. Heilung ist eine Gnade der Götter, und sie werden sie niemandem gewähren, der die Magie von Schmerz und Vernichtung anwendet.«

»Nicht einmal, wenn das zu einem guten Zweck geschah?«, fragte Shadamehr zornig.

»Nicht einmal dann, Herr.«

Alise schrie auf, sie zuckte und wand sich. Sie ballte die Fäuste und lockerte sie wieder.

Shadamehr zog sie fester an sich und beugte sich über sie.

»Baron Shadamehr?« Jessans drängende Stimme erklang von der Tür her. »Bashae muss mit Euch sprechen.«

»Nicht jetzt«, wehrte Shadamehr ungeduldig ab.

»Ihr solltet zu ihm gehen. Der Pecwae liegt im Sterben«, sagte Ulaf.

Shadamehr starrte Ulaf an, dann Jessan, der in grimmiger Bestätigung nickte.

»Ein Vrykyl«, sagte Ulaf. »Es gab einen Kampf…«

»Ihr Götter!«, stöhnte Shadamehr und schloss die Augen. »Was habe ich getan?«

»Er hat den Stein der Könige gerettet«, erklärte Jessan barsch. »Er will unbedingt mit Euch reden, Herr. Kommt Ihr?«

Shadamehr warf einen hilflosen Blick auf Alise.

»Ich werde bei ihr bleiben«, bot die Großmutter an und fügte schroff hinzu: »Ich habe mich schon von meinem Enkel verabschiedet.«

»Ja.« Shadamehrs Stimme bebte vor Schmerz und Mitgefühl. »Ich komme.«

Er legte Alise sanft auf den Boden und deckte sie mit ihrem Umhang zu. Unter Schmerzen kam er auf die Beine. Ulaf sah das Blut auf seinem Hemd.

»Herr, das – «

»Nicht jetzt!«, erklärte Shadamehr. Er verzog schmerzerfüllt das Gesicht. »Warte, junger Mann, ich muss mich auf deine Schulter stützen.«

Jessan legte den starken Arm um den Baron und hielt ihn aufrecht. Ulaf eilte an seine andere Seite, und zusammen halfen sie Shadamehr aus dem Lagerraum. Ulaf schaute sich noch einmal um und sah, wie die Großmutter ihre Steine herausholte und sie auf verschiedene Stellen von Alises zitterndem Körper legte.

»Soll ich die Heiler holen?«, fragte Maudie aufgeregt.

»Nein!«, sagte Ulaf scharf. »Das Letzte, was wir jetzt brauchen, sind Tempelmagier, die hier herumstöbern.«

Alise wurde von der Kirche bereits als Gesetzlose betrachtet, weil sie eine Inquisitorin gewesen war und den Orden verlassen hatte, ohne vorher jemandem Bescheid zu sagen. Wenn sie jetzt noch herausfanden, dass sie Magie der Leere angewandt hatte, würden sie die junge Frau sofort verhaften. Sie würden sie heilen, aber nur, damit sie gesund genug für die Hinrichtung war.

»Bist du sicher?«, drängte Maudie und starrte Shadamehr an. »Es scheint ihm nicht gut zu gehen.«

»Weißt du, was wir brauchen, Maudie?«, fragte Ulaf. »Heißes Wasser. Das könntest du tun. Hol heißes Wasser. Wir brauchen viel davon. Eimerweise.«

»Ich weiß nicht…«, meinte Maudie zögernd.

»Beeil dich, Frau!«, befahl Ulaf streng. »Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Ich gehe und setze den Kessel auf.« Sie eilte in die Küche, und bald schon war das Scheppern von Eisentöpfen zu hören. Bashae lag auf dem Boden vor dem Kamin. Er schien ruhig zu sein und nicht mehr zu leiden. Sein Gesicht war glatt und zeigte keine Spur von Schmerzen. Seine Haut wirkte beinahe durchscheinend, seine Augen klar. Ein einzelner Stein, ein hell leuchtender Rubin, lag auf seiner Brust.

Jessan ließ Shadamehr sanft los, so dass sich der Baron neben den Pecwae auf den Boden knien konnte.

»Ulaf«, fragte Shadamehr, »ist alles für ihn getan worden?«

»Die Großmutter hat ihre Magie angewendet, Herr«, antwortete Ulaf.

»Aber genügt das? Diese Kräuterarzneien, die sie hat – «

»Herr, im Vergleich mit der Großmutter bin ich als Magier nur ein Kind«, sagte Ulaf. »Er ist schwer verletzt. Er hätte eigentlich sofort sterben müssen. Die Tatsache, dass er noch lebt und mit Euch sprechen kann, ist ein Beweis für die Fähigkeiten und den Glauben dieser alten Frau.«

»Ihr habt den Stein der Könige?«, fragte Bashae Ulaf. »Ihr habt ihn in Sicherheit gebracht?«

Er konnte nur noch flüstern, aber seine Stimme war klar und sein Tonfall ruhig.

»Ja, Bashae«, sagte Ulaf. Er holte den Rucksack hervor, so dass der Pecwae ihn sehen konnte.

Bashaes Blick wanderte zu Shadamehr.

»Ich habe Euch schon einmal darum gebeten, den Stein der Könige zu nehmen, Herr. Ihr sagtet, der Ritter hätte ihn mir gegeben, und ich sollte ihn auch behalten.« Bashae zuckte beinahe unmerklich mit den Schultern. »Das würde ich ja auch tun, aber ich glaube nicht, dass er mit mir in meine Schlafwelt gehen würde. Meine Schlafwelt ist ein sehr friedlicher Ort. Sie werden den Stein dort nicht haben wollen.«

»Ich werde den Stein der König nehmen, Bashae«, sprach Shadamehr. Er griff nach dem Rucksack und hielt ihn fest. »Ich werde die Mission des Ritters weiterführen. Das hätte ich gleich tun sollen. Wenn ich das getan hätte – « Er schüttelte den Kopf und konnte nicht weiter sprechen.

»Kommt näher«, sagte Bashae, »und ich werde Euch das Geheimnis des Rucksacks anvertrauen. Es ist nämlich ein magischer Rucksack.« Er winkte Shadamehr zu sich und flüsterte ihm das Geheimwort zu, das der Ritter ihm verraten hatte. »Der Stein wird auf magische Weise verborgen. Sprecht den Namen der Frau des Ritters aus, und Ihr werdet ihn sehen. Der Name lautet Adele.«

»Ich verstehe«, sagte Shadamehr. »Und es tut mir Leid, dass ich diese Last nicht früher von dir genommen habe«, fügte er bedauernd hinzu. »Ich hätte dir dies vielleicht ersparen können.«

»Es war besser, dass ich ihn hatte«, sagte Bashae. »Wenn Ihr ihn mitgenommen hättet, hätte der Vrykyl im Palast ihn vielleicht gefunden.«

»Das stimmt«, antwortete Shadamehr. »Daran hatte ich nicht mehr gedacht.« Er brachte ein schwaches Lächeln zustande. »Du hast deinen Teil der Arbeit geleistet, Bashae. Geh mit dem Wissen in deine Schlafwelt, dass du ein wahrer Held bist.«

»Jessan hat das auch schon gesagt«, meinte Bashae, und sein bereits getrübter Blick wandte sich seinem Freund zu. »Sag es mir noch einmal, Jessan.«

»Du wirst bei den Trevinici-Kriegern im Hügelgrab beerdigt werden«, erklärte Jessan, der neben seinem Freund kniete und die kleine Hand des Pecwae in seiner starken hielt. »Kein anderer Pecwae hat je solche Ehren erfahren.«

Bashae schaute ihn an wie gebannt.

»Deine Leiche wird von den tapfersten Kriegern im Dorf in einer großartigen Prozession dorthin getragen werden«, fuhr Jessan fort. »Du wirst auf einem Ehrenplatz neben Ritter Gustav liegen.«

»Das gefällt mir. Kein anderer Pecwae… jemals so geehrt. Lebe wohl, Jessan«, flüsterte Bashae. »Ich bin froh, dass du deinen Namen gefunden hast. Verteidiger. Es tut mir Leid, dass ich darüber Scherze gemacht habe. Er ist nicht sonderlich aufregend – nicht wie Biersäufer –, aber er passt zu dir.«

Jessan hielt die Hand seines Freundes fest. Dann holte er tief Luft und sagte: »Immer wenn ein Trevinici-Krieger in Not ist, wird sich dein Geist erheben und ihm zu Hilfe kommen, zusammen mit den Geistern unserer anderen Helden.«

Bashae lächelte. »Ich hoffe… dass ich ihnen nicht im Weg sein werde.«

Er seufzte. Sein Körper wurde starr, dann erschlaffte er. Die Hand, die Jessans Hand gehalten hatte, rutschte weg. Das lebendige Funkeln in den Augen des Pecwae verging.

Ulaf beugte sich über ihn und lauschte nach dem Herzschlag, dann fuhr er sanft mit der Hand über die starren Augen. »Bashae ist von uns gegangen«, sagte er leise.

Shadamehr sackte auf einen Stuhl und ließ den Kopf auf die Arme sinken. Er hatte einen weiteren Abschied zu nehmen, und dieser würde ihm das Herz zerreißen und nur Trostlosigkeit, Schuldgefühle und bittere Reue zurücklassen. Er fühlte sich, als triebe er in finsterem Wasser und würde von einer tödlichen Unterströmung erfasst, die ihn abwärts zog. Ihm fehlte die Energie, sich noch zu bewegen. Es schien ihm so viel einfacher, aufzugeben und zuzulassen, dass sich die dunklen Fluten über seinem Kopf schlossen.

Voller Neid starrte er den toten Bashae an, dessen Gesicht nicht mehr von Schmerz und Sorgen gezeichnet war. Shadamehr sehnte sich danach, den gleichen Frieden zu finden, aber das konnte er sich nicht leisten. Er hatte Alise etwas versprochen, und Bashae ebenfalls. Er hatte den Stein der Könige übernommen. Die Verantwortung war auf ihn übergegangen, und er musste entscheiden, was damit zu tun war.

Der Rat der Paladine war auf Befehl der neuen Regentin aufgelöst worden.

Diese Versammlung alter Knacker hätte ohnehin nichts erreichen können, dachte Shadamehr, aber dann tadelte er sich selbst. Er konnte es ihnen wohl kaum vorwerfen, kein frisches Blut in den Rat geholt zu haben. Man hatte ihm die Möglichkeit geboten, zum Paladin zu werden, und er hatte sie achtlos beiseite geworfen.

Der Lord der Leere und seine Armeen dämonischer Taan errichteten vor Neu-Vinnengael ihr Lager. Der junge König war ein Vrykyl im Körper eines Kindes, ein Vrykyl, der sowohl den alten König – einen guten Freund des Barons – als auch seinen unschuldigen Sohn umgebracht hatte, um den Thron zu stehlen. Shadamehr kannte die Wahrheit, aber wie sollte er irgendwen davon überzeugen? Er wurde als Verbrecher gesucht, als der Mann, welcher es gewagt hatte, Hand an den jungen König zu legen. Zweifellos hatte man bereits die Todesstrafe über ihn verhängt, und der Vrykyl hatte den Befehl gegeben, ihn sofort zu töten, wenn man ihn fand.

Und gleich würde er sich von Alise verabschieden müssen – der Frau, die er seit Jahren liebte, der einzigen Frau, die er jemals lieben konnte.

»Ich habe einfach nicht die Kraft«, sagte er verzagt. »Ich kann das nicht. Bashae… Alise, ihr habt der falschen Person vertraut. Ihr habt dafür mit eurem Leben bezahlt. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich weiß nicht, wohin…«

»Shadamehr!«

Er riss den Kopf hoch und öffnete die Augen. Ulaf stand neben ihm und rüttelte ihn am Arm.

»Tut mir Leid, wenn ich Euch geweckt habe«, begann er.

»Ich habe nicht geschlafen«, sagte Shadamehr.

»Herr«, sagte Ulaf, »es geht um Alise.«

Shadamehr wurde bleich. Er musste stark sein. Das war er ihr schuldig. »Ist es so weit?«, fragte er.

»Ich denke, Ihr solltet mitkommen«, antwortete Ulaf leise.

Shadamehr stemmte sich hoch. Er weigerte sich, sich von Ulaf helfen zu lassen, und ging allein in den Lagerraum. Er wurde stärker. Die Schrecken der Leere blieben, trieben an der Oberfläche des dunklen Wassers mit dem Rest des Treibguts seines Lebens, aber seine körperliche Kraft kehrte zurück. Er

betrat den Lagerraum, und ihm fiel auf, dass Ulaf an der Tür zurückblieb.

Als er zwischen den Fässern und Kisten zu der Stelle ging, wo er Alise zurückgelassen hatte, bot sich ihm ein sehr seltsamer Anblick.

Es sah aus, als wäre Alise vollkommen von einem Zirkuszelt verschluckt worden.

Über ihre Schultern und dem Oberkörper breitete sich eine Masse bunten Tuches aus, das mit Steinen und Glöckchen verziert war. Shadamehr erinnerte sich vage daran, so etwas schon einmal gesehen zu haben, und als er dann die Großmutter anschaute, fiel es ihm wieder ein. Die Großmutter hatte ihren glöckchenklingelnden, steineklickenden Rock ausgezogen und ihn über Alise gebreitet.

Shadamehr fragte sich, ob das ein Totenritual der Pecwae war oder ob der Tod ihres Enkels die Großmutter so überwältigt hatte, dass sie den Verstand verloren hatte. Immerhin glaubte er selbst, nicht damit zurechtkommen zu können, und musste sich mit aller Kraft an seinen gesunden Menschenverstand klammern.

Er konnte Alises Gesicht, das unter ihrem schimmernden Haar verborgen war, nicht sehen. Sie hatte offenbar keine Schmerzen mehr. Ihr Körper wirkte entspannt, die Arme und Beine zuckten nicht mehr. Es sah aus, als schliefe sie, und er war dankbar, dass er sich so an sie würde erinnern können.

Er kniete sich neben sie. Er griff nach ihrer Hand und zog sie an die Lippen. »Lebe wohl, meine Liebste – «

Die Großmutter streckte die Hand aus und zog Alise das wirre Haar vom Gesicht.

Shadamehr keuchte.

Alises Gesicht war glatt und von keiner einzigen Narbe gezeichnet. Als die Großmutter sie berührte, schlug sie die

Augen auf. Bei Shadamehrs Anblick lächelte sie schläfrig, dann schloss sie die Augen wieder und schlief weiter.

»Ihr habt das getan!«, rief er und starrte die Großmutter an, deren verschrumpeltes Nussgesicht plötzlich das schönste Antlitz in ganz Loerem zu sein schien.

Die Großmutter schüttelte den Kopf und zuckte mit den Schultern. »Ich konnte vielleicht ein bisschen helfen. Aber dies ist das Werk der Götter.« Sie seufzte, dann blickte sie auf und fragte leise: »Bashae?«

»Er ist gegangen, Großmutter. Es tut mir sehr Leid.« Shadamehr zeigte ihr den Rucksack. »Er hat mir den Stein der Könige gegeben. Ich werde dafür sorgen, dass seine Mission zu Ende gebracht wird. Das habe ich ihm versprochen.«

Sie nickte und zupfte an ihrem Rock herum, strich eine Falte glatt, arrangierte ein paar Steine neu. Sie trug jetzt nur noch ein Hemd, das abgetragen aussah. Die Glöckchen ihres Rocks klingelten leise.

»Sie wird lange schlafen«, sagte die Großmutter. »Wenn sie aufwacht, wird sie wieder gesund sein.« Sie schaute Shadamehr an, und ihre Augen glitzerten im Laternenlicht. »Sie liebt Euch sehr.«

»Und ich liebe sie«, meinte Shadamehr und umklammerte Alises Hand, als wolle er sie nie wieder gehen lassen.

Die Großmutter ballte die Fäuste. »Zwei Magnete«, sagte sie. »Sie ziehen sich beide mächtig an, aber wenn man sie zusammenlegt, was passiert dann?« Die beiden Fäuste zuckten auseinander. »Die Götter wollen, dass sie immer getrennt bleiben.«

»Ich hatte noch nie viel für die Götter übrig«, sagte Shadamehr. Er fuhr mit der Hand durch Alises schweißfeuchte Locken.

»Das solltet Ihr aber«, brummte die Großmutter. Mit einer raschen Bewegung zog sie den Rock von Alise und wieder

über ihren eigenen Kopf. Sie wackelte ein bisschen, und der Rock rutschte auf ihre knochigen Hüften, fiel in Falten um ihre Beine, und die Glöckchen klingelten hektisch. »Die Götter haben sie zurückgebracht.«

»Aber sie haben Bashae nicht gerettet«, sagte Shadamehr. »Ihr habt die Götter darum gebeten, ihn zu heilen, und sie haben sich geweigert.«

Die Großmutter schwieg nur und wischte sich die Augen.

»Warum seid Ihr darüber nicht zornig?«, wollte Shadamehr wissen. »Die Götter haben diese Frau gerettet, die Euch vollkommen fremd ist, und haben Euch Bashae genommen. Euren Enkel. Warum tobt und schreit Ihr nicht vor Zorn, bis Eure Stimme selbst den Himmel taub werden lässt?«

»Er fehlt mir«, sagte sie schlicht. Trauer und Schmerz standen ihr ins Gesicht geschrieben, aber ihre Stimme klang ruhig und gefasst. »Ich habe all meine Kinder und viele Enkel begraben. Bashae war mein Lieblingsenkel. Er war noch so jung, sein Leben hatte gerade erst begonnen. Deshalb habe ich die Götter darum gebeten, ihn zurückzubringen. Ich habe sie sogar gefragt, ob sie nicht mich an seiner Stelle nehmen wollten. Ich hatte angenommen, dass ich diejenige sein würde, die auf dieser Reise stirbt. Hier, in meiner Schlafstadt. Aber« – sie zuckte die Schultern, und die Glöckchen klingelten leise – »die Götter haben sich anders entschieden.

Ein Neugeborenes schreit und weint, wenn es in die Welt kommt. Es jammert, wenn es das Licht sieht. Wenn man einem Baby die Wahl ließe, würde es in die warme, sichere Dunkelheit zurückkehren. Und dennoch sagen wir, das Leben sei ein Geschenk.« Die Großmutter schüttelte den Kopf. »Vielleicht ist der Tod ein größeres Geschenk. Wie dieses Baby, so haben auch wir nur Angst, das hinter uns zu lassen, was wir kennen.«

Shadamehr schwieg, denn er wollte nicht mit ihr streiten. Nach seiner Ansicht waren die Götter – falls sie überhaupt existierten – launisch und abgebrüht und taten, was ihnen gerade passte.

Die Großmutter schlug ihm mit der Handfläche gegen die Stirn.

»Wofür war denn das?«, fragte Shadamehr verblüfft.

»Ihr seid ein verwöhntes Kind, Baron Shadamehr«, erklärte die Großmutter streng. »Ihr habt alles bekommen, was Ihr wollt, und dennoch wälzt Ihr Euch im Dreck und heult und jammert und strampelt, weil Ihr noch mehr wollt. Ich weiß nicht, wieso die Götter das überhaupt mitmachen.«

Sie drängte sich an ihm vorbei, und ihre Steine klickten, und die Glöckchen klingelten. Dann blieb sie an der Tür zum Lagerraum noch einmal stehen und drehte sich zu ihm um. »Sie müssen Euch sehr lieben.«

Shadamehr hatte seine Zweifel, was das anging, und im Augenblick war es ihm gleich. Aber die Götter liebten Alise, so wie er es tat, und das war alles, was er wissen musste. Er nahm sie in die Arme, drückte sie an sich und genoss die Wärme, die nun wieder durch ihren Körper floss.

»Herr«, sagte Ulaf und hockte sich neben ihn. »Wir müssen – «

»Sie wird weiterleben!«, sagte Shadamehr und zog Alise fester an sich.

Sie murmelte im Schlaf etwas vor sich hin und schmiegte sich an ihn – etwas, das sie nie getan hätte, wenn sie bei vollem Bewusstsein gewesen wäre.

»Den Göttern sei Dank!«, erklärte Ulaf erfreut. »Aber Herr, wir müssen darüber nachdenken, was wir nun tun sollen. Dagnarus' Taanarmee mag noch nicht hier sein, aber sie wird bald kommen. Wir wollen doch nicht in einer belagerten Stadt

festsitzen.« Er wusste allerdings, wie unberechenbar sein Herr war, und hielt es für besser hinzuzufügen: »Oder?«

»Nein«, sagte Shadamehr entschlossen. Sein Hirn arbeitete endlich wieder. Er fühlte sich stark genug, um zu schwimmen, selbst gegen diese dunkle Flut, die ihn zu ertränken drohte. »Im Hafen wartet ein Orkschiff auf uns. Ich habe Damra von Gwyenoc und ihren Mann dorthin geschickt. Die Orks haben Befehl, bis zum Morgengrauen zu warten, bevor sie in See stechen. Ich werde Alise, den Trevinici und die Großmutter mit an Bord nehmen. Inzwischen werdet ihr anderen über Land reisen, den Paladinen Botschaften überbringen, ihnen mitteilen, was geschehen ist, und ihnen ausrichten, dass wir uns in Krammes mit ihnen treffen. Dort befindet sich die Königliche Kavallerieakademie. Wir haben den Teil des Steins der Könige, der den Menschen gegeben wurde. Das muss doch für irgendwas gut sein. Wir können eine Armee aufstellen und zurückkehren, um dem Lord der Leere Neu-Vinnengael wieder abzunehmen.«

»Ihr glaubt, die Stadt wird fallen?«

»Ja«, antwortete Shadamehr schlicht.

»Wie soll ich die Paladine finden? Ich kenne einen von ihnen, Lord Randall, aber – «

»Rigiswald kennt sie alle. Er ist im Tempel und macht sich über den Stein der Könige kundig. Wahrscheinlich ist er immer noch dort. Du weißt ja, wie es ist, wenn er seine Nase erst einmal in einem Buch hat. Nimm ihn mit.«

»Also wirklich, Shadamehr, ich glaube, ich wäre lieber mit einem Vrykyl unterwegs!«, protestierte Ulaf, und er meinte es ernst. »Dieser Mann ist der streitsüchtigste alte Knabe, den es je gab. Er hat eine Zunge, mit der man kleine Bäume fällen könnte.«

»Dann werdet ihr immer genug Feuerholz haben«, sagte Shadamehr. »Es tut mir Leid, alter Junge, aber Rigiswald ist

der Einzige, der dir bei dieser Sache helfen kann. Er kennt die Paladine und weiß, wo sie sich aufhalten.«

»Also gut«, sagte Ulaf mürrisch. »Ich gehe und hole die anderen. Ihr habt nicht vergessen, dass Ausgangssperre verhängt wurde?«

»Das ist der Grund, wieso die Götter die Kanalisation erfunden haben«, meinte Shadamehr. »Ich werde auf diese Weise reisen. Und du?«

»Ich werde Rigiswald niemals in einen Abflusskanal kriegen, und das wisst Ihr auch. Aber es gibt einen Torwächter, der mir noch einen Gefallen schuldet«, erläuterte Ulaf mit einem Zwinkern. »Passt gut auf Euch und auf Alise auf, Mylord. Ich kümmere mich um die anderen, auch um Rigiswald.«

»Hervorragend. Und nun bitte diese gute Frau um ein paar Decken. Ich will Alise warm einpacken.« Als Shadamehr in den Hauptraum der Schänke schaute, wurde seine Miene weicher. »Wir werden auch ein Leichentuch brauchen.«

»Ich trage die Verantwortung für Bashae«, sagte Jessan angespannt. »Für ihn und die Großmutter.«

Shadamehr und Ulaf wechselten verblüffte Blicke. Keiner hatte auch nur gehört, wie der Krieger näher gekommen war.

»Unser Anteil an der Mission des Ritters ist beendet«, erklärte Jessan. »Der Stein der Könige wurde weitergegeben, und ich bin das verfluchte Messer des Vrykyl los. Ich habe Bashae versprochen, dass wir ihn nach Hause bringen werden. Wir haben das Versprechen, das wir dem Ritter gegeben haben, erfüllt und können gehen, ohne unsere Ehre zu verlieren.«

»Ihr habt viel mehr als das getan, Jessan«, sagte Shadamehr. »Wenn ihr beiden geht, dann tut ihr das sehr ehrenvoll. Du, Bashae und die Großmutter. Ich kenne nicht viele andere, die mutig, stark oder weise genug wären, um das leisten zu können, was ihr erreicht habt. Aber ihr begebt euch in große

Gefahr. Die Armee von Taan, die euch durch das Portal gefolgt ist, sammelt sich gerade da draußen, und ihr seid jetzt nur noch zu zweit.«

»Uns wird nichts passieren«, sagte Jessan mit einem dünnen Lächeln. »Die Großmutter hat ihre sechsundzwanzig Türkise, und sie spricht bereits davon, einen anderen Stock zu schnitzen, in dem sie die Achataugen befestigen will. Und was Bashae angeht… hört Ihr das?« Er nickte zu dem anderen Zimmer hin, wo man die Großmutter leise singen hören konnte. »Sie spinnt ein magisches Netz um Bashae. Er wird in Sicherheit sein.«

»Sie könnten mit mir und dem Rest Eurer Leute kommen, Herr«, bot Ulaf an. »Meine Kameraden und ich ziehen nach Osten«, sagte er dann zu Jessan. »Wie der Baron schon sagte, die Straßen könnten gefährlich sein. Wir könnten ein weiteres Schwert gebrauchen. Kommt Ihr mit uns?«

Jessans Miene wurde verschlossen und misstrauisch.

»Ich habe genügend Beweise dafür gesehen, wie wertvoll Ihr als Krieger seid, Jessan«, fügte Ulaf hinzu. »Es kann sein, dass wir direkt auf die Taanarmee stoßen. In diesem Fall kann ich mir niemanden denken, den ich lieber an meiner Seite hätte.«

Jessan nickte zufrieden. »Dann werde ich mit Euch kommen, wenn die Großmutter einverstanden ist.«

Ulaf überredete die bedrückte Maudie, die Bashaes Leiche nicht ansehen konnte, ohne in Tränen auszubrechen, sich zusammenzunehmen und ihm warme Decken für Alise zu bringen.

»Ich weiß nicht, was wir mit Maudie machen sollen«, sagte Shadamehr, der mit Ulaf zur Tür ging. »Die Stadt wird in einem oder zwei Tagen belagert werden.«

»Sie ist hier sicherer als irgendwo anders«, erklärte der praktisch denkende Ulaf. »Sagt ihr, sie soll ihre kräftigsten

Stammgäste einladen, um ihr bei der Verteidigung ihres Eigentums zu helfen.«

»Wahrscheinlich hast du Recht«, sagte Shadamehr. »Ich sollte etwas tun, sollte irgendwie helfen. Stattdessen laufe ich weg.«

»Ihr habt den Stein der Könige«, rief ihm Ulaf ins Gedächtnis. »Das dürft Ihr nicht vergessen. Ich habe Jessan und der Großmutter gesagt, sie sollen im Morgengrauen zum Aufbruch bereit sein. Lebt wohl, Herr. Ich wünsche Euch eine gute Reise.«

»Ich dir ebenfalls«, sagte Shadamehr und schüttelte seinem Freund die Hand. »Mit etwas Glück sind die Stadtwachen immer noch mit dem Aufruhr in der Molligen Mieze beschäftigt. Du solltest den Tempel erreichen können, ohne dass man dich aufhält. Grüße Rigiswald von mir.«

Shadamehr kehrte in den Lagerraum zurück und sah, dass die Großmutter Alise fest in eine Decke gepackt hatte, indem sie die Ränder feststeckte wie eine Mutter bei einem Neugeborenen. Alise hatte dabei fest weitergeschlafen. Nun kam die schwierige Zeit des Abschieds.

Jessan kniete neben Bashae und hielt schweigend Wache bei der Leiche seines Freundes. Die Großmutter saß da und starrte in die Flammen des Feuers, das unbekümmert vor sich hin flackerte.

Shadamehr legte Jessan die Hand auf die Schulter. Der junge Mann stand auf, und die beiden gingen in den hinteren Teil des Schankraums.

»Ulaf hat mir von dem Kampf erzählt. Er sagte, du hättest den Vrykyl angegriffen, obwohl er dich hätte umbringen können. Niemand bezweifelt, dass du alles getan hast, um deinen Freund zu retten. Es gibt nichts, was du bedauern müsstest.«

»Nein, ich habe nichts zu bedauern«, sagte Jessan schlicht. »Bashae ist wie ein Krieger gestorben. Er wird von meinem Volk hoch geehrt werden. Mir die Schuld an seinem Tod zu geben, würde ihn um seinen Sieg bringen. Aber er wird mir fehlen«, fügte er sanfter hinzu, »denn er war mein Freund, aber das ist mein Verlust, und ich muss damit zurechtkommen.«

»Ich wünschte, es wäre so einfach«, murmelte Shadamehr. Er setzte dazu an, dem jungen Krieger eine sichere Heimreise zu wünschen, dann fiel ihm gerade noch rechtzeitig ein, dass das bei einem Trevinici nicht angemessen war.

»Mögest du viele Kämpfe ausfechten«, sagte Shadamehr, »und all deine Feinde besiegen.«

»Ich wünsche Euch das Gleiche, Herr«, antwortete Jessan.

Shadamehr verzog das Gesicht. »Auf den Teil mit den Kämpfen bin ich nicht so versessen«, gab er zu. »Aber das mit dem Sieg über meine Feinde akzeptiere ich gern.«

Er ging zurück, um sich von der Großmutter zu verabschieden. Er hatte sie in ihrer kurzen Zeit zusammen sehr lieb gewonnen, und sie würde ihm fehlen. Er berührte sie sanft an der Schulter.

»Großmutter, ich wollte mich von Euch verabschieden und sagen, wie sehr mir Euer Verlust Leid tut. Ich werde Bashae immer als einen der tapfersten jungen Männer in Erinnerung behalten, denen ich je begegnet bin. Wenn wir das hier alle lebendig überstehen, werde ich der ganzen Welt die Geschichte von seiner Tapferkeit und Treue erzählen.«

Die Großmutter blickte auf, aber die Flammen des Feuers schienen immer noch in ihren Augen zu flackern, und nur der Rauch trübte sie ein wenig. »So lange Ihr seine Geschichte hier bewahrt«, sagte sie und legte die Hand auf ihr Herz, »ist das alles, was ich will. Der Rest der Welt wird sich nicht sonderlich dafür interessieren oder es nur für eine Kuriosität halten.«

Sie suchte in ihren Röcken und Beuteln nach etwas und holte schließlich einen Türkis heraus. Sie betrachtete ihn mit dem Auge einer Kennerin, um zu sehen, ob er auch wirklich makellos war, dann drückte sie ihn Shadamehr in die Hand. Das Geschenk war sehr wertvoll, denn die Pecwae waren der Ansicht, dass der Türkis über besondere Schutzkräfte verfügt. Shadamehr wusste, dass die Großmutter diese Steine zu ihrem eigenen Schutz benutzte, und wollte sie dessen nicht berauben.

»Großmutter, ich danke Euch, aber das kann ich nicht annehmen – «

»Doch, das könnt Ihr«, sagte sie. Sie nickte nachdrücklich zum Feuer hin. »Ich habe gesehen, wohin Euer Weg Euch führen wird. Ihr werdet ihn brauchen.«

Shadamehr schaute den Türkis an, himmelblau mit silbernen Streifen. Er mochte sich tatsächlich als nützlich erweisen.

Also steckte der Baron den Türkis in den Rucksack, in dem sich auch der Stein der Könige befand, dann beugte er sich vor und küsste die Großmutter auf die faltige Wange.

»Ich danke Euch, Großmutter. Ich wünsche Euch eine gute und sichere Reise.«

»Ich würde Euch gerne dasselbe wünschen«, erklärte sie kopfschüttelnd, »aber das wäre eine Verschwendung.«

Sehr wahrscheinlich, dachte Shadamehr.

Er hob Alise, die warm in die Decke eingehüllt war, hoch, schlang den Rucksack über eine Schulter und legte sich die leblose Frau über die andere. Als er sie an den Beinen packte, war er froh, das sie bewusstlos war, denn im Wachzustand hätte Alise sicher laut und empört Einwände dagegen erhoben, dass er sie wie einen Mehlsack herumschleppte.

Shadamehr nahm Maudies Angebot einer Laterne an. Er ließ den Schieber der Laterne jedoch geschlossen, als er die Tür des Gasthauses öffnete und hinaus in die Nacht spähte. Er nahm an, dass es noch etwa drei Stunden bis zum Morgengrauen

war. Die Straße war leer. Ein Feuerschein erhellte nicht allzu weit entfernt den Himmel. Das Gasthaus zur Molligen Mieze brannte immer noch. Die meisten Patrouillen würden sich in diesem Bereich aufhalten und mit dem Löschen des Feuers beschäftigt sein.

Shadamehr rief ein letztes leises Abschiedswort, dann packte er Alise und den Rucksack mit dem Stein der Könige fest und schlüpfte in die Dunkelheit hinaus.

Ulaf stand vor dem Gasthaus zur Krähe mit dem Ring und konnte den orangefarbenen Feuerschein sehen, welcher wie eine nicht enden wollende Morgenröte über der Stadt hing, nur dass dieser Schein für die Mollige Mieze vorläufig den Sonnenuntergang bedeutete. Die Stadtwachen und Magier würden die ganze Nacht damit beschäftigt sein, gegen dieses magische Feuer anzukämpfen, was bedeutete, dass im Rest der Stadt fast keine Patrouillen sein würden. Ulaf blieb dennoch vorsichtig, hielt sich an die Schatten und blieb den hellen Lichtpfützen fern, denn der Tempel der Magier befand sich nahe dem Palast des Königs, und die Königliche Kavallerie würde wahrscheinlich in voller Stärke unterwegs sein. Ulaf eilte Seitenstraßen und Gassen entlang und näherte sich dem Tempel von der Rückseite her. Falls man ihn dennoch erwischen würde, hatte er eine Geschichte bereit und würde wahrscheinlich keinen Ärger bekommen, aber er hatte nicht vor, seine Zeit zu verschwenden, indem er mit dämlichen Kavallerieoffizieren stritt.

Ulaf nahm nicht an, dass es schwierig sein würde, den Tempel selbst zu betreten, auch nicht mitten in einer unruhigen Nacht. Er war ein Mitglied des Neunten Ordens, eines Ordens, der sich dem Studium der magischen Portale widmete, welche rasche Reisen von einem Teil Loerems zum anderen zuließen. Von allen Orden der Kirche war der Neunte am wenigsten geachtet.

Vor zweihundert Jahren hatten sich weise und mächtige Magier zusammengetan und vier Portale geschaffen. Sie befanden sich allesamt in Alt-Vinnengael und hatten in die Länder der Elfen, Zwerge und Orks geführt, und durch sie waren Kaufleute und ihre Waren, Neuigkeiten und Botschaften hin und her gelangt. Das vierte Portal führte angeblich direkt zu den Göttern.

Als Dagnarus Alt-Vinnengael angegriffen hatte, hatten er und sein Zauberer Gareth sich machtvoller Magie der Leere bedient, um die Verteidiger der Stadt zu besiegen. Diese Magie, verbunden mit der, welche die Verteidiger der Stadt angewendet hatten, hatte solch elementare Energie bewirkt, dass es zu einer Explosion kam, die einen großen Teil der Stadt dem Erdboden gleichmachte.

Ursprünglich hatte man angenommen, dass die Portale vollkommen zerstört worden waren, denn nirgendwo in der Nähe von Alt-Vinnengael war mehr eins zu finden. Die Kirche rief den Neunten Orden mit dem Zweck ins Leben, die Magie der Portale neu zu erfinden. Diese Versuche erwiesen sich als fruchtlos. Das Geheimnis der Schöpfung der Portale war bei der Explosion ebenfalls zerstört worden. Die Magier arbeiteten Jahre, aber sie kamen einer Neufassung der benötigten Zaubersprüche nicht einmal nahe. Sie beteten zu den Göttern, aber ihre Gebete wurden nicht erhört. Die Götter, so schien es, wollten keine Portale mehr, die zum Himmel führten.

Sehr zum Verdruss der Kirche trafen dann erste Berichte ein, dass Portale an mehreren Orten auf dem Kontinent entdeckt worden waren, darunter ein sehr wichtiges im Elfenland und ein anderes im Land der erbittertsten Feinde von Vinnengael, der Karnuaner. Die Kirche erkannte, dass die Portale nicht zerstört worden waren. Sie waren nur davongedriftet wie Schiffe, die sich vom Anker losgerissen hatten.

Die Kirche hatte den nutzlosen Neunten Orden schon auflösen wollen, aber stattdessen beschlossen, dass er sich vielleicht doch noch als brauchbar erweisen könnte. Die Mitglieder wurden überallhin ausgeschickt, um die verschwundenen Portale zu finden und auf Karten einzuzeichnen.

Jahrhunderte später betrieben die Mitglieder des Neunten Ordens diese Suche immer noch. Unterbezahlt und verlacht reisten sie überall in Loerem herum, um jeden Bericht über ein Portal zu überprüfen und es gegebenenfalls auf einer Karte zu verzeichnen.

Daher hielt Ulaf den Neunten für einen sehr praktischen Orden. Als Mitglied konnte er sich frei bewegen und kommen und gehen, wie es ihm gefiel. Niemand scherte sich darum, wo er gewesen war, oder wollte unbedingt einen Bericht über seine Reisen hören. Solange er hin und wieder eine Landkarte mit einem neuen Portal einreichte, war man es zufrieden.

Das hätte vielleicht anders ausgesehen, wenn er die Kirche um Geld gebeten hätte. Aber da Shadamehr Ulafs Reisen immer finanziert hatte, waren solche Forderungen überflüssig. Ulaf gab sich als reicher junger Mann aus, der seine Zeit und sein Geld dem Finden von Portalen widmete. Die Kirchenoberen hielten ihn für verrückt, aber harmlos.

Bei dem Tempel der Magier handelte es sich nicht um ein einzelnes Gebäude, wie es der Name vielleicht nahe legen mochte. Der eigentliche Tempel war das Hauptgebäude, errichtet aus Marmor, mit Rosettenfenstern aus Buntglas und eleganten Spitztürmen, alles zu dem Zweck erdacht, die Gedanken der Menschen zum Himmel emporzulenken. Dort befand sich die Gebetshalle mit den Altären der Götter. Die Halle stand der Öffentlichkeit Tag und Nacht offen, und es waren ständig Priester im Dienst. Außerdem hatte man hier die Büros der Kirchenoberen untergebracht.

Die wichtigsten anderen Gebäude in dem Komplex waren eine Universität mit Schlafräumen, Unterrichtsräumen und einer auf dem ganzen Kontinent berühmten Bibliothek sowie die Häuser des Heilens, welche vom Hospitalorden betrieben wurden. Die Häuser des Heilens waren von Gärten umgebene, lang gestreckte, luftige Gebäude mit riesigen Fenstern, um das Sonnenlicht einzulassen, von dem man glaubte, dass es zur Heilung beitrug. Ulaf ging sofort zur Universität, einem runden Bau, der durch Strebebögen mit vier freistehenden Türmen verbunden war. Drinnen war das Gebäude ein regelrechtes Labyrinth aus wirren Fluren, in denen Dunkelheit herrschte, weil es nur wenige Fenster gab, denn nichts sollte die Studenten von ihrer Arbeit ablenken, nicht einmal ein Blick auf die Welt da draußen. Weil sich in diesen Mauern machtvolle und möglicherweise gefährliche Texte befanden, stand die Universität der Öffentlichkeit nicht offen und war von einer Mauer mit nur einem einzigen Tor umgeben. Dieses Tor wurde bei Sonnenuntergang geschlossen. Alle, die danach hier hereinwollten, wurden durch eine kleine Pforte an der Seite des Haupttors eingelassen – oder auch nicht.

Der Türhüter an der kleinen Pforte war verblüfft, misstrauisch und ausgesprochen argwöhnisch, als ein Bruder zu dieser späten Stunde Einlass verlangte, besonders einer, der trotz der Ausgangssperre unterwegs war. Ulaf musste jedoch nur seine Empfehlungsschreiben zeigen und seine Mission erklären, damit der Türhüter resigniert den Kopf schüttelte und den Bann löste, welcher die Pforte schützte.

Der Mann fragte Ulaf, ob er sein eigenes magisches Licht benutzen oder eine Laterne ausleihen wollte. Dankbar nahm der Neuankömmling die Laterne entgegen, obwohl er vier Jahre in diesem Gebäude verbracht hatte und sich dort wahrscheinlich auch im Schlaf zurechtgefunden hätte. Zuerst ging er in die Küche. Er wusch sich Gesicht und Hände und

spritzte sich zum Schluss kaltes Wasser ins Gesicht, um wieder ein wenig wacher zu werden. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er zum letzten Mal etwas gegessen hatte, und war dankbar, dass in der Universitätsküche für jene, die bis spät in die Nacht arbeiteten, immer Brot und Käse bereitstanden. Ulaf aß ein großes Stück Brot, schnitt sich ein Stück Käse ab und füllte sich die Taschen mit Äpfeln. Den Käse verzehrte er auf dem Weg in den Bereich, in welchem die Studenten und jene Ehrwürdigen Brüder wohnten, die im Tempel und seiner Umgebung arbeiteten.

Ulaf bemerkte, dass es im Tempel etwas lebhafter zuging als sonst zu dieser Stunde. Ehrwürdige Brüder huschten eilig durch die Hallen, und ihre Mienen wirkten grimmig und in sich versunken. Ulaf selbst trieb sich in den Fluren herum, bis er sah, wie ein Bruder sein Zimmer verließ. Dann schlüpfte er in dieses Zimmer (im Tempel wurden die Türen nur selten abgeschlossen), zog eine saubere Kutte an, steckte seine Äpfel in einen Ledersack und machte sich auf die Suche nach Rigiswald. Im Flur warf er seine schmutzige Kleidung in den Korb, in welchem die dafür zuständigen Novizen Wäsche für die Tempelwäscherei sammelten.

Die Bibliothek nahm einen gesamten Flügel des Gebäudes ein. Hier befand sich die größte Sammlung von Büchern des Kontinents. Es gab Tausende von Schriften über Magie, darunter auch solche über die Theorie der Magie, die Religion der Magie und den praktischen Nutzen der Magie, wie sie von jedem Volk unter der Sonne angewendet wurde. Die Bibliothek hatte selbstverständlich auch Werke über eine ganze Reihe anderer Gebiete, von Bänden, die beschrieben, wie man die Segel auf einem Schiff setzt, über Handbücher zu Themen wie Pferdehaltung oder Herstellung von Wandbehängen bis zu Kochbüchern, die sich der Zubereitung gepökelter Schwanenzungen widmeten.

Die Bibliothek schloss nie. Von Zwergen hergestellte Steinlichter – Steine, die auf magische Weise bearbeitet worden waren, um ein warmes, weiches Licht abzugeben – gestatteten es den Gelehrten, ihre Recherchen bis spät in die Nacht fortzusetzen. Der Zugang zur Bibliothek unterlag strengen Regeln. Jeder Ehrwürdige Bruder mit gutem Ruf konnte durch Vorlage entsprechender Empfehlungsschreiben Zugang erhalten. Novizen wurden hereingelassen, wenn sie von einem Lehrer begleitet wurden oder einen Brief ihres Lehrers vorwiesen, aber auch dann ließ man sie nur in gewisse Bereiche. Magier anderer Völker waren willkommen, sofern sie mit einem Empfehlungsschreiben der Kirche kamen, welches ihnen bescheinigte, dass sie Magie verantwortlich nutzten und ernsthafte Studien betrieben. Der König und die Paladine durften die Bibliothek ebenfalls jederzeit betreten – die einzigen Laien, denen diese Ehre zuteil wurde.

Zu dieser späten Stunde hätte die Bibliothek eigentlich ein stiller, verschlafener Ort sein sollen. Ulaf war daher verblüfft festzustellen, dass es in dieser Nacht hier sehr lebhaft zuging.

»Was ist denn los?«, fragte er einen Bruder, der ihn in seiner Eile beinahe umgerannt hätte.

Der Bruder warf ihm einen misstrauischen Blick zu, aber als er sah, dass Ulaf das Gewand eines Ehrwürdigen Bruders trug, und vielleicht auch weil er glaubte, sich entschuldigen zu müssen, weil er ihn beinahe umgerannt hatte, entschloss er sich zu einer Antwort.

»Man hat uns befohlen, die wertvollsten Bücher in der Sammlung an einen sicheren Ort zu bringen«, sagte er leise.

»Also wird es wirklich Krieg geben«, meinte Ulaf.

»Das habt Ihr nicht von mir gehört, Bruder«, erwiderte der Magus finster und machte sich wieder an seine wichtige Arbeit.

Das erklärte auch die Kriegsmagier, die in den Fluren Wache standen und die Mitglieder des Ordens der Schreiber beobachteten, welche schwere Kisten mit wertvollen Büchern und Schriftrollen an einen geschützten Ort brachten. Die wertvollsten Texte waren in jenen seltenen und uralten Bänden und Rollen enthalten, welche vor der Gründung von Vinnengael vor vielen hundert Jahren verfasst worden waren. Außerdem gab es noch Bücher, die man für gefährlich hielt, Bücher über verbotene Magie, die nicht in die falschen Hände fallen sollten.

Ein Kriegsmagier warf Ulaf einen finsteren Blick zu, als er die Bibliothek betrat, und Ulaf war froh, dass er daran gedacht hatte, sich umzuziehen und alle Spuren des Kampfs in der Molligen Mieze abzuwaschen. Er hielt den Blick gesenkt und ging geradewegs zum obersten Bibliothekar. Dort überreichte er seine Empfehlungsschreiben, schrieb seinen Namen auf die Tafel und machte sich auf die Suche nach Rigiswald.

Er fand den reizbaren alten Mann, wie er sich empört, wenn auch im Flüsterton mit einem der Schreiber stritt, welcher versuchte, ihm ein Buch abzunehmen. Ulaf hielt sich zurück, denn er wollte nicht in diesen Streit verwickelt werden. Er bewegte sich nur in Rigiswalds Blickfeld und versuchte mit einer Geste, die Aufmerksamkeit des älteren Magus auf sich zu lenken. Rigiswald sah ihn und warf ihm einen wütenden Blick zu, dann ignorierte er ihn wieder und setzte seinen Streit fort. Ulaf seufzte tief und ließ sich auf einen Stuhl sinken. Er musste wohl sofort eingeschlafen sein, denn als Nächstes bemerkte er, dass ihn jemand schüttelte. Er blickte auf und erblickte Rigiswald, der auf ihn niederschaute.

»Warum bist du hier?«, fragte der ältere Mann in zornigem Flüsterton.

Ulaf riss den Kopf herum und blinzelte. Er wusste einen Moment nicht, wo er war. Dann fiel es ihm wieder ein.

»Ich bin gekommen, um Euch zu holen«, sagte Ulaf und stand auf. »Shadamehr hat uns befohlen, die Stadt zu verlasen. Und es gibt noch mehr Neuigkeiten.«

Rasch berichtete Ulaf, was an diesem Abend geschehen war. Er war dankbar, dass man in der Bibliothek nicht laut reden durfte, denn so konnten er und Rigiswald sich im Flüsterton unterhalten, ohne andere misstrauisch zu machen.

Rigiswald lauschte angestrengt. Der schlanke, gepflegte ältere Herr, der stets eitel auf sein Aussehen und seine Bequemlichkeit bedacht war, war seit Shadamehrs Kinderzeit der Lehrer des Barons gewesen. Er interessierte sich viel mehr für das Studium der Magie als dafür, sie wirklich zu praktizieren. Er behauptete, dass Zaubern seine Kleidung ruinierte. Wenn es unbedingt sein musste, erwies er sich dennoch als fähiger Magier, aber er sorgte dafür, dass er nicht oft zu solch extremen Maßnahmen gezwungen war.

Nun war seine Miene ausdruckslos. Nachdem er die schreckliche Nachricht gehört hatte, dass der neue König von Vinnengael ein Vrykyl und mit dem Lord der Leere verbündet war, dessen Armeen im Augenblick auf die Stadt zumarschierten, bestand seine einzige Regung darin, die Brauen hochzuziehen und zu sagen: »Ich verstehe.«

Dann strich er sich den schwarzen, stets ordentlich kurz gestutzten und sauber gekämmten spitzen Kinnbart glatt. »Deshalb haben sie mir also mein Buch abgenommen«, schloss er. »Warum hat der Dummkopf es denn nicht einfach gesagt?« Er warf einen zornigen Blick hinter dem Schreiber her, der triumphierend davonstolzierte, das Buch in der Hand. Dann wandte er sich wieder Ulaf zu. »Und wieso bist du hier?«

»Shadamehr hat mich darum gebeten.« Ulaf strengte sich sehr an, geduldig zu bleiben. »Ich hole unsere Leute zusammen. Wir haben vor, die Stadt morgen früh zu verlassen, bevor die Belagerung beginnt.«

»Wo wollt ihr hin?«

»Nach Krammes. Shadamehr wird den Seeweg benutzen. Er sagte, wir sollen über Land ziehen – «

»Unmöglich«, erklärte Rigiswald. »Die Reise hierher zusammen mit diesen Orks war schlimm genug. Und nun schlägst du vor, dass ich tausend Meilen weit nach Krammes laufen soll.«

»Es ist nicht ganz so weit. Und wir haben Pferde. Ich soll mit den Paladinen sprechen, und Shadamehr sagte, Ihr – «

Rigiswald schnaubte geziert. Dann drehte er Ulaf den Rücken zu und nahm eine Gänsefeder aus einem der Becher, die überall in der Bibliothek bereitgestellt waren für den Fall, dass sich jemand Notizen machen wollte. Er holte eine kleine Röhre aus Elfenbein aus seinem Gürtel, nahm die Schriftrolle heraus, welche sich darin befand, warf einen kurzen Blick darauf, drehte sie dann um und fing an zu schreiben. Als er fertig war, steckte er die Rolle wieder in die Röhre und reichte sie Ulaf.

»Hier steht, wo du die Paladine finden wirst, die dir nützlich sein könnten«, erklärte Rigiswald. »Benutze das als Empfehlungsschreiben.«

»Das bedeutet also, Ihr werdet nicht mit mir kommen«, sagte Ulaf so laut, dass es ihm einen säuerlichen Blick des Bibliothekars einbrachte. Sofort senkte er die Stimme wieder. »Ihr habt doch gehört, dass ich gesagt habe, die Stadt würde angegriffen werden, nicht wahr?«

Rigiswald zuckte mit den Schultern. Er fing an, einen Stapel Bücher zu sortieren, die auf dem Tisch neben ihm lagen.

»Ich hoffe, sie haben mir wenigstens noch eins gelassen«, murmelte er. »Ah, hier ist es.«

Er zog geschickt einen schmalen, in Leder gebundenen Band aus dem Stapel, setzte sich auf einen Stuhl, lehnte sich zurück, schlug das Buch auf und fing an zu lesen. Einen Moment später warf er Ulaf einen Blick zu.

»Du kannst dich jetzt an die Arbeit machen«, meinte er.

»Aber Shadamehr hat gesagt – «

Rigiswald hob einen ordentlich manikürten Finger. »Sag dem Baron, ich werde ihm hier in Neu-Vinnengael erheblich mehr nützen, als wenn ich mich auf dem Land herumtreibe.«

Er beugte sich wieder über sein Buch.

Ulaf setzte dazu an, etwas zu sagen, und überlegte es sich dann anders. Er schüttelte den Kopf, steckte die Elfenbeinröhre in die Tasche und verließ leise fluchend die Bibliothek.

Rigiswald blickte von seinem Buch auf, sah, wie Ulaf verschwand, und lächelte in sich hinein. Er schlug das Buch zu, lehnte sich zurück und war bald schon in seinen eigenen Gedanken versunken, und das waren, wenn man nach seinem Gesichtsausdruck urteilte, keine angenehmen.

Im Gasthaus zur Krähe mit dem Ring hielt Jessan immer noch Wache neben der Leiche seines Freundes. Die Nacht war still – jene Art schwere, weiche Stille, welche die Stimmung sinken lässt und das Denken beinahe vollkommen unmöglich macht. Ulaf war schon vor einiger Zeit gegangen. Maudie hatte versucht, wach zu bleiben und ein Auge auf diese seltsamen Besucher zu halten, aber die Aufregung und der Schreck über die Ereignisse hatten sie ermüdet. Sie schlief in ihrem Sessel.

Jessan war froh, dass Ulaf ihm etwas zu tun gegeben hatte, eine Beschäftigung, eine Möglichkeit, jemandem von Nutzen zu sein. Er hätte Ulafs Angebot, mit ihnen zu kommen, ansonsten nicht akzeptieren können, denn er wollte sich niemandem verpflichten, selbst diesem Freund des Barons nicht. Viele Trevinici auf Reisen verdingten sich als Karawanenwachen im Austausch für Lebensmittel und Unterbringung. Jessan mochte zunächst angenommen haben, dass man ihm diese Arbeit aus Mitleid angeboten hatte, aber

dann hatte er eingesehen, dass Ulaf ihn tatsächlich als Krieger schätzte.

Er wusste also nun, dass man ihn wegen seines Mutes und seiner Fähigkeiten schätzte, und dieser Gedanke verschaffte ihm ein wenig Trost und Wärme, als er dort allein in der stillen, kalten Dunkelheit seines Schmerzes und der verzweifelten Sehnsucht nach seinem Zuhause stand.

Jessan war begierig gewesen, in die Welt hinauszuziehen und seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Wie es bei jungen Leuten häufig der Fall zu sein pflegt, welche das banale Leben in einem kleinen Ort langweilig finden, hatte er nie verstehen können, warum sich sein Onkel und die andern Krieger freuten, wenn sie nach langer Abwesenheit nach Hause zurückkehrten. Wie konnten sie ein Leben des Abenteuers, der Gefahr und der Aufregung so freudig gegen Feldarbeit und Kindergekreische eintauschen? Aber jetzt wandten sich Jessans Gedanken diesen alltäglichen und häufig verachteten Dingen mit einer Sehnsucht zu, die aus tiefstem Herzen kam.

Er erinnerte sich sogar voller Mitgefühl an seine verrückte Tante Ranessa. Er wünschte sich jetzt, ihr gegenüber freundlicher und verständnisvoller gewesen zu sein. Sie war immerhin eine Verwandte und gehörte zum Stamm, und das bedeutete, dass ihr Wohlergehen ihm wichtig sein sollte, eine heilige Pflicht, so wie es eine heilige Pflicht gewesen war, Bashae zu beschützen.

Jessan gab sich keine Schuld an Bashaes Tod. Sein Gewissen war rein. Er hatte alles getan, was er konnte, um seinen Freund zu beschützen und ihn vor dem Vrykyl zu retten. Wie er selbst schon gesagt hatte: Sich die Schuld zu geben hätte Bashaes Verdienst verringert. Der Pecwae hätte den Stein der Könige fallen lassen und fliehen können, aber er hatte sich dafür entschieden, darum zu kämpfen, und all seine Instinkte beiseite

geschoben, um mutig die Arbeit zu beenden, welche die Götter ihm aufgetragen hatten.

»Ich bewundere deinen Mut, Bashae«, sagte Jessan leise. »Aber ein Teil von mir wünscht sich auch, du wärest tatsächlich weggerannt. Dieser Teil ist zornig, weil du es nicht getan hast. Du hast mich hier allein und ohne einen Freund zurückgelassen. Es tut mir Leid, dass ich so schwach bin. Ich hoffe, du verstehst mich.«

»Das tut er«, sagte die Großmutter. »Er ist nun an einem Ort, wo er alles versteht.«

Die Zeit schleppte sich ermüdend langsam dahin. Jessan starrte ins Feuer und vollzog in Gedanken noch einmal jeden Schritt dieser bemerkenswerten Reise nach, die ihn in fremde Länder gebracht hatte, wo er einem Drachenbauer, der Tochter der Königin von Nimorea, einem elfischen Paladin und einem verrückten Baron begegnet war.

Er dachte gerade darüber nach, wie sehr ihn all diese Begegnungen beeinflusst hatten, als er das leise Quietschen der Türangeln hörte. Rasch fuhr er herum und tastete nach der Waffe, die er nicht mehr hatte. Als er das graue Licht draußen sah, wusste er, dass die Dämmerung nahe war.

»Ich bin’s nur«, sagte Ulaf leise.

Er schlich auf Zehenspitzen herein, denn er wollte Maudie nicht wecken.

»Ich habe die meisten unserer Leute gefunden«, erklärte er. »Und für die anderen habe ich Nachrichten hinterlassen. Sie werden uns unterwegs einholen. Ich habe die Pferde – meins und die von Alise und Shadamehr. Er wird es uns niemals verzeihen, wenn ich sein Pferd hier lasse und es von den Taan gefressen wird. Bist du bereit?«

Er warf einen Blick zur Leiche des Pecwae, die ruhig und mit verschränkten Armen und geschlossenen Augen dort vor dem

Feuer lag. Wenn Bashaes Haut nicht so bläulich bleich gewesen wäre, hätte man glauben können, dass er schlief.

»Wir sollten die Leiche irgendwie einpacken«, schlug Ulaf vor. »Ansonsten…« Er schwieg und wusste nicht, was er sagen sollte.

Jessan warf der Großmutter, die sich von ihren Gedanken losriss, einen Blick zu. Sie stand auf und strich ihren Rock glatt, was die Glöckchen leise klingen ließ. Dann schloss sie die Augen und fing an zu singen.

Sie sang ein uraltes Lied, das den Pecwae zu einer Zeit beigebracht worden war, als die Elfen noch neugeborene Geschöpfe waren, die mit staunenden Augen über den Kontinent wanderten, einer Zeit, als die Orks gerade erst ihre Brüder, die im riesigen Ozean schwimmen, verlassen hatten, um an Land zu leben, einer Zeit, als die jungen Zwerge noch im Gras mit Wolfswelpen spielten und die Menschen ihre Magie benutzten, um Steine aus dem Boden zu reißen und daraus Werkzeuge zu formen.

Während die Großmutter sang, breitete sie die Arme aus. Seidenfäden gingen von ihren Fingern aus. Diese Fäden wickelten sich um Bashae und spannen einen Kokon um seine Leiche. Hin und wieder, bei bestimmten Stellen des Lieds, riss die Großmutter einen Stein von ihrem Rock und warf ihn zwischen die wirbelnden Fäden. Als sie mit dem Lied begonnen hatte, hatte sie geweint, aber das uralte Mantra, welches die Seele der Toten schnell auf ihre Reise in die Schlafwelt schickte, tröstete auch die Lebenden. Mit dem Ende des Lieds versiegten auch die Tränen.

»Wir können gehen«, sagte die Großmutter zu Ulaf. Ihre Augen waren trocken, und ihr Kinn bebte nicht mehr. »Seine Seele ist gegangen, und der Kokon wird seinen Körper sicher umhüllen, bis wir ihn in die Grabkammer im Hügelgrab legen können.«

»Ich habe die Kriegerwache gehalten«, fügte Jessan hinzu. »Ich habe Bashae all den gefallenen Helden unseres Stamms vorgestellt und ihnen von seinem Mut erzählt, so dass sie ihn als einen der ihren annehmen und ihn achten.«

Ulaf hatte einen Moment lang das Bild des winzigen Pecwae vor sich, wie er durch die Himmelshallen schritt und dort als Held von Trevinici-Legenden wie Bärentöter, Schädelspalter und Hirnfresser begrüßt wurde. Er fügte sein eigenes lautloses Gebet hinzu und hoffte, dass sie Bashae wirklich die angemessene Ehre erweisen würden, aber auch, dass der Pecwae sich bald wieder von ihnen verabschieden würde, um über die himmlischen Wiesen zu rennen und sich am ewigen Sonnenschein zu freuen.

»Wir sollten uns beeilen«, meinte Ulaf. »Es gibt noch keine Anzeichen von den Taan, aber wir sollten trotzdem lieber von hier verschwinden.«

Er nahm ein paar Münzen aus dem Beutel und legte sie auf den kleinen Tisch neben der schlafenden Maudie. Jessan wickelte die Leiche in ihrem Kokon in eine Decke und trug sie zu den wartenden Pferden, wo Ulaf ihm half, sie auf Shadamehrs Hengst zu laden. Das Pferd war für gewöhnlich ruhelos und schlecht gelaunt, aber die Großmutter sprach mit ihm und erzählte ihm, was für eine Last es tragen sollte. Der Hengst stand still da und senkte den Kopf.

Dann sah sich die Großmutter noch einmal in ihrer Schlafstadt um, deren hohe Gebäude sich gerade erst aus den Schatten der Nacht erhoben, und lächelte traurig.

»Wenn meine Zeit gekommen ist, werde ich wiederkommen«, versprach sie.

Jessan hob sie hoch und setzte sie hinten auf sein Pferd. »Wenn deine Zeit gekommen ist, wirst auch du dich den Helden anschließen, Großmutter.«

Sie hörte die Trauer und die Einsamkeit in seiner Stimme und spürte einen Nachhall in ihrem eigenen Herzen. Sie und Jessan hatten jetzt nur noch einander.

»Bah!«, sagte sie schlicht. »Die wollen dann doch nur, dass ich für sie koche.«

Jessan lächelte, wie sie es gehofft hatte. Dann stieg er in den Sattel, überzeugte sich davon, dass die Großmutter es auch bequem hatte, und ritt hinter Ulaf her in den Morgen hinein.

Nach ihrer Flucht vor dem Fiasko im Palast waren Damra und ihr Mann Griffith ungehindert weiter durch die Stadt geeilt. Bei Griffith handelte es sich immerhin um einen Wyred, einen dieser geheimnisvollen Elfenzauberer, und er war im Stande, sich in ein Wesen aus Luft zu verwandeln, das unbemerkt wie ein Atemzug durch die Straßen fegen konnte. Damra war keine Zauberin, aber sie konnte sich der magischen Macht der Rüstung eines Paladins bedienen, um sich in das schwarze Gefieder eines Raben zu hüllen. So entgingen die beiden Elfen der Wachsamkeit der königlichen Kavallerie, die den Befehl hatte, die beiden ebenso zu verhaften wie den gesetzlosen Baron Shadamehr.

Damra war schon öfter in Neu-Vinnengael gewesen, und zwar bei jenen seltenen Gelegenheiten, wenn die Paladine hier zusammengerufen worden waren. Sie wusste, dass alle Straßen in der Stadt Namen hatten, die etwas mit ihrer Lage zu tun hatten. Sie brauchten also nur die Flussstraße zu finden, die sie zum Hafen führen würde, und da es sich dabei um eine wichtige Durchgangsstraße handelte, war sie nicht schwer zu erkennen. Patrouillen gönnten den beiden keinen Blick – ein Tribut an ihre mächtige Magie. Gerade als sie den Hafen erreichten und anfingen, nach dem Orkschiff zu suchen, das angeblich hier auf sie wartete, sahen sie, wie sich ein orangefarbener Schein am Himmel ausbreitete.

»Ein Gebäude brennt«, sagte Griffith, dessen Stimme scheinbar aus der Luft zu kommen schien, denn er verbarg sich

weiterhin. »Ich frage mich, ob die Taan schon in die Stadt eingedrungen sind.«

Damra wartete einen Augenblick darauf, dass noch mehr Brände ausbrachen, wartete auf die Angstschreie der Bewohner. Aber es blieb still bis auf den Lärm, den die Patrouille in der Nähe machte, als die Männer die Flammen sahen und sich fragten, ob sie wohl hingehen und herausfinden sollten, was los war.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Damra. »Warum habe ich nur das Gefühl, dass dieser Brand eher etwas mit Baron Shadamehr zu tun hat?«

»Weil ihm der Ärger folgt wie ein herrenloser Hund?«, schlug Griffith vor.

Damra lächelte und schaute in die Richtung, aus welcher die Stimme ihres Mannes gekommen war. »Ich frage mich, wie wir dieses Schiff finden sollen. Es gibt doch bestimmt mehrere Orkschiffe im Hafen. Woher sollen wir wissen, nach welchem wir Ausschau halten sollen? Bei all der Aufregung habe ich vergessen, den Baron nach dem Namen des Schiffs zu fragen.«

»Glaubst du wirklich, dass hier so viele vor Anker liegen?«, fragte Griffith zweifelnd. »Ich dachte, die Orks und die Menschen befänden sich so gut wie im Kriegszustand.«

»Orks lassen nicht zu, dass die Politik dem Profit in den Weg gerät«, erklärte Damra. »In Neu-Vinnengael liegen immer mehrere Orkschiffe vor Anker, und auf den Märkten der Stadt findet man viele Orkkaufleute.«

»Ich hoffe, wir können das richtige Schiff bald finden«, meinte Griffith ernst. »Meine Kraft lässt nach. Ich bin mir nicht sicher, wie lange ich diesen Zauber noch aufrechterhalten kann.«

»Und ich kann nur hoffen, dass die Orks uns wirklich helfen werden«, bemerkte Damra zweifelnd. »Ich verlasse mich nicht gern auf Ungeheuer, die so unberechenbar sind.«

»Orks sind keine Ungeheuer, Liebes«, sagte ihr Mann mit mildem Tadel. »Sie sind Lebewesen wie wir.«

»Orks sind *nicht* wie wir«, stellte Damra ernst fest.

Griffith schwieg, denn er wollte keinen Streit. Damra sagte aus dem gleichen Grund nichts mehr.

Als sie das Dock erreichten, fanden die Elfen zu ihrer Überraschung tatsächlich nur ein einziges Orkschiff vor, das inmitten des dunklen Flusses vor Anker lag.

»Seltsam«, meinte Damra.

»Eigentlich nicht«, erwiderte ihr Mann. »Die Orks haben ihre Brüder vor den heranmarschierenden Taan gewarnt. Die anderen Schiffe sind schon geflohen.«

Das Orkschiff war an seinen bemalten Segeln gut zu erkennen, die primitive Abbildungen von Walen, Delphinen, Seeschlangen und Seevögeln zeigten. Es hieß *Kli'sha,* was das Orkwort für »Möwe« war, und an Bord hatte man alle Lichter angezündet, und die beunruhigte Besatzung hielt Wache.

Der Rest des Hafens war, wenn man von der einen oder anderen Patrouille absah, still. Die Orks waren offenbar nicht die einzigen Seeleute, die von der bevorstehenden Belagerung gehört hatten. Sämtliche seetüchtigen Handelsschiffe waren bereits geflohen, beladen mit Familien und Freunden der Kaufleute, denen sie gehörten.

»Wo ist denn die Flotte von Vinnengael?«, fragte Damra plötzlich. »Vinnengael ist doch für seine Kriegsmarine bekannt; ich bin überrascht, dass sie nicht hier ist, um die Stadt zu verteidigen.«

»Der König hat sie vor einem Monat in See stechen lassen und zwar aufgrund eines Gerüchts, dass eine Flotte aus Karnu Neu-Vinnengael von Süden her angreifen würde. Seitdem hat man nichts mehr von ihnen gehört«, sagte Griffith. »Der Baron glaubt, es könnte gut möglich sein, dass sie vom Lord der Leere in den Untergang gelockt wurden.«

»Wo wir gerade von ihm reden«, warf Damra ein, »sieh mal da drüben am andern Ufer.«

Der Fluss Arven war an dieser Stelle schmal, die Strömung stark. Das Wasser glitzerte im schwachen Licht eines abnehmenden Mondes. Damra zeigte zu einer Stelle, wo winzige Punkte von hellem, orangefarbenem Licht sichtbar wurden, die sich am Flussufer entlangzogen.

»Lagerfeuer«, stellte Damra fest.

»Ja«, stimmte Griffith zu. »Dort sammelt sich Dagnarus' Armee.«

»Er wird im Morgengrauen angreifen.«

»Ich bin nicht so sicher, ob er angreifen wird«, meinte Griffith. »Dagnarus ist ein hinterhältiger Mann, und wenn man der Sage glauben will, ein militärisches Genie. Er hat sich die Mühe gemacht, seinen Vrykyl in den Königspalast einzuschleusen. Warum sollte er das tun, wenn er die Stadt dem Erdboden gleichmachen will? Ich glaube, er hat einen anderen Plan für Neu-Vinnegael.«

»Die Götter mögen den armen Menschen in der Stadt helfen«, seufzte Damra. »Und uns. Hier kommt die nächste Patrouille. Versuche, den Zauber noch ein wenig länger aufrechtzuerhalten.«

Aber sie hätten sich keine Sorgen zu machen brauchen. Die Soldaten kümmerten sich kaum um ihre Pflichten. Sie starrten über das Wasser zu den flackernden Lagerfeuern hinüber, denn jeder Mann wusste nur zu gut, was sie bedeuteten.

Sobald die Männer weitermarschiert waren, gingen die beiden Elfen zum Kai, wo der Orkkapitän auf und ab schritt, leise Worte vor sich hin murmelte und hin und wieder etwas zu einem anderen Ork sagte, der es sich auf einer Kabelrolle gemütlich gemacht hatte.

Erleichtert beendete Griffith seinen Zauber. Damra warf ihre magische Rabenverkleidung ab.

Der Orkkapitän zuckte heftig zusammen, als die beiden Elfen scheinbar aus dem Nichts vor seiner Nase erschienen. Er griff nach dem Schwert. Der andere Ork sprang von der Taurolle auf, und Griffith hatte sofort die Spitze einer langen, gebogenen Klinge an der Kehle, während Damra an einem gemein aussehenden Dolch entlangstarrte.

»Baron Shadamehr schickt uns«, erklärte Griffith eilig in der Allgemeinen Sprache, da er Pharn'Lan, die Sprache der Orks, nur unzulänglich beherrschte. »Er sagte, wir könnten auf Eurem Schiff Zuflucht finden. Ihr müsst mich doch erkennen, Kapitän Kal-Gah. Ich bin Griffith; ich habe im vergangenen Monat beim Baron gewohnt. Das hier ist meine Frau Damra, ein Paladin.«

Der Kapitän senkte das Schwert, aber nur bis zu Griffiths Brust. Dann hob er eine Laterne, so dass das Licht in Griffiths Gesicht fiel, betrachtete ihn forschend und wandte dann seinen durchdringenden Blick Damra zu.

Griffith war schlank und hoch gewachsen und trug die traditionellen schwarzen Gewänder der Wyred, was diese Zauberer von den ehrbaren Mitgliedern der Elfengesellschaft unterschied. Er hatte das schwarze Haar aus dem Gesicht zurückgekämmt und im Nacken zu einem langen Zopf geflochten. Damra hatte die magische Rüstung des Paladin nicht angelegt, um die Orks nicht einzuschüchtern. Sie trug ein blaues Seidenhemd, das sie in Höhe ihrer schlanken Taille mit einer scharlachroten Schärpe gegürtet hatte, und darüber den Waffenrock eines Paladins. Da auch sie von der normalen Elfengesellschaft als Außenseiterin betrachtet wurde, machte sie sich nicht mehr die Mühe, die üblichen unbequemen Kleider elfischer Frauen zu tragen und hatte stattdessen eine Hose aus weicher Seide angezogen. Ihr Haar war vergleichsweise kurz und im Nacken zu einem Knoten geschlungen.

Der Kapitän betrachtete all das und starrte sie lange an.

»Ihr kennt meinen Namen«, grunzte er. Er runzelte die Stirn, denn er hielt das offenbar für verdächtig.

»Ja, Kapitän Kal-Gah«, erwiderte Griffith höflich.

Der Orkkapitän, der sieben Fuß maß, war zweifellos eine Gestalt, an die man sich erinnerte. Er trug eine lederne Hose, aber seine Brust war ungeschützt gegen den kalten Wind, der vom Fluss her wehte. Sein riesiger Unterkiefer ragte vor, und zwei Reißzähne glitzerten im Laternenlicht. Seine Stimme dröhnte in der Stille der Nacht, als brülle er über das Heulen eines Sturms hinweg. Seine Augen waren klein, sein Blick jedoch offen und hellwach. Er hatte sich den Kopf rasiert, und sein Schädel war mit ein paar bemerkenswerten Tätowierungen geschmückt. Von seinem Haar war nur eine Skalplocke übrig, die ihm in einem geteerten Zopf bis auf den Rücken fiel. Eine große Muschelschale hing an einer gedrehten Lederschnur an seinem Hals.

»Baron Shadamehr hat uns in seiner Burg einander vorgestellt. Die Schamanin Quai-ghai kennt mich ebenfalls. Wir haben uns sehr angeregt über Luftzauber unterhalten, da sie einige von mir lernen wollte.« Griffith schaute sich um. »Falls sie hier sein sollte-«

»Sie ist an Bord«, bestätigte der Kapitän. »Sie schläft. Wir laufen mit der Morgenflut aus. Wo ist der Baron?«

»Das wissen wir nicht«, antwortete Damra. »Wir glaubten, er wäre vielleicht hier – «

»Nein«, sagte Kapitän Kal-Gah.

Damra und ihr Mann wechselten einen Blick. »Es gab Ärger im Palast – «

Kal-Gah knurrte. »Das überrascht mich nicht. Die Vorzeichen waren schlecht. Sehr schlecht. So schlecht, dass ich am liebsten den Anker gelichtet hätte und mit der Abendflut ausgelaufen wäre, aber ich habe dem Baron mein

Wort gegeben. Ich wäre selbst dann nicht geblieben, aber der Mond ist im Abnehmen begriffen, und das ist eine Zeit, in der ein Eidbruch wirklich Pech bringt. Andererseits wäre ich vielleicht auch sowieso geblieben. Ich mag den Baron. Er denkt wie ein Ork.«

Er beäugte die Elfen zweifelnd. »Ihr wollt also an Bord kommen.«

»Ja, Kapitän, wenn – «, begann Griffith.

»Ich muss erst die Vorzeichen befragen«, erklärte Kapitän Kal-Gah entschlossen. »Die Schamanin schläft. Sie wird am Morgen aufwachen. Bis dahin setzt euch hierher.« Er zeigte auf eine Taurolle.

Damra und Griffith wechselten einen Blick.

»Kapitän«, sagte Griffith, »wir werden von der Wache gesucht. Wie ich schon sagte, es gab Ärger. Wir sind Elfen in einer Menschenstadt – «

»Macht euch einfach wieder unsichtbar«, schlug Kal-Gah mit einer wegwerfenden Handbewegung vor. »Verwandelt euch in Rauch oder was immer es sein mag, was ihr Elfen tut.«

»Das würde ich ja gern, Kapitän«, wandte Griffith ein, »aber ich bin sehr müde, und ich bin mir nicht sicher, ob ich die Kraft dazu habe. Bitte – «

»Du erniedrigst dich, mein Gemahl«, fauchte Damra in Tomagi, der Sprache der Elfen. »Hör auf zu betteln. Das hier war von Anfang an ein Fehler. Wir haben hier im Menschenland nichts verloren. Wir sollten nach Tromek zurückkehren. Ich werde den Stein der Könige zum Göttlichen bringen. Das hätte ich von Anfang an tun sollen. Wir werden nach Norden gehen, in die Berge, und nach Dainmorae reisen. Ich habe ein bisschen Geld, es sollte für zwei Pferde reichen.«

»Vielleicht hast du Recht«, sagte Griffith.

Sie hörte ihm an, wie erschöpft er war, warf ihm einen besorgten Blick zu und hob die Hand, um seine bleiche Wange

zu berühren. »Kannst du noch ein bisschen länger durchhalten?«

»Ich werde es schon schaffen«, antwortete er lächelnd. Er griff nach ihrer Hand, küsste sie und wandte sich dann, ohne Damras Hand loszulassen, an den Ork. »Ich danke Euch, Kapitän Kal-Gah, aber wir haben beschlossen, dass wir – «

»Wartet!« Der Kapitän hatte zu seinem Schiff hingeschaut.

»Seht!«

»Ich sehe nichts – «

»Dort!«, der Ork zeigte mit dem Finger in die Luft. »Die Vögel.«

Zwei Möwen, angezogen vom Laternenlicht, flogen in der Takelage umher, wahrscheinlich auf der Suche nach etwas zu fressen. Ein Vogel ließ sich auf dem Klüverbaum nieder. Der Kapitän schaute von der Möwe wieder zu Griffith.

»Ah«, sagte er.

Die andere Möwe landete neben der ersten. Der Kapitän wandte sich nun Damra zu. »Ah«, sagte er abermals.

Die Möwen blieben sitzen und plusterten sich auf. Ein Ork kam näher, eine Laterne in der Hand, und bot ihnen Futter an, was die Vögel gern annahmen. Ein Vogel hob den Kopf, bog ihn zurück und kreischte laut.

Kapitän Kal-Gah senkte sein Schwert. Er drehte die riesige Klinge so geschickt, als wäre sie ein Buttermesser, und steckte sie in seinen weiten Ledergürtel. »Die Vorzeichen sind gut. Ihr könnt beide an Bord gehen. Ich werde der Besatzung mitteilen, dass ihr unterwegs seid.«

Er hob die Muschelschale, die er um den Hals trug, an die Lippen und blies einen dröhnenden Ton. Ein Mann von der Besatzung winkte zur Antwort mit der Laterne.

Kapitän Kal-Gah wies mit dem Daumen zu einem Ruderboot, das am Dock vertäut war. Die sechs Besatzungsmitglieder darin schliefen über ihren Rudern. Einige zuckten und

brummten vor sich hin, als sie den Ton des Horns hörten, aber dann schliefen sie weiter. Es brauchte lautes Gebrüll seitens des Kapitäns und Tritte und Flüche des Maats, um sie zu wecken. Sie gähnten gewaltig, setzten sich hin und sahen sich mit verschlafenen Augen um.

»Meine Jungs können jederzeit und überall schlafen«, erklärte der Kapitän stolz. »Helft diesen Landratten an Bord«, sagte er in Pharn'lan zu seinen Männern.

Die Orks gehorchten rasch. Zwei starke Männer packten Griffith, und ehe der Elf sich versah, hatten sie ihn von den Beinen gerissen und ins Boot geworfen. Zwei weitere Orks fingen ihn auf, bevor er aufprallte, und schoben ihn nach hinten, wo sie ihn auf eine Ruderbank fallen ließen und ihm den Befehl zugrunzten, gefälligst dort zu bleiben.

Damra richtete sich steif auf. »Danke, Kapitän«, sagte sie. »Aber ich schaffe das auch allein.«

Der Kapitän grinste, zuckte mit den Schultern und bedeutete seiner Besatzung, sich zurückzuhalten. Damra ging den Kai entlang, betrachtete das Boot, das drunten auf dem Wasser trieb, und war plötzlich nicht mehr ganz so sicher. Das Boot hob und senkte sich mit den Wellen, und gleichzeitig wiegte es sich vor- und rückwärts und stieß gegen die Seite des Kais. Damra würde hinunterspringen und dabei genau den richtigen Zeitpunkt abpassen müssen, damit sie nicht ins Wasser fiel. Sie hatte keine Angst zu ertrinken, denn sie war eine gute Schwimmerin. Aber sie würde ausgesprochen dumm aussehen, und Elfen waren sehr um ihre Würde besorgt.

Sie zögerte also und sah zu, wie das Boot auf und nieder hüpfte, und bemerkte das Grinsen der Orks, die erwartungsvoll zu ihr aufblickten. Dann hörte sie die Stimme ihres Mannes, der einen Zauber wirkte. Der Wind streichelte Damra beruhigend und hob sie mit starken Armen hoch. Damra schwebte auf dem Zauber ihres Mannes und kam so leicht im

Boot auf wie eine Feder, die sich aus dem Gefieder eines Seevogels gelöst hat. Sie landete mitten unter den verblüfften Orks, die sich bei dem Versuch, ihr aus dem Weg zu gehen, schier überschlugen.

Der Maat heulte vor Schreck, aber Kapitän Kal-Gah lachte nur.

»Diese Elfenfrau hat also auch die Flügel einer Möwe, nicht nur den Schnabel und das Kreischen«, meinte er grinsend.

Da die Bemerkung über den Schnabel sich auf Damras recht ausgeprägte Nase bezog, war es nicht schlecht, dass sie die Sprache der Orks nicht verstand. Alle Besatzungsmitglieder lachten gehorsam – immerhin hatte der Kapitän einen Witz gemacht –, aber ihr Lachen klang entschieden halbherzig.

Der Kapitän selbst machte das Seil los, mit dem das Boot vertäut gewesen war, dann kehrte er zurück zur Mitte des Kais und hielt weiter nach Baron Shadamehr Ausschau.

Die Orks legten sich in die Ruder, ehe Damra noch Gelegenheit hatte, sich an ihnen vorbeizudrängen. Das Boot entfernte sich so rasch vom Kai, dass die Bewegung die Elfenfrau aus dem Gleichgewicht brachte. Sie fiel nach vorn und stolperte in Griffiths Arme. Er drückte sie sanft auf die Bank neben sich.

»Danke, mein Liebster«, sagte sie und schmiegte sich in seine Umarmung. Dann fügte sie leise hinzu: »Tut mir Leid, dass ich vorhin so ekelhaft zu dir war.«

»Wir sind beide müde«, sagte er und drückte sie an sich.

»Müde und hungrig. Und ich will lieber erst gar nicht daran denken, was wir an Bord zu essen vorfinden werden«, sagte Damra schaudernd. »Wahrscheinlich Waltran.«

»Orks essen keine Wale, meine Liebe. Sie halten Wale für heilig. Ich glaube, dass Brot bei den Orks eines der wichtigsten Lebensmittel ist.«

Als die Elfen das Schiff erreichten, dachten sie jedoch nicht mehr an Essen. Dank der Lage ihres Landes besteht für Elfen kaum eine Notwendigkeit, Boote oder Schiffe zu benutzen. Sie sind recht gute Schwimmer, aber keine guten Seeleute. Schon die sanfte Bewegung der Flusswellen bewirkte daher, dass Damra sich ziemlich elend fühlte, und Griffith war so erschöpft, dass es ihn noch schlimmer traf als seine Frau. Er übergab sich mehrmals, noch bevor das Boot das Schiff erreichte.

Die Orks verdrehten amüsiert die Augen angesichts dieser Landratten, denen schon von Wellen schlecht wurde, die nicht einmal genügten, ein Kind in den Schlaf zu wiegen. Aber sie sagten nichts, weil sie befürchteten, dieser seltsame Elf könnte einen magischen Sturm heraufbeschwören, der sie alle davontragen würde.

Als sie das Schiff erreichten, ging es Damra ebenso schlecht wie Griffith. Sie bemerkte nur vage, dass man sie an Bord hob und zu einer kleinen Kajüte führte, die nach Fisch und Teer roch. Ihr Magen zog sich zusammen, und sie sackte auf ein unbequemes Bett neben ihren stöhnenden Mann. Ein Besatzungsmitglied war fürsorglich genug gewesen, ihnen zwei Eimer hinzustellen, dann hatte er die Kabinentür geschlossen und war verschwunden.

Damra war noch nie im Leben so übel gewesen. Sie hatte nicht einmal gewusst, dass so etwas möglich war. Sie lag auf dem Bett aus Holzplanken, das ruckte und wogte und wackelte, und fragte sich, wann sie endlich sterben würde.

»Ich hoffe, es wird bald passieren«, murmelte sie und griff nach dem Eimer.

Die Tür wurde aufgerissen.

»Elfen, wie?«, dröhnte eine Stimme aus dem Dunkel.

Damra, die ohnehin mit den Nerven am Ende war, zuckte heftig zusammen.

Laternenlicht fiel ihr direkt in die Augen und blendete sie. Ein Orkgesicht spähte auf sie herab. Als die Stimme erklang, hatte auch Griffith den Kopf erhoben.

»Quai-ghai«, murmelte er. Dann sank er ächzend wieder auf sein Bett.

Orkfrauen tragen die gleiche Kleidung wie die Männer. Sie sind ebenso kräftig gebaut, aber sie haben eine ausladende Brust und rasieren sich den Kopf auf andere Weise.

Diese Orkfrau schaute so bärbeißig drein, dass Damra schon annahm, sie wollte sie töten. Sie ließ sich erschöpft wieder aufs Bett sinken, denn inzwischen war ihr alles egal.

Die Schamanin warf Griffith einen prüfenden Blick zu. Dann schürzte sie die Lippen und legte den Kopf schief. »Ich glaube, ich kenne dich. Allerdings warst du das letzte Mal, als ich dich gesehen habe, nicht grün.«

»Ich bin… seekrank«, brachte Griffith mühsam heraus.

Quai-ghai stieß ein bellendes Geräusch aus, das offenbar ein Lachen darstellte. »Ein guter Scherz!«, sagte sie schmunzelnd.

Griffith stöhnte, und dann lachte die Schamanin nicht mehr, sondern beäugte ihn misstrauisch.

»Was ist los mit dir, Elf? Wenn du die Pest an Bord gebracht hast – «

Griffith beugte sich über die Seite des Betts und benutzte den Eimer. Dann ließ er sich schlaff und zitternd zurücksacken und sagte: »Ich schwöre, Quai-ghai, meine Frau und ich sind seekrank. Das erste Mal… auf einem Schiff…«

Quai-ghai beugte sich über Damra und schnupperte an ihr. Dann tat sie das Gleiche mit Griffith.

»So etwas habe ich noch nie gehört«, meinte sie. »Seekrank bei Flaute im Hafen! Aber andererseits seid ihr Elfen. Wartet hier.« Sie drehte sich um und verließ die Kajüte, wobei sie die Tür fest ins Schloss warf. Damra zuckte und biss die Zähne zusammen. Die Orkfrau hatte die Laterne an einen Haken an

der Decke gehängt. Die Laterne schwankte mit der Bewegung des Schiffs. Damra spürte, wie ihr Magen sich zusammenzog, und schloss die Augen.

Die Schamanin kehrte unter weiterem Türenschlagen zurück. Sie hielt eine irdene Schale in einer und einen Krug in der anderen Hand und schob Damra die Schale unter die Nase.

»Iss das hier.«

Damra schüttelte den Kopf und wandte sich angewidert ab.

Griffith stützte sich auf einen Ellbogen. Er nahm die Schale und betrachtete misstrauisch die dicke braune Paste, die sich darin befand.

»Was ist das?«, fragte er.

»Ein Gebräu aus den Samen des Stechapfels«, erklärte Quai-ghai.

»Aber das ist giftig!«, rief Griffith entsetzt.

Quai-ghai schüttelte den Kopf. Goldene Ohrringe blitzten im Licht, ebenso wie ein goldener Eckzahn. »Nicht wenn die Samen destilliert und mit den richtigen Zutaten gemischt werden. Es ist ein sehr altes Heilmittel, ein Geschenk von den Meeresgöttern. Manchmal – nicht oft, aber manchmal – wird ein Ork geboren, dessen Flüssigkeiten nicht auf die Bewegung des Meeres eingestimmt sind. Wie bei euch heben und senken sich dann die Flüssigkeiten mit den Wellen. Wenn das passiert, wird er krank, und wir geben ihm das hier.«

Sie zeigte auf die klebrige Paste. »Es beruhigt die Flüssigkeiten. Erst werdet ihr schlafen. Und wenn ihr aufwacht, wird es euch besser gehen.«

Griffith betrachtete das Zeug weiterhin zweifelnd. »Ich bin nur nicht sicher – «

»Oh, um der Götter Willen!«, fauchte Damra in Tomagi und griff nach der Schale. »Vergiftet zu werden kann auch nicht schlimmer sein als das hier!«

Sie tauchte einen Finger in die Paste und hob ihn an die Lippen. Der Geruch war nicht unangenehm und schien tatsächlich eine beruhigende Wirkung zu haben. Sie leckte an der Paste. Ihr Magen zog sich zusammen, aber es gelang ihr, das Zeug hinunterzuwürgen.

Griffith teilte die Paste mit ihr. »Wenn wir schon sterben, dann sterben wir wenigstens gemeinsam.«

Quai-ghai reichte ihnen einen Krug mit kaltem, klarem Wasser.

Sie bestand darauf, dass sie tranken, denn die Seekrankheit entzog dem Körper viel Flüssigkeit. Danach betrachtete die Schamanin die Elfen lange, den goldenen Zahn über die Oberlippe geschoben.

»Entweder wartet sie darauf, dass wir tot umfallen oder dass es uns besser geht«, meinte Damra. »Ich könnte nicht sagen auf was.«

Griffith antwortete nicht. Er war eingeschlafen. Damra spürte, wie auch sie schläfrig wurde, und zwar auf eine so weiche und tiefe Art, als würde sie in eine dicke Federmatratze sinken.

»Damra von Gwyenoc«, sagte eine leise Stimme.

»Was ist denn?«, antwortete sie schläfrig. »Wer ist da?«

»Ich muss mit Euch sprechen. Könnt Ihr mich hören? Könnt Ihr mich verstehen?«

»Ich schlafe«, murmelte sie. »Lasst mich schlafen.«

»Es ist wichtig. Wir haben nicht viel Zeit, ich muss jetzt mit Euch sprechen oder nie.«

Die Stimme klang vertraut. Damra spürte ein Kribbeln, als sie sie hörte, und das weckte sie. Sie öffnete die Augen.

Es war dunkel in der Kajüte, denn inzwischen war die Nacht weit fortgeschritten. Damra konnte nicht sehen, wer da sprach, aber sie erkannte die Stimme nun.

»Silwyth?« Damra war eher verwirrt als erstaunt. Die Krankheit hatte ihren Geist ein wenig betäubt, oder vielleicht war es auch die Medizin gewesen. Alles schien möglich, selbst das Erscheinen eines uralten Elfen auf einem Orkschiff mitten im Arven.

Eine starke und biegsame Hand schlang sich um ihr Handgelenk.

»Ich bin es, Silwyth«, sagte er.

Er hob ihre Hand und führte ihre Finger an sein Gesicht. Sie konnte seine ledrige Haut spüren, die unzähligen Falten, welche Zeichen seines Alters und des schweren Lebens waren, das er geführt hatte. Sie bemerkte, dass sein Gesicht nass war, ebenso wie seine Hand.

Sie erinnerte sich an ihre letzte Begegnung mit Silwyth, die auf dem Anwesen des Schilds des Göttlichen stattgefunden hatte. Er hatte ihr das Leben gerettet, indem er verhinderte, dass sie vergiftetes Essen aß, das der Vrykyl in Gestalt von Lady Valura ihr gebracht hatte. Er hatte außerdem dafür gesorgt, dass der elfische Teil des Steins der Könige nicht in die Hände des Vrykyl fiel, und ihn stattdessen Damras Obhut übergeben. Und er hatte Griffith das Leben gerettet.

All das tat er, wie er behauptete, um die Sünden wieder gutzumachen, die er in der Zeit begangen hatte, als er noch Diener von Prinz Dagnarus gewesen war.

Damra fühlte sich immer noch, als wäre Silwyths Erscheinen an Bord des Orkschiffs Teil eines Traums, und sie war nicht sicher, wie wirklich es war. Verwirrt sagte sie: »Was macht Ihr hier? Wie habt Ihr mich gefunden?«

»Wie ich Euch schon im Haus des Schildes sagte, folge ich Lady Valura. Sie trifft sich auf der andern Seite des Flusses mit ihrem Herrn, Lord Dagnarus. Die beiden besprechen ihre Pläne für Tromek.«

»Ihre Pläne? Was sind das für Pläne?«

»Lady Valura hat den Schild verleitet und ihn in die Leere gezogen. Er ist ein Anbeter der Leere geworden, aber er verbirgt diese Tatsache vor den Lebenden. Vor den Toten kann er allerdings kein solch widerwärtiges Geheimnis haben. Seine eigenen Ahnen haben sich schon von ihm losgesagt und helfen ihm nicht mehr. Er kann auch nichts vor den Wyred geheimhalten. Sie arbeiten gegen ihn. Aber er braucht sie jetzt auch nicht mehr. Der Schild hat nun die Leere. Anbeter der Leere aus Dunkarga, Karnu und Vinnengael wirken ihre widerwärtige Magie für ihn. Selbstverständlich nicht offen. Noch nicht. Aber das könnte sich schon bald ändern.«

Damra schauderte, aber sie war nicht überrascht.

»Er war immer schon ein böser Mann, intrigant und berechnend«, meinte sie. »Die Leere befand sich bereits in ihm.«

»Die Leere befindet sich in jedem von uns«, sagte Silwyth. »Diese Warnung haben schon die Götter König Tamaros gegenüber ausgesprochen, als sie ihm den Stein der Könige gegeben haben. Teile ihn nicht, haben die Götter gesagt, denn du wirst darin einen bitteren Kern finden. Aber er war ungeduldig und wollte der Welt das Geschenk der Götter bringen, und daher hat er ihre Warnung nicht beachtet. Ich hielt ihn einmal für arrogant und habe ihm deshalb die Schuld an der Katastrophe gegeben, die über sein Reich und seine Familie hereingebrochen ist. Nun, da ich älter bin, glaube ich, dass er wirklich glaubte, das Beste für alle zu tun. Wenn wirklich so etwas wie Stolz eine Rolle gespielt hat, dann war es jene Art von Stolz, die eine Person glauben lässt, dass sie weiß, was das Beste ist.«

Damra hörte nicht sonderlich gut zu. Es lag im Wesen alter Menschen, dass sie abschweiften. Sie schnitt ihm das Wort ab.

»Niemand interessiert sich jetzt für alte Geschichten. Was ist mit Tromek? Was ist mit meinem Volk?«, wollte sie wissen. »Was wird aus ihnen?«

»Der Schild und der Göttliche bekriegen einander. Ihre Truppen haben sich in zwei Schlachten gegenübergestanden. Noch hat der Schild keinen endgültigen Sieg errungen, aber bei jeder Begegnung verliert der Göttliche mehr an Boden. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

»In was für einer entsetzlichen Zeit leben wir nur?« Damra war verzweifelt. »Willst du damit sagen, dass der Göttliche den Krieg verlieren wird?«

»Die Leere gewinnt in der Welt an Macht«, sagte Silwyth. »Ebenso wie die Macht der Elemente schwindet. Die Mitte ist bitter, lautete die Warnung der Götter an Tamaros. Solange der Stein der Könige heil war, blieb die Leere darin versiegelt. Als Tamaros den Stein teilte, hat er die Leere freigesetzt. Der Dolch der Vrykyl erschien, nachdem er so lange verborgen gewesen war, und nun hat die Leere an Macht gewonnen. Wenn der Schild siegt – und er wird siegen, denn der Göttliche ist nicht stark genug, um ihn aufzuhalten –, wird er Tromek Dagnarus übergeben und dem Lord der Leere in aller Öffentlichkeit huldigen.«

»Das ist ungeheuerlich«, rief Damra.

»Was?«, fragte Griffith verschlafen. »Was ist denn?«

»Schlaf weiter, mein Lieber«, sagte sie, und es tat ihr Leid, ihn geweckt zu haben. »Es ist alles in Ordnung. Schlaf weiter.«

Er seufzte tief und drehte sich wieder um.

Damra wartete, bis Griffiths Atemzüge ein wenig gleichmäßiger geworden waren, dann sagte sie leise: »Ich muss nach Tromek zurückkehren. Ich muss dem Göttlichen den Stein der Könige bringen – «

»Nein!«, rief Silwyth. Er packte ihr Handgelenk so fest, dass es schmerzte. »Ihr dürft auf keinen Fall nach Tromek gehen,

Damra von Gwyenoc! Valura erwartet, dass Ihr genau das tut, und sie hat vor, Euch aufzulauern. Ihr habt Euch ihre persönliche Feindschaft zugezogen, Damra. Valura gibt Euch die Schuld daran, dass sie ihrem Herrn nicht sowohl den Elfen als auch den Menschenteil des Steins der Könige bringen konnte. Sie hat geschworen, Euch zu töten und Eure Seele in die Leere zu zerren.

Sie und Dagnarus wissen, dass Ihr hier in Neu-Vinnengael seid. Sie wissen, dass Ihr im Palast wart. Der junge König ist ein Vrykyl namens Shakur, einer der ältesten und mächtigsten unter ihnen. Ihr habt am Westlichen Portal gegen ihn gekämpft. Die Vrykyl suchen nach Euch. Valura sucht…«

»Woher wisst Ihr das alles?«, wollte Damra wissen, und ihr Misstrauen gegen Silwyth kehrte zurück. »Woher wisst Ihr, was diese Valura denkt und was sie und ihr Lord planen? Wie habt Ihr mich gefunden? Wie seid Ihr auf dieses Schiff gekommen? Vielleicht lautet ja die Antwort auf all diese Fragen, dass Ihr selbst ein Vrykyl seid.«

»Wenn ich ein Vrykyl wäre, Damra von Gwyenoc, dann wäret Ihr bereits tot. Ich habe Euch meine Gründe bereits im Haus des Schilds genannt. Was Valura angeht, so verfolge ich sie, und auch das habe ich Euch schon zuvor gesagt. Ich habe sie beim Pläneschmieden belauscht. Sie achten darauf, nur leise zu sprechen. Aber ich kann auch das Flüstern ihrer Seelen hören. Und wie auch nicht? Unsere Seelen waren einmal miteinander zu einem Knoten verbunden, den sie nicht lösen können. Die Leere wird mächtiger. Aber sie hat noch nicht gesiegt. Die Götter und andere Kräfte bekämpfen sie weiterhin.«

»Aber wie kann ich sie bekämpfen, wenn ich nicht in meine Heimat zurückkehre?«, fragte Damra gereizt. »Wozu soll der elfische Teil des Steins der Könige gut sein, wenn er verborgen bleibt? Wohin soll ich gehen, und was soll ich tun?«

»Ich habe lange darüber nachgedacht, Damra. Tatsächlich Hunderte von Jahren. Die einzige Möglichkeit, die Macht der Leere zu verringern, besteht darin, den Stein der Könige jenen zurückzugeben, von welchen er kam.«

Damra blinzelte. Sie war müde und fühlte sich elend, und es fiel ihr schwer, seinen Worten zu folgen. »Der Stein der Könige kam von den Göttern. Ihr wollt, dass ich den Stein den Göttern zurückgebe? Jetzt, wo die Menschen gerade ihren Teil wieder gefunden haben? Sie würden stark werden, und wir Elfen schwächer. Ist es das, was Ihr wollt?«

»Ich spreche auch nicht davon, nur den Teil der Elfen zurückzugeben. Alle vier Teile des Steins müssen wieder zusammenkommen, und zwar an dem Ort, wo Tamaros den Stein erhalten hat – im Portal der Götter.«

Silwyth ist ein alter Mann, sagte sich Damra, und alte Männer haben seltsame Fantasien, die bis in die Tage ihrer Jugend zurückreichen. Es wäre unhöflich, mit ihm zu streiten. Und außerdem bin ich dazu viel zu müde.

Die Medizin, welche die Orkschamanin ihr gegeben hatte, fing an zu wirken. Ihr war nicht mehr übel. Sie konnte das sanfte Wiegen des Schiffs aushalten, ohne dass ihr Magen mitwackelte. Sie war allerdings immer noch schwach und zittrig und würde eine Weile in der Kajüte bleiben müssen, ebenso wie Griffith. Sie würden bestenfalls am nächsten oder übernächsten Tag reisefähig sein. Inzwischen wäre auch Shadamehr an Bord, und sie könnte ihm alles erklären. Er würde ihr und Griffith vielleicht sogar dabei helfen, ihre Heimat zu erreichen. Denn sie hatte immer noch vor, nach Tromek zurückzukehren. Und sie würde den Stein der Könige mitnehmen.

»Selbstverständlich müsst Ihr die Entscheidung selbst treffen, Damra«, sagte Silwyth, der offenbar ihre Gedanken gelesen hatte. »Aber ich möchte Euch darum bitten, darüber

nachzudenken. Die Leere hat an Macht gewonnen, weil der Stein der Könige zerteilt wurde.«

»Und das bedeutet, wenn die vier Teile wieder zusammengesetzt werden, kann die Leere wieder beherrscht werden.« Damra schüttelte den Kopf. »Man kann junge Spinnen nicht wieder zurück in die Eier treiben.«

»Aber man sollte es vielleicht versuchen«, sagte Silwyth und ließ ihr Handgelenk los. »Bevor die Spinnen groß genug werden, um die ganze Welt zu verschlingen.«

Die Fantasien eines alten Mannes.

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte sie.

Keine Antwort.

»Silwyth?«

Damra starrte ins Dunkel, lauschte nach Atemgeräuschen, Schritten, knarrenden Planken.

Nichts. Die Fleisch gewordene Nacht hätte nicht lautloser sein können.

Fleisch gewordene Nacht.

Mit diesem Gedanken schlief Damra ein.

Das Abwassersystem von Neu-Vinnengael war recht übersichtlich angelegt. Das Tunnelnetz verlief vom Tempel und dem Palast – den beiden wichtigsten Gebäudekomplexen in der Stadt – bis zum Arven. Die Kanäle waren von Erdmagiern gebaut worden, welche sich mit dem Bauwesen auskannten und ihre Magie nutzten, um sich durch das Grundgestein zu graben. Es war darüber gesprochen worden, das Abwassersystem unter der gesamten Stadt entlangzuziehen, aber man hatte die Kosten für ein solch umfangreiches Vorhaben gescheut, und nach beträchtlichem Hin und Her wurde es gestrichen. Der Rest von Neu-Vinnengael tat also, was man seit Jahrhunderten getan hatte, und goss das Schmutzwasser in Rinnsteine, die in der Mitte der Straße verliefen und in der feuchten Jahreszeit vom Regen durchgespült wurden. Bei trockenem Wetter reinigte man sie mit Wasser, das man aus dem Fluss heraufpumpte.

Es hatte nun schon seit beinahe einer Woche nicht mehr geregnet, was bedeutete, dass es an der Zeit war, die Pumpen zu benutzen. Aber das plötzliche Erscheinen einer feindlichen Armee am Westufer des Flusses trieb den Verwaltern der Stadt alle Gedanken an Straßenreinigung aus den Köpfen. Flusswasser wurde zwar gepumpt, aber es floss in Eimer und Fässer, damit es bei einem Angriff zum Feuerlöschen benutzt werden konnte.

»Ein Glück für uns«, sagte Shadamehr zu der schlafenden Alise. »Denn sonst würden wir bis zur Hüfte im Dreck stecken. Und jetzt werden gerade mal meine Zehen nass.«

Shadamehr war mit dem Abflusssystem vertraut. Als Kinder hatten er und der verstorbene König Hirav sich viele Male aus dem Palast geschlichen, um in den Abflusskanälen Ratten zu jagen. Sie hatten ihre Schleudern mitgenommen und so getan, als jagten sie wilde Eber, Trolle oder andere Ungeheuer. Die Jagd hatte immer mit einem Bad im Fluss geendet – mit Kleidern und allem –, um die belastenden Beweise loszuwerden. Zumindest hatten sie sich eingebildet, das damit zu erreichen. Danach legten sie sich in die Sonne und ließen sich trocknen, bevor sie in den Palast zurückkehrten, glücklich, müde und zum Himmel stinkend.

»Niemand ist je darauf reingefallen, bis auf die liebe alte Kinderfrau Hanna«, vertraute Shadamehr Alise an. Ihm fielen diese sorgenfreien Zeiten wieder ein, während er durch die gewundenen Tunnel ging. Er benutzte diese Erinnerungen, um sich von der Tatsache abzulenken, dass er bei jedem Schritt schwächer wurde. Und sie waren noch weit von ihrem Ziel entfernt.

»Hanna…«, sagte er und hielt einen Augenblick inne, um sich auszuruhen. »Eine wirklich liebe Frau, aber nicht besonders klug.«

Er schaute Alise an und hoffte auf eine Antwort, aber sie schlief weiter. Nichts konnte sie wecken, weder der Gestank noch seine Stimme oder das flackernde Laternenlicht. Sie war nicht einmal wach geworden, als er aus Versehen ihren Kopf angeschlagen hatte, während er mit ihr über der Schulter eine Leiter hinuntergeklettert war. Er fragte sich mit plötzlicher Sorge, ob sie überhaupt wieder wach werden würde. Er hatte schon gehört, dass Leute in solch tiefen Schlaf gefallen waren, dass sie nicht mehr wach wurden, um etwas zu essen, und langsam verhungert waren. Obwohl die Großmutter gesagt hatte, Alise würde noch einen oder zwei Tage schlafen, sprach

Shadamehr also mit ihr in der Hoffnung auf ein Zeichen, dass sie ihn gehört hatte.

»Hirav hat ihr immer erzählt, er wäre ausgerutscht und in die Latrine gefallen«, erinnerte er sich nun. »Und sie hat ihm das jedes Mal geglaubt.«

Er rückte Alise auf seiner Schulter ein wenig bequemer zurecht, oder er versuchte es zumindest. Die Muskeln in seinem Hals, den Schultern, den Armen, dem Rücken und den Beinen pochten und taten weh. Schweiß lief ihm über Gesicht und Hals. Er hätte gerne eine längere Rast eingelegt, aber er fürchtete, wenn er zu lange wartete, würde er nicht mehr die Kraft aufbringen, seinen Weg fortzusetzen.

»Ich denke jetzt oft«, sagte er und richtete das Licht der Laterne auf eine Stelle, an der zwei Stollen abzweigten, »an die Gefahr, in der wir uns befanden. Einmal wurden wir beinahe von einem plötzlichen Hochwasser erwischt. Warum wir nicht beide ertrunken sind, ist mir bis zum heutigen Tag ein Rätsel. Zum Glück waren wir in der Nähe eines Wartungsschachtes und konnten fliehen. Wir hielten das alles für einen gewaltigen Spaß. Hatten nicht genug Hirn, um uns zu fürchten.

Ich frage mich, in welche Richtung ich von hier aus gehen muss.« Er starrte nachdenklich die beiden Tunnel an. »Ich kann mich daran erinnern, dass ein Gang zum Tempel zurückführt. Der andere ist der, welchen wir gerade entlanggekommen sind. Er führt zum Palast, und der dritte führt zum Fluss. Dieser hier« – er ließ das Laternenlicht auf den entsprechenden Tunneleingang fallen – »sieht aus, als führte er nach oben, also muss er wohl zum Tempel gehen. Wir nehmen den Gang, der nach rechts abzweigt. Ich glaube, ich kann mich daran erinnern, dass das der richtige ist.«

Er machte einen Schritt und spürte, wie seine Knie zitterten. Schwer atmend lehnte er sich gegen die Wand.

»Ich muss mich einfach nur ein bisschen strecken«, sagte er.

»Die Spannung in den Muskeln loswerden. Dann wird es besser gehen.«

Er stellte die Laterne auf den Boden und blendete die Laterne ab. Hinterher würde er sich noch oft fragen, wieso er das getan hatte – den Schieber zu benutzen, welcher die Laterne schloss. Wegen der Lehren, die er aus seinen Jugendabenteuern gezogen hatte? Sein Vater hatte ihm beigebracht, sich an dunklen Orten an dunkle Ecken zu halten. Oder war er einfach zu empfindlich? Sein Magen war immer noch ein wenig unruhig, und er wollte lieber nicht sehen, in was er trat. Oder war es gar der Zauber des Türkissteins gewesen, den ihm die Großmutter gegeben hatte? Er würde es nie erfahren. Er wusste nur, dass er in diesem Augenblick die Laterne abgedunkelt hatte.

Langsam ließ er Alise auf den Boden sinken, so dass sie, fest in die Decke gewickelt, an der gebogenen, schleimigen Wand lehnte.

»Tut mir Leid wegen dem Dreck, Liebste. Ich kaufe dir ein neues Kleid.«

Er richtete sich so gut auf, wie ihm das möglich war – waren die Gänge damals auch schon so niedrig gewesen? –, und massierte die schmerzenden Muskeln in seinen Beinen und Schultern.

»Es ist nicht mehr weit«, sprach er sich selbst Mut zu. »Nicht mehr weit.«

»Skedn?«, zischte eine Stimme, und die gehörte nicht Alise.

Shadamehr erstarrte in der Dunkelheit. Die Stimme war aus dem Tunnel zu seiner Rechten gekommen und hatte heiser und guttural geklungen auf eine Weise, wie er es noch nie zuvor gehört hatte. Er wartete atemlos und reglos. Obwohl er die Worte nicht verstehen konnte, begriff er die Bedeutung: *Hast du das gehört?*

Auch der Besitzer der Stimme wartete ab, ohne sich zu bewegen. Dann erklang eine weitere Stimme zur Antwort.

»No skedn.«

Die Sprecher klangen wie zerklüftete Felsen, die einen Berghang herunterrutschten. Die Geschöpfe wirkten allerdings nicht träge im Geist und murmelten nicht wie Trolle. In der ersten Stimme lag so etwas wie Autorität, und die zweite hatte mit einer Ehrerbietung gesprochen, die von Struktur, Disziplin und Organisation kündete.

»Taan!«, erriet Shadamehr mit einem innerlichen Stöhnen.

Er erinnerte sich an das, was seine Späher ihm über die Taan erzählt hatten – dass diese wilden Ungeheuer aufrecht gingen wie Menschen und ihre Waffen mindestens so gut einsetzten wie die meisten Krieger in Loerem, wenn nicht besser. Die Taan waren furchtlos im Kampf und schlugen sich klug und geschickt.

Shadamehrs erster Gedanke war, dass er der gesamten Taanarmee gegenüberstand, die die Stadt durch die Abwasserkanäle einnehmen wollte. Aber dann kam er zu dem vernünftigen Schluss, dass das unmöglich war. Tausende von Kriegern konnten nicht durch die Abwasserkanäle marschieren. Das hier waren Späher, die nach Schwachpunkten in der Verteidigung der Stadt Ausschau hielten.

»Und bei den Göttern, sie haben einen gefunden«, sagte er zu sich selbst. »Was bedeutet, dass wir wie Ratten in der Falle sitzen.«

Er wagte es nicht, sich zurückzuziehen. Einer der Taan hatte etwas gehört, vielleicht einen Teil von Shadamehrs Selbstgesprächen, und nun waren sie zweifellos alle wachsamer. Die einzige Waffe des Barons war ein Dolch, den er im Stiefel versteckt trug. Die Palastwachen hatten ihm sein Schwert und die anderen Waffen abgenommen, aber diesen

Dolch übersehen. Er hätte Ulaf vorhin im Gasthaus um sein Schwert bitten können, aber er hatte zu viele andere Dinge im Kopf gehabt. Dank der Ratschläge seines Vaters, der Liebe der Götter oder seiner eigenen Vernunft hatte er jedoch zumindest das Licht abgedunkelt, das ihn ansonsten sofort verraten hätte.

Langsam und lautlos duckte er sich dichter an die Wand, machte sich so klein wie möglich und versuchte, ganz ruhig zu atmen. Er verfluchte sein eigenes lautes Herzklopfen, das im Tunnel widerzuhallen schien. Nach einigem Tasten im Dreck fand er einen größeren Stein. Er zog den Dolch aus dem Stiefel. Die andere Hand schloss sich um den Stein.

Die Taan blieben, wo sie waren, und lauschten. Shadamehr gab keinen Ton von sich. Die Taan gaben keinen Ton von sich. Sie waren alle so still, dass man das Klicken der Rattenkrallen auf dem Steinboden hören konnte.

Dann gab einer der Taan ein explosives Geräusch von sich, eine Mischung aus Grunzen und Heulen, die Shadamehrs Herzschlag tatsächlich fast zum Schweigen gebracht hätte, einfach deshalb, weil ihm beinahe das Herz stehen geblieben wäre. Er machte sich auf einen Angriff gefasst, aber gleich darauf hörte er schrilles erschrockenes Quieken, Kratzen, das Stampfen von Füßen, und dann brach das Quieken abrupt ab.

»Rtt«, sagte die erste Stimme und lachte.

Unter leisem Lachen machten sich die Taan wieder auf den Weg.

Shadamehr wagte wieder zu atmen. Er spürte, wie ihm unter dem Hemd kalter Schweiß ausbrach.

Fackeln flackerten. Die Taan hatten die Kreuzung der drei Tunnel erreicht und hielten inne, um sich zu beraten. Shadamehr konnte einen ersten guten Blick auf die Geschöpfe werfen.

Das Ergebnis war niederschmetternd. Jegliche Hoffnung, dass Neu-Vinnengael sich vielleicht gegen Tausende dieser Krieger halten könnte, wurde wie Abwasser weggespült.

Es waren fünf Taan. Ihre Gesichter wirkten wild und tierhaft, mit vorspringenden Schnauzen und großen Mäulern voller rasiermesserscharfer Zähne. Ihr Haar war lang und verfilzt, und kleine, glitzernde Reptilienäuglein saßen unter gewölbten Stirnen. Ihre Augen blitzten mit der gleichen Klugheit, die auch in ihren Stimmen mitschwang. Ihre Körper sahen menschenähnlich aus, waren aber viel kräftiger und muskulöser. Sie hatten sich Waffen jeder Art umgeschnallt – Menschenwaffen, Elfenwaffen und ein paar, die vielleicht aus ihren eigenen Schmieden stammten. Ihre Rüstungen waren ähnlich bunt zuammengewürfelt, wahrscheinlich gestohlen von den Leichen ihrer Opfer. Hin und wieder hoben sie die Köpfe und schnupperten, woraus Shadamehr schloss, dass sie sich bei ihrer Wahrnehmung der Welt zum großen Teil auf ihren Geruchssinn verließen. Zum ersten Mal, seit er das Abwassersystem betreten hatte, war er froh über den Gestank.

Die Taan schienen sich zu fragen, welchen Weg sie einschlagen sollten. Sie diskutierten eine Weile darüber. Da sie die Hände ebenso zum Reden benutzten wie ihre Stimmen, konnte Shadamehr der Auseinandersetzung recht gut folgen.

Einer wollte, dass sich die Gruppe teilte, denn er zeigte Shadamehrs Tunnel entlang und dann auf sich selbst. Dann wies er auf einen anderen Tunnel und den Anführer. Der Anführer dachte offenbar darüber nach, schien aber seine Zweifel zu haben. Er schüttelte schließlich den Kopf und deutete nachdrücklich auf den Tunnel, der zum Tempel führte.

Shadamehr war natürlich vollkommen auf der Seite des Anführers und drängte ihn im Geist, sich nicht überreden zu lassen. Die Diskussion ging weiter. Sei es aus Langeweile oder aus Angst – der Taan, welcher die Fackel hielt, setzte es sich in

den hässlichen Kopf, damit herumzuleuchten. Das Licht ließ Shadamehrs weißes Hemd und Alises weiße Decke aufleuchten wie die Augen eines Mädchens bei ihrem ersten Ball.

Der Taan atmete zischend ein und stieß ein Heulen aus. Der Anführer fuhr herum. Der Taan zeigte genau auf Shadamehr.

»Das war's dann wohl«, sagte sich der Baron.

Er stand auf und stellte sich beschützend vor Alise, den Dolch in einer Hand, den Stein in der anderen.

»Shadamehrs letzter Kampf«, bemerkte er. »Er starb in der Kloake, und die Ratten fraßen ihn. Kein gutes Lied. Der Rhythmus ist gar nicht übel, aber das genügt nicht. Und auf Kloake reimt sich so gut wie gar nichts.«

»Derrhuth«, sagte der Taananführer höhnisch.

Er zog sein Schwert – eine seltsam aussehende Klinge mit einer gezähnten Schneide – und trat vor. Die anderen Taan hielten sich zurück und warteten grinsend auf die Vorstellung.

»Selber der Hut!«, sagte Shadamehr laut.

Der Taankrieger kam näher, die Zähne gefletscht und fauchend. Er schnupperte und hielt dann plötzlich inne. Er starrte Shadamehr und Alise an und riss die kleinen Äuglein weit auf. Er schluckte. Er ließ das Schwert in den Dreck fallen.

Der Taan, der mit dem Anführer gestritten hatte, bellte eine Frage.

Der Anführer drehte sich halb zu ihm um. »Kyl-sarnz!«, zischte er über die Schulter.

Die vier Taan starrten Shadamehr an. Der Fackelträger machte einen Schritt rückwärts. »Kyl-sarnz!«, wiederholte er ehrfürchtig.

»Kill Sarntz«, sagte auch Shadamehr. Er hatte keine Ahnung, was hier los war, aber er hoffte, die Situation nutzen zu können. »Genau. Das bin ich. Kill Sarntz. Merkt euch diesen

Namen.« Er wies mit dem Dolch auf den Tunnel, der zum Tempel führte. »Geht dort entlang. Kill Sarntz befiehlt es.«

Die Klinge glitzerte im Licht. Die Taan wichen zurück und verbeugten sich tief.

»Nisst, Kyl-sarnz«, sagte der Anführer ehrfürchtig. »Nisst, Kyl-sarnz.«

Er schloss sich wieder seiner Gruppe an, dann wies er mit Kinn und Daumen in die Richtung, in welche Shadamehr gezeigt hatte. Alle fünf Taan verbeugten sich abermals tief und wiederholten immer wieder »Kyl-sarnz«. Dann drehten sie sich rasch um und eilten den befohlenen Tunnel entlang.

»Da soll mich doch…«, sagte Shadamehr.

Er hatte keine Ahnung, was los war, aber er plante auch nicht, zu bleiben und es herauszufinden. Er hob Alise wieder hoch und eilte den Tunnel entlang, der zum Fluss führte. Seine Schmerzen waren verschwunden. Nie hatte er sich so stark gefühlt.

»Angst, die einen fast in die Hosen machen lässt, ist ein gutes Stärkungsmittel«, sagte er zu Alise. »Jemand sollte sie auf Flaschen ziehen und verkaufen.«

Die wunderbar stärkende Wirkung der Angst trug Shadamehr direkt zum Ende des Kanals. Dort blockierte normalerweise ein riesiges Eisengitter den Ausgang. Man hatte das Tor an dieser Stelle installiert, um zu verhindern, dass ein Feind genau das tat, was die Taan gerade geschafft hatten – nämlich durch den Kanal in die Stadt eindringen.

Das schwere Eisentor, das mindestens drei starke Männer heben mussten, war mit roher Gewalt aus den Angeln gerissen und beiseite geschleudert worden. Shadamehr musste sofort an die muskulösen Arme der Taan denken. Dann dachte er an sich selbst, wie er dort gestanden hatte, mit einem Messer und einem Stein.

»Shadamehr«, sagte er zu sich selbst. »Da hast du aber wirklich Schwein gehabt.«

Etwa drei Fuß vom Ausgang des Tunnels entfernt floss dunkel und träge der Arven. Aber es gab noch einen anderen Ausgang als den, welcher direkt in den Fluss führte: Ein Wartungsschacht mit einer Leiter führte vom Gang aus nach oben. Abfall, der zu sperrig war, um durch das Gitter gespült zu werden, hatte sich dort aufgestaut. Shadamehr bemühte sich, nicht allzu genau hinzusehen. Er ließ das Licht der Laterne zum Tunnelende wandern und konnte nasse Fußabdrücke erkennen, die von einem grob gezimmerten Boot weg führten, das man auf das schmale Steinsims gezogen hatte, mit dem der Tunnel endete. Er erinnerte sich daran, dass Rigiswald ihm erzählt hatte, Taan hätten Angst vor Wasser.

»Hah!«, schnaubte Shadamehr. »So viel also zu dieser Theorie. Ich möchte gern sein Gesicht sehen, wenn er das erfährt. Immerhin habe ich nicht jeden Tag die Gelegenheit, dem alten Mann einen Irrtum nachzuweisen. Und jetzt, meine Liebe, müssen wir irgendwie diese Leiter hinaufkommen.«

Er hielt am Boden inne und fragte sich, ob er es schaffen könnte. Immerhin gab es hier wenigstens frische Luft. Er atmete mehrmals tief ein, dann packte er Alise fest und setzte den Fuß auf die erste Leitersprosse.

»›Der edle Ritter gürtet sein Gewand und steigt am Haar der schönen Maid entlang den Turm hinauf‹«, zitierte er leise aus der alten Heldengeschichte und versuchte dabei, nicht auf die Schmerzen in seinen Beinen zu achten. »Ich habe mich immer gefragt, ob er das Gewand gegürtet hat, damit es ihm nicht beim Klettern in den Weg gerät.«

Er hielt inne, biss sich auf die Lippe und holte noch einmal tief Luft. Schweiß strömte ihm übers Gesicht. Seine Arme zitterten, und seine Beine brannten. Er konnte das obere Ende

sehen, aber es schien so weit entfernt zu sein wie der Mond. Nein, vielleicht noch weiter.

»Aber Gewand hin, Gürtel her, ein bisschen Haar, um mich dran hochzuziehen, wäre keine schlechte Idee«, murmelte er. »Ich frage mich, ob diesem edlen Ritter seine Kletterpartie auch so schwer gefallen ist. Selbstverständlich wusste er, dass am anderen Ende die schöne Maid auf ihn wartete, und musste sie nicht selbst eine Leiter raufschleppen, also hatte er es vermutlich viel einfacher.«

Er erreichte die Öffnung und stellte fest, dass sie immer noch von einer Eisenplatte bedeckt war, damit niemand in den Schacht fiel und sich den Hals brach. Die beiden kleinen Jungen, die vor so vielen Jahren hier Ratten gejagt hatten, hatten die Eisenplatte leicht anheben und darunter hindurchkriechen können. Shadamehr hoffte aus ganzem Herzen, dass inzwischen kein entschlossener Beamter befohlen hatte, die Platte mit Bolzen an Ort und Stelle zu halten.

Zu seiner gewaltigen Erleichterung verrutschte der Deckel sofort, als er versuchte, ihn zu bewegen. Tatsächlich ging es so leicht, dass er sich fragte, ob die Jungen aus der Stadt hier immer noch auf Rattenjagd gingen. Das wiederum erinnerte ihn an gewisse Gerüchte, die er gehört hatte – dass die Taan ihre Gefangenen erst folterten und dann aßen. Er dachte an all die Kinder, die in Neu-Vinnengael wohnten und spielten, und verfluchte bitterlich jene Erwachsenen, die der Kindheit ein so bitteres Ende bereiteten.

»Ich frage mich, ob Dagnarus je ein kleiner Junge gewesen ist«, sagte er zu Alise, als er sie aus der Öffnung manövrierte. Sobald sie sicher auf festem Boden lag, zog er sich selbst hoch und brach dann am Flussufer zusammen. Er blieb heftig nach Luft schnappend liegen, blinzelte zu den Sternen hoch und spürte winzige Nadelstiche in seinen Beinmuskeln. Er hatte keine Ahnung, wie spät es war.

»Dagnarus muss einmal ein kleiner Junge gewesen sein«, sagte Shadamehr nachdenklich. »Er ist schließlich nicht als Lord der Leere zur Welt gekommen. Er hat sicher auch Ratten in den Abwassergräben gejagt, sich vor dem Unterricht gedrückt und Brötchen nach… Dienern geworfen, genau wie… armer kleiner König… ermordet… Leere soll ihn holen… hat ihn schon… soll sie ihn eben behalten.«

Er riss sich aus dem beginnenden Schlaf. »Verflucht! Das wäre ein schlechter Scherz! Den Taan zu entkommen, nur um im Schlaf von der Wache erwischt zu werden. Muss aufwachen. Verrückte Sache, das.«

Er versuchte aufzustehen, aber seine Beine knickten unter ihm ein, und sein Rücken tat so weh, dass er sich auf die Lippen beißen musste, um sich einen Aufschrei zu verkneifen. Tränen brannten in seinen Augen.

»Du musst weiter«, sagte er sich zornig.

»Ich kann aber nicht«, antwortete er. »Ich muss mich ausruhen. Nur einen Augenblick.« Er tätschelte die Schulter der schlafenden Alise. »Ich werde nur einen Moment ruhen. Wir sind hier in Sicherheit.«

Shadamehr lehnte sich gegen eine Steinmauer. »Nein, sind wir nicht. Die Taan werden zurückkommen. Die Wachen werden vorbeikommen. Es ist schon beinahe Morgen. Es sei denn, es ist gerade erst dunkel geworden. Vielleicht waren wir einen ganzen Tag da unten. Oder sechs ganze Tage. Es tut mir Leid, Alise. Ihr Götter, es tut mir Leid, es tut mir alles so Leid…«

»Grum'olt«, sagte eine tiefe Stimme.

Shadamehr öffnete die Augen und blinzelte nach oben. Er konnte im Dunkeln nichts weiter sehen als zwei große, breite Gestalten. Er spannte sich an, tastete nach seinem Dolch. Dann schnupperte er. Es stank nach Tran.

Shadamehr lächelte und entspannte sich.

»Den Göttern sei Dank«, murmelte er und verlor das Bewusstsein.

Einer der Orks packte den Baron mit starken Armen und warf ihn sich ohne große Anstrengung über die Schulter.

»Puh! Der stinkt!«, sagte er zu seinem Kameraden, der sich Alise auflud.

»Menschen«, brummte der zweite Ork und zog angewidert die Nase kraus.

Kapitän Kal-Gah hatte sich Sorgen gemacht, als er hörte, dass Patrouillen nach Baron Shadamehr suchten; also hatte er seine Leute überall am Flussufer postiert und sie angewiesen, die Augen nach dem Baron offen zu halten. Der Kapitän lachte, als er hörte, sie hätten ihn gefunden, als er aus einem Abflussrohr kroch. Die Orks warfen den Baron und Alise ins Boot, dann stieg auch der Kapitän ein und befahl, schnell zum Schiff zurückzurudern.

Sobald sie an Bord waren, besprach sich der Kapitän mit dem Maat bezüglich der Flut und mit der Schamanin bezüglich der Vorzeichen. Der Maat berichtete, die Flut habe beinahe ihren Höchststand erreicht und sie könnten nun jederzeit auslaufen. Die Schamanin erklärte, die Vorzeichen seien gut fürs Auslaufen, aber schlecht fürs Bleiben. Der Kapitän verschwendete keine Zeit mehr.

Als die Morgendämmerung den Himmel mit riesigen Flammen erfüllte, welche den Fluss zum Glühen brachten, segelten die Orks den Arven hinab. Alle an Bord konnten sehen, wie sich die Taan am Flussufer gegenüber von Neu-Vinnengael sammelten. Die Taan sahen das Orkschiff ebenfalls und feuerten Pfeile ab, die ihr Ziel aber nicht annähernd erreichten. Nur einer schaffte es bis zum Deck.

Kapitän Kal-Gah zertrampelte ihn zu Splittern, dann hob er die Überreste auf und warf sie über Bord.

Die Orks schleppten Shadamehr und Alise unter Deck, und zwar in die gleiche Kabine, in welcher schon die Elfen untergebracht waren. Alise schlief so fest und tief, dass die Schamanin sie zwickte, um herauszufinden, ob sie noch lebte – eine Leiche an Bord brachte schreckliches Unglück. Aber als sie sah, wie die Patientin zusammenzuckte und ihre Haut sich an der gezwickten Stelle rosig färbte, war Quai-ghai zufrieden.

Sie wandte sich Shadamehr zu. Er schlief unruhig, schrie einmal sogar auf und schlug um sich. Die Schamanin betrachtete ihn nachdenklich, rührte ihn aber nicht an. Träume bringen gewichtige Vorzeichen, und Orks würden daher Träumende niemals wecken, selbst wenn der Betreffende unter einem Alpdruck leidet.

Als der Baron ruhiger geworden war, hielt es die Schamanin für sicher, sich zu nähern. Sie hob die Laterne über ihn und bemerkte das getrocknete Blut an seinem Hemd. Quai-ghai war erfreut. Sie übte sich gerne in der Heilkunst, und sie hatte dazu selten Gelegenheit.

Orks sind nicht in der Lage, heilende Magie auszuüben, und daher müssen sie sich auf Methoden verlassen, die sie selbst entwickelt haben. Quai-ghai hatte eine hervorragende Salbe gebraut, die sie bei allen Gelegenheiten benutzte und von der sie behauptete, sie könne alle Wunden heilen, von Pfeilwunden bis zu mehrfachen Brüchen. Die Salbe half auch tatsächlich, wenn es darum ging, Entzündungen zu vermeiden, aber sie brannte wie Feuer, wenn sie auf eine Wunde gestrichen wurde, und gab dem Patienten das Gefühl, bei lebendigem Leib gebraten zu werden. Sobald diese Nebenwirkung abgeklungen war, entwickelte der Patient einen heftig juckenden Ausschlag, der ihn tagelang beschäftigte. Daher zogen die meisten Orks an Bord es vor, der Heilung ihren natürlichen Lauf zu lassen und

um ihr Leben zu rennen, wenn die Schamanin ihnen mit der Salbe zu nahe kam.

Quai-ghai war also entsprechend erfreut, einen möglichen Patienten vor sich zu haben, den sie nicht festschnallen musste wie diese anderen Feiglinge.

Sie schickte ihren Schüler an ihren Arzneischrank, um einen Tiegel mit ihrer Speziaisalbe zu holen, und wartete ungeduldig auf seine Rückkehr, als ihr bei dem Patienten etwas Seltsames auffiel. Stirnrunzelnd starrte sie Shadamehr an und knurrte leise. Dann ging sie zu dem anderen Bett und rüttelte den Elfen wach.

Griffith schreckte auf und sah sich verblüfft um, denn er erinnerte sich nicht mehr daran, an welchem Ort er sich befand. Als er die Orkschamanin entdeckte, fiel es ihm wieder ein. Er setzte sich vorsichtig hin und erwartete, dass ihm wieder übel würde, denn die Bewegungen des Schiffs waren jetzt, da sie unterwegs waren, viel lebhafter. Aber sein Kopf war klar, und sein Magen blieb friedlich.

Griffith lächelte dankbar »Die Medizin hat gewirkt, Quai-ghai.«

»Selbstverständlich hat sie das«, erklärte sie empört. »Was hattest du denn erwartet?«

Griffith errötete verlegen. »Ich wollte damit nicht sagen – «

Die Schamanin winkte ungeduldig ab.

»Als wir uns in der Burg des Barons begegnet sind, hast du erzählt, du hättest die Magie der Leere studiert«, sagte Quai-ghai. »Stimmte das, oder war es gelogen?«

»Ich lüge nicht, Quai-ghai«, erwiderte Griffith freundlich.

»Und damit hast du auch schon gelogen«, antwortete sie ebenso freundlich. »Alle Elfen lügen. Das weiß doch jeder. Aber das macht nichts, denn Orks lügen ebenfalls, wenn es notwendig ist. War es nun die Wahrheit oder eine Lüge?«

»Ich habe mich tatsächlich mit der Magie der Leere befasst«, wiederholte Griffith, der es für das Beste hielt, das andere Thema nicht weiter zu verfolgen. »Wieso fragt Ihr?«

Er bemerkte ihre ernste Miene, und ihm wurde klar, dass es sich nicht um eine beiläufige Frage gehandelt hatte. Er erschrak. »Befürchtet Ihr, dass es hier irgendwo Magie der Leere gibt?«

Quai-ghai brummte: »Kommt her.«

Sie führte ihn durch die enge Kajüte zu einer anderen Koje. Weil es hier im Inneren des Schiffs ziemlich dunkel war, konnte Griffith nicht erkennen, wer dort lag, bis die Schamanin die Laterne über das Gesicht des Schlafenden hielt.

»Baron Shadamehr!«, rief Griffith. »Geht es ihm gut?«

»Sag du mir das«, verlangte Quai-ghai. »Es riecht schlecht.«

»Ja«, bestätigte Griffith, hielt sich die Nase zu und bemerkte, wie sich sein Magen wieder zusammenzog.

»Nein, das meine ich nicht.« Quai-ghai war inzwischen ziemlich gereizt. »Es geht um etwas viel Schlimmeres. Du sagst, du kennst dich mit Magie der Leere aus. Finde es heraus.«

»Ich glaube, ich verstehe, was Ihr meint.« Griffith betrachtete seinen schlummernden Patienten forschend, dann warf er Quai-ghai einen Blick zu. »Ich werde einen Zauber der Leere wirken müssen, um es herauszufinden.«

Sie wich ein Stück weit zurück, dann wandte sie sich ab und hielt sich die Ohren zu.

Griffith murmelte die Worte, die sich anfühlten, als würden Spinnen in seinem Mund herumkrabbeln. Er spuckte sie so schnell wie möglich aus.

Shadamehr zuckte zusammen und schrie im Schlaf.

»Wie ausgesprochen seltsam«, murmelte Griffith.

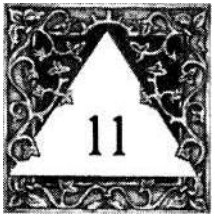
Er rezitierte ein paar beruhigende Worte, und der Baron entspannte sich, sank wieder auf die Koje und seufzte tief.

Griffith berührte Quai-ghai an der Schulter. Sie zuckte zusammen und nahm die Hände von den Ohren.

»Ihr hattet Recht«, sagte er. »Seht Euch das an.«

Der Körper des Barons schimmerte leicht, wie es manchmal mit Leichen passiert, die zu lange nicht begraben worden sind.

»Er stinkt förmlich nach Leere.«



Shadamehrs Körper schlief vielleicht, aber sein Geist war hellwach. Er bewegte sich weiter und weiter durch eine Landschaft, die graubraun, unfruchtbar und steinig war. Er hatte kein offensichtliches Ziel, folgte aber anscheinend einem Kurs und war ärgerlich und zornig, wenn er auf ein Hindernis stieß. Er stapfte eine Straße entlang und schien stundenlang nicht weiterzukommen, nur um dann über ganze Berge zu springen, als trüge er die sagenhaften Stiefel des Riesen Krithnatus, der in Sekundenschnelle rund um die Welt springen konnte.

Dann befand er sich in einer Stadt, in der er sich scheinbar auskannte. Er bewegte sich schnell und erhielt nur einen flüchtigen Eindruck von seiner Umgebung. Er bemerkte zerstörte Gebäude in den Straßen, und überall lagen Trümmer. Die ganze Stadt schien leer und verlassen zu sein. Er war allein, und das machte ihn traurig, aber es überraschte ihn auch nicht.

Er kam zu einem riesigen Trümmerhaufen, der einmal ein wunderschönes Gebäude gewesen war – jedenfalls schien er sich vage daran zu erinnern. Im nächsten Augenblick befand er sich direkt unter den Trümmern und hatte keine Ahnung, wie er dorthin geraten war, aber es überraschte ihn ebenfalls nicht. Er konnte zwar nichts sehen, weil es so dunkel war, aber er wusste, dass er sich in einem großen Raum befand, unter einer Kuppeldecke.

Er war den Göttern sehr nahe. Wenn er die Hand ausstreckte, hätte er sie berühren können.

Shadamehr behielt die Hände sehr entschlossen an seiner Seite.

Es befand sich noch eine Person im Raum. Ein Mann, der offenbar auf ihn gewartet hatte. Shadamehr wusste nicht, wieso er ihn sehen konnte, denn es war stockfinster. Der Mann war jung, und er hätte recht anziehend ausgesehen, wenn da nicht dieser Fleck in seinem Gesicht gewesen wäre.

»Ihr seid Baron Shadamehr, und Ihr seid der Träger des Steins der Könige – des Teils, welcher den Menschen gegeben wurde«, sagte der junge Mann.

Shadamehr antwortete nicht. Er fühlte sich unbehaglich und wäre gerne wieder gegangen. Er glaubte zu träumen, also versuchte er aufzuwachen, aber irgendwie gelang ihm das nicht.

»Dagnarus sucht nach den vier Teilen des Steins der Könige«, fuhr der junge Mann fort. »Sobald er sie in seinem Besitz hat, wird er sie wieder miteinander verbinden, und dann wird er so mächtig sein, dass niemand, kein Land und auch keine Nation, sich ihm noch widersetzen kann. Er hat den Dolch der Vrykyl, welcher ihm unzählige Leben gibt. Er wird Loerem für Jahrhunderte beherrschen. Das ist sein Plan. Er braucht nur die vier Teile des Steins der Könige, um alle Völker an sich zu binden.«

»Das ist ein ziemlich großes ›Nur‹«, antwortete Shadamehr. »Aber Ihr seid mir gegenüber im Vorteil, mein Herr. Ihr wisst, wer ich bin, aber ich kenne Euch nicht.«

»Ich bin Gareth«, sagte der junge Mann.

»Gareth«, wiederholte Shadamehr. »Wieso kenne ich diesen Namen?«

»Denkt noch einmal an die Sagen und Geschichten, die Ihr über Dagnarus gehört habt, denn dort werdet Ihr auf mich

stoßen. Ich war der Prügelknabe. Danach war ich sein Zauberer.«

»Ein Zauberer der Leere, wenn ich mich recht erinnere. Ihr habt dabei geholfen, Alt-Vinnengael zu zerstören. Verzeiht, wenn ich so offen bin, Meister Gareth, aber Ihr seid tot. Und ich träume.«

»Ich bin tot. Aber Ihr träumt nicht. Ihr habt einen Teil des Steins der Könige bei Euch, und deshalb habe ich Eure Seele an diesen Ort berufen. Als die Götter König Tamaros den Stein der Könige gaben, war der Stein noch unversehrt. Sie haben Tamaros davor gewarnt, den Stein zu teilen, denn er würde feststellen müssen, dass die Mitte ›bitter‹ ist. Tamaros hat die Warnung der Götter jedoch in den Wind geschlagen. Er hat den Stein geteilt und einem jeden Volk einen Teil gegeben: Menschen, Zwergen, Elfen und Orks. Er wusste nicht, dass es noch einen fünften Teil gab – einen Teil, welchen niemand sehen konnte, weil sie nicht danach suchten.

Aber eine Person hat diesen Teil gesehen. Er war damals nur ein Kind, aber er suchte nach diesem Teil, und der Teil suchte nach ihm. Der fünfte Teil des Steins der Könige war die Leere. Dagnarus hat sich ihr verschrieben, er hat ihr seitdem gut gedient, und nun wächst die Macht der Leere, während die Macht der Götter schwindet.

Um seine Macht noch zu vergrößern, will Dagnarus die vier Teile des Steins der Könige in seinen Besitz bringen. Er wird sie finden. Seit zweihundert Jahren war der Teil, der den Menschen gehörte, verschwunden. Dann hat Lord Gustav ihn gefunden, und schon Augenblicke danach wusste Dagnarus, was geschehen war. Seinem Vrykyl Svelana wäre es beinahe gelungen, Ritter Gustav den Stein abzunehmen. Die Götter haben den Stein jedoch geschützt, und bisher hat er sich Dagnarus entziehen können. Aber die Macht der Leere wird immer größer, und der Stein kann nicht mehr lange verborgen

bleiben. Dagnarus schläft nie. Er sucht Tag und Nacht nach dem Stein. Er kann selbst in der finstersten Dunkelheit sehen. Ihr eilt hierhin und dahin, aber wo wollt Ihr Euch verstecken, Baron, damit er Euch nicht finden kann?«

Shadamehr lächelte und zuckte mit den Schultern. Er achtete sehr darauf, nicht zu dem Rucksack zu schauen, den er auf der Schulter trug.

»Das ist eine nette Geschichte«, sagte er. »Aber ich habe keine Ahnung, wovon Ihr redet.«

Gareth lächelte und zeigte auf das Herz des Barons.

Shadamehr blickte an sich hinab und sah, dass er den Stein der Könige um den Hals trug und das strahlende Licht des Kristalls im Dunkeln wie ein Leuchtfeuer brannte.

»Verflucht«, sagte er und umschloss den Stein mit der Hand, um das Licht zu dämpfen.

Das Licht drang durch seine Finger, so dass sich Strahlen davon durch den staubigen Raum, in dem er stand, direkt bis zum Himmel erstreckten.

»Nun gut, ich muss zugeben, Ihr habt mich überlistet, junger Mann«, sagte Shadamehr verlegen. »Nehmen wir einmal an, Ihr sprecht die Wahrheit. Was soll ich denn mit dem elenden Ding machen? Ich gehe davon aus, dass Ihr einen Vorschlag habt. Sonst hättet Ihr mich ja wohl kaum hergebracht.«

»Ihr müsst rückgängig machen, was König Tamaros getan hat. Ihr müsst den Göttern den Stein der Könige zurückgeben. Und damit das passieren kann, müssen die vier Teile wieder zusammengefügt werden, und zwar hier, im Portal der Götter.«

»Alle vier Teile?«, fragte Shadamehr ungläubig.

»Alle vier«, erwiderte Gareth.

»Warum denn nicht auch noch die Sonne, der Mond, ein paar Sterne und der Eckzahn eines Drachen, wenn wir schon dabei sind?«, murmelte Shadamehr.

Gareth antwortete nicht. Er fing an, sich aufzulösen wie ein Ölporträt, über das jemand mit einem Lappen wischt.

»Ich habe alles gesagt, was ich zu sagen hatte.«

»Nein, habt Ihr nicht«, erklärte Shadamehr laut. »Ich habe eine Frage. Wenn Ihr Götter nicht wolltet, dass Tamaros den verdammten Stein spaltet, warum habt ihr ihn ihm dann gegeben? Wenn ich einem Kind eine zerbrechliche Vase gebe und es sie hinfallen lässt und die Vase zerbricht, bestrafe ich dann das Kind? *Ich«* – Shadamehr zeigte auf seine eigene Brust – *»ich* bin derjenige, der den Fehler gemacht hat, denn ich bin älter und klüger als das Kind, und ich hätte wissen müssen, was passieren würde.«

Er schrie es in den Himmel hinauf, wollte unbedingt, dass ihn jemand hörte. »Ihr Götter habt Tamaros diese Vase gegeben, und er hat sie fallen lassen – so eine Überraschung aber auch! –, und jetzt bleibt uns nichts weiter, als die Scherben aufzulesen und zu versuchen, ob wir das verdammte Ding wieder zusammenkleben können! Ich hoffe, wenigstens ihr versteht, wozu das gut sein soll.

Oh, wartet, mir fällt gerade etwas ein – war es vielleicht eine Prüfung? Eine Prüfung für König Tamaros? Die er nicht bestanden hat? Heh, er ist nur ein Mensch. Was hattet ihr erwartet? Ihr müsst doch gewusst haben, dass er versagen würde. Ihr Götter wisst doch alles. Wenn nicht, dann seid ihr nicht besser als wir, und warum sollte ich euch dann anbeten? Und wenn ihr es gewusst habt, dann bedeutet das ja wohl, dass ihr nur mit ihm gespielt habt. Es bedeutet, dass ihr nur mit uns spielt. Und das macht euch schlimmer, als wir es sind!

Und ihr fragt euch, aus welchem Grund ich mich eurer Verwandlung nicht unterziehen wollte, um Paladin zu werden! Hört mir zu, verdammt noch mal. Wagt es nicht, einfach wegzugehen!

Ich bin nicht derjenige, der die Verantwortung für diesen Stein tragen sollte!«

Shadamehr machte einen entschlossenen Schritt in das graue Nichts hinein und erwachte, als die Orkschamanin ihn gerade mit kräftigen Armen hochhob, finster entschlossen, ihn ins Meer zu werfen.

Nur Griffiths Flehen hatte Quai-ghai davon abhalten können, den müden und verwirrten Baron einfach über die Reling zu werfen. Danach stritt er sich heftig mit ihr und dem Kapitän und versuchte, den beiden klar zu machen, dass Shadamehr sich nicht mit Magie der Leere abgegeben hatte, wie Quai-ghai glaubte. Shadamehr war »von der Leere besudelt«, ein Zustand, in den jene gerieten, welche Magie der Leere ausübten, aber auch – wenn auch seltener – jene, die das Pech gehabt hatten, Gegenstand eines besonders machtvollen Zaubers der Leere gewesen zu sein.

Orks fürchten und verabscheuen Magie der Leere, und Griffith hätte die beiden vielleicht nicht überreden können, hätte nicht die Schiffskatze – ein riesiger graublauer Kater mit goldenen Augen – den Kopf gegen Shadamehrs Bein gerieben, zu ihm aufgeblickt und miaut. Kal-Gah blickte Quai-ghai fragend an. Orks haben Katzen sehr gern, und auf jedem ihrer Schiffe befinden sich mehrere.

»Nikk mag ihn offenbar«, sagte Kal-Gah und streichelte den Kater.

»Das stimmt«, bestätigte Quai-ghai. »Ein gutes Vorzeichen. Er darf bleiben.«

Die Frage, wie Shadamehr in Berührung mit machtvoller Magie der Leere gekommen war, faszinierte Griffith. Er hätte den Baron gern danach befragt, aber Shadamehr war offensichtlich nicht in der Verfassung zu antworten. Griffith

half ihm zurück in die Kajüte, wo der Baron sofort in die Koje fiel. Er streckte noch einmal die Hand aus, um nach dem Rucksack zu tasten, danach regte er sich nicht mehr.

Nun beschwor Griffith einen Bann über die schlafende Alise und fand heraus, dass auch sie von der Leere besudelt war. Er wusste aufgrund des Klatschs in der Burg des Barons, dass Alise einmal zum Orden der Inquisitoren gehört hatte, dessen Mitglieder die Einzigen waren, denen es die Kirche erlaubte, Magie der Leere zu erlernen. Er erinnerte sich daran, dass Alise einen Zauber der Leere gewirkt hatte, um sie vor der Palastwache zu retten. Selbst eine solch einfache Sache wie die Verwandlung der Eisengitter in rostige Späne hätte bewirken müssen, dass sie von der Leere besudelt war, und sie hätte die unangenehmen Nebenwirkungen aufweisen sollen, die davon herrührten.

Und darin bestand das eigentliche Rätsel. Alise war in einem solchem Maß von der Leere besudelt, dass Griffith kaum begreifen konnte, wie es ihr überhaupt gelungen war, zu überleben. Ihre Haut hätte mit Abszessen bedeckt sein müssen, denn dies war ein Teil des Preises, welchen alle zahlten, die eine von der eigenen Lebenskraft gespeiste Magie ausübten. Alises Haut war jedoch glatt und makellos wie frische Milch. Griffith konnte für ein solches Phänomen nur eine einzige Erklärung finden: Sorgfältig ins Mieder von Alises Hemd gesteckt, schimmerte ein großer, polierter Türkis, himmelblau und mit silbernen Streifen.

Griffith hätte gerne über all diese Dinge mit Damra gesprochen, aber sie hatte eine ruhelose Nacht hinter sich, in der sie im Schlaf gemurmelt und sich herumgewälzt hatte, und er wollte sie nicht wecken. Er selbst fühlte sich gut und ausgeruht. Die Orkmedizin hatte seinen Magen beruhigt, aber er hatte noch keine Seebeine, wie die Orks es nannten. Die Mannschaft bewegte sich mit Leichtigkeit an Deck, während

Griffith herumstolperte wie ein Betrunkener. Dennoch, es ging ihm gut genug, dass er sich erkundigte, was es zu essen gab.

Man schickte ihn zur Kombüse, wo er beinahe mit dem Kopf voran eine Leiter hinuntergefallen wäre. Ein Ork konnte ihn gerade noch packen und rettete ihn davor, sich das Genick zu brechen. Griffith erhielt ein Stück braunes Brot, das er mit an Deck nahm, wo er im Sonnenschein stand und zusah, wie in der Ferne das Ufer vorbeizog.

»Wir kommen gut voran«, sagte Kapitän Kal-Gah und warf Griffith einen anerkennenden Blick zu. »Der Wind kommt aus dem Norden. Ein Elfenwind. Jetzt bin ich froh, dass wir Euch an Bord haben.«

Griffith hätte dem Kapitän sagen können, dass der Wind um diese Jahreszeit häufig von Norden her wehte und die Elfen nichts damit zu tun hatten, aber er schwieg. Er kannte die Orks von seinem Aufenthalt in Shadamehrs Burg her und war überzeugt davon, dass man ihm wieder die Schuld an irgendetwas geben würde, bevor noch der Tag verstrichen war. Also fand er, er sollte es zumindest genießen, wenn man ihm den Verdienst am Wind zuschrieb.

»Wie weit sind wir von Neu-Vinnengael entfernt?«, fragte er.

»Weit genug«, knurrte der Kapitän, »um vor diesen widerwärtigen Snar-ta sicher zu sein.« Während er die Bezeichnung für die Taan aussprach, verzog Kal-Gah angewidert das Gesicht. Snar-ta. Das Orkwort für »Fleischfresser«. Der Kapitän bezog sich auf die Gerüchte, die bei den Leuten des Barons über die kannibalischen Bräuche der Taan in Umlauf waren. Angeblich schmeckten ihnen Orks besonders gut.

»Was meint Ihr, haben sie Neu-Vinnengael schon angegriffen?«, fragte Griffith und versuchte, nach Norden zu schauen. Das fiel ihm wegen des Winds überraschend schwer.

Kapitän Kal-Gah zuckte mit den Schultern. »Wir haben keinen Rauch gesehen. Aber das bedeutet nicht viel, da die Stadt aus Stein gebaut ist.«

Er wandte sich wieder seinen Pflichten zu, offensichtlich ungerührt vom Schicksal von Leuten, die er für seine Feinde hielt.

Der Wind war kalt und beißend und schnitt direkt durch Griffiths Wollumhang und alles, was er darunter trug. Er bewegte sich mühsam zu einem Bereich des Decks, der windgeschützt war und von der Sonne gewärmt wurde. Dort blieb er stehen, kaute an seinem Brot und teilte es mit ein paar Möwen zum Dank für ihre Hilfe mit den Vorzeichen. Er blickte auf zu der weißen Masse von Segeln hoch über seinem Kopf, dem kunstvollen Gewirr von Tauen und den hohen, geraden Masten, die aussahen, als streiften sie den Himmel selbst. Er staunte über die Geschicklichkeit der Seeleute und dachte bei sich, dass dies alles wirklich wunderbar sei.

Er war froh und entspannt, und er wusste, warum. Zum ersten Mal seit vielen Jahren war er nun für nichts und niemanden verantwortlich, nicht einmal für sich selbst. Sicher, eine böse Macht suchte nach ihnen, aber im Augenblick richteten sich die Augen der Leere nach Neu-Vinnengael. Die Orks kümmerten sich um das Schiff und brauchten seine Einmischung nicht. Seine Freunde waren in Sicherheit, und es schien ihnen gut zu gehen; der Makel der Leere würde mit der Zeit verschwinden. Seine geliebte Frau war die Nacht über unruhig gewesen, aber nun schlief sie besser. Griffith hatte nichts zu tun und konnte ohnehin nur dorthin gehen, wo der Wind sie alle hinbrachte. Das letzte Mal hatte er solchen Frieden verspürt, als er noch ein Kind gewesen war und die Wyred gekommen waren, um ihn zu holen.

Griffith hatte damals vier Jahre gezählt, ein frühreifes Kind, einer von sieben Söhnen eines niederen Adligen. Griffith hatte,

seit er so etwas wie Vernunft entwickelt hatte, gewusst, dass er anders war als seine Geschwister. Er war still und in sich gekehrt und hatte sich nicht für die Spiele und Kämpfe erwärmen können, die seine Brüder so sehr begeisterten. Er hatte immer nur am Rand gestanden und zugesehen.

Seine Brüder bedrängten Griffith dauernd, sich ihren Kampfspielen anzuschließen, und sie wurden wütend, wenn er sich weigerte. Griffith hasste Lärm und Streit. Er bewegte sich leise und sprach auch leise – so leise, dass seine Mutter sich beschwerte, weil sie häufig vergaß, dass er überhaupt da war, und sich dann erschreckte, wenn sie ihn plötzlich vor sich sah. Sein Vater, ein geborener Krieger, schlug sich auf die Seite der Brüder und bezichtigte die Mutter, Griffith zu sehr zu verwöhnen, während seine Mutter behauptete, die anderen würden den Kleinen nur schikanieren.

Griffith war einsam gewesen und hatte sich elend gefühlt, und er konnte sich noch gut an den Abend erinnern, als die Wyred gekommen waren, um ihn von zu Hause wegzuholen und in die Freiheit zu bringen.

Die meisten Kinder hatten Angst vor den schwarz gekleideten Gestalten, die nachts in ihre Zimmer schlichen und sie aus den Betten holten. Solche Kinder mussten mit Magie beruhigt und in magischen Schlaf versetzt werden. Bei Griffith war das anders. Als er aufgewacht war und die Gestalt mit der schwarzen Maske gesehen hatte, die sich über ihn beugte, hatte er sofort gewusst, um wen es sich bei diesem Mann handelte und warum er gekommen war. Er hatte kein Wort gesagt und ihm nur die Arme entgegengestreckt. Der Wyred hatte leise gelacht.

»Wir hatten also Recht, was dich anging«, hatte der Magier durch die schwarze Seidenmaske geflüstert, welche sein Gesicht verbarg.

Starke Arme umklammerten Griffith fest und sicher, holten ihn aus dem Bett, das er mit seinen Brüdern teilte, und brachten ihn nach Ergil Amdissyn, der so genannten schwebenden Festung der Wyred. Griffith sollte seine Familie über achtzehn Jahre lang nicht Wiedersehen. Als man ihm schließlich gestattete, sie zu besuchen, teilte sein älterer Bruder ihm unverblümt mit, ihr Vater sei froh gewesen, als die Wyred seinen weibischen Sohn gestohlen hatten. Der gleiche ältere Bruder, der nun das Familienoberhaupt war, arrangierte eine Ehe für seinen jüngeren Bruder, machte aber deutlich, dass Griffith im Haus der Familie nicht willkommen war.

Griffith vermisste seine Verwandten nicht. Sie hatten ihm zwei kostbare Geschenke gegeben, sein Leben und Damra, und er hatte es ihnen zurückgezahlt, indem er seinen älteren Bruder vor einem Attentatsversuch bewahrte. Seine Verwandten wussten das selbstverständlich nicht, denn die Wyred wirkten ihre Zauber im Geheimen. Griffith war froh, dass sie es nicht wussten. Es machte viel mehr Spaß zu hören, wie sein Bruder mit seinen Heldentaten prahlte, und insgeheim zu lächeln, weil er, Griffith, wusste, was wirklich geschehen war.

Griffith konnte sich immer noch an den Augenblick erinnern, als er Ergil Amdissyn zum ersten Mal gesehen hatte. Er wusste nicht, wie lange er unterwegs gewesen war, gut behütet von den starken Armen des Wyred, dessen Aufgabe darin bestand, Kinder zu stehlen, die zur Magie begabt waren. Er erinnerte sich daran, dass er geschlafen hatte, aufgewacht und wieder eingeschlafen war, aber ob das ein einziges oder hundert Mal geschehen war, hätte er nicht zu sagen vermocht. Der Wyred und seine Begleiter sprachen nach dieser ersten Bemerkung nicht mehr mit dem Kind, denn als Erstes muss ein junger Magier lernen, der Stille zu lauschen. Und eines Morgens weckten die Wyred Griffith aus dem Schlaf, und einer zeigte mit der schwarz behandschuhten Hand nach oben.

Kein Nicht-Wyred weiß, wo sich Ergil Amdissyn befindet, und die Elfenzauberer müssen bei ihrer Ehre, ihrem Leben und ihrer Freiheit schwören, es niemals zu verraten. Tun sie es dennoch, so bedeutet es den Verlust der Ehre für ihr Haus, den Tod für den Magier und für seine Seele ewige Gefangenschaft im schrecklichen Gefängnis der Toten. Aber es ist nicht Angst, die die Zungen der Wyred über Jahrhunderte hinweg gelähmt hat. Es ist Stolz – Stolz auf sich selbst und auf ihre Arbeit.

Ergil Amdissyn ist eine Festung, die in den Gipfel eines Berges aus weißem Granit gebaut wurde. Angeblich wurde sie von dem legendären Drachenweibchen Radamisstonsun für die Wyred errichtet, als Dank für etwas, das die Magier für sie getan hatten. Radamisstonsun hatte ihre mächtige Erdmagie genutzt, um aus dem Inneren eines Berges eine verborgene und unbezwingbare Festung zu machen.

Ergil Amdissyn schwebt eigentlich nicht, es sieht nur so aus – wie an dem Morgen, als Griffith die Festung im frühen Morgengrauen zum ersten Mal sah. Der Berg mit der Festung erhebt sich hinter einem umwölkten See, der von heißen Quellen gespeist wird, so dass ständig Nebel über ihm liegt. Es kam Griffith so vor, als schwebe die Festung auf einer feurigen Wolke mit rotgoldenem Rand. Er starrte sie voller Ehrfurcht an und hatte das Gefühl, endlich nach Hause gekommen zu sein.

Griffith genoss die strenge und auf Gelehrsamkeit ausgerichtete Atmosphäre der Wyredschulen; anders als einige andere Kinder, die nie über ihr Heimweh hinwegkamen. Solche Kinder wurden für gewöhnlich krank, starben schließlich und wurden in der Gruft unter dem Berg begraben. Andere starben bei der Ausbildung, denn sie war anstrengend und gefährlich und zielte darauf ab, die an Geist und Körper Schwachen auszusondern. Jene Jungen und Mädchen, die überlebten, wurden zu den mächtigsten und geschicktesten Magiern in Loerem.

Anders als den Ehrenwerten Brüdern im Tempel der Magier ist die Magie der Leere den Wyred nicht verboten. Die Elfen verabscheuen die Leere zwar, aber sie verstehen auch, dass sie ihren Platz unter den Elementen hat, und sie ermutigen ihre Magier, sich damit zu beschäftigen, um besser dagegen kämpfen zu können. Einigen Wyred – wie Griffith – wird es gestattet, sich intensiv mit der Leere und allem, was damit zusammenhängt, auseinander zu setzen. Griffith hatte sich dem Studium der Vrykyl gewidmet, und seine Gedanken bewegten sich nun selbstverständlich von den mit Heimweh beladenen Erinnerungen an die Jahre in Ergil Amdissyn zu seinen Studien hinsichtlich der Vrykyl und Shadamehrs schlechten Nachrichten, dass der kleine König von Neu-Vinnengael tot und sein Körper von einer dieser widerwärtigen Kreaturen der Leere gestohlen worden war.

Griffith dachte darüber nach, und als ihm wieder einfiel, dass Shadamehr im Palast verwundet worden war, konnte er sich zumindest erklären, weshalb die Leere sowohl Shadamehr als auch Alise besudelt hatte. Dann spürte er eine leichte Berührung an seinem Arm, und als er sich umdrehte, stand seine Frau neben ihm.

»Störe ich?«, fragte Damra.

»Meine Gedanken waren finster«, sagte er. »Ich bin froh, abgelenkt zu werden. Wie geht es dir heute früh? Du hattest eine unruhige Nacht. Hast du schlecht geträumt?«

»Man könnte eher sagen, ich bin schlecht erwacht«, erklärte Damra bedrückt. Sie stellte sich nicht so dicht an die Reling wie ihr Mann, sondern hielt respektvollen Abstand und warf hin und wieder einen unruhigen Blick auf das Wasser, welches sich in einem weiten, schäumenden V vom Bug des Schiffes ausbreitete.

»Ich wünschte, du würdest dich nicht dort hinstellen, Liebster«, sagte sie. »Ich halte es nicht für sicher.«

Griffith lächelte, aber er tat, um was seine Frau ihn gebeten hatte. Er ging mit ihr zur Mitte des Decks, setzte sich auf eine Holztruhe und zog sie neben sich.

»Silwyth ist letzte Nacht zu mir gekommen«, sagte Damra.

»Dann war es wirklich ein schlechter Traum«, meinte Griffith.

»Es war kein Traum«, widersprach Damra. »Er war hier, bei uns an Bord.«

»Liebste – «, begann Griffith.

»Ich weiß, es klingt verrückt. Ich dachte zuerst auch, ich würde träumen, aber er hat mit mir gesprochen und mich am Handgelenk gepackt. Er war so dicht neben mir und so wirklich, wie du es gerade bist.«

Griffith zweifelte immer noch. »Ich will dir ja gern glauben, meine Liebe, aber wie – «

Damra schüttelte den Kopf. »Seine Kleidung war nass, also nehme ich an, dass er vom Ufer aus zum Schiff geschwommen ist. Ich kann mir allerdings nicht erklären, wie es ihm gelungen ist, den Orks aus dem Weg zu gehen. Andererseits ist Silwyth ohnehin ein Geheimnis. Einstmals war er Dagnarus' treuester Diener. Wenn er dich nicht aus dem Gefängnis des Schilds befreit und mir den Stein der Könige anvertraut hätte, würde ich nicht… ich glaube nicht… und dennoch…«

Sie hielt inne, denn sie wusste nicht, wie sie ausdrücken sollte, was ihr durch den Kopf ging, und dann zuckte sie hilflos mit den Schultern. »Ich weiß, es klingt verrückt, aber alles, was mit Silwyth zusammenhängt, ist irgendwie seltsam. Und dennoch sieht es so aus, als sollte ich ihm trauen.«

Damra warf ihrem Mann einen Seitenblick zu.

Griffith lächelte wehmütig und zuckte mit den Schultern. »Was könnte ich dir sagen, meine Liebe? Dass er Teil einer schwer zu durchschauenden Verschwörung sein könnte? Dass

er das alles nur getan hat, um unser Vertrauen zu erschleichen und uns zu vernichten?«

»Klingt durchaus wahrscheinlich«, meinte sie grimmig.

»Wieso, was hat er dir denn gesagt?«

»Dass die Macht der Leere wächst«, erklang plötzlich Shadamehrs Stimme hinter den Elfen. »Dass niemand Dagnarus davon abhalten kann, sich den Stein der Könige zu verschaffen, und wenn er das erst erreicht hat, wird er die Welt als eine Art Halbgott beherrschen. Und dass es nur eine einzige Möglichkeit gibt, dies zu verhindern: alle vier Teile des Steins der Könige zum Portal der Götter zu bringen und sie wieder zusammenzusetzen. Habe ich Recht?«

Damra und Griffith blickten verblüfft zu ihm auf.

»Woher wisst Ihr das?«, fragte Damra.

»Weil ein anderer Diener des Lords der Leere mir das Gleiche gesagt hat«, erwiderte Shadamehr finster.

»Wer hat mit Euch gesprochen?«, fragte Damra, deren Staunen sich immer mehr vertiefte.

»Dagnarus' Magier der Leere, Gareth.«

»Letzte Nacht?«

»Ja, während ich schlief. Ich dachte, ich würde träumen, aber meine Träume sind meistens vollkommen albern. Ich erscheine nackt bei Hofe, falle von Brücken in Schluchten, oder ich werde von ganzen Horden schöner Frauen verfolgt. Solche Träume.«

»Seid Ihr eigentlich niemals ernst, Baron?«, fragte Damra kühl.

»Was diese Sache angeht, bin ich es«, erklärte Shadamehr. »Oder ich versuche es zumindest. Dieser Traum – wenn es denn einer war – erschien mir sehr wirklich. Wir haben uns unterhalten, Gareth und ich. Ich habe ihn schließlich bezichtigt, dass er tot sei, und er sagte, ich sei der Träger des Steins der Könige. Wir haben das beide zugegeben. Ich befand mich in den Trümmern einer Stadt, von der ich sofort wusste, dass es sich um Alt-Vinnengael handelte, obwohl ich nie zuvor dort gewesen bin, und noch dazu an einer Stelle, bei der es sich wohl um das Portal der Götter handelte.«

»Und Gareth hat Euch aufgefordert, die vier Teile des Steins der Könige zusammenzuholen – «

» – und zum Portal der Götter zu bringen«, ergänzte Shadamehr.

»Seltsam«, murmelte Damra und starrte auf das in der Sonne glitzernde Wasser hinaus. »Sehr seltsam.«

»Ihr wart schwer von Magie der Leere besudelt, Baron«, erklärte Griffith.

»Was?« Damra starrte den Baron an, und Misstrauen stand in ihrem Blick. »Wie meinst du das, er war von Magie der Leere besudelt?«

Es tat Griffith offenbar Leid, das erwähnt zu haben.

Shadamehr warf ihm einen Blick zu, dann wandte er sich ab.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte er rasch, »und es hat mit dem, worüber wir sprechen, nichts zu tun.«

»Vielleicht doch«, sagte Damra ernst und beharrlich. »Ein Diener der Leere kam zu Euch und hat mit Euch gesprochen, während Ihr von der Leere besudelt wart. Und Ihr erwartet, dass wir glauben, was er angeblich gesagt hat?«

»Ein Diener der Leere ist auch zu Euch gekommen und hat mit Euch gesprochen, und Ihr habt ihm geglaubt«, erwiderte Shadamehr. »Oder zählt Silwyth nicht, weil er ein Elf ist?«

Damra sprang auf. »Ihr hattet kein Recht, unser Gespräch zu belauschen«, sagte sie zornig.

»Dann hört auf, Euch mitten auf dem Deck zu unterhalten«, erwiderte Shadamehr. »Orks sind weder taub noch dumm. Sie reisen durch die ganze Welt, und einige sprechen fließend Tomagi.«

Griffith legte die Fingerspitzen zusammen und bildete mit den Fingern ein V.

»Was soll das?«, fragte Shadamehr gereizt.

»Ein Keil«, sagte Griffith, »wie er zwischen euch beide getrieben wird, zwischen die Träger des Steins der Könige…« Er sah erst seine Frau, dann Shadamehr an. »Ein Keil, der aus der Leere kommt.«

Damras blasse Wangen röteten sich. Sie schlug die Augen nieder, dann sah sie den Baron wieder an.

Shadamehr kniff die Lippen zusammen. Seine Haltung wurde starrer, und er schaute auf das rauschende Flusswasser hinaus. Der Maat gab ein paar Seeleuten, die sich in der Nähe aufgehalten und auf einen Kampf gehofft hatten, den Befehl, nicht mehr zu glotzen, sondern weiterzuarbeiten.

»Es tut mir Leid«, sagte Shadamehr schließlich. Er rieb sich mit der Hand das von Bartstoppeln dunkle Kinn. »Gestern war vielleicht der schlimmste Tag meines Lebens, und die Nacht danach hat sich als noch schlimmer erwiesen. Das ist die einzige Entschuldigung, die ich für meine Unhöflichkeit vorbringen kann, und es ist keine sehr gute.«

Er verbeugte sich vor Damra. »Ich hätte nicht lauschen sollen, als Ihr mit Eurem Gemahl gesprochen habt, Damra von Gwyenoc. Ich entschuldige mich.«

»Und ich entschuldige mich ebenfalls, Baron«, sagte Griffith und verbeugte sich seinerseits. »Ich hätte nicht erwähnen dürfen, dass Ihr von der Leere besudelt wart, ohne zuvor mit Euch gesprochen zu haben. Bitte nehmt meine Entschuldigung an. Ich sollte dir erklären, Damra«, fuhr er fort, »dass der Baron diesen Makel unschuldig erworben hat. Er wurde, wenn ich mich nicht irre, mit einem Bann bedacht, der ihm das Leben gerettet hat.«

Damra war immer noch nicht überzeugt. »Ich verstehe nicht, was du meinst, Griffith. Wie kann Magie der Leere Leben retten? Magie der Leere tötet.«

»Jegliche Magie kann zum Töten benutzt werden«, erklärte Griffith. »Und ein Magier der Leere kann einen Teil seiner eigenen Lebensessenz in den Körper eines anderen leiten. Dieser Zauber ist ziemlich gefährlich, denn er kann den Magier sein eigenes Leben kosten, wenn er nicht vorsichtig ist. Oder ich denke, in diesem Fall sollte ich ›sie‹ sagen.«

Shadamehr sah plötzlich grau und abgehärmt aus. Wieder nickte er abrupt, rieb sich das Kinn und wandte sich ab.

»Alise?«, fragte Damra erstaunt. »Aber ich habe sie unter Deck gesehen, bevor ich nach oben gekommen bin. Sie schläft so friedlich wie ein Kind – «

»Die Großmutter«, sagte Shadamehr. »Großmutter Pecwae hat Alise mit ihren Steinen belegt und zurückgebracht. Alise lag im Sterben. Ich hielt sie in den Armen und spürte, wie das Leben aus ihr heraussickerte. Und der arme Bashae ist tatsächlich tot. Und das ist alles meine Schuld. Alles meine Schuld.«

»Wir sind alle erschöpft und verwundet, wenn nicht körperlich, so doch geistig und seelisch«, sagte Damra bedauernd. Sie legte sanft die Hand auf Shadamehrs Arm. »Es tut mir Leid, dass ich mich mit Euch gestritten habe.« Sie zögerte, dann fügte sie hinzu: »Manchmal hilft es, die Schatten der Nacht zu vertreiben, wenn man am Tag über sie spricht.«

»Das stimmt«, erwiderte Shadamehr. »Aber dunkle Dinge gehören auch ins Dunkel und sollten dort behalten werden. Wir werden über all das reden, aber drunten, in unserer Kabine. Außerdem will ich Alise nicht so lange allein lassen.«

Die drei gingen über das schwankende Deck, wobei sie sich an Tauen und allen Gegenständen festhielten, die in Reichweite waren. Die Orks grinsten und stießen sich gegenseitig an, um einander auf die Landratten aufmerksam zu machen.

»Wegen Eures Muts, Baron, wurden beide Teile des Steins der Könige vor Dagnarus bewahrt«, sagte Damra, nachdem Shadamehr weiter berichtet hatte.

»Wegen meiner Idiotie«, berichtigte er sie reuig. »Und schlicht und ergreifend, weil ich Glück hatte.«

»Sagen wir lieber, weil die Götter Euch behütet haben«, sagte Griffith leise.

»Warum haben sie dann nicht besser auf Bashae aufgepasst?«, wollte Shadamehr wissen. »Schon gut. Das ist mein ganz privates Problem.«

Er saß auf einem wackligen Stuhl neben Alises Bett und hielt ihre Hand fest in der seinen. Griffith hatte sich gegen ein Schott gelehnt. Damra hatte sich auf dem Bett zusammengerollt, das in eine Nische eingelassen war. Wenn sie zu viert in der Kajüte waren, gab es hier kaum Platz. Wenn jemand nach draußen gehen wollte, mussten sich zwei gegen ein Schott drücken, während der dritte über sie hinwegstieg.

Aber zumindest hatten sie Licht. Nachdem sie ein bisschen sauber gemacht hatten, hatten sie unter all dem Dreck ein kleines Bullauge entdeckt, das man sogar öffnen konnte, um frische Luft und hin und wieder einen Spritzer Gischt hereinzulassen. Shadamehr hatte sich von den Orks saubere Kleidung geben lassen und sich unter einer der Pumpen gewaschen. Aber der Geruch der Abwasserkanäle hing immer noch an ihm und bewirkte, dass sie alle froh über die frische Luft und den kleinen Fleck Sonnenlicht waren.

Damra hatte die Stirn gerunzelt. Für sie waren heilige Dinge etwas, mit dem man nicht leichtfertig umging. Aber bevor sie etwas sagen konnte, richtete Alise sich in ihrer Koje auf und stieß sich den Kopf an der niedrigen Decke.

»Aua!« Sie drückte sich die Hand auf die Stirn. »Was zum –« Sie sah sich in der trüb beleuchteten Kajüte um. »Wer ist das? Wo bin ich?«

»Du bist bei mir, Alise…«

»Shadamehr? Ist das… Bist du…«

»Ja, meine Liebe. Ich sollte es nicht sein, aber ich bin es.«

Alise umarmte ihn und drückte ihn fest an sich. »Den Göttern sei Dank!«, flüsterte sie und drückte ihn noch fester.

»Der Teufel soll die Götter holen«, erklärte Shadamehr leidenschaftlich. »Ich muss mich bei *dir* bedanken, nicht bei ihnen, Alise, du hast mich gerettet. Ich – «

»Nein«, rief sie und wich plötzlich zurück. »Sag so etwas nicht. Sag überhaupt nichts. Wenn du nicht tot bist, wieso lebe ich dann noch? Dieser Bann, dieser Zauber, den ich gewirkt habe…«

Sie schauderte, rutschte von ihm weg und drückte sich gegen das Schott. »Was ist mit mir passiert?«

Er versuchte, sie zu beruhigen, aber er konnte spüren, wie sie sich anspannte und gegen seine Berührung wehrte, und widerstrebend ließ er sie los. »Alise… die Großmutter… an was kannst du dich erinnern?«

»Die Großmutter…«, wiederholte Alise leise. »Ja, ich erinnere mich tatsächlich. Ich erinnere mich an Sonnenschein und türkisfarbenen Himmel und daran, wie ich in süß duftendem Gras lag und die Götter zu mir kamen. Sie sagten… sie sagten…«

»Was?«, fragte Shadamehr angespannt.

»Sie sagten: ›Warum hast du deine Zeit damit verschwendet, diesen Baron Shadamehr retten zu wollen?‹« Alise sprach im Flüsterton und geisterhaft monoton, dann fügte sie hinzu: »›Einen Mann, der stinkt wie eine Kloake.‹«

»Das haben sie sicher nicht gesagt!«, protestierte Shadamehr gekränkt. »Oder doch?«

»Nein«, sagte Alise und entspannte sich ein wenig. Aber sie schob immer noch seine Hände von sich weg, wenn auch sehr sanft. »Das haben sie nicht gesagt.«

»Was denn sonst? Dass du eine Heldin bist, weil du das Leben des gut aussehenden und wunderbaren Baron Shadamehr gerettet hast?«

»Nein, auch das nicht. Es war ein sehr persönliches Gespräch.«

Sie blinzelte. »Damra, seid Ihr das? Griffith? Was macht ihr beiden denn hier? Warum wackelt mein Bett? Und warum rieche ich nach Abfluss?«

»Wir sind an Bord eines Orkschiffs«, erklärte Shadamehr. »Wir fliehen aus Neu-Vinnengael. Und was den Gestank angeht – «

»Es ist gut, endlich aus Neu-Vinnengael herauszukommen. Ich nehme an, wir sind auf der Flucht, zwei Pferdelängen vor der Palastwache, die wie immer versucht, dich zu hängen oder zu köpfen oder vielleicht beides.« Alise strich sich die Locken aus der Stirn und setzte sich wieder auf.

»Erinnerst du dich denn nicht?«, fragte Shadamehr.

»Ich muss sagen, ich habe ein wenig Hunger, mein Gemahl«, erkläre Damra eilig. »Sagtest du nicht etwas über Brot in der Kombüse?«

»Ja, ich werde dir den Weg dorthin zeigen«, bot Griffith an. »Wenn ihr beide uns entschuldigen würdet – «

»Ich komme mit«, sagte Alise. »Ich habe einen Bärenhunger.«

Shadamehr packte sie am Handgelenk.

»Alise, wir müssen reden.«

Sie hob den Kopf, schüttelte das rote Haar zurück und sah ihm in die Augen. Sie waren bereits allein in der Kajüte. Die zutiefst verlegenen Elfen waren geflohen.

»Nein, das müssen wir nicht. Es gibt nichts zu sagen.«

»Alise – «

»Shadamehr.« Sie nahm seine Hände und hielt sie fest. »Ich weiß, was ich wissen muss. Ich weiß, woran ich mich erinnern muss. Nichts zwischen uns hat sich verändert.«

»Doch!«, sagte Shadamehr entschlossen.

»Das sollte aber nicht so sein«, erklärte sie und weigerte sich, ihn anzusehen.

»Alise, du hast mir das Leben gerettet«, sagte Shadamehr und zog sie an sich. »Wegen mir wärest du beinahe gestorben – «

»Und deshalb bist du jetzt in mich verliebt«, erklärte sie und versuchte, sich ihm zu entziehen. »Jetzt willst du den Rest deines Lebens mit mir verbringen. Kleine Shadamehrs haben. Zusammen alt werden.«

»Ja!«, rief er begeistert.

»Wie bitte?« Sie starrte ihn an.

»Ich sage zu allem ja. Nur keine kleinen Shadamehrs. Lieber kleine Alises. Sechs Mädchen mit rotem Haar, so wie ihre Mutter, die mich plagen und quälen und niemals tun, was man ihnen sagt, und…« Er hielt inne. »Wir müssen uns erst noch um ein paar andere Kleinigkeiten kümmern, wie den Stein der Könige, der sich inzwischen in meinem Besitz befindet und von dem ein Toter mir gesagt hat, ich müsse ihn nach Alt-Vinnengael bringen, und darum, dass Dagnarus, der Lord der Leere, gerade Neu-Vinnengael einnimmt, und dass wir um unser Leben laufen, aber sobald das alles erledigt ist – «

»Ich wusste es!« Alise versetzte ihm einen Schlag gegen die Brust. Sie schob ihn weg, dann hielt sie inne und schaute ihn ernst an. »Ich glaube nicht, dass es funktionieren wird, Shadamehr.«

»Selbstverständlich wird es das. Der tote Mann hat mir gesagt – «

Alise lächelte schief, hob die Hände und ballte die Fäuste. »Das meine ich nicht. Ich rede von uns beiden, Magnete«, sagte sie, schlug die Fäuste zusammen und riss sie wieder auseinander. »Siehst du? Ich erinnere mich tatsächlich. Und wenn du mich jetzt entschuldigen würdest, ich würde mir gern den Abflussgestank aus dem Haar waschen.«

»Alise«, sagte er und hielt sie fest. »Ich nehme dir nicht übel, dass du mir nicht traust. Ich habe vor gestern Abend noch nie ein ernstes Wort gesprochen, aber jetzt musst du mir zuhören.

Du kannst mich nicht zum Schweigen bringen. Ich liebe dich, Alise. Und nicht aus Dankbarkeit, weil du mir das Leben gerettet hast«, fügte er streng hinzu und nahm damit vorweg, was sie hatte sagen wollen. »Dass dieses Mal du es warst, die mein Leben gerettet hat, gleicht nur all die Male aus, in denen du mein Leben in Gefahr gebracht hast.«

»So etwas habe ich nie getan!«, erklärte sie empört und versuchte erfolglos, ihm ihre Hand zu entziehen.

»Doch, das hast du. Erinnere dich an die Sache mit den Trollen. ›Reite nicht über diese Brücke‹, habe ich dich gewarnt. Aber nein, du wolltest nicht hören, und dann kamen die drei größten Trolle heraus, die ich je gesehen habe, und Trolle sind verdammt schwer totzukriegen.«

»Ich werde darüber nachdenken«, versprach Alise hastig.

»Darüber, mich zu heiraten? Wirklich?«

»Ja«, antwortete sie. »Ich würde alles tun, um diese Trollgeschichte nicht noch einmal hören zu müssen. Kann ich mir jetzt die Haare waschen?«

»Das wollte ich gerade vorschlagen«, sagte Shadamehr. »Um ehrlich zu sein, meine Liebe, ich halte es für einen guten Beweis meiner Liebe, dass ich dich sogar in meine Nähe lasse, wenn du stinkst wie…«

Alise schubste ihn so fest, dass er gegen das Schott fiel, trat ihm gegen das Schienbein, drehte sich um und stapfte hinaus.

Alise hatte einige Erfahrung auf See, denn sie hatte den Baron auf mehr als einer Expedition begleitet. Noch bevor der Tag zu Ende war, hatte sie die Seeleute eine Pumpe anschließen lassen, damit sie sich die Haare waschen konnte. Außerdem hatte sie ihr Hemd gewaschen, es an der Rah aufgehängt und sich anschließend in Kleidern, welche sie sich von den Orks

geliehen hatte, während der Mitternachtswache an einem Seemannstanz versucht.

»Das mit uns wird schon funktionieren«, meinte Shadamehr und rieb sich liebevoll den blauen Fleck am Schienbein.

Er stand allein in der Kajüte und lächelte den kleinen runden Fleck Sonne an. Aber noch während er hinsah, wurde das Licht trüber, weil eine Wolke vorbeikam.

Immer diese Wolken! Und diesmal waren es riesige, dunkle Wolken. So viele, dass sie vielleicht die Sonne nie wieder sehen würden. Er griff nach dem Rucksack, der angeblich einen Teil des Steins der Könige enthielt. Der Rucksack sah vollkommen gewöhnlich aus mit seinem abgewetzten Leder und den teilweise aufgerissenen Nähten. Er hielt ihn ins verbliebene Licht, öffnete ihn, spähte hinein und konnte außer ein paar Fusseln nichts entdecken. Bashae hatte gesagt, der Ritter Gustav hätte behauptet, der Rucksack sei magisch, und der Stein der Könige sei in magischen Falten verborgen und könne nur durch ein Geheimwort herausgeholt werden.

»Wäre das nicht ein gewaltiger Witz«, sagte Shadamehr zu sich selbst, »wenn wir die ganze Zeit unser Leben für einen leeren Rucksack aufs Spiel gesetzt hätten?«

Das Wort, dass er sprechen sollte, »Adele«, lag ihm auf der Zunge. Dann würde er den Stein der Könige sehen. Er würde sehen, wofür Bashae gestorben war. Er würde mit eigenen Augen erblicken, um was es hier ging. Er würde es nicht einfach glauben müssen…

Ihr seid der Träger des Steins der Könige.

Gareths Worte. Deshalb war Gareth zu ihm gekommen.

Ich habe nicht geträumt. Das wusste Shadamehr so gewiss, wie er sich seiner Liebe zu Alise sicher war und der Tatsache – die Wunder nahmen kein Ende! –, dass sie diese Liebe erwiderte. Sie wusste das vielleicht selbst noch nicht, aber er

würde sie schon davon überzeugen. Inzwischen blieb nur noch das kleine Problem, sich nicht umbringen zu lassen.

Er sprach das Wort »Adele« nicht aus. Er konnte über das Knarren des Schiffs hinweg hören, wie Damra und Griffith mit Alise sprachen. Er konnte ihre Stimme, ihr Lachen hören.

Er zog sich den abgegriffenen Lederriemen über die Schulter. Wahrscheinlich war es das Beste, das Ding immer mit sich herumzutragen und es nirgendwo liegen zu lassen, damit die Leere es nicht fand. Solange er für den Stein verantwortlich war, würde er ihn mit seinem Leben schützen. Was in Zukunft damit passieren würde, das war eine Entscheidung, die anderen zustand. Er war schließlich kein Paladin – ein Segen, für den die Götter doch bestimmt dankbar waren.

»Es ist noch früh am Tag. Sehen wir mal, was ich anstellen kann«, sagte er vergnügt und ging an Deck.

Rigiswald betrachtete missbilligend das vor ihm liegende Buch. Es hatte weniger Hinweise enthalten, als er gehofft hatte. Gereizt klappte er zu.

»Du bist ein Dummkopf«, sagte er zu dem lange verstorbenen Autor.

Er fragte sich, wie spät es sein mochte. Und das wiederum brachte ihn zu der Frage, welcher Tag heute wohl war. Er hatte hier in der Bibliothek, wo es keine Uhren, keine Fenster und keine Ausrufer gab, die darauf bestanden, dass es Mittag war, jegliches Zeitgefühl verloren. Welcher Tag war es? War Ulaf am vergangenen Abend hier gewesen oder in der Nacht zuvor? War seitdem ein ganzer Tag vergangen?

Ja, jetzt erinnerte er sich. Er war nach Ulafs Verschwinden ins Bett gegangen und hatte den größten Teil des Tages verschlafen. Dann hatte er in der Mensa eine schlechte Mahlzeit zu sich genommen und wieder angefangen zu lesen. Es musste kurz vor der Morgendämmerung sein. Er wusste nicht so recht, ob es überhaupt noch die Mühe lohnte, sich schlafen zu legen, oder ob er einfach gleich frühstücken sollte. Er hatte sich gerade zu Letzterem entschlossen, als er spürte, wie ihn jemand an der Schulter berührte.

Er blickte auf und sah sich dem Oberhaupt der Kriegsmagier gegenüber.

»Man hat mir gesagt, dass ich Euch hier finden würde, Sir«, sagte Tasgall so leise, wie alle in der Bibliothek zu sprechen pflegten. »Ich würde mich gern mit Euch unterhalten.«

»Ich hatte Euch schon erwartet«, antwortete Rigiswald und legte das Buch beiseite.

Ein Novize stürzte sich sofort darauf und trug es an den sicheren Ort, an welchen alle wichtigen Bücher derzeit geschafft wurden.

»Die Taan werden sich sicher nicht um Bücher scheren«, meinte Rigiswald, während er Tasgall nach draußen begleitete. »Nur wenige Taan können lesen. Es gibt keine schriftliche Fassung ihrer Sprache. Sie würden nicht wissen, was sie mit den Büchern anfangen sollen. Ebenso wenig, wie Dagnarus es wüsste.«

Tasgall antwortete nicht, sondern warf ihm nur einen Seitenblick zu.

Sie verließen die Bibliothek und gingen einen breiten Flur entlang, in dem es nach geöltem Leder, Holz und Pergament roch. Dort gab es Unterrichtsräume, aber auch Besprechungszimmer mit kunstvoll geschnitzten Tischen und hochlehnigen Holzstühlen. Rigiswald und Tasgall waren die einzigen Personen in diesem Flur. Die Räume waren leer und dunkel. Wenn es erst Tag wurde, würde es hier vor Geschäftigkeit nur so wimmeln, aber bei Nacht wurde dieser Flur selten benutzt.

»Als Kind hat Prinz Dagnarus häufig den Unterricht geschwänzt«, fuhr Rigiswald fort. »Es gibt einen Bericht von seinem Hauslehrer, der schreibt, dass Dagnarus sich lieber bei den Soldaten herumtrieb, als Hausaufgaben zu erledigen. Ich nehme daher an, dass Eure kostbaren Bücher vor ihm einigermaßen sicher sind.«

»Prinz Dagnarus ist vor zweihundert Jahren gestorben«, sagte Tasgall. Er sprach mit tiefer Stimme, aber ohne Betonung, als zitierte er etwas Auswendiggelerntes.

Rigiswald lächelte und strich sich über den Bart.

Sie gingen den ganzen Flur entlang, bevor der Kriegsmagier stehen blieb. Er schaute sich noch einmal um, und als er niemanden sah, bedeutete er Rigiswald mit einer abrupten Geste, eines der Besprechungszimmer zu betreten.

In dem kleinen Raum war es dunkel und roch nach Kreide.

Tasgall murmelte ein paar magische Worte, und das Zimmer füllte sich mit weichem grauem Licht. Tasgall sah sich um und überzeugte sich davon, dass es wirklich leer war. Er zeigte auf einen hochlehnigen Stuhl für Rigiswald, dann ging er noch einmal zur Tür und spähte hinaus in den Flur, bevor er die Tür schloss.

Rigiswald ließ sich nieder. Er legte die Hände auf die Armlehnen, schlug die Beine übereinander und wartete.

Tasgall zog einen anderen Stuhl heran, aber er setzte sich nicht, sondern blieb stehen und umklammerte die geschnitzte Leiste, mit der die Stuhllehne verziert war.

Tasgall in Kampfausrüstung bot einen beeindruckenden Anblick und strahlte eine Kraft aus, welche sich aus einer tödlichen Kombination aus Stahl und Flammen ergab. An diesem frühen Morgen jedoch trug er das weiche Wollgewand, welches die Brüder meistens in ihrer Freizeit oder bei ihren Studien trugen. Ohne seine Rüstung war er nur ein Mensch – ein Mann Ende vierzig mit einem kantigen, glatt rasierten Gesicht, das vor Übermüdung schlaff wirkte, mit an den Schläfen ergrauendem Haar und Falten auf der Stirn. Er war hoch gewachsen und kräftig und wirkte neben seinem ehemaligen Lehrer, dem schlanken, gepflegten Rigiswald, wie ein Riese.

Rigiswald hatte schon früh gewusst, dass der finstere, leidenschaftliche Junge mit den dunklen Augen ein idealer Kriegsmagier sein würde, und er hatte Tasgall geraten, seine Studien mit diesem Ziel weiterzuführen.

»Wo ist Baron Shadamehr?«, wollte Tasgall nun wissen.

»So spricht man nicht mit einem Mann, der beträchtlich älter ist, Tasgall. Selbst wenn Ihr nun Oberhaupt der Kriegsmagier seid«, entgegnete Rigiswald.

Tasgall packte die Stuhllehne fester. »Ich habe jetzt seit zwei Tagen und zwei Nächten nicht mehr geschlafen. Vorletzte Nacht musste ich mich um Euren Baron kümmern, der versucht hat, den König zu entführen, und dann verschwunden ist. Dann gab es einen Kampf mit einem Vrykyl in einer Schänke, bei dem der Vrykyl einen von meinen Leuten getötet hat, bevor wir ihn wieder in die Leere schicken konnten, welche ihn hervorgebracht hat. Gestern und heute musste ich mich mit einer höchstwahrscheinlich bevorstehenden Invasion durch unsere Feinde herumschlagen.

Ihr braucht nur über den Fluss hinwegzuschauen, dann werdet Ihr die Dämonen sehen, die am Ufer ihr Lager aufgeschlagen haben. Also ist es vielleicht verzeihlich, wenn es mir derzeit ein wenig an Takt mangelt, Sir.«

Rigiswald zog die Brauen hoch. Er tippte sachte mit den Spitzen seiner manikürten Finger aneinander.

Tasgall schnaubte gereizt, dann sagte er: »Wisst Ihr vielleicht, wo Baron Shadamehr zu finden ist, Sir?«

»Nein, das weiß ich nicht«, erwiderte Rigiswald.

»Ich denke doch«, sagte Tasgall.

Rigiswald kam steif auf die Beine. »Dann nennt Ihr mich also einen Lügner. Guten Morgen – «

»Wartet! Wartet! Verflucht!« Tasgall trat dem älteren Magier in den Weg. »Wir wissen, dass Ihr zum Haushalt des Barons gehört, einst sein Lehrer wart und nun sein Freund und Vertrauter seid.«

»Ja, diese Ehre habe ich«, erklärte Rigiswald, der immer noch stand.

»Der Baron kam vor zwei Tagen in die Stadt – «

»Und, war ich bei ihm?«, unterbrach ihn Rigiswald.

»Nein, Sir, das wart Ihr nicht, aber – «

»Ich bin hier schon vor mehreren Tagen eingetroffen. Ich habe meine Zeit in der Bibliothek verbracht, wie Ihr sicher bereits von Euren Spionen erfahren habt. Ich habe die Bibliothek einmal verlassen, um ins Bett zu gehen, sechs Mal, um etwas zu essen, und achtzehn Mal für einen Besuch der Latrine – meine Blase ist nicht mehr das, was sie einmal war –, und einmal habe ich mich mit dem Botschafter von Nimran getroffen, wie Euch Eure Spione sicherlich ebenfalls mitgeteilt haben. Haben Eure Spione berichtet, dass Baron Shadamehr bei einer dieser Gelegenheiten vorbeikam und mit mir geredet hat?«

»Nein, Sir«, erwiderte Tasgall finster. »Er war im Palast und hat versucht, den jungen König zu entführen.«

»Tatsächlich? Und wie ist er in den Palast gekommen?«

»Die Regentin wollte ihn sprechen.«

»Weshalb?«

»Ich stelle hier die Fragen, Sir«, sagte Tasgall.

»Ihr habt mir eine gestellt, und ich habe sie beantwortet. Meine Antwort hat Euch nicht gefallen, aber das ist nicht meine Angelegenheit. Wenn Ihr noch weitere Fragen habt, werde ich sie gern beantworten, aber wahrscheinlich gefallen Euch meine Antworten darauf ebenso wenig. Daher glaube ich nicht, dass es sinnvoll wäre, dieses fruchtlose Gespräch fortzusetzen. Ich bin recht müde, und ich würde gern noch ein wenig schlafen, bevor die Belagerung der Stadt beginnt. Ich wünsche Euch einen guten Morgen, Sir. Abermals.«

Rigiswald ging um Tasgall herum, der nicht versuchte, ihn aufzuhalten. Der ältere Magus hatte die Tür beinahe erreicht, bevor Tasgall sprach.

»Was immer Baron Shadamehr sonst sein mag, ein Feigling ist er nicht. Ich habe mit ihm auf dem gleichen Schlachtfeld gedient, wie Ihr genau wisst, Sir. Ich habe selbst gesehen, wie

mutig, zäh und entschlossen er ist, und im Gegensatz zu vielen anderen glaube ich nicht, dass er aus Feigheit die Verwandlung verweigert hat.«

Rigiswald blieb stehen, drehte sich um und schaute über die Schulter zurück. »Nun gut, und wozu soll das alles führen?«

»Ich habe Baron Shadamehr bei seinen Albernheiten gesehen, ich habe ihn betrunken gesehen, ich habe ihn in der Schlacht gesehen, aber ich habe nie gesehen, dass er Angst gehabt hätte. Nicht bis zu jenem Abend, als er in den Palast kam. Ich sah sein Gesicht, und darin erkannte ich Angst. Etwas ist ihm im Palast zugestoßen, das ihn so verängstigt hat, dass er im dritten Stock durch ein Kristallfenster gesprungen ist. Ich möchte gern wissen, was das war.«

Rigiswald schüttelte den Kopf und tat noch einen Schritt.

»Dann verratet mir etwas anderes«, fuhr Tasgall fort. »Ist ein Teil des Steins der Könige im Besitz des Barons?«

Rigiswald machte einen weiteren Schritt und dann noch einen.

»Sir«, erklärte Tasgall mit mühsam bewahrter Ruhe, »ich bin für die Leben von mehreren Tausend unserer Leute verantwortlich, gar nicht zu reden vom Leben des jungen Königs. Falls Ihr über Kenntnisse verfügt, welche mir bei dem Versuch, diese Leben zu retten, helfen könnten, und mir diese Kenntnisse vorenthaltet, dann wird das Blut von Unschuldigen über Euch kommen.«

Rigiswald sah sich um. »Ihr braucht Euch nicht um das Leben des jungen Königs zu sorgen. Der König ist tot.«

»Unmöglich!«, widersprach Tasgall. »Ich komme gerade erst von ihm. Er schläft tief und fest.«

»Sehr fest«, sagte Rigiswald. »Auf dem Grund des Flusses. Der junge König, der im Palast schläft, ist ein Vrykyl.«

Tasgalls Unterkiefer zuckte. Seine dunklen Augen blitzten zornig.

»Wo ist Baron Shadamehr?«, fragte er mit angespannter Stimme.

»Wir sind also wieder am Anfang angelangt«, seufzte Rigiswald. »Ich werde Euch sagen, dass ich nicht weiß, wo er ist. Ihr werdet mich einen Lügner nennen. Ich werde dazu ansetzen, das Zimmer zu verlassen – «

»Nein, Sir«, sagte Tasgall. »Ich werde das Zimmer verlassen.«

Er stolzierte an Rigiswald vorbei, durch die Tür und in den dunklen Flur dahinter.

»Ich habe Euch doch gesagt, dass Ihr meine Antwort nicht mögen würdet«, stellte Rigiswald fest.

Tasgall drehte sich nicht um.

»Die Götter mögen uns helfen«, murmelte Rigiswald, was einem Gebet näher kam als das meiste, was er in seinem Leben geäußert hatte.

Dagnarus, Lord der Leere, stand am Ufer des Arven und starrte über den Fluss hinweg die Stadt Neu-Vinnengael an, eine Stadt, die er erobern wollte. Er stand allein und unsichtbar da, in die Magie der Leere gehüllt. Es war Abend geworden. In der Ferne hatten sich seine Taansoldaten um die Lagerfeuer versammelt und erzählten sich von den mutigen Taten, die sie vollbringen würden, sobald das Zeichen zum Angriff gegeben wurde.

Aber es war nicht diese Stadt, die Dagnarus vor sich sah. Er sah eine andere Stadt, welche am Ufer eines anderen Flusses stand. Er sah eine Stadt aus weißem Marmor inmitten hoch aufragender Klippen, eine Stadt der Wasserfälle und der Regenbögen. Seine Stadt Vinnengael, die Stadt, in welcher er geboren war, die Stadt, die zu beherrschen er geboren war.

Wenn er ehrlich war, musste Dagnarus zugeben, dass ihm der weiße Marmor oder die Regenbögen nie sonderlich aufgefallen waren, als er noch in Vinnengael gewohnt hatte. Er hatte auch nie auf die Wasserfälle geachtet, und wenn er die weißen Klippen betrachtete, auf denen die Stadt errichtet worden war, hatte er sie nur als Teil der Verteidigungsanlagen gesehen. Erst nach der Zerstörung von Vinnengael erinnerte er sich an diese Stadt und sah sie durch das gefärbte Prisma seiner Sehnsucht. Erst jetzt erinnerte er sich an die Regenbögen, und auch das nur, weil Gareth sie einmal erwähnt hatte.

Als er nun an die alte Stadt dachte und dabei die neue betrachtete, die zu Ehren der alten errichtet worden war (und um sie an Glanz zu übertreffen), verstand Dagnarus endlich, weshalb es ihn so ärgerte, hier am Flussufer zu stehen und über die kommende Schlacht nachzudenken. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber, und er konnte den Gegenstand seiner Liebe zweifellos mit Gewalt nehmen, aber das wollte er nicht. Er wollte, dass die Geliebte zu ihm kam. Er wollte, dass sie ihn begehrte, dass sie sich vor ihm erniedrigte und schwor, ihn immer geliebt zu haben und nie einen anderen zu lieben. Er würde seinen Traum nicht verwirklichen, indem er eine Armee von Taan auf die Geliebte hetzte, sie in Ketten legen, wiederholt vergewaltigen und schließlich zum Sterben an den Straßenrand werfen ließ.

Er konnte zu seiner Angebeteten gehen und versuchen, sie zu umwerben. Aber was sollte er dann mit zehntausend Taan tun, die nach ihrem Blut dürsteten?

Dagnarus legte die Hand auf den Dolch der Vrykyl.

»Shakur«, sagte er zu seinem Stellvertreter, einem dieser Vrykyl, einer Schöpfung der Leere und des Dolchs, den Dagnarus benutzt hatte, um Shakurs Leben zu nehmen und ihm dafür den lebendigen Tod zu schenken.

Lange Zeit verging. Shakur meldete sich nicht.

Gereizt wiederholte Dagnarus die Beschwörung. Es vergingen manchmal Tage oder gar Monate, ohne dass er mit den Vrykyl sprach, aber wenn er es tat, verlangte er ihre sofortige Aufmerksamkeit.

»Mylord«, erwiderte Shakur.

»Du hast mich warten lassen«, sagte Dagnarus.

»Verzeiht mir, Herr, aber ich war nicht allein.«

»Schick die Leute weg«, befahl Dagnarus. »Du bist immerhin König.«

»Ich mag König sein, Mylord, aber ich bin auch noch ein kleiner Junge«, erwiderte Shakur. »Diese Narren hier glucken um mich herum wie alte Hennen. Besonders jetzt, da eine Armee von Ungeheuern vor der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hat.«

»Wie ist die Stimmung in der Stadt?«, fragte Dagnarus.

»Angst und Schrecken«, erwiderte Shakur. »Man hat das Kriegsrecht verhängt. Die Kriegsmagier regieren die Stadt. Soldaten drängen sich in den Straßen. Die Tore sind geschlossen. Niemand kommt herein oder verlässt die Stadt. Der Hafen ist leer.«

»Hat dich sonst noch jemand entdeckt?«

»Niemand außer dem Baron, und der ist inzwischen wahrscheinlich tot.«

»*Wahrscheinlich* tot? Das weißt du nicht sicher?«

»Die Palastwache sucht weiter nach ihm, aber sie haben ihn noch nicht gefunden. Ich habe ihm eine Stichwunde mit dem Blutmesser beigebracht. Niemand hätte ihn retten können.«

»Um deinetwillen, Shakur, hoffe ich, dass du Recht hast.«

Dagnarus war ausgesprochen unzufrieden mit diesem Versagen seines Vrykyl. Shakur, der älteste seiner Vrykyl, war einmal der Beste, der Stärkste, der Gnadenloseste gewesen. Er hatte in letzter Zeit häufiger Fehler gemacht, Fehler, die

Dagnarus teuer zu stehen gekommen waren. Offensichtlich ließ der Vrykyl nach.

Das war alles andere als überraschend – Shakur führte sein schreckliches Nicht-Leben nun schon seit zweihundert Jahren. Die Leere allein hielt seinen verwesenden Leichnam zusammen. Er war dazu gezwungen, häufiger und immer häufiger zu töten und die Seelen zu trinken, die er brauchte, um seine schreckliche Existenz aufrechtzuerhalten. Er wurde nachlässig und schlampig. Dagnarus berührte den Dolch, der Shakur sein schreckliches Leben gegeben hatte. Er konnte es ihm jederzeit wieder nehmen.

»Wann wollt Ihr mit dem Angriff beginnen, Mylord?«, fragte Shakur, denn er hielt es offenbar für das Beste, das Thema zu wechseln. »Morgen früh?«

»Ich werde nicht angreifen«, erklärte Dagnarus.

»Ihr greift *nicht* an, Mylord?« Shakur war verständlicherweise verblüfft. Seit zweihundert Jahren hatten er und sein Herr auf kaum etwas anderes hingearbeitet.

»Wenn der Tag anbricht, werde ich unter einer Waffenstillstandsfahne nach Neu-Vinnengael reiten. Ich werde verlangen, dich zu sehen – den jungen König. Du wirst dafür sorgen, dass man mir eine Audienz gewährt.«

»Mylord, dieser Plan gefällt mir überhaupt nicht. Die Stadt ist reif – «

»Es ist mir verdammt egal, was dir gefällt oder nicht, Shakur.« Dagnarus ballte die Faust um den Dolchgriff. »Diese Angewohnheit von dir, meine Entscheidungen ununterbrochen in Frage zu stellen, fängt an, mich ernsthaft zu verärgern. Du wirst mir bei dieser Sache ebenso gehorchen wie bei allem anderen.«

»Ja, Mylord.«

»Oh, und gib dir keine Mühe, nach dem Stein der Könige zu suchen. Ich kümmere mich selbst um die Sache. Das hätte ich von Anfang an tun sollen.«

»Sollen die anderen Vrykyl weiterhin danach suchen, Mylord?«

»Nein, Shakur. Es ist nicht notwendig, noch weitere Mittel auf diese Suche zu verschwenden. Ich habe dafür gesorgt, dass der

Stein der Könige – alle vier Teile – zu mir gebracht wird. Zwei sind bereits auf dem Weg.«

»Sehr gut, Mylord. Wir können die Vrykyl, die bisher danach gesucht haben, gut gebrauchen. Ich nehme an, Ihr wisst, dass Jedash tot ist?«

»Kein großer Verlust«, meinte Dagnarus.

»Nein, Mylord. Was nun den Angriff auf Neu-Vinnengael angeht, so scheint es mir, dass – «

»Solltest du nicht längst im Bett sein, Shakur?«, unterbrach ihn Dagnarus. »Sollte dein Kindermädchen dich nicht zudecken und dir noch einmal liebevoll über die Locken streicheln, bevor du einschläfst?«

Shakur kochte vor Zorn und musste sich anstrengen, sich seine Empfindungen nicht deutlicher anmerken zu lassen.

Dagnarus ließ ihn amüsiert weiterkochen.

»Mylord, was habt Ihr morgen vor?«, fragte Shakur schließlich demütig.

»Ich werde König von Vinnengael werden.«

Das Warten forderte seinen Tribut von der Bevölkerung von Vinnengael. Am Morgen des Vortags hatten die Soldaten von den Mauern aus die Reihen und Aberreihen der monströsen Feinde angestarrt und gespürt, wie ihr Blut von dem Hass und Zorn, wie er Männer überkommt, denen ein Kampf bevorsteht, zu kochen begann. Im Lauf des Tages hatte sich dieses kochende Blut dann wieder abgekühlt, und Zorn und Hass waren Zweifeln und Angst

gewichen. Am Abend hatten die Lagerfeuer des Feindes den Nachthimmel zum Glühen gebracht; die bestialischen Laute der Taan ließen allen Schauer über den Rücken laufen. Offiziere befahlen ihren Männern, schlafen zu gehen, aber jedes Mal, wenn die Soldaten eindösten, riss sie ein besonders schauerlicher Schrei wieder aus ihren Träumen, die ohnehin alles andere als angenehm gewesen waren.

Am nächsten Morgen waren die Soldaten, die auf den Feind niederstarrten, finster und hoffnungslos. Offiziere gaben sich alle Mühe, ihre Truppen aufzumuntern, aber der Jubel, den sie noch am Vortag damit ausgelöst hatten, war Knurren und halbherzigem Gemurmel gewichen.

Rigiswald erwachte bei Anbruch der Dämmerung mit jenem nagenden, kribbelnden Gefühl im Bauch, das immer einem schrecklichen Ereignis vorausgeht. Einige nannten es Vorahnung und behaupteten, es käme von den Göttern. Rigiswald glaubte, dass es aus dem Hirn kam, das die ganze Nacht, während der Körper schlief, fleißig weiter gearbeitet

hatte. Er hatte ganze Tage damit verbracht, alles zu lesen, was er über den Stein der Könige finden konnte, ebenso wie alles über König Tamaros, Prinz Dagnarus und den armen König Helmos, welchen ein so tragisches Schicksal ereilt hatte. Am hilfreichsten hatte sich der Bericht eines gewissen Evaristo erwiesen, der Dagnarus einmal als Hauslehrer gedient hatte.

Evaristo war zwar ein Bewohner von Alt-Vinnengael gewesen, aber er hatte sich nicht in der Stadt aufgehalten, als Dagnarus – schon damals Lord der Leere – seine Armee gegen Vinnengael geführt hatte. Evaristo behauptete, es sei reines Glück gewesen, das ihn und seine Familie veranlasst hatte, sich auf eine Reise von zweihundert Meilen zu begeben und den Onkel seiner Frau in Krammes zu besuchen. Rigiswald ging eher davon aus, dass Evaristo von seinem anderen ehemaligen Schüler vor der drohenden Invasion gewarnt worden war. Gareth war damals schon ein mächtiger Magier der Leere gewesen, und es hieß, ihm sei der Zauber zuzuschreiben, der das Wasser aus dem Hammerklauenfluss umgelenkt und damit eine der Hauptverteidigungen der Stadt wirkungslos gemacht hatte, so dass Dagnarus' Leute Vinnengael überraschend einnehmen konnten.

In seinen Memoiren machte Evaristo kein Geheimnis aus der Tatsache, dass er Gareth immer gern gehabt und getan hatte, was er konnte, um Dagnarus' seltsame Macht über den Jungen zu brechen, der einmal sein Prügelknabe gewesen war. Evaristo hatte versagt. Gareth liebte Dagnarus und war stets sein treuer Freund geblieben. Dass sich diese Freundschaft für Gareth als tödlich erweisen würde, daran hatte Evaristo nie gezweifelt, denn Dagnarus besaß nicht nur den Charme einer Giftschlange, sondern auch ungefähr so viel an Skrupeln wie ein tödliches Reptil.

Von Evaristo hatte Rigiswald vieles über Dagnarus' Persönlichkeit erfahren, und daher war er als Einziger in Neu-

Vinnengael nicht überrascht angesichts der Tatsache, dass der Lord der Leere nicht sofort angriff. Es überraschte ihn auch nicht, als einer der Kriegsmagier ihn im Speisesaal aufsuchte, wo er sich gerade dafür entschädigte, das Abendessen verpasst zu haben.

»Die Ehrenwerte Hohe Magierin entsendet ihre Grüße, Sir«, sagte der Kriegsmagier – ein Mann, der normalerweise nicht ausgeschickt wurde, um Botschaften zu überbringen. »Ihre Gnaden bittet Euch, so schnell wie möglich in den Palast zu kommen.«

Rigiswald beschäftigte sich weiterhin in aller Ruhe mit seinem geschmorten Huhn. Dass er trotz der drohenden Gefahr noch solchen Appetit verspürte, hatte ihm den Neid mehrerer jüngerer und äußerst verängstigter Novizen eingebracht.

»Stehe ich unter Arrest?«, fragte er nun.

Der Kriegsmagus schien verblüfft zu sein. »Nein, Sir. Ihr seid einer von mehreren geachteten Ältesten des Tempels, die in den Palast gerufen wurden, um mit der Regentin und Seiner Majestät zu sprechen.«

Gestern Abend war ich noch ein Krimineller, heute bin ich ein geachteter Ältester, dachte Rigiswald mit einem innerlichen Kichern. Er erklärte, er werde bald nachkommen, aß sein Huhn,

kehrte in sein Zimmer zurück, um seine besten Sachen anzuziehen, und ging dann über den Platz, der den Tempel vom Palast trennte.

Es war grau und wolkig, und leichter Nebel senkte sich herab. Die Straßen waren bis auf die Patrouillen und ein paar streunende Hunde verlassen. Die Wolken, der Nieselregen, die leeren Straßen und das Wissen um die Dinge, die er fürchtete, bedrückten ihn – ein Gefühl, das für Rigiswald recht ungewöhnlich war.

Rigiswald war Pragmatiker. Er sah seine Mitmenschen so, wie sie waren: häufig dumm, im Allgemeinen gutmütig, manchmal herausragend. Da er nicht viel von seinen Mitmenschen erwartete, wurde er selten von ihnen enttäuscht. Er war zu dem Schluss gekommen, dass es auf der Welt ebenso viel Böses gab wie wirklich Gutes und dass die meisten Menschen irgendwo dazwischen angesiedelt waren.

Man musste sich nur diesen Dagnarus ansehen: Wie viel einfacher wäre es doch, dachte Rigiswald, wenn er einfach nur böse wäre – eine Art monströser Perversion wie ein Troll, der nur dafür lebte, anderen Schmerz zuzufügen.

»Aber er ist kein Troll«, sagte Rigiswald nun zu sich selbst. »Er mag Lord der Leere sein und hat die Macht der Leere benutzt, um seine Lebenszeit über die eines normalen Menschen hinweg zu verlängern, aber Dagnarus ist immer noch ein Mensch. Und deshalb kann er in unsere Herzen sehen, was ihm einen Vorteil verschafft, denn wir können nicht in seins blicken. Wenn wir in sein Herz schauen könnten, was würden wir dort finden? Ich fürchte, vieles würde uns schockieren. Und vieles andere wäre uns sehr vertraut.«

Rigiswald schüttelte den Kopf. »Vielleicht ist das der wahre Grund dafür, nicht hinzusehen. Wir haben Angst, uns selbst zu erkennen. Aber irgendjemand muss es tun.«

Als er an dem schwer bewachten Haupttor eintraf, wurde Rigiswald von einem Kriegsmagus durchgelassen, der mit einer Liste jener bewaffnet war, die man in den Palast eingeladen hatte, um mit der Regentin und Seiner Majestät zu sprechen. Stets wurde die Regentin als Erste genannt, der kleine König schien eher beiläufig und als Nebensache erwähnt zu werden.

Wie demütigend das für den Vrykyl sein musste, dachte Rigiswald, während er einem Palastdiener durch die Flure mit den Marmorböden und Samtwandbehängen mit

Filigranstickerei folgte. Der Vrykyl musste die Gestalt des Königs beibehalten und durfte nichts tun, was seine Umgebung misstrauisch machen würde. Dennoch musste er gleichzeitig die Ereignisse auf eine Weise steuern, die seinem Herrn nutzte.

Zumindest, so dachte Rigiswald, würde es interessant sein zu beobachten, auf welche Weise der Vrykyl versuchte, die Situation zu beeinflussen.

Die Regentin hatte veranlasst, dass die Besprechung in der Halle Vergangenen Ruhms abgehalten wurde, einem Saal, welcher seinen Namen vier riesigen Wandgemälden verdankte, auf denen Szenen aus Alt-Vinnengael dargestellt waren. Rigiswald fragte sich, ob sich die Regentin der offenkundigen Ironie bewusst war, welche darin bestand, dass eine Besprechung über Dagnarus' Belagerung von Neu-Vinnengael in einem Zimmer abgehalten wurde, das die Belagerung der alten Stadt feierte.

Aber er bezweifelte das. Clovis' Verstand arbeitete wie Hämmer oder Zangen, mit welchen sie jegliche Vorstellungskraft bearbeitete, um sie schließlich mit kaltem Wasser zu übergießen und für alle Zeit erstarren zu lassen. Die Regentin nahm wahrscheinlich an, dieses Zimmer werde die Anwesenden inspirieren. Rigiswald befürchtete das Gegenteil. Die graue Düsternis draußen wirkte weniger bedrückend als dieser Raum, der Niederlage, Zerstörung und Tod zum Thema hatte.

Den großen runden Tisch, welcher sonst in der Mitte des Saals stand, hatte man entfernt und stattdessen an den Wänden entlang Stühle aufgestellt. Aber beinahe alle Anwesenden standen in der Mitte beieinander. Kerzen brannten in den riesigen Leuchtern, die mit Seilen und Flaschenzügen von den Dienern heruntergelassen werden konnten, um sie anzuzünden.

Rigiswald stand unter einem dieser Leuchter, bis er bemerkte, dass ein Tropfen heißes Wachs auf sein Gewand fiel. Er runzelte die Stirn und bewegte sich rasch ein paar Schritte weiter.

Die Anspannung war allen deutlich anzumerken. Alle Neuankömmlinge waren atemlos und trugen grimmige Mienen zur Schau. Sie blieben meistens einen Augenblick in der Tür stehen, warfen einen Blick auf die Menge und eilten dann rasch auf ihre Freunde zu, um sich mit ihnen leise und in eindringlichem Ton zu unterhalten. Alle wirkten angespannt und bewegten sich ruhelos von einer Gruppe zur anderen. Hin und wieder erhob sich eine zornige Stimme über die anderen, aber wer immer laut wurde, wurde rasch von seinen Begleitern dazu veranlasst, leiser zu sprechen.

Die Oberhäupter sämtlicher Magierorden waren anwesend, ebenso wie die Ritter, die als hohe Offiziere in der Königlichen Kavallerie und der Stadtwache dienten. Außerdem waren mehrere Barone gekommen, die rings um Neu-Vinnengael Land besaßen, und der Verwalter der Königlichen Schatzkammer. Rigiswald kannte die meisten. Es gab andere, die er nicht erkannte, darunter einen rundlichen Herrn in der guten, aber unauffälligen Kleidung der oberen Mittelklasse. Jemand erzählte ihm, das sei das Oberhaupt der Kaufmannsgilden.

Auffällig war die Abwesenheit der Paladine.

Einige Magier nickten Rigiswald zu, aber niemand kam zu ihm, um sich mit ihm zu unterhalten. Er war nicht sonderlich anerkannt. Das war ihm auch lieber so, denn er zog es vor, sich aus den Gesprächen herauszuhalten. Er ging langsam umher, lauschte hier, hörte dort zu. Im Vorbeigehen fiel ihm auf, dass eine andere Person das Gleiche tat – das Oberhaupt des Ordens der Inquisitoren.

Rigiswald bemerkte bald die Uneinigkeit, die hier herrschte. Barone und Ritter waren alles andere als erfreut darüber, dass die Kirche nach dem Tod des alten Königs die Macht übernommen hatte. Die Barone glaubten, man hätte einen der ihren zum Regenten ernennen sollen, und in dieser Ansicht wurden sie von den Rittern unterstützt, welche der Kirche die Schuld an dem traurigen Zustand gaben, in den das Militär von Vinnengael über die Jahre verfallen war. Sicher, die Kirche hatte mit den Kriegsmagiern ihre eigene Miliz, aber diese Leute waren nur ihren eigenen Vorgesetzten Rechenschaft schuldig, und so gut sie auch ausgebildet waren und so willig sie mit der Armee zusammenarbeiteten, so konnte man ihnen doch nicht trauen. Die Barone und Ritter sprachen in angespanntem Tonfall von einer Verschwörung der Kirche, um die wahre Monarchie abzuschaffen. Einige vermuteten sogar, dass der feindliche Angriff ein Trick und Teil des Plans der Magier war.

Rigiswald schlenderte zu der Ecke, in der die Magier sich versammelten, und hörte dort ähnliche Gespräche, nur dass die Rollen darin vertauscht waren. Die Magier behaupteten, die Barone hätten sich mit Rebellen verschworen, um die Kirche zu vernichten. Die feindliche Armee sei ein Trick, ein Teil ihres Plans und so weiter.

Rigiswald konnte mit der Regentin nichts anfangen. Er hielt Clovis für beschränkt und borniert, aber er wusste auch, dass sie eine götterfürchtige Frau war, die bei all ihren Fehlern treu zum König und zu ihrem Land stand. Die Barone und Ritter waren ebenfalls götterfürchtige, loyale Männer. Wenn sich ihr Blut ein wenig abgekühlt hatte, würden sie bedauernd auf das zurückblicken, was sie heute gesagt hatten. Aber im Augenblick war die Leere in diesem Raum sehr aktiv und nutzte Angst und Misstrauen, um jene auseinander zu treiben, die eigentlich zusammenstehen sollten.

Rigiswald konnte nur einer einzigen Bemerkung zustimmen, und die kam von einem Baron, der sich die Wandgemälde mit ihrer Abbildung des Ruhms von Alt-Vinnengael ansah und murmelte, dass es abscheulich gewesen war, diesen Raum für ihre Besprechung auszuwählen.

Schließlich betraten, angekündigt von einem Zeremonialhorn, die Mitglieder des königlichen Haushalts das Zimmer. Als Erstes kamen die Wachen, stellten sich am Ende des Raums auf und stießen feierlich mit den stumpfen Enden ihrer Speere auf den Boden, um die Menge zum Schweigen zu veranlassen.

»Seine Majestät der König.«

Alle Gespräche hörten abrupt auf, als sich die Personen im Zimmer tief verneigten. Der junge König, der sehr klein, zerbrechlich und verschlafen aussah, kam zwischen weiteren Wachen herein. Ihm folgten die Regentin und Tasgall, der in voller Rüstung war.

Rigiswald kannte Clovis schon lange, nämlich seit ihrer Schülerzeit. Er war ein wenig älter als sie, aber nicht viel. Sie sah immer noch so aus wie vor fünfzig Jahren, nur ein wenig grauer. Sie war untersetzt und hatte graue Augen, die so farblos waren wie ihr Geist. Sie hatte keinerlei Fantasie und keinen Humor. Lachen hielt sie für eine Beleidigung der Götter, die wollten, dass die Menschen das Leben ernst nahmen.

Der junge König ging zu seinem Thron, den man unter einen Baldachin mit Goldfransen auf ein Podium gestellt hatte. Der Sessel war viel zu groß für das Kind. Hirav hockte sich auf die Sesselkante und rutschte dann rückwärts, denn man hatte ihm beigebracht, dass Könige nie zurückschauten. Die Regentin nahm ihren Platz zu seiner Rechten ein, und Tasgall baute sich links von ihm auf. Der Kämmerer des Königs, einer der Ehrwürdigen Brüder und gleichzeitig der Hauslehrer des Jungen, stellte sich hinter den Thron. Wachen verteilten sich

rings um diese Gruppe, während andere ihre Positionen an der Tür einnahmen.

Was würden sie sagen, wenn ich ihnen verriete, dass sich das Böse, gegen das sie sich verteidigen wollen, bereits in diesem Zimmer befindet?, dachte Rigiswald. Er hätte gerne gelacht, wenn er nicht noch lieber geweint hätte.

Die Regentin machte einen Schritt vorwärts. Sie wollte etwas sagen, aber bevor ihr das noch gelang, explodierte die Halle in ein Gewitter aus Fragen, Forderungen und zornigen Anklagen. Der Lärm war ohrenbetäubend. Erschrocken wich der König weiter auf seinem Thron zurück. Seine Wachen rückten näher zu ihm. Die Regentin lief dunkelrot an. Tasgall warf den Kriegsmagiern einen warnenden Blick zu.

Rigiswald nutzte das allgemeine Durcheinander und begab sich an einen Platz, wo Tasgall ihn sehen konnte.

Der Kriegsmagier schaute Rigiswald an, dann kniff er die Lippen zusammen und wandte den Blick ab.

Rigiswald begriff langsam, wieso man ihn hierher gerufen hatte. Zuerst hatte er gehofft, Tasgall hätte über seine Äußerungen bezüglich des Vrykyl noch einmal nachgedacht und sei bereit, ihm jetzt zu glauben. Nun erkannte der alte Magier, dass Tasgall ihm nur zeigen wollte, wie wenig er ihm glaubte. Er war enttäuscht. Er hatte den Kriegsmagier für vernünftiger gehalten.

»Seine Majestät versteht eure Sorgen«, erklärte die Regentin, als sie sich über den Tumult hinweg wieder verständlich machen konnte. »Und wir werden sie uns alle anhören und darüber reden. Als Erstes möchte ich jedoch einen wichtigen Besucher vorstellen, den Mönch Nu’Tai, der vom Drachenberg hierher gereist ist.«

Diese Ankündigung rief bestürztes Schweigen hervor.

Ein gebeugter, faltiger, vertrockneter alter Mann betrat den viel zu stillen Saal, begleitet von zwei riesigen Kriegern,

welche in Pelze gekleidet waren. Bei dem kleinen alten Mann handelte es sich um den Mönch. Die beiden Riesen, die ihn begleiteten, gehörten dem Stamm der Omarah an, welcher am Drachenberg lebt und sein Leben dem Schutz der heiligen Mönche widmet.

Die Mönche vom Drachenberg zeichnen alle wichtigen Ereignisse auf ihren Körpern auf, indem sie sich die Haut tätowieren. Wenn sie sterben, werden ihre Mumien in besonderen Grüften im Kloster für zukünftige Generationen von Historikern aufbewahrt. Alle im Saal dachten nun das Gleiche: War der Mönch hier, um den Fall von Neu-Vinnengael für zukünftige Generationen aufzuzeichnen, so wie seine lange verstorbene Vorgängerin den Fall von Alt-Vinnengael auf ihrer Haut dokumentiert hatte?

Der Mönch verbeugte sich vor dem König, der seinerseits auf dem Thron vorwärts rutschte und nickte. Die Regentin hieß den Mönch willkommen und rief einige wichtige Persönlichkeiten zu sich, um sie ihm vorzustellen. Rigiswald gehörte nicht dazu. Er behielt den König im Auge.

Die Füße des kleinen Hirav berührten den Boden nicht. Er baumelte mit den Beinen und fing dann an, unruhig gegen die Seiten des Throns zu treten. Dem machte ein Flüstern des Kämmerers schließlich ein Ende.

Tasgall warf Rigiswald einen Blick zu, und der alte Magier vermochte die Gedanken seines ehemaligen Schülers so gut zu lesen, als hätte Tasgall sie laut ausgesprochen.

»Dieses Kind soll ein Geschöpf der Leere sein?«

Rigiswald faltete die Hände, wiegte sich auf die Fersen und dann wieder auf die Fußballen, um den Kreislauf in seinen Beinen in Gang zu halten, und fragte sich, wie all das enden sollte. Schlimm, vermutete er.

Die Regentin erklärte, der Mönch sei nach Neu-Vinnengael gekommen, um ihnen traurige Nachrichten zu bringen. Gustav,

Lord des Wissens, ein edler und hoch geehrter Paladin, war tot. Er war in einem fernen Land gestorben und von den barbarischen Trevinici unter einem Erdhügel begraben worden. Die Regentin schlug vor, eine Delegation solle ins Treviniciland ziehen und die Leiche des edlen Lords für ein richtiges Begräbnis zurückbringen.

Die Menge wurde während dieser bombastischen Ansprache ruhelos. Umgeben von zehntausend Dämonen der Leere dachten die Vinnengaelier eher an ihren eigenen Tod, nicht an einen alten Ritter, der ohnehin nicht mehr bei Verstand gewesen war. Mit seiner verrückten Idee, den Stein der Könige finden zu wollen, hatte Gustav den Rat der Paladine eher blamiert. Als sie von seinem Tod erfahren hatten, waren sie eigentlich nur erleichtert gewesen.

Rigiswald fragte sich, ob der Mönch der Regentin erzählt hatte, dass Gustav den Teil des Steins der Könige gefunden hatte, der für die Menschen gedacht gewesen war. Aber Clovis erwähnte den Versammelten gegenüber nichts davon. Rigiswald konnte es ihr nicht übel nehmen. Sie konnte dieser explosiven Menge ja wohl kaum mitteilen, dass man den Stein der Könige gefunden hatte, aber niemand wusste, wo er sich nun befand. Die meisten würden sofort den Schluss ziehen, dass die Kirche ihn versteckt hatte, um ihn später für ihre eigenen Zwecke zu nutzen.

Der Mönch zog sich in den Hintergrund zurück und ließ sich auf einem der Stühle nieder, welche man an der Wand aufgestellt hatte. Die Omarah ragten hoch über dem verschrumpelten alten Mann auf. Alle Augen wandten sich wieder der Regentin zu. Die Anwesenden warteten angespannt darauf, was sie zu sagen hatte, aber die meisten wussten jetzt schon, dass es ihnen nicht gefallen würde.

Clovis setzte abermals dazu an, etwas zu sagen, aber ihre Ansprachen waren an diesem Tag offenbar dazu verurteilt,

ungehört zu bleiben. Einer der Tempelnovizen, welcher der Regentin diente, kam atemlos in die Halle gestürzt. Er rannte direkt auf Clovis zu, aber dann wurde ihm durch das plötzliche Gemurmel sämtlicher Anwesender – der König eingeschlossen – klar, dass ihn alle anstarrten. Verlegen erstarrte er mitten in der Bewegung. Dann riss ihn der scharfe Tonfall der Regentin wieder aus der Starre. Rasch eilte der junge Mann zu ihr und flüsterte aufgeregt auf sie ein.

Die Regentin riss die Augen auf. Ein verblüffter Ausdruck breitete sich auf ihrem fleischigen Gesicht mit dem breiten Kinn aus. Clovis hätte wahrscheinlich viel dafür gegeben, wenn sie diese Botschaft in einer abgeschiedeneren Situation entgegengenommen hätte, aber nun konnte sie den Saal wohl kaum mehr verlassen. Die Menge hatte angefangen, Bemerkungen über das Hereinstürzen des Novizen zu machen, und ein paar Barone verlangten zu erfahren, was los war.

»Euer Majestät«, sagte Clovis und wandte sich dem König zu, »der feindliche Kommandant bittet darum, unter einer Waffenstillstandsfahne nach Neu-Vinnengael kommen zu dürfen. Er will uns nicht angreifen, sagt er, sondern schlägt vor, gemeinsam nach einer friedlichen Lösung zu suchen. Wir müssen entscheiden, ob wir ihn in die Stadt lassen oder nicht.«

In der verblüfften Stille, die auf diese Ankündigung folgte, war die schrille Stimme des kleinen Königs gut zu hören.

»Wir sagen ja«, erklärte Hirav III. »Erlaubt ihm, in Unsere Stadt zu kommen und mit Uns zu sprechen.«

Clovis schnappte nach Luft. Sie hatte sich nur deshalb mit ihren Worten an den jungen König gewandt, weil sie die lärmenden Barone zum Schweigen bringen wollte. Der König hätte eigentlich erklären sollen, dass er die Entscheidung ihr überließe. Ganz bestimmt entsprach es nicht ihren Plänen, dass er seine eigene Entscheidung traf, und sie war erstaunt und

alles andere als erfreut, dass er das getan hatte. »Euer Majestät, wir sollten diese Angelegenheit unter uns besprechen – «

Der König rutschte von seinem Thron und sah ihr ins Gesicht. »Wir sagen, diesem Kommandanten soll erlaubt werden, die Stadt zu betreten. Wir möchten ihn sehen und mit ihm sprechen. Das ist Unser Wille, und Ihr werdet gehorchen.«

Schlau, dieser Vrykyl, dachte Rigiswald. Er schaute zu Tasgall hinüber, um zu sehen, was er von der Äußerung seines Schutzbefohlenen hielt, aber er konnte die Aufmerksamkeit des Kriegsmagus nicht erregen, denn Tasgall konzentrierte sich ganz auf die Regentin.

Clovis steckte in der Patsche, wie die Leute sagten. Sie faltete die Hände über ihrem umfangreichen Bauch und versuchte, den König mit einem erbosten Blick einzuschüchtern. Aber damit hatte sie keinen Erfolg, also musste sie etwas sagen.

»Euer Majestät, als Eure von der Kirche bestellte Regentin, anerkannt in den Augen der Götter, ist es meine Pflicht, Euch bei Euren Entscheidungen anzuleiten. Alle wissen von Eurer Sorge um Euer Volk, und wir sind der Überzeugung, dass Ihr nur das Beste für die Leute hier wollt. Und genau aus diesem Grund wage ich zu bezweifeln, dass Ihr wirklich unbedingt mit diesem bösen Mann sprechen wollt. Dennoch, ich werde über Eure Wünsche nachdenken. Eine so wichtige Angelegenheit sollte jedoch nicht leichtfertig entschieden werden. Ich schlage vor, wir nehmen uns einige Zeit, um nachzudenken.«

Clovis wandte sich dem Kämmerer zu. »Seine Majestät möchte sich zurückziehen.«

Seine Majestät schien alles andere als erfreut zu sein. Er runzelte die Stirn und ballte eine kleine Faust. Er schien widersprechen zu wollen, überlegte es sich dann aber offenbar anders. Wenn er es jetzt noch einmal versuchte, würde er nur wie ein nörgelndes Kind wirken und daher eher an Boden verlieren. Im Augenblick betrachteten ihn Männer und Frauen,

die ihn zuvor bemitleidet hatten, mit Respekt. Er konnte nur gewinnen, indem er sich gut benahm. Der Kämmerer und die Wachen eskortierten den König aus dem Saal.

Die Regentin sprach kurz mit dem Novizen, der den Saal rasch verließ, dann sagte sie laut: »Diese Versammlung wird vertagt. Wir treffen uns in einer Stunde wieder. Dann werden wir diesem Mann unsere Antwort geben.«

Hatte sie wirklich geglaubt, sie würde so einfach davonkommen? Dann hatte sie sich geirrt. Clovis war vielleicht Regentin, aber nicht Königin. Sie wurde sofort von Baronen und Rittern umringt, die viel Lärm verursachten. Selbst das Oberhaupt der Kaufmannsgilden setzte sich in Bewegung und schob sich durch die Menge, um seine Meinung kundzutun.

Die Regentin versuchte, sich mit grimmiger Miene und geröteten Wangen durchzudrängen, aber es gelang ihr nicht. Schließlich mussten ihr Tasgall und seine Kriegsmagier einen Weg bahnen. Sie rief die Oberhäupter der Orden zu sich, und dann gingen sie hinaus, geschützt von den Kriegsmagiern.

So zurückgelassen, sammelten sich die Barone, Ritter und anderen Höflinge in ihren eigenen Gruppen, erhoben zornig die Stimmen, und man hörte einige Drohungen, die Kirche würde so nicht weiter machen können.

Rigiswald verschwand selbst rechtzeitig genug, um zu sehen, wie die Oberhäupter der Orden zum anderen Ende eines langen Flurs gingen, welchen Porträts ehemaliger Könige und Königinnen von Vinnengael schmückten. Die Regentin blieb am Ende des Flurs stehen. Die Oberhäupter der neun Orden drängten sich um sie. Mehrere Kriegsmagier bildeten eine Barriere quer durch den Flur, um ihnen für ihre Besprechung ein wenig Abgeschiedenheit zu verschaffen.

Rigiswald schlenderte ein Stück den Flur entlang und tat so, als wäre er vollkommen in die Bewunderung eines Porträts der

verstorbenen Mutter des jungen Hirav versunken. Aber in Wirklichkeit legte er, als er vor dem Gemälde stand, den Kopf schief und versuchte, die Entfernung zwischen sich und der Versammlung der Magier abzuschätzen.

Es waren etwa zweihundert Fuß. Er holte eine Phiole Wasser heraus, die er in die enge Manschette seines Hemds gesteckt hatte, zog den Korken mit den Zähnen heraus und schüttelte sich ein paar Tropfen auf die Finger. Er flüsterte die dazugehörigen Worte, dann schnippte er das Wasser ungefähr in Richtung der Gruppe um die Regentin. Sogleich stellte sich der Erfolg ein, und er konnte das Gespräch recht deutlich hören.

»Selbstverständlich«, sagte die Regentin gerade, »hat sich dieser angebliche Lord Dagnarus unsere Verteidigungsanlagen gut angesehen, und nun hat er begriffen, dass er uns niemals besiegen kann. Bestenfalls kann er uns belagern, aber solange unsere Häfen offen bleiben, wird das nichts weiter als eine geringe Unbequemlichkeit darstellen. Ich habe nicht vor, mit ihm zu verhandeln.«

»Eine Belagerung wird mehr als nur unbequem sein, Regentin«, erklärte Tasgall schonungslos. »Die Belagerungstürme sind mit Orkgelee ausgerüstet. Dieser Lord Dagnarus könnte einen Brand verursachen, der die Hälfte der Stadtbevölkerung tötet und Wohn- und Geschäftshäuser niederbrennt.

Allerdings«, fügte er mit grimmiger Stimme hinzu, »ist das immer noch einer Kapitulation vorzuziehen. Ich habe gehört, was diese Dämonen in Dunkar getan haben, nachdem sich die Stadt ergeben hatte. Ich bin ebenfalls der Ansicht, dass wir kämpfen sollten, aber wir sollten wissen, was geschehen kann, und uns auf das Schlimmste vorbereiten.«

»Der Ehrwürdige Bruder Tasgall ist weise, Regentin«, sagte das Oberhaupt der Inquisitoren. »Unsere Leute haben

herausgefunden, dass die feindliche Armee aus Taan besteht, einem Volk, das Magie der Leere ausübt. Und es sind nicht nur ihre Schamanen, die diese Magie beherrschen, sondern auch die gewöhnlichen Soldaten können sich ihrer bedienen, wann immer sie wollen, ohne dass sie Schaden nehmen.«

Der Inquisitor war ein hoch gewachsener, hagerer Mann und so schlank, dass er beinahe wie ein Gerippe wirkte. Er hatte schlaffes, graues Haar und die großen, vorstehenden Augen eines Mannes mit einem Kropf. Sein knochiges Kinn und die hohen Wangenknochen ließen sein Gesicht wie einen Totenkopf aussehen, und der Lieblingswitz der Novizen über ihn bestand darin zu behaupten, er hätte sich selbst aus dem Grab heraufbeschworen. Er war sarkastisch, kalt und launisch, und selbst als er noch ein einfacher Magier gewesen war, hatte ihn niemand sonderlich gemocht. Als Oberhaupt des Ordens der Inquisitoren wurde er nun allgemein verabscheut.

Die Regentin jedoch war schockiert von seinen Neuigkeiten. »Wie ist das möglich?«, wollte sie wissen. »Und wieso habe ich nicht schon vorher davon erfahren?«

»In der Tat«, stimmte Tasgall ihr erbost zu. »Die Kriegsmagier hätten sofort davon hören müssen.«

»Aber zuvor hätte Euch das nicht weiter geschert«, konterte der Inquisitor.

»Magie der Leere nimmt immer etwas von denen, welche sie wirken. Das liegt in ihrem Wesen«, erklärte die Regentin. »Ich denke, Ihr seid einfach falsch unterrichtet, Inquisitor.«

»Wir haben diese Neuigkeiten unter größten Gefahren für jene unserer Brüder erhalten, die ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben, um unter diesen Geschöpfen zu wandeln«, entgegnete der Inquisitor mit eisiger Stimme. Er war zornig, weil man seine Worte anzweifelte. »Die Taan können das erreichen, indem sie Edelsteine unter ihrer Haut anbringen. Wir wissen nicht genau, wie diese Steine wirken, aber wir haben die

Theorie aufgestellt, dass sich die Taan der Energie der Steine bedienen, um ihre Magie zu wirken, und auf diese Weise nicht dazu gezwungen sind, ihre eigene Energie zu verwenden.«

»Wie auch immer sie es machen, Regentin«, erklärte Tasgall, »wenn es stimmt, was er sagt – und ich fürchte, wir müssen ihm glauben –, dann bedeutet das, dass wahrscheinlich jeder einzelne der Feinde, welche über unsere Mauern kommen werden, ein Magier der Leere ist und im Stande, uns ebenso mit Todes- und Verzweiflungszaubern anzugreifen wie mit Stahl.«

Die Regentin schien entsetzt zu sein, aber dann kniff sie die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf.

»Ich schlage nicht vor, dass wir uns ergeben«, fügte Tasgall hinzu, der wusste, was sie dachte. »Wir werden siegen, daran zweifle ich nicht. Die Götter können etwas anderes einfach nicht erlauben. Aber die Schlacht wird blutig und vernichtend sein.«

»Gibt es sonst noch etwas, was Ihr über diese Taan in Erfahrung gebracht und uns bislang verschwiegen habt?«, wollte die Regentin wissen.

»In der Armee von Lord Dagnarus befinden sich auch mehrere dieser untoten Ritter der Leere, welche als Vrykyl bekannt sind«, erklärte der Inquisitor, der sich kein bisschen um ihren unausgesprochenen Vorwurf scherte. »Vrykyl, die viel mächtiger sind als der, welcher vor zwei Nächten von unseren heldenhaften Kriegsmagiern getötet wurde. Die Vrykyl beherrschen die Magie der Leere aufs Vortrefflichste. Denkt nur daran, wie viele unserer Kriegsmagier es brauchte, um mit einem einzigen von ihnen fertig zu werden, und das war noch ein vergleichsweise schwacher. Womit ich Eure heldenhaften Taten nicht herabsetzen will, Mylord.«

Der Inquisitor verbeugte sich vor Tasgall, welcher die Verbeugung schweigend erwiderte, aber kein Wort sagte.

»Wenn unsere Paladine anwesend wären, könnten sie den Vrykyl gleich zu gleich gegenübertreten, aber wenn ich es recht verstanden habe, Regentin, dann habt Ihr den Rat aufgelöst und die Paladine aus der Stadt verwiesen.«

»Ich bin nur dem Willen der Götter gefolgt«, erwiderte Clovis durch zusammengebissene Zähne. Sie war erschüttert, das war ihr deutlich anzumerken, und sie wusste nicht mehr, was sie tun sollte. »Diese Paladine wurden durch unvollkommene Mittel geschaffen und sind daher selbst unvollkommen. Der verrückte Lord Gustav war ein hervorragendes Beispiel dafür.«

»Der ›verrückte‹ Lord Gustav war klug genug, unseren Teil des Steins der Könige zu finden, der seit zweihundert Jahren verschwunden war«, erklärte der Inquisitor.

Man hörte, wie die meisten Magier verblüfft nach Luft schnappten. Mit großen Augen wandten sie sich der Regentin zu. Tasgall, Oberhaupt des Ordens der Kriegsmagier, und der Seneschall, der kommandierende Offizier der königlichen Wache, waren die Einzigen, die nicht entsetzt zu sein schienen.

»Ist dies wirklich wahr, Ehrenwerteste Hohe Magierin?«, wollte das Oberhaupt des Diplomatenordens wissen.

»Die Götter seien gelobt«, flüsterte das Oberhaupt der Schreiber.

»Damit wäre ich nicht so vorschnell«, warf der Inquisitor trocken ein. »Lord Gustav hat den Stein zwar gefunden, aber er ist gestorben, bevor er ihn abliefern konnte. Seitdem ist der Stein wieder verschwunden. Es sei denn, Ihr habt ihn inzwischen finden können, Regentin?«

»Nein, das habe ich nicht«, antwortete die Regentin säuerlich. »Und ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr leiser sprechen würdet, Inquisitor.«

»Eine Schande«, sagte der Inquisitor. »Der Stein hätte uns vielleicht dabei helfen können, diese Ungeheuer der Leere abzuwehren.«

»Aus politischen Gründen – «, begann die Regentin zornig.

»Die Leere arbeitet an uns allen«, warf Tasgall warnend ein. »Ich gehe davon aus, dass ihr das alle wisst.«

Sie hörten auf zu streiten.

»Und was sollen wir nun tun?«, fragte Clovis. Sie wandte sich an Tasgall. »Empfehlt Ihr tatsächlich, dass wir mit diesem Lord Dagnarus verhandeln?«

»Seine Majestät hat es verlangt«, erklärte Tasgall.

»Seine Majestät ist ein Kind«, erwiderte die Regentin.

»Ein Kind, das uns in eine unhaltbare Situation gebracht hat«, sagte Tasgall. »Die Barone sind bereits alles andere als erfreut über die Tatsache, dass die Kirche die Herrschaft über das Land erlangt hat, oder zumindest glauben sie, dass dies der Fall ist. Wenn wir uns in dieser Sache gegen die Wünsche des Königs wenden, werden wir die Barone und die Ritter noch weiter verärgern, und wir brauchen die Unterstützung dieser Leute, wir brauchen ihre Truppen und ihre Mittel, wenn wir angegriffen werden.«

Er zögerte, dann fügte er hinzu: »Wisst Ihr, wieso seine Majestät es sich in den Kopf gesetzt hat, sich in diese Angelegenheit einzumischen, Regentin?«

Ah, dachte Rigiswald erfreut. Jetzt fängst du endlich an zu denken, Tasgall. Wenn ich mich nicht irre, fängst du an, neugierig zu werden. Sehr gut.

»Seine Majestät ist ein kleiner Junge und als solcher geradezu gefesselt von der Aussicht auf eine Schlacht«, sagte die Regentin. »Er verbringt die meiste Zeit in seinem Zimmer und starrt aus dem Fenster zur feindlichen Armee am anderen Flussufer hinüber. Wenn er nicht aus dem Fenster schaut, spielt er mit seinen Spielzeugsoldaten Schlachten nach. Es ist

kein Wunder, dass er den Mann kennen lernen will, der diese Stadt angreifen wird.«

»Er ist interessiert am Kampf, sagt Ihr«, meinte Tasgall. »Er hat keine Angst?«

»Er scheint überhaupt keine Angst zu haben«, erklärte die Regentin mit beinahe mütterlichem Stolz. »Seine Majestät ist kein Feigling.«

Nun mischte sich das Oberhaupt des Ordens der Künstler ein. Er war ein ernster, schweigsamer Mann und für sein ausgesprochen vorsichtiges Denken bekannt.

»Ich glaube nicht, dass wir in dieser Sache viel zu entscheiden haben, Regentin. Ich glaube, dass wir uns diesen Mann anhören müssen, obwohl kein Zweifel daran besteht, dass wir keinesfalls über eine Übergabe der Stadt verhandeln dürfen.«

»Ganz Eurer Meinung«, stimmte der Inquisitor zu. »Ich bin wirklich neugierig auf diesen Lord Dagnarus. Es sind seltsame Gerüchte über ihn im Umlauf.«

»Ja, ich fürchte, wir werden ihn empfangen müssen«, erklärte die Regentin unzufrieden. »Sind alle einverstanden?«

Die neun Versammelten murmelten zustimmend.

»Ich werde die entsprechenden Vorkehrungen treffen.« Clovis hielt inne, dann sagte sie leise: »Ich nehme an, Tasgall, Seine Majestät muss bei diesem Treffen anwesend sein?«

»Ich fürchte ja, Regentin. Die Barone wären sonst verärgert. Aber ich schlage vor, dass Ihr zuvor mit Seiner Majestät sprecht. Erinnert ihn daran, dass er Eurer Anleitung folgen und keine Entscheidungen treffen sollte, ohne zuerst Euren Rat einzuholen. Und ich würde ihn erst spät zu der Besprechung bringen, damit sein Erscheinen nur eine Formsache ist.«

»Das ist ein guter Vorschlag«, sagte Clovis. »Und ich kann Euch versichern, dass ich eine ausführliche Unterredung mit Seiner Majestät haben werde.«

Die Regentin rauschte davon, und ihr Amtsgewand raschelte um ihre dicklichen Fußknöchel.

»Wahrhaftig«, murmelte Rigiswald kopfschüttelnd, als er zur Halle Vergangenen Ruhms zurückkehrte, »Tasgall hat Recht. Hier ist die Leere am Werk.«

Dagnarus kam ohne Fanfaren und Trompeten oder eine große Zeremonie in die Stadt, die er bald schon zu beherrschen hoffte. Er wurde insgeheim durch ein kleines Türchen in einem Seitentor nahe der Werft geführt, dann verband man ihm die Augen und brachte ihn in einer verschlossenen Kutsche zum Palast. Die Kriegsmagier, welche ihn bewachten, stellten erstaunt fest, dass er die Prozedur scheinbar amüsiert über sich ergehen ließ.

Dagnarus war ganz anders, als sie erwartet hatten. Sie hatten angenommen, dass der Anführer einer Armee von Ungeheuern selbst ein Ungeheuer sein müsste. Stattdessen standen sie einem liebenswerten, gut aussehenden, selbstsicheren Mann gegenüber. Er war gut, aber nicht zu aufwändig gekleidet: Wollumhang, hohe Stiefel, besticktes Wams und schneeweißes Hemd. Er strahlte Eleganz aus. Sein Schwert, das er den Kriegsmagiern sofort übergab, hatte angeblich einst seinem Vater gehört, also bat er darum, man möge gut darauf aufpassen. Er war selbst wie eine gute Klinge – kunstvoll verziert, auf Hochglanz poliert und ausgesprochen tödlich.

Jeder Krieger sah mit einem einzigen Blick, dass er einer von ihnen war. Während der Fahrt in der Kutsche sprach er mit seinen Bewachern über die Kämpfe der Vinnengaelier gegen Zwergenbanden, und er machte ihnen sehr deutlich, dass er diese Kämpfe genauestens studiert hatte und nun kluge Bemerkungen über Strategie und Taktik beider Seiten beisteuern konnte. Selbst die hart gesottensten Kriegsmagier

fanden sich gegen ihren Willen ins Gespräch gezogen, und am Ende der Fahrt konnten sie nicht umhin, Dagnarus mit widerwilligem Respekt zu betrachten. Mit Krieg kannte er sich aus, das zumindest war sicher.

Wer er war, woher er kam, wie er sich seine Armee von Ungeheuern verschafft hatte und warum er Vinnengael angriff – auf diese Fragen hätten die Kriegsmagier wirklich gern eine Antwort erhalten. Er war ein Mensch und schien etwa fünfunddreißig Jahre alt zu sein, hatte rötlich braunes Haar und klare grüne Augen. Er war glatt rasiert, hatte ein liebenswertes Lächeln und wirkte sehr umgänglich. Seine Beherrschung der Allgemeinen Sprache war makellos, was darauf hinwies, dass er aus Vinnengael stammte, aber er benutzte ein paar sehr altmodische Ausdrücke, die, wie einer der Magier sagte, »schon graues Haar und einen Bart hatten, als mein Großvater noch jung war«. Die Kriegsmagier versuchten vergeblich, ihn dazu zu bringen, mehr über sich zu verraten. Wenn sie ihn mit ihren Fragen zu sehr bedrängten, wich er ihnen auf ausgesprochen geistreiche Art aus.

Sie nahmen ihm die Augenbinde nicht ab, als sie ihn durch die Flure des Palasts zur Halle Vergangenen Ruhms führten. Er ließ sich diese Entwürdigung gut gelaunt gefallen, grinste unter der Maske und beschwerte sich, dass er keine der schönen Frauen sehen könne, für welche die Stadt angeblich so berühmt sei. Als er an einer verdutzten Hofdame vorbeikam und einen Hauch Parfüm wahrnahm, hielt er inne, um sich höflich vor der für ihn unsichtbaren Frau zu verbeugen.

Man brachte ihn in die Halle Vergangenen Ruhms, wo man ihm die Augenbinde abnahm. Er blinzelte ein paar Mal, um sich an das Licht zu gewöhnen, dann sah er sich lächelnd um. Man begegnete ihm mit feindseligem Starren, angewidert verzogenem Mund, Flüstern und Murmeln. Die offensichtliche

Feindseligkeit schien ihn nicht im Geringsten zu stören. Er blieb ruhig, entspannt und selbstsicher.

Ganz die beleidigte Majestät stand die Regentin mit gefalteten Händen und hoch erhobenem Kopf auf dem Podium. Wenn sie gehofft hatte, Dagnarus mit dieser Haltung einschüchtern oder ihm ein schlechtes Gewissen einjagen zu können, dann hatte sie sich geirrt. Er achtete nicht einmal auf sie, sondern starrte wie gebannt eines der Wandgemälde an, welche das alte Vinnengael darstellten. Dann wandte er sich an Tasgall, der gerüstet und auf alles vorbereitet an seiner Seite stand.

»Soll das der Königliche Palast sein, Magus?«, fragte Dagnarus.

Tasgall antwortete misstrauisch, denn er traute nicht einmal dieser scheinbar unschuldigen Frage. »Warum wollt Ihr das wissen, Sir?«

»Weil Ihr es falsch getroffen habt, wenn es wirklich eine Abbildung des Palastes sein soll«, erwiderte Dagnarus lachend.

Bevor ihn jemand aufhalten konnte, ging er quer durch den Saal, wobei die Barone, Höflinge und Ordensoberhäupter erschrocken vor ihm zurückwichen. Die Kriegsmagier folgten ihm mit gezogenen Waffen und bereit, Bannsprüche auszusprechen. Er beachtete sie nicht, sondern ging weiter und stellte sich vor das Wandgemälde, nicht weit von dem Stuhl entfernt, auf welchem sich Rigiswald niedergelassen hatte und vorgab, in einem Buch zu lesen.

Die Regentin starrte Dagnarus wütend hinterher und warf dann Tasgall einen zornigen Blick zu, der seinerseits mit den Schultern zuckte, um anzudeuten, dass er keine Ahnung hatte, was hier los war, und auch nichts dagegen unternehmen würde, solange der Mann keine Gefahr darstellte.

Dagnarus betrachtete das Gemälde forschend. »Der Künstler hat den Wasserfall richtig dargestellt, aber den Palast hat er

vollkommen verdorben.« Er zeigte auf eine Stelle des Gemäldes. »Dieser Flügel zog sich bis hier hinüber. Der Eingang war dort, nicht hier, wo er ihn eingezeichnet hat. Er hat einen zusätzlichen Turm hinzugefügt, und deshalb weist der Balkon, auf dem mein Vater immer auf und ab ging, viel zu weit nach Westen. Bevor ich gehe, werde ich eine Zeichnung anfertigen, damit Ihr die Abbildung verbessern könnt.«

Als er hinter sich nichts hörte – die Stille war derart, dass alle im Raum ebenso gut hätten tot sein können –, drehte sich Dagnarus wieder zu ihnen um. Ein Lächeln umspielte seine Lippen.

»Nun ja«, meinte er. »Vielleicht ist das nicht gerade der richtige Zeitpunkt für Jugenderinnerungen.«

Er warf noch einen Blick auf das Gemälde, und Rigiswald bemerkte, dass ein Schatten über die regelmäßigen Züge fiel. »Dennoch, es würde mir gefallen, wenn es richtig gestellt würde.«

Der Schatten war sofort wieder verschwunden, und an seine Stelle trat erneut liebenswerte Umgänglichkeit. Rigiswald war einer von den wenigen, welchen der Blick und die gemurmelten Worte aufgefallen waren. Ihm gefror das Blut in den Adern.

Die Regentin erstarrte und wechselte einen finsteren Blick mit Tasgall und dem Inquisitor. Sie dachten das Gleiche wie Rigiswald, nur dass sie, anders als der ältere Magier, Dagnarus nicht glaubten. Sie glaubten nicht, dass er der war, für den er sich ausgab.

Ihr werdet es ihm schon noch abnehmen, dachte Rigiswald. Dafür wird er sorgen. Die Götter mögen uns helfen!

Die Regentin holte Luft, um ihre Ansprache vom Stapel zu lassen, und ihr Busen wogte wie die Segel eines Schiffs bei frischem Wind.

Dagnarus kam ihr zuvor.

»Wo ist mein kleiner Vetter Hirav?«, fragte er und sah sich um.

Die Regentin erwiderte kühl: »Ich weiß nicht, von wem Ihr sprecht, Sir. Mir war nicht bewusst, dass Ihr glaubt, mit jemandem in diesem Raum verwandt zu sein. Oder dass jemand hier sich auf eine Verwandtschaft mit Euch berufen hätte.«

»Ich spreche von Seiner Majestät dem König«, sagte Dagnarus lächelnd und war offenbar entschlossen, die Beleidigung nicht weiter zu beachten. »Hirav III. mein kleiner Vetter. Ich sage Vetter, obwohl ich mir sicher bin, dass die Verwandtschaft viel verwickelter ist – angeheirateter Urgroßcousin oder so etwas. Ich bin von weit hergekommen, um ihn zu sehen, und dieses Vergnügen möchte ich mir nicht entgehen lassen.«

»Vergnügen!« Die Regentin schnaubte. »Ihr haltet uns einen Dolch an die Kehle und sprecht von Vergnügen!«

»Ihr sprecht von meiner Armee. Ich war mir nicht sicher, ob ich in dieser Stadt willkommen sein würde«, erwiderte Dagnarus und lächelte liebenswert. »Ich hielt es für besser, auf alles vorbereitet zu sein.«

»Worauf vorbereitet, Sir? Krieg?« Clovis' Stimme zitterte vor Empörung.

»Nein, Regentin«, antwortete Dagnarus. Sein Tonfall war nun ernst geworden. »Ich bin hier, um meinen rechtmäßigen Anspruch auf den Thron des Reiches von Vinnengael anzumelden.«

»Ruhe!«, donnerte die Regentin, um die Versammelten zum Schweigen zu bringen.

Die Wachen stießen ihre Speere fest auf den Steinboden. Das verwirrte Gemurmel kam zu einem abrupten Ende, aber nicht durch etwas, was die Regentin getan hatte. In diesem

Augenblick betrat nämlich, sei es zufällig, sei es beabsichtigt, der kleine König den Saal. Begleitet von seinen Wachen und dem Kämmerer kam er herein. Als er stehen blieb, um die Verbeugungen der Versammelten entgegenzunehmen, fiel sein Blick sofort auf Dagnarus. Rigiswald beobachtete genau, was zwischen den beiden vorging. Das Kind hatte die Augen weit aufgerissen, aber das sprach nur von natürlicher Neugier. Dagnarus betrachtete den König mit so etwas wie herablassendem Wohlwollen.

Die Regentin winkte den König zu seinem Thron, bedachte ihn mit einem Blick, welcher ihn an seine Manieren erinnern sollte, und wandte sich dann ab, weil der Inquisitor aufs Podium gekommen war und offenbar dringend mit ihr sprechen wollte. Rigiswald hätte wieder den Lauschzauber benutzen können, aber er brauchte sich die Mühe nicht erst zu machen. Er konnte auch so erraten, was die beiden besprachen. Der Inquisitor hatte die Gefahr erkannt, und er warnte Clovis zweifellos davor, in diesem Ton weiterzumachen, und drängte sie, Zeit zu gewinnen und sich in kleinerem Kreis mit diesem Mann zu treffen. Vielleicht berichtete er ihr auch von weiteren »Gerüchten«, die ihm zu Ohren gekommen waren.

»Ihr solltet Euch auf keinen Fall anhören, wie er seinen Anspruch auf den Thron begründet«, empfahl der Inquisitor nachdrücklich. »Ihr wollt ihm schließlich kein öffentliches Forum dafür bieten.«

Tasgall eilte ebenfalls zu ihnen, um seine eigenen Argumente hinzuzufügen.

Die Regentin war skeptisch. Rigiswald konnte von ihren Lippen das Wort »Unsinn!« ablesen. Der Inquisitor bedrängte sie weiter, und Tasgall schien sich auf seine Seite geschlagen zu haben, denn er nickte jedes Mal, wenn der Inquisitor etwas sagte. Schließlich sah sich die immer noch erboste Regentin zum Nachgeben gezwungen, da ihr die Argumente ausgingen.

Jetzt musste sie versuchen, das Beste aus dieser Situation zu machen und Dagnarus aus dem Saal zu bringen, ohne die Barone zu erzürnen. Aber diese Mühe hätte sie sich sparen können, denn es war zu spät.

Sie hatten nicht mit dem König gerechnet.

Hirav III. beugte sich vor und sagte laut: »Wir haben Eure Behauptung vernommen, Sir, dass Ihr einen rechtmäßigen Anspruch auf den Thron habt. Wir würden gerne hören, wie Ihr diesen Anspruch begründet.«

Die Regentin versuchte, ihn zum Schweigen zu bringen. »Euer Majestät, Ihr braucht Euch keine Gedanken – «

»Wir wollen es hören«, sagte der König mit einem Blick zu Clovis. »Bitte, Sir, sprecht.«

»Selbstverständlich, Euer Majestät«, sagte Dagnarus mit angemessenem Ernst. »Ich bin Prinz Dagnarus, der zweite Sohn des verstorbenen König Tamaros von Vinnengael. Mein älterer Bruder Helmos ist ebenfalls tot, und daher bin ich Tamaros' einziger überlebender Erbe und der wahre und rechtmäßige König.«

Während des darauf folgenden Tumults schrie die Regentin die Wachen an, sie sollten Seine Majestät an einen sicheren Ort bringen – eine Ausrede, um ihn loszuwerden. Der König befand sich nicht in Gefahr. Die erhobenen Stimmen und leidenschaftlichen Worte bezogen sich nicht auf ihn, wohingegen die Regentin ihren Anteil an empörten Zurufen erhielt. Einige forderten den Kopf des Hochstaplers, andere den der Regentin. Einige wollten, dass man Dagnarus weiter sprechen ließ, andere verlangten, er solle in den Arven geworfen werden. Der König weigerte sich mit dem Starrsinn eines Kindes, den Saal zu verlassen, und die Regentin konnte vor der Nase der wütenden Barone wohl kaum befehlen, ihn gegen seinen Willen aus dem Raum zu zerren.

Die Wachen scharten sich um den Thron und zückten die Waffen. Der kleine Hirav wirkte ernst und schüchtern, aber keinesfalls verängstigt. Er schaute Dagnarus an, und das war vollkommen normal. Dagnarus sah erst zu dem Kind hin, als wollte er sich davon überzeugen, dass Hirav in Sicherheit war, dann wandte er seine Aufmerksamkeit in aller Ruhe der Versammlung zu und blieb gelassen stehen, die Andeutung eines Lächelns auf den Lippen.

Die Unruhe in der Halle gab Rigiswald Gelegenheit, den Lord der Leere genauer zu betrachten. Er strengte sich sehr an, äußerliche Anzeichen dafür zu erkennen, dass die Leere am Werk war.

Er suchte nach irgendeinem körperlichen Hinweis darauf, dass das Leben dieses Mannes mit Hilfe dämonischer Magie verlängert worden war, die niemals freiwillig gibt, sondern stets einen Preis fordert.

Dagnarus' Haut jedoch war glatt und gesund. Nur seine Hände waren schwielig und von Narben gezeichnet, aber das gehörte sich für einen Krieger, denn die Schwielen entstanden durch den Schwertgriff, und bei den Narben handelte es sich um Kampfnarben und nicht um solche, welche von Schwären und Abszessen herrühren. Sein Körper war fest und muskulös. Er hielt sich aufrecht und machte allgemein einen angenehmen Eindruck. Und ganz bestimmt sah er nicht so aus, als wäre er zweihundert Jahre alt.

Rigiswald konnte Dagnarus nur von der Seite sehen, und er dachte gerade, dass er ihm gern einmal aus der Nähe in die Augen schauen würde, als Dagnarus sich zu ihm umwandte.

»Wollt Ihr mein Porträt malen, alter Herr?«, fragte Dagnarus mit einem leicht spöttischen Lächeln und erhobener Stimme, um sich über den allgemeinen Aufruhr verständlich zu machen.

»Ja, das würde ich gern tun«, antwortete Rigiswald, »und es zu diesem Gemälde hinzufügen.«

Er wies mit einem Nicken zu einem anderen Teil der Wandmalereien, der Helmos nach seiner Verwandlung zeigte. König Tamaros stand neben seinem Sohn, welcher die schimmernde Rüstung eines Paladins trug. Die Gesichter strahlten vor entrückter Freude, was wohl der künstlerischen Freiheit zu verdanken war, denn die Historiker berichteten, Helmos sei Lord des Kummers geworden – das einzige Mal, dass die Götter einen solch sorgenvollen Titel an einen Paladin vergeben hatten. Dagnarus, der zweite Sohn, war nirgendwo zu sehen.

Dagnarus warf einen Blick auf das Bild. Lange betrachtete er die beiden Gestalten, Vater und Sohn, für immer in geteiltem Stolz und in einer Freude vereint, die den jüngeren Sohn, den wilden Sohn, den, welcher nicht gut genug gewesen war, auf ewig ausschloss. Dann erwiderte Dagnarus den Blick des alten Magiers, und Rigiswald erhielt die gewünschte Gelegenheit. Er schaute in die Augen des Lords der Leere.

Er hatte erwartet, dort das Nichts der Leere zu erblicken. Stattdessen sah er den Schatten eines Schmerzes, den auch zweihundert Jahre nicht verringert hatten. Rigiswald sah Menschlichkeit in diesen Augen, und das tat ihm zutiefst Leid. Die hohle Leere des Todes zu sehen wäre schrecklich genug gewesen, aber dieser Klugheit und dieser Sehnsucht bei weitem vorzuziehen – der Wärme und Üppigkeit des Lebens.

»Ihr glaubt mir also, alter Herr?«, fragte Dagnarus spielerisch, aber wenn man ihm in die Augen sah, wusste man, wie ernst er das meinte.

»Ich glaube Euch«, sagte Rigiswald und fügte schlicht hinzu: »Sehr zu meinem Kummer.«

Dagnarus störte sich nicht daran. Er schien das Gespräch zu genießen und hätte es offenbar gern fortgesetzt, aber

inzwischen war die Ruhe wiederhergestellt. Die Regentin ergriff erneut das Wort, und Dagnarus wandte ihr seine volle Aufmerksamkeit zu.

»Dieser Anspruch ist lächerlich«, erklärte Clovis. »Ich sollte ihn nicht einmal mit dem Versuch würdigen, ihn abzuweisen, aber ich werde um der Vollständigkeit willen einige Argumente anführen: Der echte Dagnarus wäre nun über zweihundert Jahre alt, der echte Dagnarus wurde zweifellos bei der Zerstörung der Stadt getötet, die er selbst bewerkstelligt hatte, der echte Dagnarus – «

»Verzeiht mir, Ehrenwerteste Hohe Magierin«, unterbrach Dagnarus die Regentin. »Wenn ich meinen Anspruch beweisen könnte – unwiderlegbar beweisen –, würde das genügen?«

Rigiswald schaute von Dagnarus zu dem jungen Hirav hin, und plötzlich wusste er, wie die beiden es anstellen würden. Er wusste es so sicher, als hätten sie ihm ihre Pläne enthüllt.

Er wusste es, und er konnte nichts dagegen tun, denn niemand würde ihm glauben.

Die Regentin öffnete den Mund.

Tu es nicht, Clovis, warnte Rigiswald sie im Geist. Spiel einfach nicht mit. Frage ihn nach den Bedingungen für den Abzug seiner Armee, dann verweigere sie ihm und wirf ihn aus der Stadt. Wir sollten besser alle sterben und die Stadt dem Erdboden gleich gemacht werden, als dass du uns der Leere auslieferst.

»Zeigt uns Eure Beweise«, sagte die Regentin stattdessen mit kalter Würde.

Rigiswald seufzte tief und lehnte sich mit verschränkten Armen und gesenktem Kopf zurück.

»Ich möchte den Mönch vom Drachenberg als Zeugen bemühen«, erklärte Dagnarus.

Die Regentin schien verblüfft zu sein, aber nach einem Augenblick des Unbehagens nahm sie sich zusammen. »Ich verstehe nicht – «

»Bitte, Regentin«, sagte Dagnarus leise. »Ihr habt um Beweise gebeten.«

Der Mönch, den alle vergessen hatten, stand auf und machte ein paar Schritte vorwärts, um sich zwischen seine riesigen, schweigenden Leibwächter zu stellen. Er verneigte sich ruckartig vor den Anwesenden, dann betrachtete er Dagnarus mit dem forschenden Blick eines Gelehrten.

»Ehrenwerter Herr«, sagte Dagnarus in einem Tonfall, der von unendlicher Hochachtung kündete, »ich bin mir – ebenso wie wir alle – dessen bewusst, dass die Mönche vom Drachenberg keine Geschichte machen, sondern beobachten.«

Der Mönch senkte zustimmend den haarlosen, von Tätowierungen überzogenen Kopf, um anzuzeigen, dass Dagnarus die Wahrheit sprach.

»Also bitte ich Euch nur darum, ehrenwerter Mönch, eine historische Tatsache zu bezeugen. Bin ich tatsächlich, was ich zu sein behaupte? Bin ich Dagnarus, zweiter Sohn von König Tamaros und seiner ihm gesetzlich angetrauten Gemahlin Emillia, Tochter von Olaf, König von Dunkarga, und geboren im Jahr 501?«

Der Mönch faltete die Hände und verbeugte sich abermals. »Ihr seid dieser Dagnarus«, erklärte er.

Er sprach ohne jedes Gefühl; seine Worte kamen präzise und knapp. Alle waren verblüfft über das, was er gesagt hatte. Sie waren schockiert und erstaunt, aber nicht einer der Anwesenden bezweifelte seine Worte.

»Dann ist hier die Leere am Werk!«, erklärte die Regentin mit erstickter Stimme. »Eine Dämonie der Leere.«

Zu spät, Clovis, sagte Rigiswald zu sich selbst, lehnte sich zurück und starrte zur Decke hoch. Du hast die Scheune offen

gelassen, und jetzt galoppiert das Pferd vergnügt den Hügel hinunter.

»Dazu, Regentin«, erklärte der Mönch mit einem weiteren Nicken, »kann ich nichts sagen, denn über dieses Thema weiß ich nichts.«

»Allen ist bekannt, dass er der Lord der Leere war«, fuhr die Regentin fort und warf dem Mönch einen wütenden Blick zu, was diesen kein bisschen beunruhigte. »Soll dieser Dagnarus es doch abstreiten, wenn er will. Soll er abstreiten, dass er tatsächlich Dagnarus, Sohn des Tamaros, ist und sein Leben mit Hilfe dämonischer Magie verlängert hat.«

»Ich streite es nicht ab«, sagte Dagnarus ruhig. »Ich werde meine Geschichte erzählen, da Ihr sie offenbar hören wollt. Falls Seine Majestät das ebenfalls möchte.« Er verbeugte sich demütig vor dem kleinen König.

»Wir hören uns gern Eure Geschichte an, Sir.« Hiravs Kinderstimme durchdrang hell und klar das entsetzte Schweigen.

»Euer Majestät, ich möchte ganz entschieden protestieren…«, begann die Regentin.

»Bitte erzählt sie Uns«, fuhr Hirav fort, der sich weigerte, die Regentin auch nur anzusehen, und erst recht nicht ihrem Gestotter zuhören wollte. »Wir bitten Euch alle, meine Damen und Herren, darum, Prinz Dagnarus aufmerksam zuzuhören.«

Das war unnötig. Niemand schaute anderswo hin. Das Dach hätte vom Saal fliegen können, dachte Rigiswald, und niemand hätte es auch nur bemerkt.

»Es ist wahr, dass ich zum Lord der Leere wurde«, sagte Dagnarus ganz offen. »Das war mein Fehler. Ich habe versucht, die Götter zu betrügen, und ich wurde bestraft. Jahrelang hat die Leere mein Herz gequält und mein Denken verdunkelt, hat mich dazu veranlasst, die Weisheit der Götter in Frage zu stellen, welche meinen älteren Bruder zum König

gemacht hatten. Ich konnte es nicht ertragen, ihn den Thron meines geliebten Vinnengael besteigen zu sehen. Ich war der wahre König der Stadt – durch meinen Mut, durch meine Verdienste, durch meine Klugheit, durch alles mit Ausnahme des Zufalls meiner Geburt. Ich versuchte, meinen Bruder mit Gewalt vom Thron zu stoßen. Ich griff meine Geburtsstadt an, und in meinem wilden Zorn trug ich zu ihrer Zerstörung bei.«

Dagnarus warf einen flammenden Blick in die Runde. »Aber die Berichte, welche besagen, dass ich meinen Bruder getötet habe, sind falsch.

Helmos wurde von Gareth umgebracht, einem Zauberer der Leere, der versucht hat, sich mein Wohlwollen zu erwerben, indem er den König tötete. Ich wünschte Helmos' Tod nicht. Ich habe ihn betrauert und den Göttern versprochen, der Stadt ein guter König zu sein, wenn sie mich verschonten. Ich habe Gareth getötet, aber es war zu spät. Der Zauber der Leere, welchen er bewirkt hatte, konnte nicht mehr aufgehalten werden. Er prallte auf die Magie der Götter und riss Vinnengael das Herz heraus.

Ich hätte in den Ruinen von Alt-Vinnengael sterben sollen, neben dem Leichnam meines Bruders. Ich wollte dort neben ihm sterben, denn in diesem Augenblick erkannte ich, wie gewaltig meine Verbrechen waren. Aber ich starb nicht. Die Götter waren noch nicht fertig mit mir. Sie streckten die Hände aus, holten mich aus dieser Stadt und warfen mich in die Wildnis. Gebrochen an Geist und Körper begriff ich nun, dass die Götter mich nicht vollkommen abgewiesen hatten, sondern glaubten, ich könnte noch gerettet werden, denn in der Hand hielt ich den Stein der Könige.

Die Götter hatten mir die Macht verliehen, den Heiligen Stein vor der Zerstörung von Vinnengael zu retten. Ich hielt ihn in meinen Händen, an denen noch das Blut meines ermordeten Bruders klebte, und weinte. Ich flehte die Götter um

Verzeihung an und versprach, mich zu bewähren. An diesem Ort und zu diesem Zeitpunkt schwor ich der Leere ab. Die Götter verlangten jedoch Prüfungen meiner Treue. Sie nahmen mir den Stein der Könige ab und überließen ihn einem Ungeheuer, das mich beinahe umgebracht hätte. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer anderen Welt wieder, einer Welt voller schrecklicher Geschöpfe der Leere. Die Taan waren ein Volk von Wilden, kaum besser als Tiere, als ich sie fand. Sie hätten mich getötet, aber mit Hilfe der Götter ist es mir gelungen, ihr Misstrauen und ihren Hass zu überwinden. Ich erlangte ihre Hochachtung und wurde zu einem ihrer Anführer.

Während ich im Land der Taan war, verlor die Zeit alle Bedeutung. Ich arbeitete schwer, um dieses barbarische Volk zu zivilisieren und es auszubilden, alles mit einem einzigen Gedanken: in meine eigene Welt zurückzukehren und zu tun, was ich konnte, um den von mir angerichteten Schaden wieder gutzumachen. Um das erreichen zu können, flehte ich die Götter darum an, mein Leben zu verlängern. Die Götter erfüllten mir diesen Wunsch, und so seht ihr mich hier vor euch ebenso alt wie zu dem Zeitpunkt, als ich alles, was ich einmal liebte, verlor.

In den Jahren des Exils musste ich mit ansehen, wie Vinnengael in der Achtung der Menschen sank. Ich sah, wie gering es geschätzt wurde, wie man es der Lächerlichkeit preisgab. Ich sah, wie die Kirche an Macht gewann, wie die Monarchie schwach wurde und die Adligen unter dem Stiefel der Priestermagier geknechtet wurden.«

Mehrere Barone murmelten zustimmend.

»Ich sah, wie die Armee heruntergewirtschaftet und das Heer kleiner wurde, während die Moral sank«, fuhr Dagnarus fort. »Als dann Karnu die Vinnengaelier bei der Stadt, welche man nun Delak'Vir nennt, angegriffen hat, wurde die Armee von

Vinnengael besiegt und dazu gezwungen, beschämt den Rückzug anzutreten. Und was noch schlimmer ist – Vinnengael unternahm nichts, um das Portal zurückzuholen, das uns die Karnuaner gestohlen hatten.

Jahre vergingen, und die Karnuaner trampeln immer noch dreist auf unserem Land herum. Sie verlangen Gebühren für die Benutzung eines Portals, das einst uns gehörte. Sie verhöhnen uns und bezeichnen uns als Feiglinge. Sind die Soldaten von Vinnengael feige?« Er schaute die Offiziere der Königlichen Kavallerie an, welche rot anliefen.

»Nein!«, schnappte Dagnarus im Kasernenhofton. »Die Soldaten von Vinnengael sind die treuesten, besten, tapfersten Soldaten der Welt!«

Laute Rufe der Zustimmung unterbrachen ihn.

Dagnarus hob die Stimme wieder. »Ich sollte es wissen. Ich habe sie oft genug selbst in die Schlacht geführt. Aber selbst die tapfersten Soldaten müssen ausgebildet werden; sie brauchen Geld, und sie brauchen das Beste an Waffen und Rüstungen. Und noch mehr als das« – er hielt inne – »brauchen sie Respekt.«

Mehrere Ritter jubelten. Die Soldaten hoben die Köpfe. Ihre Augen glitzerten, und sie ballten die Fäuste. Einige nickten nachdrücklich, während andere »Ja!« schrien, und beinahe alle warfen der Regentin und den anderen Kirchenoberen erboste Blicke zu.

Wie schlau von ihm, dachte Rigiswald, der Dagnarus gegen seinen Willen bewunderte. Wie ausgesprochen schlau.

»Ja, ich bin mit einer Armee nach Loerem zurückgekehrt!«, rief Dagnarus. »Mit einer Armee, die Dunkar erobert und es in die Knie gezwungen hat. Mit einer Armee, die es mit Karnu aufgenommen hat und bald auch dieses stolze Land erobern wird.« Er zeigte geradewegs auf die Ritter. »Wegen meines Angriffs auf ihre Heimat haben die Karnuaner viele Truppen

aus Delak'Vir abziehen müssen. Wenn ihr sie jetzt angreift, werden sie euch nicht standhalten können. Ihr werdet euer Portal zurückerobern können, und mit ihm den Respekt, welcher euch zusteht!«

Jede dieser Aussagen wurde mit Jubel begrüßt.

Dagnarus hielt abermals inne, dann sagte er leiser: »Ich gebe euch Dunkarga, seinen Wohlstand, seine Bewohner. Ich gebe euch Karnu, seinen Wohlstand, seine Bewohner. All das mache ich Vinnengael zum Geschenk. Mit diesen beiden großen Nationen unter seiner Herrschaft wird Vinnengael wieder das mächtigste Land in Loerem sein; mächtiger selbst als zu Zeiten meines Vaters König Tamaros, mögen die Götter ihn segnen.«

Dagnarus streckte die Hände aus, als hielte er die angesprochenen Länder darin. »Nehmt sie. Sie gehören euch. Im Austausch dafür bitte ich nur um das, was mir ohnehin rechtmäßig zusteht. Macht mich zum König. Oder genauer gesagt zum Kaiser. Denn Vinnengael wird das größte Reich in der Geschichte von Loerem werden.«

Niemand sagte etwas. Niemand schien auch nur zu atmen. Die Regentin blinzelte wie betäubt. Von allen Forderungen, die er hätte stellen können, hatte sie diese am wenigsten erwartet. Die Miene des Inquisitors war steinern und verriet nichts. Tasgall schaute grimmig drein und warf hin und wieder einen Blick zu Rigiswald, aber der ältere Magier weigerte sich, diesen stummen Appell zu verstehen. Tasgall hatte zu lange gewartet. Die Sache war schon zu weit fortgeschritten.

Wie alle erfolgreichen Lügner hatte Dagnarus seine Falschheiten und Halbwahrheiten schlau auf ein paar unangreifbare Tatsachen gegründet. Er war inmitten von Palastintrigen aufgewachsen. Sein Vrykyl hatte ihm zweifellos von der wachsenden Rivalität zwischen der Kirche und den Baronen und Offizieren erzählt. Die Selbstzufriedenheit der

Kirche hatte zu lange wie starke Sonnenstrahlen auf einem gefrorenen, verschneiten Berg von Schwierigkeiten geglitzert. Es hatte nur eines einzigen lauten Rufs bedurft, um den Schnee ins Rutschen zu bringen, und nun konnte niemand mehr die Lawine aufhalten.

»Was ist mit dieser Armee von Dämonen?«, fragte die Regentin plötzlich. »Was werdet Ihr damit anfangen? Wir haben erfahren, was in Dunkar geschehen ist. Wir haben gehört, wie die Frauen verschleppt und die Kinder niedergemetzelt wurden. Wird uns das Gleiche zustoßen? Selbst wenn wir Euren Bedingungen zustimmen, was wir im Augenblick nicht tun, halte ich es für unwahrscheinlich, dass diese Wilden, die Ihr da mitgebracht habt, einfach aufgeben und in ihre Heimat zurückkehren werden.«

Dagnarus hatte seine Antwort schon bereit. »Ich werde die Hälfte meiner Leute nach Delak'Vir schicken, um gegen die Karnuaner zu kämpfen und unser Portal zurückzuerobern. Den Rest werde ich als König von Vinnengael vernichten.«

»Ihr werdet Truppen vernichten, die treu zu Euch stehen?«

Die Frage kam von dem jungen König, und er klang irgendwie enttäuscht.

Rigiswald sah, wie Dagnarus' Augen gefährlich glitzerten. Dann verbeugte sich der Lord der Leere vor dem König und erwiderte: »Ein Bauer spricht auch nicht von Treue, wenn er Schweine schlachtet, Euer Majestät. Die Taan sind keine Menschen. Sie sind Tiere. Ich habe sie gut genährt und gut behandelt. Wenn ich ihr Leben verlange, ist das nicht mehr, als was sie mir ohnehin schulden.«

Er wandte sich wieder den anderen zu. »Ich erwarte nicht, dass ihr mir sofort antwortet. Ich werde mich für kurze Zeit zurückziehen, damit ihr die Gelegenheit habt, über meinen Vorschlag nachzudenken. Wenn die Sonne untergeht, komme

ich zurück und werde eure Antwort hören. Ist das ausreichend?«

»Ja«, sagten ein paar Barone laut.

Die Regentin wechselte Blicke mit dem Inquisitor und Tasgall.

»Wir werden erheblich mehr Zeit brauchen«, erklärte sie.

»Ich kann mir nicht vorstellen, wieso«, antwortete Dagnarus mit einem charmanten Lächeln. »Ihr nehmt entweder meinen Vorschlag an, oder ihr verweigert ihn. Bis Sonnenuntergang.« Er verneigte sich noch einmal und wollte schon gehen, als Rigiswald, angetrieben von einem inneren Dämon, die Stimme erhob. »Und was ist mit den Vrykyl, Euer Hoheit?«

Dagnarus drehte sich um, und sein Umhang fiel in anmutigen Falten um ihn herum. Seine Miene war vollkommen verblüfft.

»Ich bitte um Verzeihung, alter Herr?«

»Die Vrykyl«, wiederholte Rigiswald. Er verschränkte die Hände auf dem Rücken und stand auf. »Untote Geschöpfe der Leere, welche derjenige erschaffen kann, der den Dolch der Vrykyl besitzt. Ich bin mir sicher, dass Ihr davon gehört habt.«

»Ja, von meinem Kindermädchen, als ich noch ein kleiner Junge war«, sagte Dagnarus, und seine Lippen zuckten, da er offensichtlich ein Lachen unterdrückte. »Viel mehr weiß ich nicht darüber, das kann ich Euch versichern.«

»Einer von ihnen wurde letzte Nacht in der Stadt getötet«, warf Tasgall ein. Er hätte mehr gesagt, aber Dagnarus unterbrach ihn.

»Wenn das wahr sein sollte und solch schreckliche Geschöpfe auf Erden wandeln, dann ist das nur ein weiterer Beweis dafür, dass Vinnengael einen starken König braucht, der es beschützen kann. Bis Sonnenuntergang.«

Dagnarus verließ den Saal, und seine Haltung wirkte so majestätisch, dass jene, die ihn bewacht hatten, sich nun mit hilflosen Blicken an Tasgall wandten, weil sie wissen wollten,

ob sie weitermachen sollten. Er warf ihnen einen wütenden Blick zu, und sie eilten hinter Dagnarus her. Rigiswald hätte jede Wette darauf abgeschlossen, dass sie ihm diesmal nicht die Augen verbinden würden.

Hirav III. rutschte auf einen strengen Blick der Regentin hin vom Thron, ließ sich einen Moment Zeit, um die Krone zurechtzurücken, die ein wenig schief saß, und stieg mit sorgfältig einstudierter Würde vom Podium. Auf halbem Weg zur Tür blieb er stehen und wandte sich der Versammlung zu.

»Wir denken, er sollte König sein«, sagte er.

Die Erwachsenen sahen einander bedrückt und verlegen an. Einige warfen dem Kind einen mitleidigen Blick zu.

»Euer Majestät!« Die Regentin rauschte auf ihn zu. »Ihr wisst nicht, was Ihr da sagt.«

»Doch«, erwiderte Hirav. Er zeigte auf den Mönch vom Drachenberg. »Dieser Mann hat gesagt, Dagnarus wäre der wahre König. Alle wissen, dass die Mönche selbst den Göttern heilig sind. Er würde doch sicher nicht lügen, oder?«

Die Regentin erbleichte. »Nein, Euer Majestät«, musste sie schließlich zugeben.

»Wir werden zu den Göttern beten«, sagte Hirav III. »Wir werden sie um Rat bitten. Aber Wir glauben, Wir wissen schon, was Wir tun müssen: abdanken« – er brachte dieses Wort nur nach einem gewissen inneren Kampf heraus – »zu Gunsten Unseres Vetters Prinz Dagnarus.«

Er verließ das Zimmer und ging dabei mit einer kindlichen Würde zwischen den Wachen her, welche herzergreifend überzeugend wirkte.

Als er den Saal verlassen hatte, erhoben sich viele Stimmen. Die Barone verabschiedeten sich, und mit ihnen gingen die Soldaten und Ritter. Das Oberhaupt der Kaufmannsgilden eilte ebenfalls davon, mit bebendem Kinn und offenkundig darauf bedacht, die Ereignisse so bald wie möglich den anderen

Gildenmitgliedern mitzuteilen. Höflinge und Würdenträger huschten umher wie bunte Vögel, bereit, zu jeder Hand zu flattern, die ihnen etwas Essbares bot. Die Regentin sammelte die Oberhäupter der Orden um sich wie eine Henne ihre Küken. Sie wirkten alle vollkommen verblüfft, als wäre ihnen die halbe Decke auf den Kopf gefallen. Tasgall setzte dazu an, zu ihnen zu gehen, dann überlegte er es sich anders.

Rigiswald griff nach dem Buch, das er gelesen hatte. Er klemmte es sich unter einen Arm und ging auf die Tür zu.

»Ich muss mit Euch sprechen. Wohin geht Ihr?«, fragte Tasgall.

»Zum Essen«, erklärte Rigiswald.

»Aber wir sind noch nicht fertig«, widersprach Tasgall.

»O doch, das seid ihr«, verkündete Rigiswald. »Ihr wisst es nur noch nicht.«

Er achtete nicht mehr auf den Kriegsmagier, der laut hinter ihm herrief, sondern verließ den Palast und ging allein durch die nassen, grauen Straßen von Neu-Vinnengael.

Rigiswald nahm ganz allein ein freudloses Abendessen zu sich. Bald schon würde die Sonne untergehen, obwohl man das nur an dem langsam dunkler werdenden Grau in Grau erkennen konnte. Die Sonne selbst war wegen der dicken Wolken, die Regenschleier über die Stadt zogen, nicht zu sehen.

Selbstverständlich hatten bald alle von Dagnarus' Forderung gehört. Die Barone und Ritter zogen sich zu einer Besprechung in ein Gasthaus zurück, aber obwohl sie sich in ein Privatzimmer setzten, waren ihre erhobenen Stimmen für jeden deutlich zu vernehmen, der sich auf der Suche nach Neuigkeiten in die Gaststube drängte. Das Oberhaupt der Kaufmannsgilden rief die Mitglieder zu einer Notfallsitzung zusammen. Sie trafen sich in der Gildenhalle – einem riesigen, beeindruckenden Gebäude aus dunklem Holz mit weiß gestrichenen Wänden am Ende einer Straße, die als Gildenhallenstraße bekannt war. Pferdeknechte und Kutscher drängten sich an dieser Tür, um zu hören, um was es ging, und erzählten alles den Wachen, die in den Straßen patrouillierten.

Rigiswald stand auf der Treppe zum Tempel und beobachtete, wie sich große Menschenmengen vor dem Palast sammelten. Jeder Gedanke an Ausgangssperre war vergessen. Die Stadtwachen, die eigentlich dafür sorgen sollten, dass sich niemand auf der Straße herumtrieb, waren selbst damit beschäftigt, sich gegen den schmiedeeisernen Zaun zu drücken, welcher den Palast umgab, und die Hälse zu recken,

um den Mann zu sehen, der behauptete, der längst verstorbene Sohn eines längst verstorbenen Königs zu sein.

Als die Barone und Ritter von ihrer Besprechung kamen, mussten sie feststellen, dass ihnen der Rückweg zum Palast versperrt war. Sobald die Wartenden sie entdeckten, riefen sie nach Neuigkeiten. Schließlich wurde den Baronen klar, dass sie anders nicht zum Palast gelangen konnten, und sie wählten einen der Ihren aus, um für sie zu sprechen. Jemand rollte einen großen Wagen vorwärts, wie ihn die Brauereien zum Transport von Fässern benutzten. Der Sprecher stieg hinauf, und sofort schwieg die Menge erwartungsvoll.

Der Baron begann, indem er alles wiedergab, was Dagnarus gesagt hatte. Sein Bericht war mehr oder weniger akkurat. Es wurde auch bald klar, dass er geneigt war, Dagnarus' Darstellung zu glauben, und kurz darauf hatte er die Menge auf seiner Seite. Viele nickten zustimmend oder jubelten, als er die Stelle zitierte, dass nämlich »die Soldaten von Vinnengael die treuesten, besten und tapfersten Soldaten auf der Welt« seien, denn viele in der Menge hatten in der Stadtmiliz gedient, und noch mehr hatten Verwandte und Freunde in der Armee, die auf den Mauern Wache standen.

Als er über den kleinen König sprach, wurde die Stimme des Barons weicher, und die Menge murmelte mitfühlend, besonders die Frauen.

»Aber so sehr wir unseren kleinen König auch lieben«, erklärte der Baron, »so ist er doch jung – eben noch ein Kind. Er wird noch lange nicht selbst herrschen können. Und wir wissen, wer inzwischen die wahre Macht hinter dem Thron darstellt.«

Er warf einen grimmigen Blick zum Tempel hinüber. Die Menge folgte diesem Blick, und ein leises Knurren erklang.

»Heuchler«, sagte Rigiswald von seinem Aussichtspunkt auf der Treppe aus. »Es gibt nicht einen unter euch, der nicht

einmal jammernd zur Kirche gerannt ist. Ihr wolltet geheilt werden, ihr brauchtet Magie, um die Steine zu heben, mit denen ihr eure Häuser gebaut habt, ihr wolltet beschützt werden. Ja, wir haben Fehler gemacht, die Götter mögen uns helfen. Aber ihr steht gerade davor, den größten Fehler eures Lebens zu begehen.«

»Wir unterstützen Prinz Dagnarus!«, rief der Baron.

Die Menge jubelte so laut, dass der Boden bebte und die Tauben auf dem Platz erschrocken aufflatterten. Die Barone und Ritter stiegen auf den Wagen und wurden von der Menge in einer großartigen Prozession bis zum Palasttor begleitet.

Rigiswald drehte sich angewidert um und kehrte zurück in den Tempel. Dort drängten sich ein paar Novizen und Schüler im Flur zusammen, von wo aus sie mit weit aufgerissenen Augen und entsetzten Mienen zugehört hatten.

»Stimmt das, Ehrwürdiger Bruder?«, fragte eine junge Frau mit Stupsnase, die offenbar vor niemandem Ehrfurcht empfand, nicht einmal vor einem älteren Meister. »Werden sie sich wirklich auf die Seite des Lords der Leere schlagen?«

»Geht wieder an die Arbeit«, wies Rigiswald sie an. »Ihr könnt es brauchen.«

Von draußen konnte er hören, wie die Menge »Dagnarus! Dagnarus!« rief. Jemand hatte irgendwo eine Trommel gefunden, und sie fingen an, den Namen zu deren rhythmischem Schlag zu rezitieren, teilten ihn in die drei Silben auf, mit jeweils einem Trommelschlag dazwischen.

»Dag-na-rus!« Bumm. »Dag-na-rus.« Bumm.

»Nun, das wird ihm sicher das Gefühl geben, wieder zu Hause zu sein«, brummte Rigiswald auf dem Rückweg zu seinem Zimmer. »Er wird glauben, dass er wieder bei seinen Wilden ist.«

Sobald er im Zimmer war, warf er die Tür zu, um den Lärm nicht mehr hören zu müssen, und verriegelte sie. Die Stille

danach war beruhigend und gab ihm Gelegenheit nachzudenken. Er überlegte, was er nun tun sollte. Er hatte vor, Shadamehr Bericht zu erstatten, aber sollte er das jetzt tun oder warten, bis die Sache mit Dagnarus endgültig war? Rigiswald kam zu dem Schluss, dass es keine Eile hatte. Der Baron war ohnehin wahrscheinlich draußen auf dem Meer und segelte hoffentlich so schnell und so weit von Neu-Vinnengael weg wie möglich. Und was Dagnarus anging, so hielt Rigiswald seine Krönung für so gut wie sicher. Er war nur neugierig, wie ihr neuer König plante, zehntausend Sklaven haltende Ungeheuer loszuwerden, die nach dem Blut der Bürger dürsteten.

Und wie würde Dagnarus mit der Kirche umgehen? Von dieser Seite konnte der Lord der Leere auf keine Unterstützung hoffen. Oder doch?

»Er wird es tun«, sagte er schließlich zu sich selbst, als er sich erschöpft von dem anstrengenden Tag aufs Bett legte. »Er wird sie auf seine Seite ziehen, und die, bei denen das nicht gelingt, wird er entfernen. Ich würde an deiner Stelle gut aufpassen, Clovis.«

Während er eindöste, fiel ihm noch ein, dass er lieber selbst gut aufpassen sollte. Es war dumm gewesen, die Vrykyl zu erwähnen. Dagnarus war alles andere als erfreut gewesen, und die Erinnerung an seinen Blick riss den alten Magier jetzt wieder aus dem beginnenden Schlaf. Er suchte in seinem Gewand herum, holte eine Phiole mit Erde heraus, warf ein wenig davon vor die Tür und murmelte ein paar magische Worte.

Dieser Schutzzauber würde den Lord der Leere nicht aufhalten, aber es war wohl kaum anzunehmen, dass Dagnarus selbst etwas unternehmen würde, und gegen einen seiner Handlanger würde es vielleicht genügen. Entweder das, oder es würde Rigiswald zumindest Zeit geben, sich zu verteidigen.

Er behielt die Phiole in der Hand, drehte sich um und schlief ein.

Prinz Dagnarus verließ den Palast nicht. Man brachte ihn in ein abgeschieden gelegenes Zimmer, wo man ihm Essen und Wein servierte. Da er von der Leere lebte, brauchte Dagnarus nichts zu essen; tatsächlich bewirkte der Anblick von Essen eher, dass ihm übel wurde. Aber im Lauf der Jahre hatte er gelernt, so zu tun, als ob, damit es den anderen nicht auffiel. Er zwang sich dazu, ein paar Bissen zu sich zu nehmen, schob das Essen auf dem Teller hin und her und teilte die besten Bissen mit seinen Gästen. Trinken konnte er jedoch, und er tat es häufig im Übermaß.

Wein schloss die starrenden, anklagenden Augen von Gareth und Shakur und all den anderen aus, die er umgebracht hatte. Wein ließ den schrecklichen Vrykyl Valura – die Frau, die er einmal geliebt hatte, die Frau, die er nun beinahe ebenso verabscheute wie sich selbst – wieder schön werden. Wein gab ihm die Geduld, Shakur zu ertragen, und hielt ihn davor zurück, einen Diener zu töten, welcher ihm mehr Ärger machte, als er wert war. Wein verlieh Dagnarus die Fähigkeit, die Taan auszuhalten, eine tödliche Waffe, die er selbst geschmiedet hatte, eine Waffe, welche er hasste und von der er in letzter Zeit befürchtete, sie könnte auch einmal an seine eigene Kehle gehalten werden.

An diesem Abend betrank Dagnarus sich allerdings nicht. Er brauchte seinen Verstand. Als er noch einmal in Gedanken durchging, wie er sich an diesem Tag verhalten hatte, war er sehr zufrieden mit sich. Er war besonders beeindruckt von seiner aus dem Augenblick geborenen Entscheidung, die Taan zu vernichten. Sobald er Kaiser von Vinnengael war, würde er keine so große Armee mehr brauchen. Er würde die Hälfte

losschicken, um das Portal in Delak'Vir zurückzuerobern, und diese Taan danach durch das Portal schicken, um in Karnu weiterzukämpfen – ein Kampf, der nicht sonderlich gut verlief, welchen er aber noch nicht verloren hatte.

Alles ging ganz nach Plan. Er hatte die Barone, die Ritter und das Militär auf seiner Seite. Die Kirche hatte er noch nicht überzeugt, und das würde ihm wohl auch nicht gelingen, aber damit würde er schon zurechtkommen. Er hatte vorgehabt, seine Vrykyl bestimmte Schlüsselpersonen ersetzen zu lassen – zum Beispiel die Regentin. Aber er war dazu gezwungen gewesen, diesen Gedanken als zu gefährlich aufzugeben. Die Kriegsmagier hatten schon einen Vrykyl erkannt, und es war ihnen tatsächlich gelungen, den unfähigen Jedash in die Leere zu schicken. Daran gab Dagnarus Shakur die Schuld. Nun würden die Kriegsmagier auf der Hut sein, und so sehr Dagnarus die Kirche hasste, so hatte er doch einen gesunden Respekt vor den Hirnen und Fähigkeiten ihrer Magier.

»Ich werde wohl ohne die Dienste der Regentin auskommen müssen«, stellte er fest und goss sich noch einen Kelch dieses hervorragenden Weins ein, welcher direkt aus dem königlichen Weinkeller kam. »Ich werde sie zu einem Nichts machen. Schade, dass sie keinen Unfall erleiden kann, aber das würde zu verdächtig aussehen. Am wichtigsten ist es, die Kriegsmagier auf meine Seite zu ziehen. Wenn das erst geschehen ist, wird es die Oberhäupter der anderen Orden in Schach halten. Am gefährlichsten ist dieser elende Inquisitor, der immer auf der Suche nach Magie der Leere herumschnüffelt.«

Dagnarus drehte den Kelch in seiner Hand und starrte in die rubinrote Tiefe. »Ich werde dafür sorgen, dass sein Orden aufgelöst wird. Das sollte recht einfach sein. Niemand traut ihnen. Ich wette, die meisten im Tempel werden ohne sie glücklicher sein. Was die Kriegsmagier angeht, so sind sie

Krieger, und mit Kriegern kenne ich mich aus. Wir verstehen einander. Sie werden mir dabei helfen, die Taan umzubringen, und danach wird an ihrer Loyalität mir gegenüber kein Zweifel bestehen.«

Nachdem er solcherlei beschlossen hatte, schickte er die Diener weg und verbrachte den Rest des Tages damit, auf und ab zu gehen und nachzudenken. Er hörte den Jubel der Menge draußen, hörte, wie sie seinen Namen riefen, und er lächelte. Er achtete nicht weiter auf Shakur, der durch das Blutmesser mit ihm sprechen wollte. Shakurs unverschämte Frage, ob Dagnarus wirklich jene, die ihm treu gedient hatten, umbringen wollte, hatte den Lord der Leere erzürnt, und er wollte den Vrykyl diesen Zorn spüren lassen. Sollte Shakur doch ein bisschen vor sich hinkochen und darüber nachdenken, dass er an einem haardünnen Seil über der Leere hing, einem Seil, welches Dagnarus jederzeit durch trennen konnte. Dagnarus schloss Shakurs Jammern und Flehen aus seinem Geist aus und richtete seine Aufmerksamkeit auf angenehmere Aussichten – seine Pläne für die Zukunft, sowohl die kurz- wie auch die langfristigen.

Die Letzteren waren *sehr* langfristiger Art. Dagnarus' Ehrgeiz machte nicht bei Vinnengael Halt. Der Schild des Göttlichen stand unter seiner Kontrolle; das Elfenland gehörte beinahe schon ihm. Er brauchte nur noch Karnu endgültig zu unterwerfen und sich dann um die Orks und die Zwerge zu kümmern, und sobald deren Länder erobert waren – was geschehen würde, sobald er alle vier Teile des Steins der Könige besaß –, würde er über ganz Loerem herrschen. Da seine Lebensspanne jedes Mal verlängert wurde, wenn er den Dolch der Vrykyl benutzte, um ein weiteres Leben zu stehlen, plante Dagnarus, für sehr lange Zeit über Loerem zu herrschen.

Alles, was er dazu brauchte, war der Stein der Könige. Zu lange hatte dieses Geschenk der Götter sich ihm entzogen.

Darin erkannte er den Einfluss der Götter, aber das störte ihn nicht. Dagnarus wollte den Stein, hatte ihn zwei Jahrhunderte lang gewollt, und er hatte vor, ihn auch zu bekommen. Er hatte eine Möglichkeit gefunden, die Pläne der Götter zu untergraben. Schon jetzt waren seine Leute dabei, ihm den Stein näher zu bringen.

Bei Sonnenuntergang kehrte Prinz Dagnarus in die Halle Vergangenen Ruhms zurück. Da es bewölkt war, war es schon beinahe so dunkel wie um Mitternacht. Er wurde von Baronen und Rittern, von Kaufleuten und Offizieren begrüßt, die in doppelter Reihe Spalier standen und ihm applaudierten. Die Vertreter der Kirche standen auf der anderen Seite des Saals, umgeben von bewaffneten Wachen. Auch der verschrumpelte alte Mönch vom Drachenberg war anwesend, überragt von den riesigen Omarah. Der junge König saß schmollend auf seinem Thron und trat nach einem der Thronbeine.

Bei diesem Anblick musste Dagnarus innerlich grinsen. »Nun, Shakur«, sagte er im Geist und legte die Hand auf den Dolch der Vrykyl, welchen er unter seinem wehenden Umhang verborgen hatte, »was ist los?«

Shakur wirkte bekümmert. »Ich habe bereits zuvor versucht, mit Euch zu sprechen, Mylord – «

»Du sprichst jetzt mit mir, und wir haben nicht viel Zeit.« Dagnarus ging langsam an der Reihe entlang, verbeugte sich nach rechts und links und hielt hin und wieder inne, um eine Hand zu schütteln oder einen Segen entgegenzunehmen.

»Es gab einen schrecklichen Streit, Mylord«, berichtete Shakur. »Die Barone, Offiziere und Kaufleute schlagen sich auf Eure Seite. Es hat ihnen nie gepasst, dass die Kirche so mächtig war, und sie betrachten Euer Erscheinen als eine Möglichkeit, sie in die Schranken zu verweisen. Die Regentin hat, womit Ihr sicher gerechnet habt, erklärt, Ihr wäret ein Lügner, ein Geschöpf der Leere, und würdet alle in die Leere

ziehen. Man hat sie niedergebrüllt, und nach viel Geschrei haben die Barone schließlich befohlen, dass die Kirche mit Gewalt aus dem Palast entfernt werden soll. Es sah einen Augenblick so aus, als würde es zum Kampf kommen, aber dann hat sich der Kriegsmagier Tasgall eingemischt. Er sagte, solange er lebte, würden Vinnengaelier nicht das Blut von Vinnengaeliern vergießen, besonders dann nicht, wenn ein Feind vor den Toren steht. Er bat darum, allein mit den anderen Kirchenleuten sprechen zu dürfen.

Sie haben sich etwa eine Stunde lang unterhalten; das Ergebnis war, dass sie bereit sind, Euch als Herrscher von Vinnengael anzuerkennen, und zwar unter der Bedingung, dass Ihr versprecht, die Taan loszuwerden, welche die Stadt bedrohen. Tatsächlich blieb ihnen nicht viel anderes übrig – es sei denn, sie wollten einen Bürgerkrieg riskieren. Ich bin sicher, dass sie Pläne gegen Euch schmieden, Mylord.«

»Selbstverständlich, Shakur.« Dagnarus hatte beinahe das Ende der Reihe erreicht und kam dem Podium mit dem Thron näher.

»Man könnte sie entfernen…«

»Nein, Shakur. Ich habe vor, diese Fliegen mit Honig zu ködern.«

Dagnarus erreichte das Podium. Er stand vor dem kleinen Hirav, der das Lächeln seines Herrn mit unschuldigem Charme und toten, leeren Augen erwiderte.

»Eine Frage, Mylord, bevor wir weitermachen«, sagte Shakur. »Was wird aus mir? Ich kann doch nicht immer ein Kind und in diesem Gefängnis eingesperrt bleiben.«

»Mir gefällst du als Kind, Shakur«, entgegnete Dagnarus spielerisch. »Wir könnten viel Spaß miteinander haben, du und ich – wir könnten Stockball und Verstecken spielen.«

»Mylord – « Shakur kochte beinahe vor Wut.

»Komm schon, Shakur«, meinte Dagnarus, »gib mir einen verwandtschaftlichen Kuss.«

Dagnarus kniete sich vor Hirav, der sich vom Thron erhob, ein paar Schritte vorwärts machte und Vetter Dagnarus einen Kuss auf die Wange drückte.

Der Jubel, der daraufhin ausbrach, dröhnte den Flur entlang und konnte sogar von den Wartenden draußen vernommen werden, welche sich begeistert anschlossen, obwohl sie keine Ahnung hatten, was sie da bejubelten.

»Nun, Mylord?«, fragte Shakur säuerlich, als Dagnarus sich wieder aufrichtete.

»Mach dir keine Sorgen, Shakur«, sagte Dagnarus. »Ich werde für deine Befreiung sorgen. Ich brauche dich anderswo.«

»Sehr gut, Mylord«, erwiderte Shakur.

Hirav streckte die Hand aus, griff nach Dagnarus' Hand und drehte sich so, dass sie der Menge gegenüberstanden. Der Junge erhob die Stimme.

»Hiermit sollen alle Versammelten wissen, und es soll auch den Bürgern von Vinnengael kundgetan werden, dass Wir, Hirav III. König von Vinnengael, aus freien Stücken den Thron, welchen Wir von Unserem Vater Hirav II. geerbt habe, an Unseren Vetter Prinz Dagnarus, Sohn von König Tamaros, den rechtmäßigen Erben dieses Throns, abtreten.«

Hirav setzte die Krone ab (die viel zu groß für ihn war und Polster brauchte, um ihm nicht über die Nase zu rutschen) und reichte sie mit einer Verbeugung Dagnarus.

Dagnarus hielt die Krone einen Augenblick fest und starrte sie mit ernster und feierlicher Miene an. Die Krone war etwa hundertachtzig Jahre alt und von modernem Entwurf. Die alte, schwere Krone von Vinnengael mit ihren hundert wunderbaren, von Diamanten umgebenen Saphiren war bei der Zerstörung der Stadt vernichtet worden. Dagnarus hatte nach

dieser Krone gesucht, ebenso wie nach dem juwelenbesetzten Reichsapfel, dem Zepter und anderen wertvollen Stücken aus dem Schatz des Königs, als er seine gefährliche Reise in die Ruinen von Alt-Vinnengael unternahm, aber er hatte sie nicht finden können. Er nahm an, dass Helmos sie für den Fall eines Angriffs irgendwo versteckt hatte. Dagnarus hatte immer noch vor, sie zu suchen, aber das würde später passieren.

Im Augenblick hielt er in seiner Hand zweihundert Jahre von Träumen und Sehnsüchten, Tränen und Blut. Er blickte auf die Menge. Er sah die fetten Barone lächeln, Blicke wechseln und dann zustimmend nicken. Sie glaubten, ihn in der Tasche zu haben. Er sah Höflinge, die bereit waren, seinen Speichel zu lecken, ebenso wie sie den der Regentin geleckt hatten, Menschen, welche Seiten wechseln würden, wann immer der Wind sich drehte. Er sah die Magier – rebellisch, glühend vor Zorn und wahrscheinlich schon mit Intrigen zu seinem Sturz beschäftigt. Alle würden vor ihm niederknien und ihn zum König erklären, aber sie würden es mit mürrischer Miene oder mit tückischen Seitenblicken tun oder ein höhnisches Lächeln hinter der Hand verbergen.

Nein! Bei den Göttern oder der Leere oder wer auch immer sein Gelübde annehmen würde. Er wollte sie vor sich auf dem Bauch sehen, gedemütigt und geschlagen, mit keinem Hauch ihrer alten Überheblichkeit und Angriffslust. Er wollte, dass sie seine Füße mit ihren dankbaren Tränen wuschen. Er wollte ihren einmütigen Segen.

Also musste er sie geißeln.

»Ich danke Euch, Euer Hoheit«, sagte Dagnarus. »Ich nehme diese Krone, aber nur zu treuen Händen – «

Die Menschen begannen, leise zu murren. Die Barone schienen beunruhigt, die Magier misstrauisch.

» – bis ich mich als würdig erwiesen habe, euer Herrscher zu sein. Und das wird erst geschehen, wenn ich den Kampf gegen den Feind, der droht, euch zu zerschmettern, gewonnen habe.«

Dagnarus ging zu dem Mönch vom Drachenberg, welcher mit Augen zusah, die an der Oberfläche vor Neugier und Interesse glitzerten und darunter dunkel und unergründlich waren. Er reichte ihm die Krone.

»Ich möchte Euch darum bitten, Hüter der Zeit, sie für mich aufzubewahren bis zu jenem Tag, an welchem ich meine Feinde besiegt und sie unter meinen Füßen zu Staub zertreten habe.«

Die meisten Anwesenden glaubten natürlich, dass er von den Taan sprach. Was der Mönch dachte, hätte man bestenfalls erraten können.

Der Mönch nickte und sagte etwas zu den Omarah, wahrscheinlich in deren eigener Sprache. Die Omarah grunzten. Einer streckte die Hand aus und nahm die Krone. Er steckte den kostbaren Gegenstand mit seiner nicht allzu sauberen Hand ohne weitere Umstände unter seine Schaffellweste, dann nahm er wieder seine alte Position ein. Seine gleichgültige Miene änderte sich nicht. Er hätte ebenso gut ein gerupftes Huhn wegstecken können wie das Symbol des mächtigsten Königreichs in Loerem.

Hinter Dagnarus begann leises Gemurmel, denn nur wenige wussten, was sie von dieser Sache halten sollten.

Die Barone und ihre Anhänger waren verständlicherweise begierig zu hören, wie Dagnarus die Taanarmee besiegen wollte. Am Tag wurde die feindliche Armee vom Nebel verschluckt, und es gab einige, die hofften, dass sie einfach davonmarschiert waren. Als die Nacht hereinbrach, waren ihre Lagerfeuer jedoch abermals als orangefarbene Flecke in der trüben Luft zu erkennen. Dagnarus versicherte den Vinnengaeliern, dass er einen Plan hatte, welchen er in den nächsten Tagen anzuwenden gedachte. Sein erster Befehl als König bestand darin, dass für den Abend dieses Tages zu seiner Ehre ein üppiges Büffet aufgetragen wurde, zu welchem alle Anwesenden eingeladen wurden. Er schloss dabei auch den Mönch ein, aber dieser lehnte höflich ab. Dagnarus fragte den Mönch, ob er mit seinem Zimmer im Palast zufrieden sei. Der Mönch bejahte das, und dann gingen er und die Omarah davon. Dagnarus freute sich, weil er wusste, dass die Geschehnisse dieses Tages der Welt auf der faltigen Haut des alten Mönchs erhalten blieben. Dann machte er sich wieder an die Arbeit.

Die Oberhäupter der Orden lehnten sein großzügiges Angebot, am Bankett teilzunehmen, höflich ab. Die Regentin fragte kühl, ob man ihnen gestatten würde, zu ihren Pflichten im Tempel zurückzukehren, und Dagnarus erlaubte es ihnen. Die Barone murrten darüber und erklärten laut, dass man auf diese Kirchenleute aufpassen und sie vielleicht sogar verhaften sollte. Dagnarus wandte sich ihnen zu.

»Meine Herren«, sagte er streng, »solches Gerede stört mich, denn es stellt eine Beleidigung des Klerus dar. Ihr werdet der Kirche den gleichen Respekt erweisen wie mir.«

Die Barone schauten verblüfft drein, einige schmollten sogar ob dieser Zurechtweisung.

»Wirklich, meine Herren«, fügte Dagnarus hinzu, und nun lächelte er wieder, »wir haben viel zu feiern. Bitte begebt euch in die Banketthalle. Ich werde dort in Kürze zu euch stoßen, und wir können auf meine Krönung und die Vernichtung unserer Feinde trinken.«

Die Barone machten sich auf den Weg und ergingen sich dabei in Lobesreden auf den neuen König. Der Saal leerte sich, bis nur noch die Kirchenleute zurückblieben.

»Ich weiß, dass Ihr mir nicht traut, Ehrwürdige Schwester«, sagte Dagnarus zur Regentin, »und das ist verständlich. Aber ich hoffe, mit der Zeit können wir Freunde werden. Ich versichere Euch, ich habe den höchsten Respekt vor den Göttern, die mich so sehr gesegnet haben.«

Die Regentin war grau im Gesicht, als wäre sie krank, und gab keine Antwort. Sie verbeugte sich steif und fragte: »Gestattet Ihr mir zu gehen, Euer Majestät?«

»Ihr braucht dazu nicht meine Erlaubnis«, erwiderte Dagnarus leise. »Ihr seid im Palast jederzeit willkommen, ebenso wie die anderen Vertreter der Kirche. Ihr könnt frei kommen und gehen.«

»Danke, Euer Majestät«, sagte sie und rauschte hinaus. Die anderen verbeugten sich und folgten ihr.

»Kriegsmagier«, rief Dagnarus.

Grimmig und misstrauisch drehte sich Tasgall um.

»Ich möchte mit Euch gern über meinen Plan bezüglich der Taan sprechen.«

Der Kriegsmagier ging zurück zum Thron. Er sah Dagnarus direkt in die Augen. Er sagte nichts, sondern wartete nur.

Dagnarus schickte die Diener weg. Als er und Tasgall allein waren, stieg Dagnarus vom Thronpodium.

»Kommt, seht Euch zusammen mit mir den Saal an, Ehrenwerter Magus«, sagte Dagnarus. »Es fällt mir immer leichter zu denken, wenn ich mich bewege.«

Der Kriegsmagier ging neben ihm her.

»Wie heißt Ihr, Mylord?«, fragte Dagnarus. »Verzeiht, ich weiß, dass wir einander vorgestellt wurden, aber ich habe keinen Kopf für Namen.«

»Tasgall, Euer Majestät.«

»Nachname?«

»Fotheringall, Sire. Meine Familie kommt aus einem kleinen Dorf in den Ausläufern des Orkgebirges.«

»Wenn ich mich recht erinnere, gibt es einen Pass durch diese Berge. Kommen die Orks je über diesen Pass?«, fragte Dagnarus ausgesprochen neugierig.

»Sie schicken hin und wieder einen Stoßtrupp«, erwiderte Tasgall. »Nichts weiter.«

»Wenn ich es richtig verstehe, haben uns die Orks mit Krieg gedroht, weil wir angeblich daran beteiligt waren, als die Karnuaner ihren Heiligen Berg gestohlen haben. Ich fürchte, sie könnten nun mit einer größeren Streitmacht über diesen Pass kommen. Brauchen wir dort eine Garnison?«

Tasgall antwortete nicht sofort, sondern dachte noch einmal über die Sache nach.

»Ich glaube nicht, dass ich dafür Material und Leute verschwenden würde«, meinte er schließlich. »Die Orks haben nicht viel für Landkriege übrig. Das sieht man schon an der Tatsache, dass sie noch nicht einmal versucht haben, ihren Berg wieder zurückzuerobern.«

»Ich wusste, dass es früher so war«, sagte Dagnarus. »Ich war mir nicht sicher, ob sich ihre Bräuche und Sitten in der Zwischenzeit vielleicht geändert haben. Ich habe vor, mich in

derartigen Angelegenheiten an Euch zu wenden, Tasgall, und ebenso, wenn ich Rat brauche. Ich hoffe, ich kann mich auf Euch verlassen.«

»Ich bin froh, Euch dienen zu können, Euer Majestät. Es ist gut, dass endlich jemand – «

Tasgall hielt inne und schloss den Mund wieder.

»Gut, dass sich endlich jemand um diese Dinge kümmert? Nein. Ihr braucht nicht zu antworten. Ich verstehe.«

»Und was die Taan angeht, Euer Majestät…«, deutete Tasgall an.

»Ihr kommt immer gleich zum Thema, wie, Tasgall? Das gefällt mir bei einem Mann. Ich habe einen Plan für die Taan. Dazu brauche ich allerdings die Hilfe der Kriegsmagier – von so vielen, wie Ihr innerhalb von vierundzwanzig Stunden versammeln könnt. Es ist äußerst wichtig, dass sie sich mit Magie der Leere auskennen und wissen, wie man sie erkennt und damit fertig wird. Ich werde mich morgen mit ihnen zusammensetzen und meinen Plan erläutern. Ihr werdet mich hier im Palast antreffen, wenn die Sonne ihren Höchststand erreicht hat.«

Tasgall, der während dieses Gesprächs langsamer gegangen war, blieb schließlich stehen. Er betrachtete seinen neuen Herrscher mit nachdenklichem Schweigen.

»Ich weiß«, sagte Dagnarus. Er war weitergegangen, und nun drehte er sich um und schaute den Kriegsmagier an. »Ich weiß, was Ihr denkt. Dies wäre eine hervorragende Gelegenheit für mich, mit einigen höchst gefährlichen Individuen fertig zu werden, die keinen Grund haben, mich zu mögen.«

Tasgall antwortete nicht, sondern starrte ihn nur weiterhin an.

»Ich bin kein guter Mensch«, gab Dagnarus zu. »Ich habe in meinem Leben schreckliche Dinge getan. Dinge, die ich bitterlich bereue. Ich könnte versuchen, mich damit herauszureden, dass ich jung und leichtsinnig war, und das

würde durchaus der Wahrheit entsprechen. Ich könnte sagen, dass ich ehrgeizig gewesen bin und die Macht liebte, und auch das wäre wahr.«

Er zuckte mit den Schultern. Dann grinste er schief, und seine Augen wurden dunkler. »Ich könnte sagen, dass die Götter mich bestraft haben und ich als Folge meiner Taten leiden musste, und auch das wäre wahr. Aber eins sollt Ihr wissen.«

Dagnarus öffnete die Augen weit, so dass Tasgall tief in sie hineinschauen und die Dunkelheit und den winzigen Lichtfunken sehen konnte.

»Ich habe das alles aus einem einzigen Grund getan, Tasgall. Zu all den bösen Taten, welche ich vollbracht habe, wurde ich von einem einzigen Wunsch getrieben, und der war makellos und rein. Dieser Wunsch hat alles angetrieben, seit ich alt genug war, um mich selbst zu verstehen. Ich wollte König von Vinnengael sein, wollte dieses Land zu Größe und Ruhm führen, ihm einen dauerhaften Platz auf der Welt geben, sehen, wie es über alle anderen Nationen herrscht. Das war immer mein größter Wunsch. Ich schwöre Euch, Tasgall, dass alles, was ich getan habe und tun werde, für Vinnengael geschah und geschieht.

Tasgall«, fuhr er ernst fort, »ich weiß, Ihr denkt, ich bin König, weil ich euch das Messer an die Kehle gesetzt habe. Ich weiß, dass Ihr mir nicht traut. Ich habe vor, mir Euer Vertrauen zu erwerben, aber das wird einige Zeit brauchen. Und diese Zeit haben wir nicht. Ich sage nur eins – wenn ich Vinnengael wirklich schaden wollte, hätte ich das Messer benutzt. Ich hätte zehntausend Taan auf die Stadt losgelassen. Die Taan sind wilde, schreckliche Krieger, deren größte Hoffnung im Leben darin besteht, einen ruhmreichen Tod in der Schlacht zu finden. Sie hätten Neu-Vinnengael eingenommen. Ihr hättet nicht die geringste Chance. Aber ich habe all das nicht getan. Ich bitte Euch daher, mir die Gelegenheit zu geben, mich zu

beweisen, indem ich die Stadt und das Land rette, welche ich gleichermaßen liebe.«

Tasgall war gerührt. Das sah Dagnarus ihm an. Er nutzte seinen Vorteil aus.

»Ich werde Euch ein Versprechen geben, Tasgall. Ich lege mein Leben in Eure Hände. Wenn nur ein einziger Vinnengaelier wegen meines Verrats stirbt, könnt Ihr mich töten.«

Tasgall schüttelte den Kopf. »Eure Lebensspanne überschreitet bereits zweihundert Jahre – «

»Durch den Willen der Götter! Dennoch, ich bin sterblich«, erklärte Dagnarus eifrig. »Gebt mir Euer Schwert.«

Ohne den Blick von Dagnarus zu wenden, zog Tasgall das Schwert und reichte es seinem König mit dem Griff voran.

Dagnarus nahm es in die rechte Hand und packte die nackte Klinge mit der Linken. Er umfasste sie fest, und dann ließ er die Hand langsam und entschlossen über die rasiermesserscharfe Schneide gleiten.

»Euer Majestät!«, keuchte Tasgall. Unwillkürlich machte er einen Schritt vorwärts und streckte die Hand aus, um Dagnarus aufzuhalten.

»Zurück!«, befahl Dagnarus. Er zuckte ein wenig zusammen, aber das war alles. Dann ließ er das Schwert los und streckte Tasgall die Hand hin.

Die Stahlklinge war mit Blut beschmiert. Blut, rot und glitzernd, füllte Dagnarus' Handfläche und tropfte von dort auf den Boden.

»Ihr seht, ich bin sterblich«, sagte Dagnarus.

Tasgall starrte das Blut an, das von der verletzten Hand seines Königs langsam auf den Boden tropfte.

»Die Kriegsmagier werden morgen früh versammelt und bereit sein, Eure Befehle entgegenzunehmen, Sire.«

»Hervorragend«, meinte Dagnarus. Mit dem Schwert schnitt er einen langen Streifen von seinem Umhang und verband seine Wunde.

»Ich könnte das heilen, Euer Majestät«, sagte Tasgall.

»Also wirklich, Sir«, erwiderte Dagnarus lächelnd. »Wozu sollte diese kleine Demonstration gut sein, wenn ich Euch gestatten würde, mich zu heilen? Nein. Die Wunde wird uns beide noch lange an das Versprechen erinnern, welches ich Euch gegeben habe.«

Dagnarus wischte das Schwert mit dem Ende seines misshandelten Umhangs ab, dann reichte er es mit großer Geste Tasgall, welcher es feierlich entgegennahm und wieder in die Scheide steckte.

Nun war sich Dagnarus der Bewunderung des Kriegsmagiers sicher, wenn schon nicht seines vollkommenen Vertrauens, und er erklärte genauer, wie er die Taanarmee vernichten wollte. Während Tasgall zuhörte, fand er Dagnarus' Persönlichkeit immer fesselnder. Sie vergaßen die Zeit und unterhielten sich weiter in der Halle Vergangenen Ruhms, bis schließlich einer der Barone kam, um Dagnarus zum Festbankett abzuholen.

Was die Taan anging, so bekamen sie nicht die Schlacht, welche man ihnen versprochen hatte, sondern sahen mit an, wie ihr Gott Dagnarus, Lord der Leere, allein in die Stadt ritt, die anzugreifen sie einen so langen Weg hinter sich gebracht hatten. Die Taan kannten inzwischen diesen seltsamen Brauch der Derrhuth, bei dem man vor einem Kampf redete, »um das Blutvergießen zu vermeiden«, wie ihr Gott ihnen gesagt hatte, aber sie verstanden ihn nicht.

Da Taan ausschließlich dafür lebten, ihr Blut im Kampf zu vergießen, sahen sie keine Notwendigkeit, mit Worten Zeit zu

verschwenden. Die Tatsache, dass diese Derrhuth alles tun würden, um einen Kampf zu vermeiden, überzeugte sie nur noch mehr von etwas, wovon sie eigentlich nicht mehr überzeugt werden mussten: dass sie es mit einer schwachen und verweichlichten Spezies zu tun hatten. Die Taan kehrten zu ihren Lagerfeuern, ihrem Topaxi und ihren Geschichten über tapfere Krieger zurück. Der Topaxi war stärker als sonst, und die Festlichkeiten uferten in Gewalttätigkeiten aus. Die Taan mussten ihre Angriffslust irgendwie loswerden, also begannen sie, sie aneinander auszulassen. Die Schlägereien waren brutal und hässlich, und mehr als ein Nizam musste sich einmischen und seine Leute zurückhalten.

Nb'arsk ging überall im Lager herum und sah, wie die Moral ihrer Leute tiefer und tiefer sank, und sie konnte sich einfach nicht vorstellen, was Dagnarus vorhatte. Es war nicht die erste Gelegenheit, bei der er bewies, dass er die Taan nicht wirklich verstand, obwohl er behauptete, ihr Gott zu sein.

Die Derrhuth im Lager – die Söldner, welche Dagnarus dienten – störten sich nicht daran, dass es nicht zur Schlacht kam. Die Menschen erzählten lachend von Belagerungen, die Monate, sogar Jahre gedauert hatten und in deren Verlauf die feindlichen Armeen nichts anderes taten, als sich hin und wieder über die Mauern hinweg zu beschießen. Nb'arsk hatte erst geglaubt, die Söldner erzählten ihr Lügen, um komisch zu sein – Scherze zu machen war eine weitere rätselhafte Eigenheit der Derrhuth –, aber schließlich ließ sie sich davon überzeugen, dass sie die Wahrheit sagten. Derrhuth kämpften wirklich auf diese Weise.

Nb'arsk sah die Menschen bei ihren Glücksspielen lachen und fluchen, beobachtete sie dabei, wie sie sich mit ihren Frauen im Gebüsch wälzten oder schnarchend und in Decken gewickelt schliefen. Sie beobachtete sie voller Abscheu und hielt sie für Feiglinge. Sie fragte sich, wie ihr Gott es ertragen

konnte, sie um sich zu haben, und nicht zum ersten Mal dachte Nb'arsk über diesen Gott nach.

Dagnarus kämpfte wie ein Gott der Taan, er hatte den Mut eines Taan, die Wildheit und Heimtücke eines Taan. Dafür verehrte Nb'arsk ihn. Dennoch, es war etwas Rätselhaftes an ihm, das sie nicht begreifen konnte. Wenn er nicht die geheimnisvolle schwarze Rüstung trug, welche ihn als den Lord der Leere kennzeichnete, gefiel es dem Gott Dagnarus, in der Haut eines Derrhuth umherzuwandeln.

Nun war er in die Stadt der Derrhuth gegangen – eine fette Stadt, hatte er gesagt, mit gewaltigen Vorräten von stählernen Rüstungen und Waffen und mit Schatzkammern voll mit Edelsteinen, welche die Taan zuerst mit Magie der Leere versahen und dann unter ihrer Haut anbrachten, und mit vielen Derrhuth, die man zu Sklaven machen oder essen konnte. All das hatte ihr Gott ihnen versprochen. Noch besser jedoch war das Versprechen eines Kriegs gegen einen gut bewaffneten Feind, die Gelegenheit für junge Krieger, sich zu beweisen und im Rang aufzusteigen, und für die älteren Krieger, noch mehr Ruhm zu erlangen.

Dreimal war die Sonne über der Stadt auf- und untergegangen, und noch immer redete niemand von Kämpfen. Sie redeten alle nur.

Nb'arsk war ein Kyl-sarnz, ein Vrykyl. Drei Taan waren »gottberührt«, wie die Taan es nannten, und in Vrykyl verwandelt worden. Der älteste von ihnen, K'let, ein Albino-Taan, war unter den Ersten gewesen, die Dagnarus begegnet waren, als er in die Welt der Taan gekommen war. Dagnarus hatte K'let mit dem Dolch der Vrykyl getötet und ihn zu einem untoten, Seelen raubenden Dämon der Leere gemacht.

Die Vrykyl waren durch den Dolch an Dagnarus gebunden und gezwungen zu tun, was er wollte, oder sie würden in die Leere verbannt. Und alle Vrykyl gehorchten Dagnarus, außer

K’let. Als Dagnarus versuchte, K’let seinem Willen zu unterwerfen, hatte der Vrykyl ihm getrotzt. K’let hatte damals erkannt, wie Nb’arsk nun ebenfalls zu erkennen begann, dass Dagnarus sich in Wirklichkeit nicht im Geringsten um die Taan scherte, sondern sie nur ausnutzte, um seine eigenen Ziele zu erreichen.

K’let hatte mit Dagnarus gebrochen – der erste und einzige Vrykyl, der das je gewagt hatte. K’let hatte Dagnarus’ Armee verlassen und die Taan, welche ihm ergeben waren, mitgenommen. Sein Ziel bestand darin, den Taan zu beweisen, dass Dagnarus kein Gott war, sondern nichts weiter als ein Derrhuth, welcher sich als Gott ausgab.

Nb’arsk wusste das, weil sie durch das Blutmesser mit K’let in Verbindung geblieben war – etwas, das Dagnarus auf keinen Fall erfahren durfte.

Nb’arsk glaubte K’let nicht. Sie war erfreut und fühlte sich geehrt, zu den »Gottberührten« zu gehören, und sie war stolz darauf, Dagnarus zu dienen. Nb’arsk hätte Dagnarus sagen sollen, dass K’let sich mit ihr in Verbindung gesetzt hatte. Aber das tat sie nicht. Sie sprach auch nicht mit K’let über diese Dinge, sondern behielt ihre Zweifel für sich.

Ihre bösen Ahnungen schienen sich zu bestätigen, als sie im Land der Gdsr unterwegs gewesen waren – der Elfen, einem Derrhuth-Volk, das so schwach und jämmerlich war, dass sie nicht einmal gute Sklaven abgaben. Die Städte der Gdsr waren fett und voller Edelsteine und Stahl, und die Taan hätten sie gern erobert. Dagnarus hatte es jedoch verboten. Die Taan waren mit Hilfe magischer Löcher in der Luft durch das Land der Gdsr gefegt. Sie hatten einen einzigen Kampf ausgefochten, und dabei war es um eins dieser Löcher gegangen.

Keine Städte, keine Sklaven, keine Rüstungen, keine Edelsteine. Nur Gerede. Die Gdsr, hatte Dagnarus

angekündigt, würden sich ihm unterwerfen. Er würde ihr Herrscher sein, und deshalb wollte er, dass ihre Städte unangetastet blieben, ebenso wie die Bevölkerung. Danach waren die Taan ins Land der Xkes, der Menschen, marschiert, und zu diesem Zeitpunkt hatte sich Nb'arsk mit K'let in Verbindung gesetzt. Sie stimmte nicht mit allem überein, was er dachte – für sie war Dagnarus immer noch ein Gott –, aber sie hatte angefangen zu zweifeln.

Dagnarus kehrte auch an diesem Abend nicht zu seiner Armee zurück. Nb'arsk fürchtete nicht, dass ihm etwas zugestoßen war – immerhin war er ein Gott. Als sie Rufe und Schreie aus der Stadt gehört hatte, hatte sie sich gefreut. Sie erwartete jeden Augenblick, dass die Taan in den Kampf gerufen würden. Sie griffen nach ihren Waffen und hielten sich bereit.

Aber nichts geschah.

Nb'arsk befahl einen Halbtaan zu sich – jämmerliche Geschöpfe, aber sie waren nützlich, denn sie konnten sowohl die Sprache der Taan als auch die der Xkes sprechen. Sie befahl dem verängstigten Mann, sie zu begleiten, begab sich ins Söldnerlager und suchte nach ihrem Anführer, einem Menschen namens Klendist. Klendist hatte nach der Hinrichtung des früheren Söldnerführers Gurske nach der Schlacht am Elfenportal den Befehl übernommen.

»Was ist da los?«, fragte Nb'arsk durch ihren Übersetzer. Sie zeigte auf die ummauerte Stadt. »Was hat all dieser Lärm zu bedeuten? Hat unser Gott ohne uns angefangen, die Stadtbewohner zu töten?«

»Wohl kaum.« Klendist fing an zu lachen, dann schloss er den Mund wieder. Im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen fürchtete er sich nicht vor den Vrykyl. Aber er mochte sie auch nicht und hielt sich nur ungern in ihrer Nähe

auf. »Das da ist Jubel. Ich weiß nicht, was los ist, aber es muss etwas Gutes sein. Wahrscheinlich hat sich die Stadt ergeben.«

Der Halbtaan konnte das nur annähernd übersetzen, denn die Taan kennen kein Wort für »sich ergeben«. Aber Nb'arsk verstand inzwischen, um was es ging.

Sie warf einen finsteren Blick zur Stadt hin, die so durchdringend und angenehm nach Menschenfleisch roch. »Wir werden also wieder einmal nicht kämpfen?«

»Wer weiß«, meinte Klendist und zuckte mit den Schultern. »Seine Lordschaft wird es uns schon wissen lassen.«

»Das gefällt mir nicht«, knurrte Nb'arsk.

»Es steht dir nicht zu, es zu mögen oder nicht, Vrykyl«, erwiderte Klendist. »Ihr Taan werdet tun, was euer Gott euch sagt.«

Der Halbtaan sank vor der Übersetzung von Klendists Worten vor dem Vrykyl auf die Knie und flehte Nb'arsk an, das, was er sagte, nicht für seine eigenen Worte zu halten. Nb'arsk wusste das selbstverständlich.

Sie drehte sich auf dem Absatz um und wollte gehen, als ihr plötzlich noch etwas einfiel.

»Dagnarus ist nicht euer Gott, nicht wahr?«

Klendist war zuerst verblüfft über ihre Frage, dann amüsiert.

»Nein«, antwortete er knapp.

»Wer ist euer Gott?«

»Ich glaube nicht an Götter«, erwiderte Klendist. »Ein Mann muss sich im Leben selbst um seine Angelegenheiten kümmern.«

Nb'arsk dachte darüber nach. »Keiner von euch Xkes hält Dagnarus für einen Gott. Wieso das? Er ist so mächtig wie ein Gott.«

»Ich nehme an, es liegt daran, dass er als Mensch geboren wurde«, sagte Klendist. »Was immer danach mit ihm geschehen sein mag, hat er doch genauso angefangen wie wir.

Wahrscheinlich hat ihm sein Vater den Hintern versohlt, wie es meiner getan hat. Also kann ich ihn wirklich nicht für einen Gott halten.«

Der Mensch drehte sich um und ging davon, wobei er über die Dummheit der »Wilden« den Kopf schüttelte.

Nb'arsk starrte hinter ihm her. Sie hatte sich schon vorher darüber gewundert, wie wenig fromm die Menschen waren, aber sie hatte sich das immer damit erklärt, dass sie eben ein seltsames Volk waren. Nichts war für sie heilig, es sei denn ihre körperlichen Freuden. Sie ärgerte sich oft darüber, dass Menschen es Dagnarus gegenüber an Ehrfurcht fehlen ließen, aber wenn sie nun schon einmal darüber nachdachte, hätte sie auch nicht sagen können, welche seiner Taten bei den Xkes Ehrfurcht erregen mochten. Es war anders als bei den Taan.

»Was, wenn K'let tatsächlich Recht hat?«, murmelte sie zutiefst erschrocken. »Was, wenn Dagnarus kein Gott ist? Was bedeutet das dann für uns?«

Nb'arsk kehrte in ihr Lager zurück, wo die anderen Taan nach ihrem Fest tief schliefen. Sie dachte den Rest der Nacht über diese Fragen nach.

Ihre Antwort erhielt sie am Morgen.

Dagnarus kehrte zu seiner Armee zurück, als das Sonnenlicht den östlichen Himmel beleuchtete. Das Land war immer noch dunkel, und die Taankrieger schliefen. Die Arbeiter waren aufgestanden und bereiteten das Frühstück vor. In die Leere gehüllt, tauchte Dagnarus aus dem Nebel auf, welcher sich vom Fluss erhob, und schien ganz plötzlich vor Nb'arsk zu stehen.

Sie war erschrocken, beeindruckt und beunruhigt. Er kam ihr immer noch göttergleich vor, wie er mit geisterhaften Händen den Nebel zerriss, der an ihm klebte. Die schwarze Rüstung der Leere schimmerte im grauen Licht der Morgendämmerung. Als er Nb'arsk bemerkte, winkte er sie zu sich.

Sie wusste nicht, was er dachte, denn sie konnte nicht einmal sein Gesicht sehen. Er trug den Helm des Lords der Leere und verbarg sein Antlitz. Die Gesichter der Derrhuth waren schwächlich, weich und biegsam und spiegelten jedes Gefühl und jeden Gedanken wieder. Dagnarus trug, wenn er mit Taan sprach, stets den Helm, denn er wusste genau, dass er verlieren würde, wenn er in seiner menschlichen Gestalt vor ihnen erschien.

Er wandte Nb'arsk das tierische Metallgesicht zu. Sie sah dunkle Augen und inneres Feuer, und einen Augenblick lang fürchtete sie sich, denn sie glaubte fast, er hätte ihre rebellischen Gedanken gesehen. Sie wäre beinahe auf die Knie gesunken, um ihn um Vergebung anzuflehen, aber dann sprach er, und sein Verhalten war energisch und geschäftsmäßig. Sie tauschten durch den Dolch der Vrykyl Gedanken um Gedanken aus und sparten sich damit einen Übersetzer. »Ich habe Befehle für dich, Nb'arsk. Du wirst fünftausend Taan nehmen und nach Süden zu einer Stadt namens Delak'Vir marschieren. Ich werde einen der Taanweisen mit Karten zu dir schicken. Du wirst die Stadt angreifen und sie und das Portal, welches sich dort befindet, erobern. Sobald du die Stadt gestürmt und die Bewohner getötet oder versklavt hast, wirst du tausend Taan zur Bewachung der Stadt zurücklassen. Der Rest wird das Loch in der Luft betreten. Das Portal wird euch nach Karnu bringen, wo du dich mit dem andern Taanvrykyl, L'nkst, zusammentun und die Taan unterstützen wirst, welche dort bereits kämpfen.«

Nb'arsk war erleichtert. Kein Derrhuth-Gerede von Kapitulationsverhandlungen. Das hier waren Worte, welche die Taan verstanden: erobern, töten, versklaven.

»Ihr werdet sofort aufbrechen«, fuhr Dagnarus fort. »Wecke die Taan und lasse sie packen. Ich will, dass die Armee im ersten Morgenlicht abmarschiert.«

Die Taan waren stets bereit, das Lager abzubrechen und loszumarschieren, also stellte das kein Problem dar. Aber warum schickte er einen Teil der Armee weg? Was würden die anderen tun?

»Morgen beim ersten Tageslicht werden wir Neu-Vinnengael betreten«, erwiderte er.

»*Betreten*, Ko-kutryx?«, fragte Nb'arsk verärgert. »Nicht angreifen?«

»Es ist nicht notwendig anzugreifen«, entgegnete er. »Die Stadt hat sich mir ergeben. Die Menschen haben mich zu ihrem Gott gemacht.«

»Das freut mich für dich, Ko-kutryx«, sagte Nb'arsk. »Aber für die Taan bedeutet das keine Sklaven, keine Edelsteine und keine Rüstungen.«

»Ganz im Gegenteil«, erwiderte Dagnarus. »Diese Städter sind arrogant. Sie müssen an Geist und Körper gedemütigt werden. Sie müssen begreifen, dass *ich* ihr Gott bin und mein Wort Gesetz ist. Ich habe vor, die Taan zu benutzen, um ihnen zu zeigen, was es bedeutet, meine Autorität zu missachten.«

Nb'arsk blieb skeptisch. »Wie soll das geschehen, Ko-kutryx? Wie sollen wir ohne Kampf in die Stadt gelangen?«

»Die Stadtbewohner denken in ihrer Überheblichkeit, dass sie eine Falle für die Taan vorbereiten, eine Falle, in welche die Taan blind gehen werden, weil sie dumme Tiere sind.«

Dagnarus lachte über diese Vorstellung, ebenso wie Nb'arsk.

»In Wahrheit«, fuhr er fort, »sind es natürlich die Taan, welche die Falle für die Menschen stellen, eine Falle, die ich zuschnappen lasse, sobald sich die Taan in der Stadt befinden.«

»Ich wäre gern Teil dieser Falle, Ko-kutryx«, erklärte Nb'arsk eifrig. »Ebenso wie alle anderen Taan.« Sie machte eine wegwerfende Geste. »Wir werden dieses Loch in der Luft ein andermal erobern.«

»Ich habe dir einen Befehl erteilt, Nb'arsk«, sagte Dagnarus. »Ich bin es nicht gewohnt, dass man meine Befehle kritisiert. Ihr werdet beim ersten Morgenlicht abmarschieren, wie ich es dir gesagt habe.«

»Ja, Ko-kutryx«, erwiderte Nb'arsk beschämt. »Ich wollte deine Entscheidungen nicht in Frage stellen.«

»Ich werde nicht hier sein, um euch abmarschieren zu sehen, denn ich muss in die Stadt zurückkehren. Vergiss nicht, du musst beim ersten Morgenlicht abmarschieren. Ruhm in der Schlacht, Nb'arsk.«

»Ruhm in der Schlacht, Ko-kutryx.«

Nb'arsk weckte die Taan und gab den Marschbefehl. Die Taan beeilten sich, ihr Lager abzubauen. Und erheblich schneller, als Menschen auch nur mit verquollenen Augen aus ihren Zelten gekrochen wären, hatten sie gepackt und waren bereit. Die Aussicht auf mehr Sklaven, mehr Rüstungen und eine große Schlacht lag vor ihnen. Sie waren gut gelaunt und jubelten Nb'arsk zu, als sie ihren Platz an der Spitze einnahm und den Befehl zum Abmarsch gab.

Als sie zur Stadt zurückblickte, schämte sich Nb'arsk ihrer vorherigen Gefühle und ihrer Zweifel. Sie machte sich mit der halben Taanarmee auf nach Delak'Vir.

Eine der ersten Lektionen eines jeden Magiers betrifft den Schlaf. Da alle lebenden Geschöpfe schlafen können, mag es jenen, welche sich nicht auf den Gebrauch von Magie verlassen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen oder ihr Leben zu retten, seltsam vorkommen, dass jemand lernen muss zu schlafen. Magie wird als »Geschenk« der Götter betrachtet, und das ist sie auch – eine Macht ganz ähnlich jener der Götter, die den Menschen überlassen wird. Aber der Begriff »Geschenk« bedeutet nicht, wie einige Laien fälschlicherweise glauben, dass Magie benutzt werden kann, ohne dass man dafür zahlen muss.

Magie anzuwenden ist schwere Arbeit und nimmt dem Magier Kraft. Die einzige Möglichkeit, diese Kraft zu erneuern, ist fester Schlaf, tiefer, friedlicher, ruhiger, ununterbrochener Schlaf. Daher müssen alle Magier lernen, wie man alle weltlichen Gedanken und Sorgen hinter sich lässt und Kraft und Erneuerung im Schlaf findet.

Besonders Kriegsmagier müssen lernen, Frieden und Entspannung auch unter Umständen zu finden, die alles andere als friedlich und entspannend sind. Also war Tasgall im Stande, seinen geistigen Aufruhr, seine Sorgen, Ängste, Befürchtungen und Zweifel mit ein paar Worten eines leisen Gebets hinter sich zu lassen. Er schlief gut und tief, erwachte im Morgengrauen erfrischt und stellte fest, dass sich seine Sorgen, Ängste, Befürchtungen und Zweifel noch genau dort befanden, wo er sie am Abend zuvor zurückgelassen hatte.

Die Glocke, welche die Bewohner des Tempels weckte und sie zu ihrer täglichen Arbeit schickte, hatte kaum geläutet, als es auch schon an Tasgalls Tür klopfte. Er wurde zur Regentin gerufen. Er wurde zum Inquisitor gerufen. Er wurde zur Regentin und zum Inquisitor gerufen.

Er ließ ausrichten, dass er sich mit den Ordensoberhäuptern treffen, die Besprechung nur kurz sein und er der Einzige sein würde, der redete.

Das gefiel ihnen selbstverständlich überhaupt nicht. Er hatte das bereits gewusst, aber er konnte es sich nicht leisten, Zeit darauf zu verschwenden, mit ihnen über seinen Plan zu debattieren, ihn von allen Seiten zu beleuchten, ihn vorwärts und rückwärts zu wenden und dann vielleicht zu einer Entscheidung zu kommen, ob er wirklich ausgeführt werden sollte oder nicht.

Er hatte vor, an diesem Morgen nur mit einer einzigen Person unter vier Augen zu reden, und diese Person war Rigiswald. Tasgall suchte in der Bibliothek nach seinem alten Lehrer.

Als er hereinkam, ließ er den Blick über die Tische und die stillen Leser schweifen, die auch inmitten von Aufruhr und Krieg störrisch weiterstudierten, und entdeckte Rigiswald in der Nähe eines Steinlichts. Tasgall legte die Hand auf die Schulter des älteren Magiers.

Rigiswald blickte auf. Als er sah, mit wem er es zu tun hatte, klappte er sein Buch zu und begleitete Tasgall wortlos zu dem Zimmer, in welchem sie sich schon einmal unterhalten hatten.

»Ich habe nicht viel Zeit«, erklärte Tasgall. Er setzte sich nicht, und Rigiswald blieb ebenfalls stehen. »Ich muss mich in einem Augenblick mit den Ordensoberhäuptern treffen, um zu erklären, wie wir morgen gegen die Taan vorgehen werden. Es wird ihnen nicht gefallen«, fügte er grimmig hinzu, »und mir gefällt es ebenso wenig. Und dennoch, dieser Kurs ist, soweit ich sehe, unsere einzige Möglichkeit.«

»Was wollt Ihr von mir?«, fragte Rigiswald.

»Ihr kennt diesen Mann. Ihr kennt Dagnarus.«

»Das würde ich nicht behaupten«, antwortete Rigiswald.

»Ihr habt ihn studiert – «

»So gut das möglich ist. Ich habe gelesen, was über ihn geschrieben wurde, aber er ist wie wir alle eine sehr vielschichtige Persönlichkeit.«

Tasgall wischte Rigiswalds Antwort mit einer ungeduldigen Geste beiseite. Dann umriss er Dagnarus' Plan für die Taan. Als er fertig war, schaute er Rigiswald gespannt an.

»Nun?«, fragte Tasgall.

»Nun was?«, erwiderte Rigiswald gereizt, denn er wollte sich nicht in diese Angelegenheit hineinziehen lassen. »Ihr habt Euch offenbar entschlossen, Euch auf seine Seite zu schlagen, Tasgall. Ich verstehe nicht, was Ihr von mir wollt. Meine Zustimmung?«

»Nein«, sagte Tasgall. »Nach allem, was Ihr über ihn wisst – glaubt Ihr, es könnte eine Falle – «

»Es ist ganz sicher eine Falle.«

»Ja, aber für wen?«, fragte Tasgall angespannt. »Für die Taan? Oder für uns?«

Rigiswald schwieg nachdenklich, dann fragte er: »Glaubt Ihr mir jetzt, dass der kleine König einer von Dagnarus' Vrykyl ist?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll«, entgegnete Tasgall ungeduldig. »Vielleicht habe ich es gestern irgendwann geglaubt. Aber jetzt bin ich nicht mehr so sicher, und zählt es denn überhaupt? Der kleine König ist kein König mehr.«

Rigiswald hätte sagen können, dass es ziemlich viel zählte, aber tatsächlich war das nicht der Fall, zumindest nicht für Tasgall, der für das Leben von Tausenden verantwortlich war. Rigiswald seufzte tief.

»Dagnarus hat sich uns als Geisel gegeben«, erklärte Tasgall, und es klang, als wolle er sich selbst ebenso davon überzeugen wie Rigiswald. »Er sagt, wir sollen ihn töten, wenn er uns verrät.«

»Wenn er den Dolch der Vrykyl besitzt, dann hat er so viele Leben, wie es Vrykyl auf der Welt gibt, denn jeder von ihnen überlässt Dagnarus ein Leben, wenn er stirbt. Ihr müsst ihn vielleicht vierzigmal töten, um ihn wirklich umzubringen«, sagte Rigiswald trocken.

»Er ist sterblich«, erklärte Tasgall. »Er hat sich in die Hand geschnitten, und aus der Wunde floss rotes Blut.«

»Und hat er Euch erlaubt, seine Wunde zu heilen?«

»Nein. Er sagte…« Tasgall hielt inne.

»Selbstverständlich nicht. Er hat nicht zugelassen, dass Ihr ihn heilt, weil Ihr das nicht könntet. Dagnarus ist der Lord der Leere, und als solcher ist er von der Leere besudelt. Alle Erdmagie der Welt könnte ihn nicht heilen. Falls Euch das tröstet, Tasgall, ich selbst finde Dagnarus ebenfalls ziemlich beeindruckend, ja sogar liebenswert. Wir wissen beide, was er ist, aber wir fühlen uns auch zu ihm hingezogen. Er ist wie einer dieser bitteren Heiltränke, welche die Heiler mit Honig mischen, damit die Patienten sie schlucken. Nur dass er kein Heiltrank ist, sondern Gift.«

»Und dieses mit Honig gesüßte Gift ist für uns bestimmt?«, fragte Tasgall. Er wirkte plötzlich erschöpft und müde.

Rigiswald zögerte. »Es sind nicht so sehr die Lügen, die mich beunruhigen, als vielmehr all die Wahrheiten.«

Tasgall schnaubte verärgert.

»Ich glaube Dagnarus, wenn er behauptet, dass diese Falle für die Taan gedacht ist«, sagte Rigiswald. »Ich glaube ihm, wenn er sagt, dass er sich nicht gegen uns wenden und uns diesen Ungeheuern überlassen wird. Nach meinen Studien über Dagnarus und nach allem, was ich gestern von ihm gesehen

habe, besteht sein größter Wunsch darin zu sein, was sein Vater war – der geliebte und geachtete Herrscher von Vinnengael. Er wird das nicht aufs Spiel setzen, indem er uns an die Taan verrät.«

»So habe ich ihn auch verstanden«, bestätigte Tasgall. »Aber ich habe noch eine weitere Frage für Euch: Warum lässt er die Taan überhaupt in die Stadt kommen? Er hat versprochen, die Hälfte seiner Armee wegzuschicken, und nach den Berichten, die ich heute früh erhalten habe, hat er das auch getan. Fünftausend Taan sind im ersten Morgenlicht nach Süden marschiert. Warum hat er sie nicht einfach alle weggeschickt?«

»Er will uns die Taan in Aktion zeigen. Er will, dass wir sehen, wie wild sie sind und wie gut sie kämpfen können. Ja, wir können sie jetzt vielleicht besiegen, aber der Kampf wird nicht leicht sein. Er will uns wissen lassen, dass er diese scharfen Hunde jederzeit wieder loslassen und auf uns hetzen kann.«

»Auch das habe ich mir schon gedacht«, sagte Tasgall. »Und ich werde es irgendwie den Ordensoberhäuptern begreiflich machen müssen. Danke, dass Ihr mit mir darüber gesprochen habt. Ich musste sicher sein, dass ich die richtige Entscheidung getroffen habe.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das der Fall ist, Tasgall. Ich glaube, wir alle wären in einem Taan-Kochtopf besser dran. Aber andererseits hattet Ihr keine große Wahl.«

»Ihr sagt selbst, dass Dagnarus das Wohl von Vinnengael am Herzen liegt. Es könnte nicht schlecht sein, einige Zeit einen starken Herrscher zu haben«, entgegnete Tasgall gereizt. »Einen, der dazu entschlossen ist, Vinnengael in der Welt wieder Achtung zu verschaffen, und der es zu seinem früheren Ruhm zurückführt.«

»Durch Metzelei?«, fragte Rigiswald.

Tasgall warf dem älteren Magus einen Blick zu. »Wie Ihr schon sagtet, Sir, ich habe keine große Wahl.«

Er verabschiedete sich von Rigiswald. Er war einerseits froh über den Rat, andererseits bedauerte er, überhaupt gefragt zu haben. Tasgall fühlte sich an seine Träume erinnert. Nicht an ihren Inhalt, denn den vergaß er immer wieder, sondern an das Gefühl danach, ein unbehagliches Gefühl von Niederlage, Verlust und einer drohenden Katastrophe.

Die Ratssitzung verlief genau so, wie Tasgall es erwartet hatte. Er legte Dagnarus' Vorschlag vor, erklärte, er sei ebenfalls dafür, und trat dann zurück, um den erwarteten Sturm über sich hereinbrechen zu lassen. Die anderen waren überzeugt davon, dass Dagnarus vorhatte, sie zu vernichten, und sie glaubten, die Tore zu ihrem eigenen Untergang zu öffnen, wenn sie früh am nächsten Morgen die Taan in die Stadt lassen würden. Tasgall stand reglos inmitten des heulenden Sturms, der gegen ihn antobte, ließ die Schmähungen und Beschuldigungen an sich abprallen, welche auf ihn niederhagelten, und antwortete auf ihre Argumente, indem er seine Ansicht mehrmals wiederholte. Er siegte schließlich, weil er der Letzte war, der aufrecht stehen blieb. Wieder und wieder fragte er alle, ob sie einen besseren Plan hätten, und schließlich mussten sie zugeben, dass das nicht der Fall war.

Am Ende der Besprechung hatte die Regentin Herzbeschwerden und musste sich aus dem Zimmer helfen lassen. Man brachte sie sofort zu den Heilern. Tasgall ließ die anderen nur gehen, nachdem sie geschworen hatten, ihm zu helfen oder sich ihm zumindest nicht in den Weg zu stellen. Das Oberhaupt des Hospitalordens hatte am meisten zu tun, denn die Heiler würden sich bereitmachen müssen, um für die Verwundeten zu sorgen.

Einen Aspekt der Besprechung hatte Tasgall besonders beunruhigend gefunden, und das war die Tatsache, dass der Inquisitor seine Position unterstützte. Tasgall hatte den Inquisitor noch nie leiden können, nicht einmal, als sie noch zusammen die Schulbank gedrückt hatten. Er nahm an, dass der Inquisitor sich jetzt nur deshalb auf seine Seite stellte, weil er sich unbedingt in die Besprechungen der Kriegsmagier mit Dagnarus einschleichen wollte. Tasgall hatte gesehen, wie er mit der Regentin getuschelt hatte. Er bezweifelte nicht, dass die beiden ihn inzwischen ausgesprochen verdächtig fanden.

Also gut. Sollten sie doch glauben, dass er in die Leere gezogen wurde. Als er Kriegsmagus geworden war, hatte er einen Eid an die Götter geleistet, Vinnengael und seine Bewohner mit seinem Leben zu verteidigen. Und er würde tun, was er geschworen hatte, auch wenn er sich dadurch seine Kollegen zu Feinden machte.

Aber er befürchtete das Schlimmste.

Tasgall brachte seine Kriegsmagier zur vereinbarten Stunde zum Palast. Es waren insgesamt fünfzig, darunter einige der mächtigsten Magier ihrer Zeit. Alle waren hervorragend ausgebildet. Bei den meisten handelte es sich um Veteranen, welche schon bei Delak'Vir gegen die Karnuaner und bei zahllosen Gelegenheiten gegen die Zwerge gekämpft hatten, denn die Zwerge versuchten immer wieder, sich vinnengaelisches Land anzueignen. Die meisten beherrschten sowohl Erd- als auch Feuermagie, wobei sie die Letztere wegen der extrem zerstörerischen Natur des Feuers als bevorzugte Waffe einsetzten.

Tasgall war stolz auf seine Leute. Die Männer und Frauen begegneten Dagnarus mit kühler Zurückhaltung und geschäftsmäßiger Haltung. Sie hatten eine Aufgabe zu erfüllen, und was immer sie über Dagnarus und diesen plötzlichen Machtwechsel dachten oder fühlten, behielten sie für sich. Wie

Tasgall vorhergesehen hatte, bat der Inquisitor höflich darum, bei der Besprechung anwesend sein zu dürfen. Die Bitte war eine reine Formalität. Tasgall konnte sie ihm nicht verweigern. Seine einzige Hoffnung bestand darin, dass dem Inquisitor die Menschen von Neu-Vinnengael genügend am Herzen lagen, um sie nicht in Gefahr zu bringen. Da er wusste, wie fanatisch der Mann seiner Pflicht nachging, war diese Hoffnung jedoch von Anfang an schwach.

Dagnarus war in hervorragender Laune, und warum auch nicht? Er hatte sich endlich seinen größten Wunsch erfüllen können. Er bestand darauf, alle Magier persönlich zu begrüßen, jedem einzelnen die Hand zu schütteln und sie nach ihren Namen zu fragen, und dann führte er sie höchstpersönlich zum Besprechungszimmer. All das tat er mit königlicher Haltung und blieb dabei freundlich, aber auch distanziert. Es gelang ihm, gleichzeitig König und Kamerad zu sein.

Tasgall konnte sehen, wie sich seine Magier für den Mann erwärmten, und er konnte es ihnen nicht einmal verdenken. Er selbst musste sich sehr anstrengen, um nicht in Dagnarus' Bann zu geraten – einen Bann, welcher nichts mit Magie zu tun hatte.

Dagnarus führte sie in ein Zimmer, in dem es einen runden Tisch mit einer darauf ausgebreiteten detaillierten Karte der Stadt gab. Die Magier schauten die Karte verblüfft an, denn so etwas hatten sie noch nie zuvor gesehen.

»Ich habe eine Gruppe von Kartenzeichnern die ganze Nacht daran arbeiten lassen«, erklärte Dagnarus. »Ich wusste, dass wir sie brauchen würden. Es ist reine Dummheit, in eine Schlacht zu ziehen, wenn man das Gelände nicht kennt. Ist die Karte genau genug? Könnt ihr irgendwelche Fehler erkennen?«

Er schien großen Wert auf ihr Urteil zu legen und freute sich wie ein Kind über ihr Lob.

»Danke. Oder genauer gesagt, bedankt euch bei den Kartenzeichnern. Hervorragende Leute, jeder einzelne unter ihnen. Ich habe sie alle mit einem Beutel Silbertams nach Hause geschickt. Und jetzt« – Dagnarus rieb sich die Hände – »zum Geschäft.« Er beugte sich über die Landkarte. »Die Taan werden an dieser Stelle hereinkommen – «

Dagnarus zeigte immer wieder auf den Stadtplan, während er seinen Plan erläuterte. Die Magier konzentrierten sich auf das Gespräch und die Karte. Plötzlich jedoch hob Dagnarus den Blick und starrte dem Inquisitor direkt in die Augen. Er sprach dabei weiter und geriet nicht ins Stottern, und Tasgall war vielleicht der Einzige, der es überhaupt bemerkte – mit der Ausnahme des Inquisitors. Dessen knochiges Gesicht blieb reglos. Er zuckte nicht zusammen und rührte sich auch anderweitig nicht. Aber etwas ging zwischen den beiden vor, dessen war sich Tasgall gewiss.

Dagnarus lächelte ein wenig, dann senkte er den Blick auf die Landkarte. Er fuhr mit den Erläuterungen zu seinem Plan fort. Der Inquisitor stand schweigend und mit unergründlicher Miene da, abgesehen von einem Muskel, der an seinem Kinn zuckte, und den krampfhaft geballten Fäusten. Tasgall hätte selbst einen Beutel Silbertams gegeben, um zu erfahren, was da geschehen war. Er würde selbstverständlich fragen, aber der Inquisitor würde vielleicht nicht antworten wollen. Offenbar war, was immer zwischen den beiden geschehen war, nicht so verlaufen, wie der Inquisitor es sich gewünscht hatte.

Das Gespräch und die Erläuterung des Plans dauerten weitere zwei Stunden, und zwar ohne Unterbrechung. Dagnarus hatte viele gute Ideen, aber auch einige, welche nicht so überzeugend waren, was damit zusammenhing, dass er nicht viel über die Fähigkeiten eines Kriegsmagiers wusste. Er hörte

bereitwillig zu, begriff rasch, was gemeint war, stellte kluge Fragen und beugte sich gern überlegenem Wissen.

Nach zwei Stunden bat er um eine Pause. Er befahl den Dienern, im Speisesaal Erfrischungen für seine Gäste bereitzustellen, und kündigte an, dass sie nach dem Essen weitersprechen würden. Er war sehr erfreut darüber, wie der Plan sich herausbildete, und zweifelte nicht daran, dass sie am Morgen siegreich sein würden. Es tat ihm Leid zu hören, dass der Inquisitor an der nächsten Sitzung nicht mehr teilnehmen konnte, aber er wusste schließlich selbst, wie es war, wenn die Pflicht rief. Der König führte seine Gäste zum Speisesaal und unterhielt sich dabei mit mehreren Kriegsmagiern.

Tasgall entschuldigte sich, und es gelang ihm, den Inquisitor einzuholen, bevor der Mann den Palast verlassen hatte.

»Was ist da passiert, Inquisitor?«, fragte Tasgall.

»Nichts weiter«, antwortete der Inquisitor.

»O doch. Ich habe es gesehen. Was immer es war, ich muss es wissen. Hört gefälligst zu«, fügte Tasgall gereizt hinzu, packte den Mann am Arm und zwang ihn solcherart, stehen zu bleiben und ihn anzusehen. »Ich bin nicht der Feind.«

»Ach nein?«, fragte der Inquisitor kühl. »Ihr scheint sehr vertraulich mit unserem neuen König umzugehen. Ihr seid immer schnell dabei, über seine geistreichen Bemerkungen zu lachen und ihn über den grünen Klee zu loben.«

»Ich lache, wenn er etwas sagt, was komisch ist«, knurrte Tasgall. »Und was das Lob angeht – sein Schlachtplan ist gut, und das habe ich ihm auch gesagt. Ich traue ihm ebenso wenig, wie Ihr es tut. Das habe ich heute früh bei unserer Besprechung deutlich gemacht, falls Ihr zugehört habt. Ich glaubte, ebenso deutlich gemacht zu haben, dass jetzt nicht der Zeitpunkt ist, wo sich die linke Hand fragen sollte, was die rechte tut. Wir sitzen alle im selben Boot, oder zumindest sollten wir es tun. Was ist also passiert?«

Der Inquisitor starrte einen Augenblick geradeaus, dann schaute er wieder Tasgall an.

»Ich habe ihn mit einem Bann belegt, einem, welcher die Magie der Leere unterbrechen sollte.«

Tasgall war beeindruckt. Er kannte sich selbst recht gut mit Magie aus, aber er hatte nicht einmal eine Spur des Zaubers wahrgenommen, und der Inquisitor hatte direkt neben ihm gestanden.

»Mit welchem Ziel?«, fragte Tasgall.

»Es sollte ein Experiment sein«, erwiderte der Inquisitor. »Ich dachte, wenn er der Lord der Leere ist, wie es die Geschichte behauptet, dann würde der Bann ihn vielleicht dazu zwingen, sein wahres Wesen zu enthüllen und ihn als das bloßzustellen, was er wirklich ist.«

»Was Euer Zauber enthüllt hat, war ein sehr angenehm anzusehender, kluger und freundlicher Mann«, entgegnete Tasgall. »Der Zauber ist entweder schief gegangen, oder vielleicht hat er seine Sünden ja wirklich gebüßt, wie er behauptet.«

»Von wegen!«, schnaubte der Inquisitor. »Mein Zauber hat nicht versagt. Er traf auf eine Mauer und wurde entkräftet.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Inquisitor?«, fragte Tasgall. Er hatte langsam genug davon, dem Mann jede Einzelheit aus der Nase ziehen zu müssen. »Oder vielmehr nicht sagen?«

»Der Zauber, den ich bewirkt habe, war ein Zauber der Leere«, erwiderte der Inquisitor kalt. »Er konnte nur mit einem anderen Zauber der Leere zurückgeschlagen werden, und zwar mit einem sehr mächtigen. Denkt darüber nach, Kriegsmagier, wenn Ihr das nächste Mal über die Witze dieses Mannes lacht.«

»Und was soll ich Eurer Ansicht nach tun?«, fragte Tasgall den Inquisitor, welcher ihm den Rücken zugewandt hatte. »Gestatte ich den Taan, in die Stadt zu kommen und uns die

Kehlen durchzuschneiden? Rufe ich: ›Ha-ha-ha, reingefallen! Wir werden jetzt aus Trotz alle sterben!‹ Ist es das, was Ihr vorschlagt?«

Der Inquisitor hielt inne und drehte sich langsam um. Er sprach bedächtig und mit immer noch nach innen gewandtem Blick. »Ich habe mein Leben lang gegen die Leere gekämpft. Ich habe die Arbeit der Götter getan. Gute Arbeit, wie ich geglaubt habe. Um das tun zu können, musste ich die Magie der Leere erlernen.« Er runzelte die Stirn. Dann schüttelte er den Kopf. »Ihr werdet das nicht verstehen, Tasgall, aber ich habe den Widerspruch darin nie begreifen können. Ich habe es nie erkannt – bis jetzt, als ich in seine Augen geschaut und gesehen habe, dass ich selbst zu dem geworden bin, was ich am meisten verabscheute.

Und solange Dagnarus Vinnengael beherrscht, Tasgall, wird es uns allen so ergehen.« Er zuckte mit den Schultern. »Tut, was Ihr für notwendig haltet. Es wird nicht zählen. Nicht am Ende. Wir haben diesen Kampf vor zweihundert Jahren verloren.«

Tasgall ging wutschnaubend zum Besprechungszimmer zurück. Es war gut und schön für Rigiswald und den Inquisitor, so verflucht hochnäsig zu sein und sich so wortgewandt für ein Martyrium auszusprechen, aber was sollte eine fünfundzwanzigjährige Mutter tun, an deren Schürzenbänder sich drei Kinder klammerten? Was hätte sie zu diesem Thema zu sagen? Sie wäre vermutlich auch verflucht wortgewandt gewesen!

Als er um eine Ecke bog, wäre er beinahe mit Dagnarus zusammengestoßen, der aus der anderen Richtung kam. Eine Flottille von Höflingen segelte hinter ihm her und überschüttete ihn mit Komplimenten und Schmeicheleien. Als Dagnarus Tasgall erspähte, eilte er auf ihn zu, packte ihn am Arm und zerrte ihn zu einem vertraulichen Gespräch davon.

Die Höflinge fielen zurück, um geduldig auf die nächste Gelegenheit zu warten, sich an Seiner Majestät Fersen zu heften.

»Tasgall«, sagte Dagnarus, »ich wollte Euch wissen lassen, dass ich den jungen Prinzen Hirav in Sicherheit bringen werde. Ich will auf jeden Fall dafür sorgen, dass Vinnengael immer noch einen König hat, selbst für den Fall, dass – was die Götter verhüten mögen – unsere Pläne misslingen. Der Prinz sagt mir, sein Vater habe ein Jagdhaus in den Illanof-Bergen. Ich denke, dort wird er sicherer sein.«

»Ich weiß nicht, Euer Majestät«, sagte Tasgall beunruhigt. »Da ist immerhin noch diese Taanarmee – «

»Ich weiß, was diese Armee vorhat, Tasgall«, sagte Dagnarus lächelnd. »Sie ziehen am Fluss entlang. Sie haben sich bisher noch nie nach Westen gewagt. Ich werde eine sichere Reiseroute für Seine Hoheit finden. Er wird seine eigenen Leibdiener mitnehmen und so viele Bewaffnete, wie wir entbehren können.«

»Das werden nicht viele sein, Euer Majestät«, sagte Tasgall.

»Es werden auch nicht viele gebraucht. Der Prinz wird nicht in Gefahr sein, das garantiere ich. Und jetzt lasst uns an die Arbeit zurückkehren. Ich bin sehr beeindruckt von Euren Kriegsmagiern, Tasgall. Ich denke, wir haben zusammen einen hervorragenden Anfang gefunden.«

»Ja, Euer Majestät«, sagte Tasgall.

Der Vrykyl Valura verkündete den Taan, dass Dagnarus die Stadt Neu-Vinnengael ganz allein erobert und die Bevölkerung ihn zu ihrem Gott erklärt hatte. Sie erklärte, die Taan sollten diesen Anlass mit einem Göttertag feiern.

Obwohl die Taan abermals enttäuscht waren, dass es keine Kämpfe geben würde, murrten sie nicht wie an den vorangegangenen Tagen. Immerhin hatte man ihnen versprochen, dass sie am nächsten Morgen in die Stadt eindringen und nehmen konnten, was sie wollten.

Nichts liebten die Taan mehr als einen Göttertag. Es würde Geschichtenerzählen und kräftiges Essen geben, heruntergespült mit großen Mengen von Topaxi. Das Beste an einem Göttertag waren jedoch die Kdah-klk – rituelle Kämpfe zwischen Stammesmitgliedern, welche früher einmal dazu gedient hatten, einen Anführer zu finden, nun aber die Fähigkeiten der jungen Krieger prüften und es den älteren ermöglichten, im Rang aufzusteigen.

Um diesen Tag des Triumphs zu feiern, sollten Calaths gegen Calaths gestellt werden. Das bedeutete, dass ganze Kampfgruppen gegeneinander antreten würden, und die Sieger würden wertvolle Geschenke erhalten. Die Taan waren begeistert.

»Ihr müsst gut kämpfen«, sagte der Kyl-sarnz ihnen, »denn die Xkes der Stadt werden Zeugen eures Mutes sein.«

Bei diesen Worten zeigte Valura auf die Mauern, wo Menschen auf den Zinnen standen und über den Fluss hinweg

zum Lager der Taan starrten. Die Taan jubelten und schlugen gegen ihre Schilde.

Nachdem Valura ihre Befehle ausgeführt hatte, überließ sie die Verantwortung für die Einzelheiten des Göttertags den Mitgliedern des Schwarzen Schleiers, einer Elitegruppe von Schamanen.

Valura selbst hatte Befehl, nach Tromek zurückzukehren, ins Elfenland, um den Schild in seinem Kampf gegen den Göttlichen zu unterstützen. Dagnarus schickte sie weg, und sie wusste, dass er ihr nie gestatten würde, jemals zurückzukehren.

Sie wollte bei Dagnarus sein. Sie wollte seinen Sieg mit ihm teilen, wollte bei ihm sein, wenn er endlich erhielt, wofür er so lange gearbeitet und gekämpft und wofür er so vieles geopfert hatte. Sie wollte anwesend sein, wenn er zum König von Vinnengael gekrönt wurde. Sie hatte ihn angefleht, sie zur Krönung kommen zu lassen, damit sie ihren Platz unter den Vinnengaeliern einnehmen konnte in der Gestalt der schönen und bezaubernden Elfenfrau, die er einmal geliebt hatte.

Dagnarus weigerte sich. Es war nicht der richtige Zeitpunkt, sagte er. Valura würde nach Neu-Vinnengael kommen, aber nicht jetzt. Wenn der Schild nach Vinnengael kam, um Dagnarus die Herrschaft über Tromek zu übergeben, konnte Valura ihn begleiten. Dann würde Dagnarus sie gern an seinem Hof willkommen heißen.

Valura wusste, dass er sie anlog. Sie wusste es, selbst wenn er es selbst noch nicht wusste.

»Er wird mich niemals in seine Stadt lassen. Meine Anwesenheit würde seinen Freudentag verderben. Jeder andere auf der Welt würde die Illusion einer schönen Elfenfrau sehen, mit Haut, welche so weich ist wie Blütenblätter, rosigen Lippen und strahlenden Mandelaugen. Wenn *er* mich ansieht, sieht er jedoch einen Totenschädel, die leeren Augenhöhlen und das starre Grinsen. Ich bin für ihn eine ständige Mahnung.

Ich habe meine Seele gegeben, um bei ihm sein zu können, und nun verabscheut er schon meinen Anblick. Jedes Mal, wenn er mich ansieht, sieht er, was er in Wahrheit ist – der Lord der Leere.«

Dagnarus wollte nicht mehr Lord der Leere sein. Er wollte König von Vinnengael sein. Er wollte Valuras Liebe nicht, die dunkel und vom Bösen besudelt war. Er wollte die Liebe der Lebenden, wollte ihre Anbetung. Wenn er Valura verbannte, verbannte er einen Teil seines Lebens.

Darauf vertraute er. Das hoffte er. Aber er gab sein Vertrauen dem Falschen – sich selbst. Und auch seine Hoffnung würde sich nicht erfüllen, denn sie hing ebenfalls allein von ihm ab. Im Augenblick freute er sich über sein glänzendes neues Spielzeug. Er war damit zufrieden, sanft damit zu spielen, damit es nicht zerbrach. Aber im Lauf der Zeit würde es ihm langweilig werden, die Farbe würde abblättern, die Räder abfallen. Das Spielzeug würde ihn enttäuschen und seinen leidenschaftlichen Ehrgeiz nicht mehr befriedigen. Er würde seiner müde werden. Er würde es beiseite werfen und ein neues suchen, und dann wieder ein anderes.

Wehe denen, welche ihm vertrauten und sich auf ihn verließen wie diese jämmerlichen Taan und wie Valura. Er trank ihr Blut, stahl ihre Seelen und gab ihnen nichts zum Ausgleich.

Sie rief ihr Reittier herbei, ein Geschöpf, das als Equis bekannt war, ein Dämonenpferd, geboren aus der Leere. Sie stieg auf und griff nach den Zügeln, aber sie befahl dem Tier noch nicht, sich zu bewegen. Sie schaute noch einen Augenblick den Taan zu, wie sie um die Feuer saßen oder kämpften und herumtollten, um den Sieg ihres Gottes zu feiern. Sie schaute auch zu den Mauern von Neu-Vinnengael hin, auf denen die Soldaten standen und sich grimmig

bereitmachten, ihre Stadt und ihren neuen König zu verteidigen.

»Arme Schweine«, sagte sie mit kühlem Mitleid, dann wandte sie ihr Reittier nach Norden, nach Tromek.

Dagnarus hatte vor, die Menschen von Neu-Vinnengael zu verängstigen, indem er die Taan vollziehen ließ, was man als ein Übungsmanöver bezeichnen mochte, und er hatte damit großen Erfolg. Die Soldaten auf den Mauern sahen schockiert und staunend zu, wie die Taan sich eifrig und unter Freudengeschrei in den Kampf stürzten und einander mit einer Heftigkeit bekämpften, die so manchen am Boden liegend und blutend zurückließ. Und dabei handelte es sich nur um Übungskämpfe!

Dagnarus hatte auch vor, die Taan damit zu schwächen, sie zu ermüden, die Anzahl der Kampffähigen zu verringern und ihren Kampfeswillen zu ermatten, und auch damit hatte er Erfolg. Als es Nacht wurde, waren die meisten Krieger entweder todmüde oder schlicht und einfach tot.

Die Taan schliefen in dieser Nacht gut, sei es in ihren Zelten oder in den Armen von Lokmirr, der Göttin des Kampfes. Die einzigen Vinnengaelier, welche schliefen, waren Kinder, die noch zu klein waren, um Angst zu haben, und jene, die ihre Angst in Branntwein ertränkten. Zum Glück gab es nur wenige von den Letzteren, denn Dagnarus hatte ein Edikt erlassen, das unter anderem vorsah, alle Schänken, Gasthäuser und Brauereien zu schließen, bis die derzeitige Krise ein Ende gefunden hatte.

Kriegsmagier, Freiwillige und die Armee arbeiteten die ganze Nacht hindurch, damit am Morgen alles bereit war. Menschen wurden aus Läden und Wohnhäusern nahe dem Haupttor evakuiert und in einen sichereren Teil der Stadt gebracht. Sie

errichteten Barrikaden, welche alle Hauptstraßen blockierten, kippten Wagen und Karren auf den Straßen um, warfen Möbel, Holztruhen, Bierfässer darauf und hoben sogar schwere Holztore aus den Angeln und fügten sie dem wachsenden Haufen hinzu.

Tuchmacher lieferten ganze Ballen von Tuch an die Heiler, damit es für Verbände benutzt werden konnte. Im Hospital wurden zusätzliche Betten aufgestellt. Alle Patienten, die nicht schwer krank waren, wurden nach Hause geschickt, um für die zu erwartenden Verwundeten Platz zu machen.

Soldaten und Bogenschützen versteckten sich in den geräumten Wohnhäusern und Läden, dann versuchten sie, vor dem Morgen noch ein wenig zu schlafen. Novizen stiegen auf die Dächer und trafen die notwendigen Vorbereitungen für die Kriegsmagier. Sie brachten Unmengen von Kerzen für jene mit, welche Feuermagie wirken würden, und schleppten Wasserschläuche und Essen hinauf, um die Kämpfer bei Kräften zu halten.

Die Arbeiten wurden im Licht des Mondes oder mit Hilfe von Fackeln erledigt und zudem mit so wenig Lärm und Unruhe wie möglich, denn die Taan durften nicht argwöhnen, dass in der Stadt etwas Ungewöhnliches vor sich ging. Dagnarus befahl, alle Abflusskanäle zu blockieren und die Eingänge mit Flusswasser zu überfluten, um alle Taan aufzuhalten, welche es sich vielleicht in den Kopf setzen würden, die Stadt auf diesem Weg zu betreten.

Er kam selbst aus dem Palast, um die Arbeiten zu inspizieren, und mehr als ein braver Bürger war verblüfft, dass der neue König an diesem Abend direkt neben ihm arbeitete, fröhlich den Rücken unter Säcken bog oder mit anfasste, wenn es darum ging, für eine Barrikade einen Wagen umzukippen. Selbstsicher, fröhlich und leutselig versetzte Dagnarus alle, die mit ihm zu tun hatten, in bessere Laune.

Rigiswald streifte durch die Straßen, beobachtete die Vorbereitungen, und wieder empfand er widerstrebend Bewunderung für Dagnarus, als er ihn beobachtete und ihm lauschte.

Rigiswald ging nachdenklich und bekümmert davon. Er hatte nie einen Mann kennen gelernt, der von Natur aus so geeignet war, König zu werden. Wäre Dagnarus als ältester Sohn zur Welt gekommen, würde er jetzt vielleicht friedlich im Grab ruhen, geehrt und geachtet als guter, weiser Herrscher. Wirklich, die tragischsten Worte in den Sprachen aller Völker lauteten »was, wenn?«

Mehrere Stunden nach Mitternacht waren die meisten Vorbereitungen beendet. Dagnarus begab sich betont auffällig zu Bett. Dann verließ er, gehüllt in die Leere, den Palast, und zwar mit Hilfe von Geheimgängen, welche gebaut worden waren, um den König während eines Angriffs oder eines Volksaufstands zu schützen. Vor der Stadt wartete sein Pferd auf ihn, und er ritt zu einem vorher vereinbarten Platz im Norden von Neu-Vinnengael.

Während des Rittes ging Dagnarus seine Pläne noch einmal durch und suchte nach einem Fehler, der ihm vielleicht entgangen war.

Er war Valura und Shakur losgeworden, die ihm beide nur im Weg standen. Was die Vinnengaelier anging, so war er überwiegend mit ihnen zufrieden. Sicher, es gab ein paar, die gefährlich waren und die man vielleicht entfernen müsste – zum Beispiel diesen Inquisitor mit dem stechenden Blick. Die Tatsache, dass der Bursche sich mit Magie der Leere auskannte, würde das vielleicht ein bisschen schwieriger machen, aber selbst der geschickteste Zauberer konnte sich nicht davor schützen, vom Pferd zu stürzen oder eine steile

Treppe hinunterzufallen. Dann gab es da diesen scharfsinnig aussehenden älteren Herrn, der ihn mit seiner Frage nach den Vrykyl beinahe aus der Fassung gebracht hätte. Dagnarus hatte versucht, mehr über den alten Knaben herauszufinden, aber keiner der Höflinge schien ihn zu kennen. Er hatte Tasgall fragen wollen, aber dann hatte er es gestern bei ihren Gesprächen vergessen. Wenn dieser Kampf erst vorüber war, würde er schon herausfinden, um wen es sich bei diesem älteren Herrn handelte, und entscheiden, ob er etwas gegen ihn unternehmen sollte oder nicht.

Was die Taan anbetraf, so hasste Dagnarus es, fünftausend Soldaten zu verlieren, aber es ging nun einmal nicht anders. Ihr Tod würde nicht umsonst sein. Ihr Blut würde ihn zum König salben. Und im Grunde genommen tat er ihnen allen einen Gefallen. Der größte Wunsch eines Taan bestand darin, im Kampf zu sterben. Er würde dafür sorgen, dass gleich fünftausend von ihnen dieser Wunsch gewährt wurde.

»Ebenso, wie mir der meine gewährt wurde«, sagte er grinsend zu sich selbst.

Er konnte es wirklich immer noch nicht glauben. Er hatte über zweihundert Jahre auf diesen Tag hingearbeitet, und endlich war es so weit. Man würde ihn zum König von Vinnengael krönen.

Es gab nur ein Problem, eine ärgerliche Fliege in seiner wunderbaren Suppe, einen Makel in diesem ansonsten makellosen Edelstein.

K’let.

Früher einmal hatte Dagnarus den Tag gesegnet, an dem er K’let begegnet war, nun bereute er ihn. Von allen Geschöpfen, welche er in seinem Leben gekannt hatte, war K’let einem wahren Freund am nächsten gekommen. K’let war ein Taan, aber Dagnarus hatte immer über die Fähigkeit verfügt, die Taan zu verstehen, vielleicht weil er selbst ein Krieger war. Er

und K'let hatten viel gemeinsam: Sie waren beide ehrgeizig, beide gnadenlos, wenn es darum ging, sich zu verschaffen, was sie wollten, zudem alle beide mutige und fähige Krieger.

Dagnarus hatte einen Fehler begangen, als er sich mit dem Albino-Taan eingelassen hatte. Er hatte K'let unter- und sich selbst überschätzt; K'let war mehr als nur eine Peinlichkeit wie Shakur. Der rebellische Taanvrykyl hatte sich zu einer Gefahr entwickelt. Viele tausend Taan befanden sich nun auf vinnengaelischem Land. Bisher waren die meisten Dagnarus treu geblieben, aber falls es K'let gelingen sollte, sie unter seinem Befehl zu vereinen – wie er es vorhatte –, würden sie eine ernste Gefahr darstellen.

Als er am Treffpunkt eintraf, fand Dagnarus dort Klendist, den Anführer der Söldner, welcher auf ihn wartete.

Dagnarus hatte Klendist, einen ehemaligen Strauchdieb und Freischärlerführer, welcher an der Grenze von Vinnengael zum Elfenland mit Überfällen auf kleinere Städte ein recht gutes Leben geführt hatte, für seine Armee rekrutiert. Klendist hatte etwa achthundert Mann mitgebracht, allesamt erfahrene Männer, darunter auch einige Kriegsmagier.

Klendist war ein schweigsamer Mann, nicht besonders groß, zäh und sehnig und auf der falschen Seite der Fünfzig. Er fürchtete diesseits der Leere nichts, und nicht viel darüber hinaus. Er grüßte den Lord der Leere, als Dagnarus durch die Dunkelheit auf ihn zugeritten kam, mit einem knappen Nicken und einem breiten Grinsen.

Dann schickte er seinen Leibwächter ein Stück weg und wartete auf seine Befehle.

»Wo sind Eure Leute?«, wollte Dagnarus wissen.

»Auf der anderen Seite des Hügels«, erwiderte Klendist und wies mit dem Daumen in die betreffende Richtung.

Dagnarus' Blick folgte der Bewegung. Die Nacht war still.

»Ihr werdet sie nicht sehen oder hören, Mylord«, fügte Klendist hinzu. »Aber sie sind da.«

»Ich gehe davon aus, dass ihr das Lager verlassen habt, ohne dass die Taan etwas davon gemerkt haben.«

»Ihr seht und hört meine Leute nicht, oder? Wir sind leise aus dem Lager geschlüpft, wie Ihr es befohlen habt. Ein paar von ihren Wachen waren noch wach, aber wir haben den Echsen einfach erzählt, dass wir das Kämpfen satt hätten und uns auf den Heimweg machten.«

»Sie haben Euch geglaubt?«

»Selbstverständlich. Sie halten alle Menschen für Feiglinge. Wie lauten Eure Befehle, Sir?«

»Ihr werdet nach Westen reiten, zu einer Stadt namens Mardurar, die in der Mitte von Vinnengael liegt – «

»Ich kenne die Stadt.«

»Gut. Wenn Ihr Mardurar erreicht habt, werdet Ihr euch dort mit Shakur treffen.«

»Wo?«

»Er wird euch finden«, sagte Dagnarus.

Klendist zuckte mit den Schultern. »Und danach?«

»Er wird weitere Befehle für Euch haben. Ihr werdet ihm gehorchen, als kämen die Befehle von mir persönlich. Ich kann jetzt noch nichts Genaueres sagen, weil die Situation noch nicht vollkommen stabil ist. Sie verändert sich jeden Augenblick. Eins kann ich Euch allerdings jetzt schon verraten: Ein paar Taan haben gegen mich rebelliert und ihre eigene Armee aufgestellt. Ihr Anführer ist ein Taanvrykyl. Ich will, dass sie vernichtet werden.«

»Ich nehme an, Shakur wird dabei den Vrykyl übernehmen«, sagte Klendist mit einem Stirnrunzeln.

»Ja«, erwiderte Dagnarus und lächelte im Dunkeln in sich hinein. »Shakur wird sich um K'let kümmern.«

Wenn alles so verlief, wie Dagnarus es hoffte, würde er zwei Probleme mit einem Schlag loswerden. Er legte es darauf an, dass ein Kampf zwischen den beiden mächtigen Vrykyl am Ende beide vernichten würde.

»Ihr müsst nur normale Taan bekämpfen, Klendist.«

»Darauf freuen wir uns schon, Mylord. Wir haben gesehen, was die Echsen mit unseren Frauen machen. Ich habe im Augenblick schon genug Schwierigkeiten damit, meine Jungs davon abzuhalten, ein paar von diesen Kerlen die Kehlen durchzuschneiden.«

Dagnarus fand es amüsant, dass Klendist, der in seiner blutdurchtränkten Karriere mehr Vergewaltigungen und andere brutale Misshandlungen von Frauen zu verantworten hatte, als er vermutlich zählen konnte, sich jetzt plötzlich als der geschworene Rächer der Frauen gab. Aber er sagte nichts dazu. Er befahl dem Söldnerführer nur, sich auf den Weg zu machen, und zwar schnell.

Klendist befolgte diesen Befehl und verabschiedete sich ohne weitere Umstände. Auch Dagnarus machte sich wieder auf den Weg, aber in die Gegenrichtung, zum Lager der Taan, zu der Stelle, an welcher er seine Kommandozentrale eingerichtet hatte.

Er rief die Angehörigen der mächtigen Schamanengruppe zu sich, die als der Schwarze Schleier bekannt war und in Abwesenheit der Kyl-sarnz, der Vrykyl, die Taanarmee anführte. Nicht alle dieser Schamanen befanden sich im Lager, denn einige waren mit Nb'arsk geritten, um sich an dem Angriff auf das Portal bei Delak'Vir zu beteiligen. Die Versammelten grüßten Dagnarus mit andächtiger Verehrung, weit entfernt von dem knappen Nicken, mit dem Klendist seine Anwesenheit zur Kenntnis genommen hatte.

Dagnarus gab den Schamanen seine recht eindeutigen Befehle: Wenn bei Sonnenaufgang die Hörner erklangen,

sollten sich die Taan vor dem Haupttor sammeln und dann auf Einlass warten. Alle Taan sollten die Stadt betreten, auch die Arbeiter und Kinder und nicht nur die Krieger. Das überraschte die Schamanen, denn normalerweise blieben die Arbeiter im Lager, um es für die Rückkehr der Krieger vorzubereiten.

»Diesmal«, sagte ihnen Dagnarus durch seinen Übersetzer, »werden alle Taan den Tag feiern, auch die Arbeiter. In dieser fetten Stadt gibt es genug Beute für alle. Und es wird lehrreich für die jungen Taan sein, einen solchen Sieg aus nächster Nähe miterleben zu können.«

Wenn sie erst in der Stadt waren, so versprach er, würden die Taan sich nehmen können, was ihnen gefiel – Sklaven, Edelsteine, was immer sie finden konnten.

»Auf diese Weise werde ich die stolzen Herzen der Vinnengaelier unterwerfen und ihnen Grund geben, mich zu fürchten.«

Er befahl auch, dass die Schamanen vom Schwarzen Schleier und die Nizam als Erste die Stadt betreten sollten, nämlich an der Spitze der Armee und dazu in vollem Ornat, um den Menschen Angst einzujagen und ihre Kampfesmoral zu erschüttern. Die Schamanen stimmten erfreut zu. Sie verbeugten sich und verließen Dagnarus, um die Befehle weiterzugeben.

Nachdem er auf diese Weise den Angriff organisiert hatte, eilte Dagnarus rasch nach Vinnengael zurück, um sich gegen eben diesen Angriff zu verteidigen. Er kam sich vor wie ein Puppenspieler auf dem Jahrmarkt, der mit jeder Hand eine Puppe bedient und gegen sich selbst kämpft.

Der Morgen graute. Endlich erhielten die Taan den Befehl zum Angriff.

Angeführt von sechs Schamanen vom Schwarzen Schleier und den Nizam, welche die Kampfgruppen befehligten, hatten sie sich seit Tagen bereitgehalten. Nun versammelten sie sich johlend vor dem Stadttor. Die Taan waren nicht in der besten Kampfverfassung – die meisten Krieger fühlten sich schwerfällig und waren noch von den Kämpfen des Göttertags und der durchsoffenen Nacht halb betäubt.

Man hätte ihnen nie erlaubt, in einer solchen Verfassung in den Krieg zu ziehen, aber sie zogen schließlich auch nicht in den Krieg. Sie würden einfach diese fette Derrhuth-Stadt betreten, sich die Starken zu Sklaven machen, die Hilflosen niedermetzeln und plündern und brandschatzen.

Tasgall und Dagnarus sahen von den Zinnen aus zu. Von unten wirkte es so, als wären sie die Einzigen dort oben. Die Mauern waren bemannt, aber die Bogenschützen und Schwertkämpfer lagen flach am Boden, die Waffen in der Hand, und warteten auf das Zeichen.

Dagnarus, gegen die Morgenkälte in einen schweren schwarzen Samtumhang gehüllt, behauptete, er hätte in der vergangenen Nacht gut geschlafen. Er wirkte ausgeruht und bereit für den Tag. Er hatte eine letzte Inspektion der Stadt durchgeführt, erklärt, wie erfreut er darüber sei, dass alle so gute Arbeit geleistet hätten, und nahm sich Zeit, persönlich mit vielen Soldaten und Kriegsmagiern zu sprechen. Dann stieg er

die Treppe zum Wehrgang hinauf, wo Tasgall schon seit dem Morgengrauen wartete.

Tasgall schaute mit ernster Miene auf die Taanarmee hinab, deren Krieger man nun sehen konnte, sie drängten gegeneinander, rempelten sich an und teilten Stöße mit den Ellenbogen aus, und in einigen Fällen kämpften sie sogar miteinander, um unter den Ersten zu sein, welche die Stadt betraten. Der Kriegsmagier fühlte sich an Maden erinnert, die sich wanden und einen verwesenden Kadaver fraßen. Der Gestank war allemal vergleichbar und drehte ihm den Magen um. Er bedauerte, dass er gefrühstückt hatte.

»Lasst Eure Magier oder die Soldaten nicht zu selbstzufrieden werden«, erklärte Dagnarus nun. »Selbst ein erschöpfter, verkaterter Taankrieger kann gut gegen einen vollkommen ausgeruhten und vorbereiteten Menschenkrieger bestehen. Und diese Taan werden, sobald ihnen klar wird, dass sie in der Falle sitzen, mit der Wildheit eines Drachen kämpfen, welcher in die Enge getrieben wurde.«

»Das dachte ich mir schon, Euer Majestät«, sagte Tasgall. »Ich habe meine Leute und die Offiziere gewarnt.«

»Wir haben vorgesehen, dass die Kriegsmagier sich zunächst um den Schwarzen Schleier und die Nizam kümmern, damit die Taan führerlos sind. Das wird allerdings nicht viel helfen, denn die Taan haben sich in der Schlacht nie auf ihre Anführer verlassen und immer jeder für sich nach dem größten Ruhm gesucht.«

»Ja, Euer Majestät«, erwiderte Tasgall.

Dagnarus hatte ihnen all das schon bei der gestrigen Besprechung mitgeteilt, aber Tasgall glaubte es erst jetzt wirklich.

Er schaute hinunter auf die fauchenden, schreienden, johlenden Taan, welche mit ihren grausigen Standarten fuchtelten, von denen einige aus Menschenköpfen und anderen

Körperteilen bestanden, und er spürte, wie ihn ein Schauder überlief. Er hatte nie zuvor vor einem Kampf Angst gehabt, aber nun wusste er, wie sich das anfühlte. Er hatte Angst vor den Taan. Er hatte Angst vor diesem neuen König. Hatte Dagnarus sie verraten? Würde er sie diesen Wilden ausliefern? Verbargen sich zehntausend weitere Taankrieger irgendwo hinter dem Horizont, wo sie nur darauf warteten, dass sich das Stadttor öffnete und sie in die Stadt stürmen konnten?

»Euer Majestät«, sagte Tasgall respektvoll. »Ihr solltet jetzt in den Palast zurückkehren, wo Ihr in Sicherheit seid. Ich habe Wachen aufgestellt – «

Dagnarus schüttelte lächelnd den Kopf. »Ich habe meine Wachen in den Kampf geschickt, Tasgall. Sie werden in der Schlacht nützlicher sein. Ich habe meine Armee noch nie aus der Nachhut befehligt, und ich werde auch jetzt nicht damit anfangen.«

Dagnarus zog seinen Umhang ein wenig beiseite und zeigte einen wunderschönen Harnisch, der aus Stahl mit Einlegearbeiten aus Gold bestand, welche ein kompliziertes Knotenmuster zeigten. Die Schmiedearbeit war hervorragend; niemand brachte dieser Tage so etwas zustande. Tasgall hatte solche Rüstungen schon gesehen, aber nur in der Rüstkammer des Palastes oder in einigen Adelshäusern, wo sie auf Ständern hingen und sich Staub und Spinnweben auf ihnen sammelten.

»Das hier war die Rüstung meines Vaters«, erklärte Dagnarus mit liebevollem Stolz. »Ich habe sie nie zuvor getragen. Ich habe geschworen, ich würde sie nicht tragen, bis ich wieder mit meinem Volk zusammenstehen und mein Schwert schwingen könnte, um es zu verteidigen. Das habe ich bei seinem Grab geschworen, als ich es in den Ruinen fand.«

»Ihr seid nach Alt-Vinnengael zurückgekehrt?«, fragte Tasgall verblüfft.

»Ja«, antwortete Dagnarus, und ein gehetzter Ausdruck trat in seine Augen. »Es gehörte zu meiner Buße. Es ist kein Ort, an den ich freiwillig zurückkehren würde.«

»Sind die alten Geschichten, die darüber in Umlauf sind, wahr?«

»Ich kenne die alten Geschichten nicht«, erwiderte Dagnarus grimmig. »Aber wenn sie von einem Ort erzählen, an welchem das Böse alle widerwärtigen Geschöpfe angezogen hat, die in Loerem ihr Unwesen treiben, dann entsprechen diese Geschichten der Wahrheit. Ich weiß nicht, ob es möglich ist, diese Dämonen zu vertreiben und die Stadt ins Leben zurückzurufen, aber ich würde es gern versuchen. Ich möchte Alt-Vinnengael gern zu einem angemessenen Mahnmal für alle machen, die dort ihr Leben gelassen haben, darunter auch meine Mutter. Sie war in jener Nacht im Palast. Sie hatte den Verstand verloren. Meine Schuld – ich habe sie um den Verstand gebracht. Irgendwann möchte ich das gern wieder gutmachen. Alles, was ich ihr und meinem Vater angetan habe.«

Tasgall wusste, dass Dagnarus ihn längst vergessen hatte und nicht mehr mit ihm, sondern mit den Schatten sprach, die irgendwo am Rand seines Gedächtnisses lauerten, Schatten, deren anklagende Blicke immer noch auf ihn gerichtet waren, Schatten, deren Zeigefinger stets auf ihn zeigten. Tasgall hätte das vielleicht für Theater gehalten, für eine Lüge, die ihn beruhigen sollte, aber der Schmerz, der nun Dagnarus' hübsches Gesicht verzerrte und in seiner Stimme mitschwang, war zu echt, um gespielt zu sein.

»Seid Ihr bereit?«, fragte Dagnarus schließlich.

»Ja, Euer Majestät«, antwortete Tasgall, der endlich Vertrauen geschöpft hatte. »Alles ist bereit.«

»Dann gebt das Signal, die Tore zu öffnen.«

Die großen Räder drehten sich. Das Tor von Neu-Vinnengael, ein Wunder der Technik, wurde nach oben in die Doppelbögen gezogen, welche die breite Straße teilten, die in die Stadt führte – für gewöhnlich diente eine Seite als Eingang, die andere als Ausgang. Die Taan stürmten durch beide Tore.

Als Erste kamen die Schamanen vom Schwarzen Schleier. So begierig die Taan auch waren, die Stadt zu stürmen, so hatten sie doch genug Ehrfurcht vor den Schamanen, dass sie es nicht wagten, sie zu überholen. Die Schamanen schritten schweigend einher, gekleidet in die schwarzen Gewänder, welche die Ritualnarben und die wertvollen Edelsteine unter ihrer Haut verbargen. Diese Edelsteine verliehen dem Todeszauber der Leere Macht und Zerstörungskraft, die jeder Schamane nun auf seiner Zunge schmecken konnte. Sie hoben die Köpfe und blickten zu Dagnarus auf, der, ebenfalls in Schwarz gehüllt, oben auf der Mauer stand. Sie verbeugten sich vor ihm und schienen der Ansicht zu sein, dass sie zu ihm gehen sollten, denn sie setzten dazu an, die Treppe zum Wehrgang hinaufzusteigen.

Dagnarus machte eine ausholende Geste und zeigte zur Stadtmitte. Die Schamanen verbeugten sich und gingen weiter. Tasgall stieß einen leisen Pfiff aus. Er konnte spüren, wie die Macht der Leere von diesen Schamanen ausging und die Stadt wie dunkles Wasser überflutete. Er konnte nur hoffen, dass seine Magier mit ihnen fertig würden.

Nach den Schamanen kamen die Nizam, die Elitekrieger der Taan, welche ihren Rang durch Heldentaten in der Schlacht erworben hatten. Sie drängten johlend durchs Tor, schlugen ihre Waffen gegeneinander und riefen den Xkes Aufforderungen zu, aus ihren Verstecken zu kommen, gegen sie zu kämpfen und zu sterben. Sie blickten zu Dagnarus auf, jubelten und versprachen ihm, dass sie an diesem Tag viele

Tausende töten und zu seiner Ehre ihre Herzen verzehren würden.

Dagnarus verstand sie. Tasgall beherrschte die Sprache der Taan nicht, und das war gut so, denn sonst wäre sein Vertrauen zu seinem König vielleicht erschüttert worden. Dagnarus sagte nichts, sondern zeigte nur abermals zur Stadtmitte, um den Taan klar zu machen, dass sie weiterhin vorgehen sollten wie geplant.

Der Rest der Krieger kam hinter ihren Anführern hereingestürzt. Sie drängten gierig vorwärts, stießen und drängelten, denn jeder fürchtete, dass der andere noch vor ihm Beute machen würde.

Die Stadt war still und scheinbar verlassen. Aber die Taan konnten die Xkes riechen, rochen das üppige Fleisch und das warme Blut. Die Menschen waren ganz in der Nähe, verbargen sich hinter den Mauern, wie sich das süße Fleisch der Zargnuss hinter ihrer Schale verbirgt.

Neu-Vinnengael war eine wohl überlegt angelegte Stadt, nicht eine, welche sich aus einem Dorf entwickelt hatte. Also waren die Straßen gerade und breit, nicht eng und gewunden. Wichtige Gebäude wie der Palast und der Tempel befanden sich in der Mitte, die Wohnbereiche in bestimmten Vierteln, Läden und Werkstätten in anderen, und es war sogar vorgeschrieben, wo sich bestimmte Geschäfte und Handwerke ansiedeln sollten. Die Gebäude in der Nähe des Tors beherbergten Läden für alle, welche die Stadt betraten. Hier konnte ein Besucher alles erwerben, was er wollte, angefangen von Landkarten über schlau entworfene Beutel, die einen garantiert gegen Taschendiebe schützten, bis hin zu kandiertem Ingwer für die Süßmäuler. Diese Läden standen nun leer, denn der Plan bestand darin, die Taan tiefer in die Stadt hineinzulocken. Die ersten Taan, die diese Gebäude erreichten, traten die Türen ein und stürzten in die Häuser. Als sie nichts

Wertvolles fanden, rannten sie angewidert wieder auf die Straße hinaus.

Immer mehr Taan eilten in die Stadt hinein, eine Flut von Geschöpfen, die sich bald in alle Straßen ausbreitete. Tasgall wartete angespannt auf die ersten Kampfgeräusche. Das war der kritischste Augenblick. So viele Taan wie möglich mussten ins Herz der Stadt gelockt werden.

»Ich fürchte, Euer Majestät, sobald der Kampf beginnt, werden die Taan begreifen, dass sie in eine Falle gegangen sind, und sie werden fliehen«, sagte Tasgall.

Dagnarus lachte. »Das ist vollkommen unmöglich. Ein Taankrieger, der aus der Schlacht flieht, verliert seine Ehre. Der Stamm würde ihm seinen gesamten Besitz nehmen, ihn foltern und töten. Ihm würde nicht gestattet, nach dem Tod weiterzuleben. Seine Seele würde von der Leere verschlungen. Nein, ich garantiere, dass das nicht passieren wird.«

»Selbst wenn sie wissen, dass es eine Falle ist?«, fragte Tasgall.

»Besonders dann«, erklärte Dagnarus lässig. »Je hoffnungsloser der Kampf ist, desto größer der Ruhm.«

Stimmen erklangen in Tasgalls Kopf; die Kriegsmagier setzten sich durch Magie mit ihm in Verbindung und teilten ihm mit, was sie sahen. Man hatte den Taankriegern erlaubt, den Nizam vorauszueilen, und nun rannten sie durch die Hauptstraßen und wurden immer wütender, weil sich ihnen niemand entgegenstellte. Einige traten Türen ein und rissen die Läden von den Fenstern. In mehreren Gebäuden befanden sich Bogenschützen, welche die Pfeile schon aufgelegt hatten, und Soldaten mit Schwertern gaben ihnen Deckung.

Die Nizam verteilten sich, schlossen sich der Plünderei an und nahmen dabei offenbar keine Führerrolle ein – jedenfalls nicht, soweit die Magier es erkennen konnten. Die Schamanen vom Schwarzen Schleier blieben zusammen, und es kam

denen, welche zusahen, so vor, als würden sie langsam unruhig. Sie drängten sich zu einem Gespräch zusammen und achteten dabei nicht weiter auf die anderen Taan, welche um sie herumrannten. Tasgall berichtete all das Dagnarus, der nickte und sagte: »Haltet Euch bereit. Es ist noch nicht so weit.«

Als Letzte kamen die Arbeiter herein, hielten kleine Kinder an der Hand und trugen die jüngsten auf dem Rücken. Tasgall schaute auf die Taankinder nieder, die herumhüpften und tanzten und lachten, wie es alle Kinder an einem Ferientag tun. Er hatte nicht daran gedacht, dass sie vielleicht auch Kinder töten müssten. Er sagte sich, dass diese Kinder zu wilden Geschöpfen aufwachsen würden, aber er hatte immer noch etwas dagegen, Wesen zu töten, die schwächer waren als er, sich nicht wehren konnten und nicht verstanden, weshalb sie sterben mussten.

»Macht Euch nichts vor, Tasgall«, sagte Dagnarus. »Diese Kinder haben schon Geschmack an Menschenfleisch entwickelt.«

Die Frage: »Und wer hat sie darauf gebracht, es zu versuchen, Euer Majestät?« lag Tasgall auf der Zunge, aber er schluckte sie herunter. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, mit Politik anzufangen. Er hatte zu tun. Er schob alle Gefühle weg, jeden Zweifel, so dass er nichts weiter in sich trug als das klar brennende Feuer der Magie.

Die letzte Gruppe von Taanarbeitern drängte sich nun in die Stadt, als aus der Innenstadt Schreie und wildes Heulen erklangen.

»Die Taan sind in eins der Gebäude eingedrungen, Euer Majestät«, meldete Tasgall. »Die Bogenschützen schießen auf sie. Und, Euer Majestät, es sieht so aus, als hätten sich die Schamanen umgedreht. Sie kommen wieder hierher zurück.«

»Gebt das Zeichen«, befahl Dagnarus.

Tasgall machte eine Geste zu einer Novizin hin, die sich in den Schatten der Mauer geduckt hatte. Nun stand sie auf, sprach ein paar magische Worte und fuhr mit der Hand durch die Flamme des Feuers, das in einem kleinen Kohlenbecken brannte. Ihre Hand schien die Flamme zu einem Ball zu formen, und in einer raschen Bewegung warf sie die Feuerkugel hinauf in den Himmel, wo sie hell aufflackerte. Diese Feuerkugel würde von allen, die auf den Dächern auf dieses Zeichen warteten, zu sehen sein. Die Kriegsmagier wählten ihre Ziele aus und begannen zu rezitieren.

Die Männer an den Rädern, welche die Tore bewegten, sprangen aus ihren Verstecken. Bewacht von Soldaten drehten sie die Räder, und die Tore senkten sich langsam wieder.

Die Taanarbeiter hörten das Rasseln und Knarren und drehten sich um, weil sie sehen wollten, was los war. Die in der Nähe der Tore begriffen, was geschah, und schrien erschrocken auf. Anders als die Krieger kämpften Arbeiter nur, wenn sie bedrängt wurden. Ihre Rolle bestand darin, das Überleben des Stammes zu sichern, und viele erkannten gerade, dass dieses Überleben nun gefährdet war. Sie packten die Kinder und fingen an, auf das Tor zuzurennen, wobei sie Warnrufe ausstießen.

»Die Tore sind zu langsam!«, rief Dagnarus, der beobachtete, wie sich die schweren Tore gemächlich senkten. Er beugte sich über die Mauer und brüllte: »Schneidet die Seile durch.«

Die Männer an den Rädern starrten ihn an und verstanden nicht, was er wollte. Ein aufmerksamer junger Soldat hörte den Befehl und erkannte die Gefahr. Er beugte sich vor und hackte mit einem einzigen Hieb seiner Axt ein Seil durch, während er seinen Kameraden zuschrie, ihm bei den anderen zu helfen. Offiziere und einfache Soldaten stürzten sich nun auf die Seile. Die Tore krachten nach unten, aber nicht bevor mehrere Taan und ihre Schutzbefohlenen entkommen waren. Die

Bogenschützen kamen aus ihren Verstecken und schossen eine Salve ab. Jeder Schuss traf. Die Taan stolperten und fielen zu Boden. Einige blieben liegen, aber andere sprangen auf und rannten weiter.

Die Bogenschützen starrten sie verblüfft an. Sie konnten sehen, wie ihre gefiederten Pfeilschäfte aus den Rücken der Fliehenden ragten, aber anscheinend konnte nichts diese Taan aufhalten. Die Offiziere schrien Befehle. Die Bogenschützen schossen wieder und wieder. Endlich war auch der letzte Taan niedergestreckt. In beinahe jeder Leiche steckten drei Pfeile. Die Bogenschützen hatten keine Zeit, sich über ihren Erfolg zu freuen. Die Taanarbeiter hatten begriffen, dass man sie verraten hatte und dass sie in der Falle saßen. Sie erhoben ihre Stimmen zu einem unheimlichen Heulen, das nichts mit Verzweiflung zu tun hatte, sondern die anderen Taan warnen sollte. Dann griffen sie nach allem, was als Waffe zu gebrauchen war, und selbst die Kinder begannen, die Männer auf der Mauer anzugreifen.

Tasgall, der sich darauf vorbereitete, etwas gegen sie zu unternehmen, bemerkte aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Er entdeckte eine Taan, deren Rücken mit Pfeilen gespickt war, welche aber taumelnd auf die Beine gekommen war und nun davonrannte. Tasgall wollte befehlen, dass jemand wieder auf sie schoss, dann hielt er inne. Er brachte es nicht fertig, einen fliehenden Feind in den Rücken zu schießen. Sollte die Taan doch flüchten. Welches Unheil konnte sie allein schon anrichten? Er wandte sich wieder der Schlacht zu.

Junge, unerfahrene Krieger, die man in der Nachhut gelassen hatte, während die erfahreneren, besseren die Stadt als Erste betraten, hörten die Schreie der Arbeiter und kamen zurückgerannt. Zusammen griffen sie die Barrikaden an, die man um die Treppen aufgetürmt hatte. Innerhalb von Minuten zerrissen die Taan, was die Vinnengaelier Stunden mühsamer

Arbeit gekostet hatte. Die Barrikaden fielen. Die Taan stürmten kreischend die Treppen hinauf und schwangen dabei seltsame, Furcht erregende Waffen: Speere mit drei scharfen Spitzen, riesige, gekrümmte Schwerter, eine V-förmige Waffe mit zwei Klingen, jede davon scharf genug, einem Mann den Arm abzuschneiden. Die Bogenschützen brauchten nicht mehr zu zielen, sie trafen jedes Mal, wenn sie einfach ins Getümmel schossen.

Anders als die Älteren trugen diese jungen Taankrieger kaum Rüstung. Pfeile bohrten sich in ihre nackte Haut, schienen sich aber kaum auszuwirken. Manchmal hielten die jungen Taan inne, rissen die Pfeile heraus und warfen sie verärgert weg. Aber häufiger ließen sie sie einfach, wo sie waren, und machten weiter, zu sehr im Kampfrausch, um sie auch nur zu bemerken.

Tasgalls Magie und die der anderen Magier erwies sich als wirkungsvoller. Feuerkugeln explodierten zwischen den Taan auf der Treppe. Ihre Hitze tötete mehrere Feinde sofort, und viele andere verbrannten, als die brennenden Leichen von oben auf sie fielen.

Der Tod ihrer Kameraden hielt die Taan nicht auf; sie stürmten weiter die Treppen hinauf, traten die immer noch brennenden Leichen weg, kletterten über sie oder stiegen auf sie, um die Feinde auf der Mauer zu erreichen. Auf dem Wehrgang angekommen, stürzten sie sich auf die Ritter und Soldaten, welche sie aufhalten wollten – Ritter und Soldaten, die so etwas noch nie erlebt hatten.

Überwältigt von der Kraft und der Wildheit ihrer Feinde begannen die Verteidiger zurückzufallen. Tasgall wagte nicht mehr, seine Magie einzusetzen, denn er hatte Angst, seine eigenen Leute zu verwunden. Er und Dagnarus wechselten einen Blick, zogen dann gleichzeitig die Schwerter und stürzten vorwärts, um den Rückzug aufzuhalten.

Tasgall war immer nur ein mittelmäßiger Schwertkämpfer gewesen. Er benutzte ein doppelhändiges Breitschwert und verließ sich auf reine Kraft. Dagnarus hingegen war ein hervorragender Kämpfer. Er stürzte sich mit solcher Geschicklichkeit auf die Taan, dass wenige ihn auch nur berührten. Es wurde offensichtlich, dass er schon öfter gegen diese Geschöpfe gekämpft hatte. Er war mit ihrem Kampfstil und ihren seltsamen Waffen vertraut.

Tasgall war neugierig zu sehen, wie die Taan darauf reagieren würden, dass ihr »Gott« sie angriff, und war überrascht, als sie Dagnarus offenbar nicht einmal erkannten. Er hätte die Schwertarbeit des neuen Königs gern noch länger beobachtet, aber nun musste er um sein eigenes Leben kämpfen. Ein Taan griff ihn mit einem dieser zweiteiligen Schwerter an, und die Klingen bewegten sich so schnell, dass sie vor Tasgalls Augen verschwammen. Der Taan verteidigte sich mit einer Klinge und griff mit der andern an. Der scharfe Stahl schnitt durch den nietenbesetzten Handschuh, welchen Tasgall trug, und riss seinen Handrücken auf. Mit der anderen Klinge hielt der Taan das Schwert des Kriegsmagiers in seinem tödlichen Abwärtsschlag auf.

Das zähnefletschende Gesicht des Taan war jetzt dicht an dem von Tasgall. Der Magier konnte den widerlichen Gestank riechen, den das Geschöpf verströmte, und er schaute ihm direkt in die kleinen, zornig glitzernden Augen. Der Taan war hoch gewachsen, hatte eine breite Brust und schien nur aus Muskeln, Sehnen und Knochen zu bestehen, welche von haariger Haut überzogen waren, die fester schien als eine Lederrüstung. Er benutzte selbst seine Füße noch als Waffen. Er trat nach Tasgall und versuchte, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, während er weiter mit seinen tödlichen Klingen auf ihn eindrang.

Die beiden schoben sich hin und her und schlugen aufeinander ein, und keiner konnte an Boden gewinnen. Dann grunzte der Taan plötzlich und fiel so ruckartig nach hinten, dass Tasgall beinahe selbst aus dem Gleichgewicht geraten und über die Zinnen gefallen wäre. Der Taan sackte tot zu seinen Füßen zusammen, und aus seinem Bauch ragte ein Schwert. Dagnarus packte Tasgall, hielt ihn fest und zeigte nach unten.

Die Taan hatten die Treppe zum Wehrgang erobert, und es kamen jeden Augenblick mehr. Ein weiterer Feuerstoß der Magier räumte den Fuß der Treppe, aber nur für einen Moment. Weitere Taan rannten auf die Stelle zu, wo sie bei lebendigem Leib gebraten wurden.

»Achtet auf die Schamanen!«, rief Dagnarus Tasgall zu. »Sie benutzen Magie der Leere!«

Tasgall blickte hinab zu den Taan und sah, dass mehrere Schamanen, einige beinahe nackt, die anderen in Gewändern, welche aussahen wie Bettlaken, auf ihn zeigten. Er war dazu gezwungen, vom Stahl zur Magie überzugehen, was bedeutete, dass er erst einmal den blutigen Zorn, der vom Kampf Mann gegen Mann kommt, abschütteln und zu der kalten, klaren Logik zurückkehren musste, die man zur Magie braucht. Er war dazu ausgebildet, sich auf diese Art zu konzentrieren, aber er brauchte dennoch einen Augenblick, um sich zusammenzureißen und sich wieder an die Worte des Bannspruchs zu erinnern.

Vier schwarze Blitze gingen von der Brust eines Schamanen aus. Die Blitze zuckten nach oben und zogen schreckliche schwärzliche Dünste hinter sich her. Sie bewegten sich unglaublich schnell. Tasgall hatte gerade noch Zeit zu begreifen, dass einer davon auf ihn gezielt war, als der Blitz auch schon seinen Harnisch traf.

Tasgalls Rüstung war gegen magische Angriffe verstärkt und löste die Magie der Leere auf. Der Blitz prallte harmlos ab. Der Mann neben Tasgall hatte nicht solches Glück.

Der Blitz traf den Ritter direkt an der Stirn und drang durch seinen Metallhelm. Sein Schädel explodierte, und alle in der Nähe wurden mit Blut und Hirn bespritzt.

Tasgall war zu weit vom Kohlebecken entfernt, um Feuermagie einzusetzen, aber er trug mehrere Phiolen mit gesegneter Erde bei sich. Er holte eine von ihnen heraus, warf sie auf den Steinboden, stampfte darauf und sprach den Bann.

Der Boden unter den Taanschamanen begann sich aufzubäumen, so dass sie von den Füßen gerissen wurden. Tasgall nahm dem toten Ritter den Speer ab und warf ihn mit aller Kraft nach einem der Schamanen, der gerade versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Der Speer pfählte den Schamanen. Er zuckte noch einen Augenblick, dann wurde er schlaff. Tasgall brüllte Befehle und wies Bogenschützen und Speerwerfer an, auf die Schamanen zu schießen. Innerhalb weniger Augenblicke waren alle tot.

Der Kriegsmagier wischte sich Blut und Hirn vom Gesicht und sah sich rasch um. Dagnarus führte einen Angriff an, der die Taan von der Treppe fegte. Die meisten Taankrieger waren tot oder lagen im Sterben. Die Arbeiter rannten unsicher und verwirrt umher. Bogenschützen schossen auf sie, und wieder brauchten sie nicht einmal zu zielen. Die Kriegsmagier warfen Feuer nach den Taan. Es war nur noch Gemetzel.

Als Dagnarus grinsend und ohne einen Kratzer zurückkehrte, fragte er vergnügt: »Wie verläuft der Rest der Schlacht? Was hört Ihr von den Magiern im Feld?«

»Sehr wenig, Mylord«, erwiderte Tasgall. Seine Leute waren still geworden, und er machte sich Sorgen. »Sie sollten selbstverständlich ihre Kraft zum Kampf benutzen und sie nicht darauf verschwenden, mit mir zu reden. Aber die

Berichte haben darauf hingewiesen, dass in der Stadt eine wilde Schlacht tobte.«

»Die Taan haben ein Sprichwort«, sagte Dagnarus nun ernster. »›Die Derrhuth sind ins Leben verliebt, die Taan in den Tod.‹«

»Und das bedeutet?«, fragte Tasgall.

»Dass alle, welche den Tod fürchten, stets im Nachteil sein werden«, erwiderte Dagnarus.

»Mag sein, Mylord«, erwiderte Tasgall. »Oder vielleicht auch nicht. Denn wir, die wir den Tod fürchten, kämpfen um unser Überleben.«

An diesem Tag kämpfte die ganze Stadt um ihr Überleben.

Die Taan wussten nun, dass sie in einen Hinterhalt geraten waren, und hatten nur noch ein Ziel: so viele Menschen wie möglich umzubringen, bevor sie selbst starben.

Die Soldaten von Vinnengael waren vollkommen verblüfft über die Wildheit der Taankrieger, deren mörderische Kampfesfreude ihre Gegner beinahe vollkommen demoralisierte.

Dagnarus hatte versucht, die Vinnengaelier zu warnen, hatte versucht, sie auf das vorzubereiten, was ihnen zustoßen würde. Es ist jedoch zweifelhaft, ob man sie je auf den Anblick der Taan hätte vorbereiten können, die vor Blut trieften, tobten und geiferten, sich einfach durch bleiverglaste Fenster warfen und ohne Rücksicht auf ihre eigene Unversehrtheit in einen Pfeilregen rannten. Die Elitekrieger der Taan trugen Rüstungen, von denen sie viele den Derrhuth abgenommen hatten, welche sie getötet hatten. Ihre Wunden schienen sie nicht zu stören; viele kämpften sogar dann noch weiter, wenn sie einen Arm verloren hatten. Sie benutzten Magie, um sich vor Waffen aus Stahl oder Zauberei zu schützen, und die

Feuerstürme der Kriegsmagier schienen ihnen nichts auszumachen. Die Taan waren zahlenmäßig unterlegen und saßen in der Falle, aber sie stürzten sich so wild entschlossen auf ihre Feinde, dass es einige Zeit so aussah, als könnten sie gewinnen.

Rigiswald war zwar als Kriegsmagier ausgebildet, aber inzwischen zu alt und aus der Übung, um am Kampf teilzunehmen.

Stattdessen hatte er sich freiwillig dazu gemeldet, seine Magie zur Heilung von Verwundeten einzusetzen. Im Morgengrauen begab er sich daher zusammen mit anderen Magiern aller möglichen Fachgebiete, welche beim Kampf zu nichts nütze sein würden, zum Hospital. Rigiswald ging Seite an Seite mit Magiern, die als Ingenieure, Architekten oder Steinmetze arbeiteten, als Portalsucher, Bibliothekare, Inquisitoren, Alchemisten, Köche und Lehrer. Einige hatten Zauberbücher dabei, andere lasen sogar noch im Gehen und versuchten rasch, ihre Kenntnisse einer Art von Magie zu verbessern, die sie seit ihrer Novizenzeit nicht mehr benutzt hatten. Selbst die Novizen waren in Dienst genommen worden, denn sie beherrschten zumindest einfache Zauber, um kleinere Wunden zu behandeln und Schmerzen zu lindern.

Rigiswald hatte gerade das Haus der Heilung betreten – ein ausgedehntes Gebäude, das an elfische Architektur erinnerte, von grünen Wiesen, Bäumen und blühenden Sträuchern umgeben war und viele Bereiche aufwies, die sich zur frischen Luft und zum Sonnenlicht öffnen ließen –, als er das Dröhnen und Beben des niederstürzenden Tors hörte und spürte. Er und alle anderen drehten sich um, um aus den Fenstern zum Nordteil der Stadt zu schauen, wo der Kampf stattfinden würde. Das Haus der Heilung befand sich auf einen Hügel, und

obwohl der Blick durch hohe Gebäude verstellt war, konnten die Magier hier und da kleine Gestalten entdecken (vielleicht Kriegsmagier oder Soldaten), die auf den Gebäuden auf und ab gingen.

Das Heulen der Taan – unmenschlich und gruselig – schrillte durch die Morgenluft. Rigiswalds Magen zog sich zusammen, und er war kein Mann, der sich leicht aus der Fassung bringen ließ. Rings um ihn herum wurden die Leute bleich und wechselten finstere Blicke. Die Heiler schickten ihre freiwilligen Helfer rasch an die Arbeit, ließen sie Betten in andere Zimmer tragen, Verbände aufrollen, bei der Vorbereitung und dem Auf-Flaschen-Ziehen von Heiltränken und Salben helfen oder verängstigte Patienten beruhigen.

Das Heulen und Kreischen wurde lauter. Rigiswald, der Salben in Steintiegel löffelte, hatte es geschafft, sich nahe an ein deckenhohes Fenster zu stellen, das in die Richtung wies, in welcher die Schlacht stattfand. Er sah, wie blauweiße Flammen aufstiegen, eine Flammenmauer, die alles in ihrem Weg vernichten würde. Die Schreie von Taan, die bei lebendigem Leib verbrannten, waren schrecklich anzuhören. Bei dem schauerlichen Geräusch zuckte eine Novizin, die in der Nähe von Rigiswald saß, so heftig zusammen, dass sie die Phiole fallen ließ, die sie gerade zu füllen versucht hatte.

Rigiswald versuchte, die junge Frau mit ein paar Worten zu beruhigen, und riet ihr, einen Schluck Wasser zu trinken, tief Luft zu holen und sich weiter vom Fenster wegzusetzen, aber mehr konnte er nicht tun. Ein zweiter Blick nach draußen zeigte eine riesige schwarze Rauchsäule, die in die Luft aufstieg. Die Leute im Hospital gingen weiter schweigend ihren Pflichten nach. Die ersten Verwundeten trafen ein.

Zuerst kamen jene, die noch selbst laufen konnten. Sie erschienen einzeln oder in Gruppen zu zweit oder zu dritt und halfen einander. Die Heiler, welche direkt auf dem

Schlachtfeld arbeiteten, hatten sie geschickt, damit sie sich den schlimmeren Wunden widmen konnten.

»Sie brauchen mehr Bahrenträger«, waren die ersten Worte eines Soldaten, der müde mit dem Kopf in Richtung Front wies.

Die kräftigeren Magier trugen die Bahren zum Schlachtfeld. Heiler kümmerten sich um die Verwundeten, stützten sie und halfen ihnen herein. Eine Frau sackte zu Boden und konnte nicht weitergehen. Rigiswald erkannte an ihrer Rüstung und dem Waffenrock, dass sie eine Kriegsmagierin war, und kümmerte sich selbst um sie, denn er war vertraut mit der Art von Wunden, die solche Magier davontragen konnten.

Mehrere Novizen standen vollkommen unsicher um die Frau herum, denn sie wussten nicht, wie sie ihr die Rüstung abnehmen sollten. Rigiswald befahl einem, bei ihm zu bleiben, falls er Hilfe brauchte, und schickte die anderen weg, um anderen Verwundeten zu helfen.

Der junge Mann eilte ein Stück weiter, um sich anzusehen, was aussah wie ein Strom dunklen Wassers, der über die breite Straße lief, welche als »Sonnentagweg« bekannt war. Er keuchte und wich zurück. Dann drückte er sich die Hand auf den Mund und stolperte ins nächste Gebüsch.

Es war kein Wasser, sondern Blut.

Rigiswald schüttelte den Kopf und beugte sich über die Verwundete, die wieder zu Bewusstsein kam.

»Wo seid Ihr verwundet?«

Ihre Arme und Beine waren in Ordnung. Sie hatte auch keinen Schlag auf den Kopf erhalten. Sie war mit Blut überströmt, aber es handelte sich vielleicht nicht um ihr eigenes. Ihr Puls war schwach, wurde aber wieder stärker. Sie hatte kein Fieber. Er glaubte zu wissen, was nicht stimmte, aber er wollte ganz sicher gehen.

»Ich bin nicht verwundet«, sagte sie mit dünner Stimme. »Ein Zauber ist schief gegangen.«

Also hatte er Recht gehabt. Manchmal funktionieren Zauber nicht richtig. Dafür gibt es die unterschiedlichsten Gründe. Vielleicht hatte die Magierin ein Wort falsch ausgesprochen oder einen Satz ausgelassen oder die Worte nicht in der richtigen Reihenfolge rezitiert. Vielleicht hatte ihre Aufmerksamkeit nachgelassen, und sie hatte inmitten des Zaubers nicht mehr weitergewusst. Aber vielleicht hatte sie auch alles richtig gemacht, und dennoch hatte der Zauber aus irgendeinem Grund, den Sterbliche nicht verstehen können, einfach nicht funktioniert. In solchen Fällen passierte, was die Lehrbücher wie folgt beschrieben: »Die Magie benimmt sich wie ein feuriger Hengst. Wenn der Magus den Bann ausspricht, drückt er dem Tier die Sporen in die Flanken. Wenn der Bann erfolgreich ist, beschleunigt das Pferd zu einem Kanter, und der Reiter bleibt im Sattel. Wenn der Bann schief geht, bockt das Pferd. Der Reiter verliert die Kontrolle und wird entweder abgeworfen oder in ein finsteres Schicksal mitgezerrt.«

»Löse die Schnallen an der Rüstung«, befahl Rigiswald dem Novizen. »Und dann hol mir ein bisschen Branntwein und Wasser. Schnell!«

Der Novize tat, wie der ältere Mann ihn geheißen hatte, und seine schlanken, geschickten Finger wurden schnell mit den Lederknoten fertig, welche den Harnisch der Magierin an Ort und Stelle hielten. Sobald das Metall entfernt war, atmete die Frau leichter.

»Geht und kümmert Euch um andere«, sagte sie und schloss die Augen. »Es geht mir schon besser. Ich brauche jetzt einfach nur Ruhe.«

»Die anderen Verwundeten sind in guten Händen«, erklärte Rigiswald. »Ich werde hier zusammen mit Euch warten, bis Ihr wieder kräftig genug seid, um aufstehen zu können.«

Der Novize kehrte mit zwei kleinen Flaschen und einem Becher zurück. Rigiswald nahm die Flasche mit dem Branntwein und mischte einen Schluck davon mit kaltem Wasser. Dann hob er die Magierin ein wenig an und half ihr zu trinken.

»Ah, Branntwein«, sagte sie und lächelte ihn an. »Der Stärkungstrunk aller Soldaten. Ihr müsst selbst ein Veteran vieler Schlachten sein.«

»Ich habe schon ein paar Kämpfe hinter mir, ja. Wie steht es da draußen?«, fragte Rigiswald.

Die junge Frau schauderte und senkte den Blick. »Ich habe auch schon ein paar Kämpfe hinter mir«, sagte sie leise. »Aber ich habe noch nie etwas Vergleichbares gesehen. Sie haben Zauberer der Leere bei sich – mächtige Magier mit langen schwarzen Schleiern, welche Magie der Leere auf eine Weise benutzen, die uns vollkommen unbekannt ist. Tasgall hat uns angewiesen, uns vor allem mit diesen Zauberern zu beschäftigen, und wir waren bereit, das zu tun, aber bevor die Worte der Bannsprüche auch nur über unsere Lippen kamen, hatten diese Zauberer die Straßen mit einer solchen Finsternis überzogen, dass es aussah, als hätte jemand die Sonne gestohlen. Ich konnte meine eigenen Hände nicht mehr sehen! Wir waren auf einem Dach und hatten Angst, uns zu bewegen, damit wir nicht ins Leere traten.

Wir konnten sie nicht sehen, aber die Magier der Leere sahen uns. Der Magus neben mir brach plötzlich in die Knie. Er schrie, das Herz werde ihm aus der Brust gerissen. Ein anderer Mann, ein guter Freund von mir namens Grims, verfiel in so schreckliche Zuckungen, dass er vom Dach fiel. Er ist nicht an dem Sturz gestorben. Ich konnte seine Schreie hören…«

Sie schauderte. Ihre Stimme versagte. Rigiswald gab ihr noch einen Schluck Branntwein.

»Heraus damit«, sagte er. »Sprecht, befreit Euch davon.«

»Das wird nie geschehen«, antwortete sie. »Ich werde den Schrecken dieses Tages bis zu meinem Tod in mir tragen.«

»Was ist mit diesen Schamanen passiert?«, fragte er sie.

»Ich weiß es nicht. Es gab eine Flammenwand, und dann war die Dunkelheit zu Ende. Die Flammen haben die Schamanen jedoch nicht vernichtet, oder falls das geschah, konnten wir keine Leichen finden. Ich halte es für wahrscheinlicher, dass sie die Dunkelheit zur Flucht genutzt haben. Ich habe Grims gefunden. Oder was von ihm übrig war. Die Ungeheuer hatten ihn mit bloßen Händen zerrissen.«

Rigiswald blickte auf und sah einen stetigen Strom von Verwundeten, die aus der Stadt hereinkamen, darunter viele, welche auf Bahren ins Hospital getragen wurden.

»Ich muss jetzt gehen«, sagte Rigiswald. »Kommt Ihr allein zurecht?«

Sie schien ihn nicht zu hören. Sie starrte wieder in dieses schreckliche Dunkel.

»Wir töten und töten und töten«, sagte sie. »Und trotzdem greifen sie immer wieder an, und es werden mehr und mehr.«

Er tätschelte ihr die Hand und reichte ihr die Branntweinflasche. Dann stand er auf und ließ den Blick über die Verwundeten, die Toten, die Sterbenden schweifen.

Er warf einen Blick auf den Fluss von Blut, der durch die Straße strömte, und in diesem Augenblick schaute er in das Herz von Dagnarus und erkannte, worin sein Plan bestanden hatte.

Er hatte *allen* eine Falle gestellt.

Am Ende siegte Vinnengael. Die Taan wurden geschlagen und vernichtet. Dagnarus ordnete an, dass kein einziger Taan verschont werden sollte, und man gehorchte diesem Befehl. Die Taan wurden getötet, aber alle zahlten einen schrecklichen Preis. Der Arven war von dem Blut, welches in den Fluss gelaufen war, verschmutzt. Das Wasser nahm eine schreckliche, schlammige Brauntönung an und roch nach Tod.

Überall auf den Straßen lagen Taanleichen. Wachen luden sie auf Karren und schleppten sie weg, aber es brauchte Tage, um alle wegzuschaffen. Wasserratten und anderes Ungeziefer kamen aus den Abflusskanälen und fraßen an den Toten, und sie brachten Krankheiten mit, die durch den Mangel an sauberem Wasser noch schlimmer wurden. Die Leichen wurden auf einem riesigen Scheiterhaufen südlich der Stadt verbrannt, denn man hoffte, dass der stetige Nordwind den Rauch davontragen würde.

Die Vinnengaelier, die in der Schlacht gefallen waren, wurden in einem Massengrab vor der Stadtmauer begraben, denn niemand hatte genug Zeit, Kraft und Material, so viele Särge oder Grabmale zu bauen, um sie einzeln zu beerdigen.

Zunächst blies der Nordwind den Rauch des Todes tatsächlich weg von Vinnengael, aber am zweiten Tag nach der Schlacht – dem Tag, an welchem Dagnarus gekrönt werden sollte – wendete sich der Wind, blies aus dem Süden und trug stinkenden Qualm und Asche in die Stadt. Die Asche überzog jede Oberfläche mit Ruß, der sich widerwärtig fettig anfühlte.

Die Bürger banden sich Stoff über Nase und Mund und verboten ihren Kindern, draußen zu spielen. Die Asche setzte sich auf die glänzend weiße Fassade des Marmorpalastes und fraß sich in die Nischen und Winkel der kunstvollen Steinmetzarbeiten am Tempel. Die Bürger schrubbten und scheuerten, aber Wasser konnte den Ruß nicht wegwaschen, sondern verschmierte ihn nur.

Die Straßen und Plätze waren mit Blutflecken bedeckt, die nicht weggeschrubbt werden konnten. Die Menschen arbeiteten tagelang, um die Flecken vom Straßenpflaster zu putzen, aber das erwies sich als unmöglich. Das Blut war in die Ritzen zwischen den Pflastersteinen geflossen, und es schien, dass man überhaupt nichts dagegen tun konnte.

Nachdem die Vinnengaelier die Taan gesehen hatten und Zeugen geworden waren, mit welch wilder Bestialität sie kämpften, schauderte es sie, und sie hielten sich für über alle Maßen vom Glück begünstigt, dass ihre Stadt und die Bevölkerung kein noch schlimmeres Schicksal erlitten hatten. Dafür waren sie ihrem neuen König von ganzem Herzen dankbar. Alle, vom höchsten Adligen in seinem Stadtpalast bis zu dem jungen Burschen, der den Stall des schäbigsten Gasthauses in der Stadt ausmistete, arbeiteten mit daran, Neu-Vinnengael rechtzeitig für Dagnarus' Krönung zu säubern.

Die schlimmsten Flecke, die nicht weggeschrubbt werden konnten, wurden überpflastert. Den üblen Geruch versuchte man mit Blütenduft zu verbessern.

Sieben Tage nach dem Sieg von Dagnarus über die feindliche Armee, die er einmal selbst angeführt hatte, wurde er zum König des Reichs von Vinnengael gekrönt. Dieses Reich würde majestätisch und hoch geachtet sein. Alle Länder

würden sich ihm unterwerfen. Alle Völker würden sich vor ihrem König verneigen.

Am Morgen seines Krönungstags betrat Dagnarus allein die Halle Vergangenen Ruhms. Er hatte die Diener und die Höflinge weggeschickt und ihnen gesagt, sie sollten ohne ihn mit den Vorbereitungen weitermachen.

Die Kirche würde die Krönung vollziehen. Dagnarus hatte lange und schwer daran gearbeitet, sich ihrer Mitwirkung zu versichern – ihrer freiwilligen Mitwirkung –, und Tasgall hatte schließlich den Ausschlag zu seinem Erfolg gegeben. Dagnarus war sehr zufrieden mit Tasgall. Der Kriegsmagier erinnerte den König sehr an den Hauptmann der Wache seines Vaters, einen Mann, welcher sich um den kleinen Dagnarus gekümmert hatte, als sich kein anderer Erwachsener um ihn scherte, ein Mann, der grundlegend geholfen hatte, ihn aufzuziehen.

Hauptmann Argot hatte ein besseres Schicksal verdient, als in der Schlacht um Alt-Vinnengael zu sterben, und es hatte Dagnarus wirklich Leid getan, davon zu hören. Der König kam zu dem Schluss, dass Tasgall eine Belohnung verdient hatte. Er war jedoch noch kein angemessener Kandidat für einen Vrykyl; Tasgall war nicht in das Wesen der Leere eingeführt.

Aber das würde vielleicht noch kommen. Inzwischen ernannte der König Tasgall zum Ehrenwertesten Hohen Magus – die ehemalige Regentin Clovis war aus Gesundheitsgründen von diesem Posten zurückgetreten.

Da erwartet wurde, dass alle Ordensoberhäupter zurücktraten, wenn ein neuer Hoher Magus gewählt wurde, hatten die anderen dem Brauch Folge geleistet. Es wurde außerdem erwartet, dass der neue Hohe Magus sich schlicht weigerte, die Rücktritte zu akzeptieren. Tasgall jedoch hatte auf den Rat von Dagnarus hin alle Rücktritte akzeptiert und die Oberhäupter durch Magier ersetzt, welche ihm freundlich gesonnen waren.

Der Kriegsmagier hatte allerdings so etwas wie ein Gewissen, und dieses Gewissen plagte ihn, deshalb hatte er nur mit dem größten Widerstreben das Amt des Ehrenwertesten Hohen Magus angetreten. Aber er hatte gesehen, was geschehen kann, wenn Kirche und Krone gegeneinander arbeiten oder wenn eine von beiden zu mächtig wird und die andere Seite beherrscht. Tasgall bildete sich ein, dass er und Dagnarus gemeinsam zum Wohl von Vinnengael arbeiten könnten. Dagnarus hatte ihn noch nicht vom Gegenteil überzeugt. Der Lord der Leere hatte in den letzten zweihundert Jahren gelernt, geduldig zu sein, und er hatte auch gelernt, behutsam vorzugehen.

Alles lief gut, selbst was den Stein der Könige anbetraf. Es gab zugegebenermaßen Schwierigkeiten, aber sobald er erst Kaiser war, würden auch diese gelöst werden.

Valura berichtete aus dem Elfenreich, dass der Bürgerkrieg zu einem Stillstand gekommen war. Die Armeen des Göttlichen hielten immer noch gewisse Schlüsselbereiche von Tromek besetzt, darunter das westliche Ende des Portals, welches von den Kriegern des Hauses Kinnoth gehalten wurde, die besonders zäh und störrisch waren und sich gegen alle Versuche, ihre Loyalität zu erschüttern, erfolgreich gewehrt hatten.

In der Folge begannen einige der Häuser, welche bisher den Schild unterstützt hatten, in ihrer Haltung zu wanken, aber Valura schien der Überzeugung zu sein, dass ein Attentat hier und ein Skandal dort die Häuser schon wieder auf ihre Seite bringen würden. Dagnarus befahl ihr, in Tromek zu bleiben, bis der Krieg zu Ende und die Situation zu seiner Zufriedenheit gelöst war. Danach hatte er weitere Pläne für Valura, die sie in Tromek festhalten würden – für immer.

Sie würde nicht froh darüber sein, aber sie würde gehorchen. Sie musste gehorchen.

Im Thronsaal im Erdgeschoss des Palastes sammelten sich die Zuschauer: die hochrangigen Vertreter der Kirche, die Barone, geringere Adlige, Ritter und ihre Damen, die reichen und einflussreichen Kaufleute, Botschafter jener Regierungen, welche immer noch mit Vinnengael verbündet waren (also nur eine geringe Anzahl), die königlichen Musiker und Ehrengäste wie zum Beispiel der schnell entschlossene junge Soldat, der so rasch die Seile des Stadttors durchgeschnitten hatte.

Der kleine Hirav fehlte. Man hatte ihn weggeschickt. Etwa in sechs Monaten würde man in Vinnengael erfahren, dass der arme Junge an einer Kinderkrankheit gestorben war; Masern vielleicht. Bis dahin würde sich kaum mehr jemand Gedanken darum machen, was aus ihm geworden war.

Sie sammelten sich alle im Thronsaal und warteten auf ihren König, den Eroberer. Die Vinnengaelier hatten gesiegt. Leider hatten sie bei diesem Sieg ihre größte Niederlage erlitten. Sie mochten versuchen, den Rauch und das Blut wegzuwaschen, aber sie würden sich nie von der Erinnerung reinigen können. Von diesem Tag an konnte kein Vinnengaelier mehr über die Straßen der Stadt gehen, ohne diese gruseligen Flecken zu sehen. Kein Vinnengaelier würde mehr schlafen können, ohne im Traum die Schreie der Sterbenden zu hören. Kein Vinnengaelier würde die Leichenberge vergessen können, welche auf dem Marktplatz aufgetürmt gewesen waren, oder den Gestank des Rauchs von den Scheiterhaufen.

Indem er den Krieg nach Neu-Vinnengael gebracht hatte, hatte Dagnarus jedem Mann, jeder Frau und jedem Kind in der Stadt die Schrecken des Krieges aufgezwungen. Wenn er gekrönt wurde, würde er der trauernden Bevölkerung versprechen, sie im Austausch für ihr Versprechen der Loyalität und des Gehorsams zu schützen.

Sie würden ihm dieses Versprechen demütig und voller Freude geben. Kniend in Blut würden sie ihm Treue schwören. Vergessen würden sie das alles nie.

Dagnarus würde nicht zulassen, dass sie es vergaßen.

Er hob die Krone von Vinnengael von dem Samtkissen, auf dem sie ruhte. Der Ehrenwerteste Hohe Magus würde sie später hinunter in die Kapelle tragen, wo er den Segen der Götter auf ihren König herniederflehen würde.

Die Götter würden diesen Segen gewähren oder nicht. Dagnarus war das ziemlich gleichgültig. Er brauchte die Götter nicht. Er hatte die Leere. Er wollte nur einen einzigen Segen.

Dagnarus ging zu dem Porträt, das einmal die beiden Könige von Vinnengael, Vater und Sohn, Helmos und Tamaros, gezeigt hatte. Es war neu gemalt worden. Der Künstler und seine Helfer hatten Tag und Nacht gearbeitet, damit das Gemälde zu dem historischen Anlass fertig war. Das Zimmer roch nach frischer Farbe und Leinöl.

Nun stand auf dem Bild König Tamaros neben seinem Sohn Prinz Dagnarus. Das Gesicht des Vaters strahlte vor Stolz. Dagnarus sah gut und liebenswert aus.

Gekleidet in seine königlichen Gewänder und bereit, in den Thronsaal hinabzusteigen und die Huldigungen seines Volks entgegenzunehmen, sank Dagnarus nun vor dem Gemälde auf die Knie.

»Ich habe es getan, Vater«, sagte Dagnarus. »Ich bin König von Vinnengael. Ich werde dich stolz machen, Vater, das schwöre ich. Du brauchst dich meiner nicht mehr zu schämen.«

Sein Vater schien ihm so nahe zu sein. Dagnarus wartete einen Augenblick. Halb hoffte er auf ein Flüstern aus dem Grab, halb fürchtete er es.

Kein Wort erklang, aber Dagnarus war sicher, dass sein Vater mit ihm zufrieden war. Dann stand er auf, verließ den Saal und

wurde von den draußen versammelten Rittern und Baronen, die seine Ehrenwache stellten, mit donnerndem Applaus begrüßt.

Während der ganzen endlosen und manchmal recht langweiligen Krönungszeremonie stellte sich der frisch gekrönte König vor, er könnte spüren, wie der stolze Blick seines Vaters auf ihm ruhte – auf Dagnarus, dem geliebten Sohn.

Rigiswald hatte nicht an der Krönungszeremonie teilgenommen, obwohl man ihn eingeladen hatte. Tasgall hatte ihm gesagt, Dagnarus würde sehr gern den »älteren Herrn« kennen lernen, welcher sich so für die Vrykyl interessiert hatte.

»Danke«, hatte Rigiswald gesagt, »aber ich habe etwas anderes zu tun.«

»Was denn?«, wollte Tasgall wissen.

»Das habe ich noch nicht entschieden.«

Tasgall hatte die Stirn gerunzelt, aber nichts mehr gesagt.

Man konnte immer noch hören, wie in den Straßen gefeiert wurde. Die Festlichkeiten hatten die ganze Nacht über angedauert und waren nach Sonnenuntergang immer noch ungemindert in Gang. Rigiswald faltete sorgfältig sein bestes Wollgewand, weil er es dann aufrollen und in eine Ledertasche stecken wollte.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn.

Er öffnete die Tür und sah einen schneidig aussehenden Pagen vor sich, ganz in Rüschen und Goldstickerei. Der Page hielt ein versiegeltes Päckchen in der Hand.

Rigiswald nahm das Päckchen entgegen und reichte dem Pagen eine Münze. Der Junge machte sich davon, wobei er vergnügt die Münze in die Luft warf und geschickt wieder auffing.

Rigiswald setzte dazu an, die Tür wieder zu schließen, dann sah er Tasgall, der auf der anderen Seite des Flurs stand und ihn beobachtete. Rigiswald nickte knapp. Tasgall, der das als Einladung deutete, folgte dem älteren Magier in sein Zimmer.

Rigiswald warf das Päckchen auf den Tisch. Er steckte das Gewand in die Ledertasche, zupfte es glatt und beträufelte es mit Zedernöl, um die Motten fernzuhalten.

»Das hier ist eine Vorladung in den Palast«, sagte Tasgall mit einem Blick zu dem Päckchen.

»Ja«, erwiderte Rigiswald. »Das dachte ich mir schon.«

»Ihr habt nicht vor hinzugehen?«

»Nein.«

»Seine Majestät wird verärgert sein.«

Rigiswald begann, seine Strümpfe in ordentliche Knäuel zu rollen. »Seine Majestät hat so viele Hunderte, die auf seine Aufmerksamkeit warten, dass er einen älteren Herrn wohl kaum vermissen wird.«

»Ich weiß, um was es hier geht«, sagte Tasgall.

»Zufällig«, erwiderte Rigiswald, »weiß ich das auch.«

»Ihr werdet nichts damit erreichen, wenn Ihr Euch fernhaltet.«

»Ich werde nichts damit erreichen, wenn ich hingehe.«

»Seine Majestät war enttäuscht, dass Baron Shadamehr nicht zur Krönung erschienen ist«, fuhr Tasgall fort. »Shadamehr war der einzige Baron, der fehlte. Seine Abwesenheit wurde äußerst missbilligend zur Kenntnis genommen.«

Rigiswald steckte die Sockenknäuel ordentlich unten in die Tasche. Dann hielt er eine kleine polierte Silberscheibe hoch und betrachtete sein Spiegelbild. Er kämmte seinen ordentlich gestutzten Bart und das Haar, dann steckte er sowohl die Scheibe als auch den Elfenbeinkamm in die Tasche.

Tasgall beobachtete ihn verärgert. »Wenn Baron Shadamehr nicht sofort dem neuen König seine Lehenstreue schwört, wird

man ihn als Verräter betrachten. Er wird in Abwesenheit zum Tode verurteilt werden, und man wird ihn hinrichten, sobald er sich wieder in Vinnengael blicken lässt. Seine Ländereien und die Burg fallen an die Krone. Seine Majestät verlangt eine Versicherung, dass der Baron ihn aufsuchen wird.«

Rigiswald steckte noch mehrere Bücher in die Tasche, ein paar, welche er neu erworben hatte, und andere, die er bereits nach Vinnengael mitgebracht hatte. Er tat das sehr sorgfältig, so dass sie nicht das Gewand zerknitterten oder die Strümpfe zerdrückten. Als er schließlich mit dem Packen fertig war, hob er die Tasche hoch, schloss sie und zupfte die Riemen zurecht. Er schlang sich den Reiseumhang über die Schultern.

»Ich bin nicht Baron Shadamehrs Sekretär und plane daher auch nicht seine gesellschaftlichen Auftritte«, erklärte Rigiswald, als er die Goldschließe, welche den Umhang hielt, zuschnappen ließ.

»Ihr seid sein Freund, Sir. Ihr solltet ihn beraten, und es wäre ein guter Rat, ihn zu diesem Treueschwur für den neuen König zu schicken.«

Rigiswald hängte sich die Tasche auf die Schulter. Er bot dem Kriegsmagier keinen Handschlag an. »Lebt wohl, Tasgall. Und Glückwunsch zu Eurer Beförderung.«

Er ging auf die Tür zu.

Tasgall griff nach dem Päckchen mit der Botschaft und spielte damit.

»Die Familie des Barons hatte diesen Landsitz seit Generationen«, erklärte Tasgall. »Sein Einkommen hängt davon ab, dass die Ländereien bestellt werden, und von dem Zoll, welchen er von jenen erhebt, die flussabwärts reisen. Wenn Shadamehr seine Baronie verliert, wird er ein verarmter Exilant sein, der nirgendwo mehr hin kann, keine Freunde und keine Zuflucht hat.«

Rigiswald blieb stehen und drehte sich um. »Ich hörte, dass der Oberste Inquisitor gestern gestorben ist.«

Tasgall antwortete nicht sofort.

»Er starb an… was? Herzversagen?«, fragte Rigiswald.

Tasgall starrte das Päckchen an. »Er war seit einiger Zeit bei schlechter Gesundheit. Eine Untersuchung ergab, dass er eines natürlichen Todes gestorben ist.«

Rigiswald lächelte angespannt. »Ich würde mich an Eurer Stelle vor diesen natürlichen Toden hüten, Tasgall. Ich höre, sie sind ansteckend.«

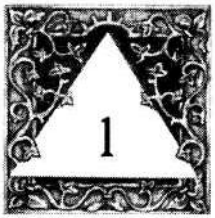
Tasgall ging durchs Zimmer und packte Rigiswald am Arm.

»Sagt dem Baron, dass er nur sein Knie beugen und König Dagnarus die Treue schwören muss.«

»Das ist alles?« Rigiswald lächelte ihn freundlich an. »Mein Freund, das ist sozusagen *alles.«*

Der ältere Magier ging allein die Straßen der Stadt entlang, die immer noch geschrubbt wurden, und verließ Neu-Vinnengael durch das Stadttor, das immer noch repariert wurde. Als er einen Blick über die Schulter warf, sah er in der immer noch von Rauch erfüllten Luft Vinnengaels neue Fahne mit dem goldenen Phönix flattern, der aus blutroten Flammen in den Himmel aufstieg.

2



Wolfram der Pferdelose hatte nicht vorgehabt, lange im Kloster auf dem Drachenberg zu bleiben. Da der verstorbene Lord Gustav ihm eine Belohnung gegeben hatte, war er nun selbst ein adliger Herr. Er besaß ein Herrenhaus – ein Menschenherrenhaus im Menschenland –, und er freute sich schon darauf, dieses Haus als Besitzer zu betreten und den Verwalter und die Dienstboten mit der Nachricht, dass sie nun einen Zwerg zum Herrn hatten, zu erstaunen und zu entsetzen.

Er sagte sich jeden Tag, dass er am nächsten Morgen aufbrechen würde. Jeden Tag fand er eine neue Ausrede, noch zu bleiben. Wochen vergingen, und der Zwerg trieb sich immer noch auf dem Drachenberg herum. Die Wahrheit war, dass Ranessa lernte, ein Drache zu sein, und das fiel ihr nicht leicht. Wolfram wollte sie nicht allein lassen.

Er wusste nicht, weshalb es ihn noch überraschte, dass sie Schwierigkeiten hatte. Ranessa war auch als Mensch nicht gerade ein überwältigender Erfolg gewesen. Sie hatte ihre ganze Familie und den Trevinici-Stamm, in den sie hineingeboren worden war, gegen sich aufgebracht. Danach war es ihr gelungen, beinahe jede einzelne Person zu beleidigen, der sie auf ihrer Reise begegnet war. Sicher, man musste zugeben, dass es einige Entschuldigungen für ihre feindselige Haltung gab. Ranessa hatte sich ihr ganzes Leben lang für eine Menschenfrau gehalten (und es gehasst) und erst jetzt in einem einzigen überwältigenden und katastrophalen

Augenblick entdeckt, dass sie sich geirrt hatte. Sie war ein Drache.

Nachdem er sich selbst von dem Schock erholt hatte (und das hatte mehrerer Krüge von dem guten nussbraunen Bier der Mönche bedurft), hatte Wolfram gehofft, dass die Entdeckung ihres wahren Wesens Ranessa von einer gereizten, unvernünftigen und halb wahnsinnigen Menschenfrau zu einem entspannten und liebenswerten Drachen machen würde. Aber Ranessa war immer noch gereizt und unvernünftig. Der einzige Unterschied bestand darin, dass sie als Mensch ihre scharfe Zunge benutzt hatte, um einem den Kopf abzureißen. Nun hatte sie auch die dazu passenden scharfen Zähne.

Ranessas Drachenmutter Feuer versicherte Wolfram, dass Ranessas Verhalten vollkommen normal war. Alle frisch »geschlüpften« jungen Drachen hatten ähnliche Schwierigkeiten damit, sich an ihre neue Gestalt zu gewöhnen und an die neue Weise, sich selbst und die Welt zu betrachten.

»Nach der ersten Begeisterung darüber, dass er ein solches Wesen ist, ist der junge Drache verwirrt und verstört. Ranessa ist nun vielleicht zornig und fühlt sich verraten, und es fällt ihr schwer, sich an ein so vollkommen neues Leben zu gewöhnen. Das Verhalten ist dem von gerade pferdelos gewordenen Zwergen nicht unähnlich«, fügte Feuer kühl hinzu.

Da Wolfram selbst ein Pferdeloser war, verstand er genau, was sie damit meinte, aber er tat so, als sei das nicht der Fall. »Das kommt mir alles ziemlich umständlich vor«, erklärte er. »Und unnatürlich. Warum zieht ihr Drachen eure Kinder nicht selbst auf, statt sie armen Menschen unterzuschieben, die nicht ahnen, wie ihnen geschieht? Kinder aufzuziehen ist niemals leicht, mit all dem Geschrei und Gespucke und den schmutzigen Windeln, aber wir machen es trotzdem. Wir kämen nicht auf die Idee, unsere Kinder zum Beispiel euch unterzuschieben. Nichts für ungut.«

»Schon gut, Wolfram«, erwiderte Feuer, und er stellte erleichtert fest, dass sie amüsiert und nicht wütend war.

Feuer, eine Gestaltwandlerin, hatte wieder Zwergengestalt angenommen, und sie ging nun neben ihm her, wie es eine echte Zwergenfrau tun würde. Da sie jedoch jeden Augenblick ihre Drachengestalt annehmen konnte, wollte Wolfram sie auf keinen Fall gegen sich aufbringen.

Die beiden schlenderten durch einen der Gärten, welche das Kloster umgaben. Fünf Drachen bewachten das Kloster und sorgten dafür, dass den Mönchen nichts zustieß. Vier dieser Drachen vertraten die Elemente der Welt: Feuer, Wasser, Erde und Luft. Der fünfte Drache stellte die Abwesenheit der Elemente dar, die Leere.

Die Völker von Loerem wussten, dass das Kloster von Drachen beschützt wurde, aber nur wenige wussten, dass die Drachen auch die Oberhäupter des Klosters waren, denn sie verwandelten sich in Mönche, wenn sie mit Außenstehenden zu tun hatten. Wolfram hatte die Wahrheit ganz zufällig entdeckt, als er, ohne es zu wollen, Zeuge von Feuers Verwandlung von einer Zwergenfrau in einen wunderbaren roten Drachen geworden war.

Lügen, alles nur Lügen. Ein Haufen Lügen, dachte Wolfram empört. Nicht dass er nicht mitunter selbst gelogen hätte. Eine Lüge oder zwei waren hin und wieder ganz nützlich. Aber das hier war nicht das Gleiche. Diese Lügen veränderten das Leben der Leute.

»Es könnte zum Beispiel sein, dass man jemanden lieb gewinnt«, sagte Wolfram mürrisch. »Es könnte sein, dass man jemanden als Mensch gern hat, und dann findet man heraus, dass es sich um einen Drachen handelt. Einige könnte das kränken. Mehr sage ich ja gar nicht.«

»Ich verstehe, Wolfram«, antwortete Feuer.

Der Garten befand sich am Rand einer steilen Klippe und bot einen wunderbaren Blick auf das Land, das sich unterhalb des hohen Berges ausbreitete. Wolfram und Feuer blieben an einer Steinmauer stehen, welche errichtet worden war, damit niemand den Steilhang hinunterfiel. Unter ihnen trieben Wolkenfetzen. Tiefer drunten wand sich der Fluss wie ein blaues Band durch rote Felsen.

Ranessa war dort draußen in den Wolken und übte das Fliegen. Sie liebte das Fliegen, hatte sie Wolfram gesagt. Sie liebte es, auf den Aufwinden zu schweben oder auf eine von Panik erfüllte Ziege herabzustoßen. Sie liebte es, die hohen, verschneiten Gipfel zu umkreisen und zu wissen, dass sie sich hoch über der Welt und ihren Sorgen und Nöten befand.

Aber Ranessa konnte nicht ewig in der Luft bleiben. Sie musste landen, musste wieder auf festen Boden kommen. Und aus irgendeinem Grund schien Ranessa die Sache mit dem Landen nicht in den Griff zu bekommen. Als sie es zum ersten Mal versucht hatte, war sie zu schnell gewesen, war gerutscht, hatte den Kopf zu früh nach unten gehalten, hatte sich überschlagen und war schließlich am Stall der Mönche schlitternd zum Halten gekommen, wobei sie das Gebäude in Trümmer gelegt und zwei Maultiere getötet hatte.

Wolfram war sicher gewesen, dass Ranessa selbst ebenfalls umgekommen war. Sie hatte sich jedoch nur die meisten Schuppen von der Nase geschürft sowie einen Muskel an einem Bein gezerrt, und ansonsten schien sie vollkommen entschlossen zu sein, sich nie wieder in die Lüfte zu erheben. Blauer Himmel, Wolken und Freiheit verlockten sie schließlich, es doch wieder zu versuchen. Also übte sie täglich ihre Landungen auf einem großen leeren Feld. Sie behauptete, dass sie langsam besser würde. Wolfram wusste es nicht. Er konnte einfach nicht zusehen.

Wolfram rieb sich die Nase, kratzte sich den Bart und spähte ins Land hinaus, wo Ranessa ruhelos um die Gipfel flatterte. Ihre roten Schuppen glitzerten orangefarben in der Sonne. Sie war eine anmutige, schlanke geflügelte Schönheit. Plötzlich wünschte er sich, dass sie sich selbst sehen könnte, so wie er sie sah. Das würde vielleicht helfen.

»Der Grund dafür, warum wir die jungen Leute weggeben, ist nicht vollkommen selbstsüchtig«, erklärte Feuer. »Wir haben entdeckt, dass das Leben unter unterschiedlichen Völkern einigen unserer Jungen Verständnis dafür vermittelt, wie ihr denkt und handelt.«

»Zu schade, dass das nicht auch umgekehrt zutrifft«, brummte Wolfram mürrisch. »Ich habe mich die ganze Zeit über etwas gefragt. Ranessa fühlte sich dazu gezwungen, hierher zu kommen. Sie hatte den Drachenberg in ihren Träumen gesehen. Passiert das mit all euren Jungen?«

»Nur mit wenigen«, erwiderte Feuer. »Es passiert mit jenen Drachenkindern, die mit ihrem Leben unzufrieden sind. Wie Ranessa. Sie wissen, dass das Leben etwas Besonderes für sie vorgesehen hat, und sie geben keine Ruhe, ehe sie nicht herausgefunden haben, was das ist. Ihre Suche hat sie hierher und zu mir geführt.«

»Und was passiert mit dem Rest? Mit denen, welchen es gefällt, Mensch, Zwerg oder Elf zu sein?«

»Sie leben und sterben als Menschen, Zwerge oder Elfen und erfahren niemals, dass sie eigentlich etwas anderes waren. So verlieren wir ein paar von unseren Kindern. Wir wissen, dass diese Gefahr besteht, und wir nehmen es hin.«

Feuer warf einen Blick auf ihre Drachentochter und lächelte stolz. »Ranessa braucht jetzt einen Freund.«

»Dann hoffe ich, dass sie einen findet«, meinte Wolfram, »denn ich werde morgen abreisen.«

»Gute Reise«, wünschte ihm Feuer und kehrte wieder ins Kloster zurück.

Wolfram blieb stehen und beobachtete weiter Ranessa, die Hände in die Taschen seiner Lederhose gerammt, das Gesicht unwillig verzogen. Er konnte sehen, dass sie müde wurde, denn ihr Kopf sank langsam nach unten. Wahrscheinlich schob sie das Landen so lange wie möglich hinaus.

Wolfram schüttelte den Kopf und machte sich auf den Rückweg zum Kloster, wobei er sich vornahm, gleich mit Packen anzufangen. Stattdessen schlug er jedoch den Weg zu dem unfruchtbaren Feld ein.

Ranessa lag inmitten eines Haufens von Steinblöcken, schlug wütend mit den Flügeln und wirbelte dadurch eine Staubwolke auf.

Wolfram fächelte den Staub mit der Hand weg und ging zu einer Stelle, von der aus sie ihn sehen konnte.

»Was willst du denn hier?«, fragte Ranessa. »Bist du gekommen, um etwas zum Lachen zu haben?«

»Ich wollte mich davon überzeugen, dass du dir nicht deinen dummen Hals gebrochen hast«, entgegnete Wolfram. »Du wirst besser.«

»Und?« Ranessa starrte ihn wütend an.

»Ich sage nur, dass du besser wirst«, sagte Wolfram. »Immerhin bist du nicht im See gelandet.«

Der Drache starrte ihn wütend an. »Wenn du es unbedingt wissen willst, ich *wollte* auf dem See landen. Ich habe ihn verfehlt.«

Ranessa erhob sich aus dem Steinhaufen, trat ein paar Steine beiseite und schwang gereizt den langen, schuppigen Schwanz. Einer der Felsbrocken landete ziemlich dicht neben Wolfram,

und der Zwerg musste rasch ausweichen, um nicht getroffen zu werden.

»Tut mir Leid«, murmelte Ranessa.

Sie breitete die Flügel im Sonnenlicht aus. Die Spätnachmittagssonne schien durch die transparente, rotorangefarbene Membran, so dass es so aussah, als wäre der Drache von einem inneren Feuer erfüllt. Rote Schuppen glitzerten. Ihr eleganter Kopf auf dem biegsamen Hals bewegte sich anmutig nach unten, da sie sich dazu zwang, geduldig die Membranen ihrer Flügel zu untersuchen. Sie musste feststellen, ob dort vielleicht winzige Risse entstanden waren, denn selbst das kleinste Loch im Flügel konnte während des Flugs rasch größer werden und schweren Schaden anrichten, falls es nicht behandelt wurde. Da Ranessa nicht sonderlich geduldig war, hatte sie diese Lektion auf schmerzliche Weise lernen müssen.

»Warum wolltest du im See landen?«, fragte Wolfram.

Manchmal, wenn er sie so sah, wie sie im Sonnenlicht schimmerte, rührte es ihn zu Tränen. Er räusperte sich und schaute mit einem Schaudern auf das eisblaue Wasser des mit Schnee gekrönten Sees.

»Ich dachte, es wäre vielleicht einfacher, im Wasser zu landen«, schmollte Ranessa. »Weicher.«

Sie schüttelte sich heftig, so dass die Schuppen rasselten, dann faltete sie die Flügel an den Seiten. Mit einem tiefen Seufzer legte sie den Kopf auf den felsigen Boden, die Nase auf gleicher Höhe mit Wolfram. Dann riss sie den Kopf wieder hoch. Sie stützte das Kinn auf eine kleine Kiefer. Mit einem erneuten Schnauben verwandelte sie den Baum in Holzkohle. Und dann senkte sie den Kopf abermals und schmiegte sich gemütlich an die sonnenwarme Erde.

»Das gefällt mir«, stellte sie fest.

»Dinge in Brand setzen«, sagte Wolfram.

»Ja. Das und die Magie. Nur dass ich beides ebenfalls nicht besonders gut kann.«

»Feuer sagt, es ist alles in Ordnung«, versuchte Wolfram sie zu beruhigen. »Es braucht einfach seine Zeit, das ist alles.« Er hielt einen Augenblick inne, dann sagte er lässig: »Vielleicht möchtest du wieder sein, wie du warst. Du kannst dich zurückverwandeln, das weißt du. Du kannst wieder deine alte Menschengestalt annehmen.«

Die schrägen Augen des Drachen waren grün und glitzerten im Kontrast zu den orangeroten Schuppen wie Smaragde. Wolfram schaute nun in diese Augen und suchte nach der Ranessa, welche er gekannt hatte, der wilden, ungezähmten Menschenfrau. Ein kleiner Teil dieser Ranessa war immer noch da – der Teil, der enttäuscht, ungeduldig und ängstlich war. Dieser Teil verschwand jedoch immer mehr, wich jeden Tag ein Stück weiter zurück. Der Drachenteil, der Teil, den Wolfram nicht verstehen konnte, übernahm sie.

»Nein«, sagte sie.

Wolfram rieb sich die Nase und starrte finster seine Stiefel an, die ziemlich abgetragen waren. Morgen würde er aufbrechen. Ganz bestimmt.

»Ich weiß nicht, ob du das verstehst oder nicht«, sagte Ranessa, und an ihrer Art zu sprechen erkannte er, dass sie selbst versuchte, es zu begreifen. »Aber ich habe mich in meinem Menschenkörper nie wohl gefühlt. Einmal, als ich klein war, sah ich, wie eine Schlange sich häutete. Wie sehr ich sie beneidet habe! Meine eigene Haut fühlte sich so klein und eng und bedrückend an. Ich wollte sie unbedingt am Rücken aufreißen und sie loswerden. Jetzt habe ich das getan, und ich will nie wieder in diese Haut zurückkehren. Aber ich erwarte nicht, dass jemand wie du das versteht.«

»Tatsächlich«, erklärte Wolfram würdevoll, »verstehe ich es. Ich habe mich selbst einmal gehäutet.«

»Was? Wie? Erzähl es mir«, drängte Ranessa und riss die grünen Augen weit auf.

»Schon gut«, erwiderte Wolfram. »Das ist eine lange Geschichte, und ich bin eigentlich nur hergekommen, um dir zu sagen, dass ich morgen aufbreche.«

»Das hast du gestern auch schon gesagt«, stellte Ranessa fest. »Und vorgestern.«

»Nun, diesmal ist es mir ernst damit«, entgegnete Wolfram.

Er wartete darauf, dass sie versuchen würde, ihn aufzuhalten, aber das tat sie nicht. Es war eisig kalt. So langsam verlor er alles Gefühl in den Füßen und fing an, auf den Boden zu stampfen, um sie zu wärmen.

»Also lebe wohl«, sagte er und fügte dann steif hinzu: »Danke, dass du mir das Leben gerettet hast.«

Nachdem das erledigt war, drehte er sich um und machte sich auf den Weg den Berg hinunter zum tiefer gelegenen Kloster.

Er hörte, wie der Schwanz des Drachen ruhelos gegen die Steine klatschte. Eine kleine Lawine von Kieseln wirbelte um seine Füße und hätte ihn beinahe stolpern lassen. Als er das Kloster schon fast erreicht hatte, rief Ranessa ihm hinterher: »Danke, dass du meins gerettet hast.«

Wolfram zog den Kopf ein und tat so, als hätte er nichts gehört.

Er ging an der Westseite des Klosters entlang zum Vordereingang, aber als er um die Ecke des Gebäudes bog, blieb er wie angewurzelt stehen. Einen Augenblick lang glotzte er nur und bezweifelte, dass er noch richtig sehen konnte. Dann eilte er rasch zurück und duckte sich hinter das graue Steingebäude.

»Verflucht!«, knurrte er. »Ich wusste ja, dass ich längst hätte aufbrechen sollen!«

Eine Gruppe von Zwergen – etwa zwanzig von ihnen – schlug ihr Lager vor dem Kloster auf. Aus dieser Entfernung konnte Wolfram nicht erkennen, zu welchem Clan sie gehörten. Jeder Clan hatte sein eigenes Zeichen, an dem seine Mitglieder zu erkennen waren, und in dem trüber werdenden Zwielicht konnte Wolfram keines dieser Zeichen erspähen. Er würde näher herangehen müssen, um einen genaueren Blick auf die Zwerge werfen zu können, und das hatte er auf keinen Fall vor.

Er mochte sich vielleicht sagen – er sagte es sich tatsächlich – , dass bei den paar Millionen Zwergen, welche über die Ebenen des Zwergenlands schweiften, kaum anzunehmen war, dass einer dieser zwanzig ihn auch nur vom Sehen kannte, und das wurde noch unwahrscheinlicher, weil er sich seit zwanzig Jahren nicht mehr im Zwergenland aufgehalten hatte. Das da waren Zwerge mit Pferden, und Wolfram war pferdelos. Er stammte aus Saumel, der Stadt der Pferdelosen, und obwohl ein paar Clanzwerge Saumel hin und wieder aus geschäftlichen Gründen aufsuchten, blieben sie niemals lange dort. Wenn sie ihn dort gesehen hatten, würden sie sich sehr wahrscheinlich nicht an ihn erinnern.

Aber »sehr wahrscheinlich nicht« war zu wenig.

Er beobachtete, wie die Zwerge ihre Pferde abluden, und war plötzlich ausgesprochen neugierig. Was wollten sie hier? Er hatte nie gehört, dass Zwerge den ganzen Weg von ihrem Land zum Kloster auf dem Drachenberg zurückgelegt hätten. Nur wenige Clans wussten von der Existenz dieses Klosters. Die Reise musste lang und beschwerlich gewesen sein und außerdem nicht ungefährlich, denn die *Zwerge* wären dazu gezwungen gewesen, durch das Land der Vinnengaelier zu ziehen, welche sie von alters her als ihre Feinde betrachteten.

Die Sonne rutschte hinter den Berg. Der Himmel verfärbte sich leuchtend golden, und das Land nahm die Farben der

Nacht an. Wolfram schlich im Schatten der Fichten näher an die Zwerge heran. Die Gruppe bestand aus zwanzig Zwergen und doppelt so vielen Pferden, den kleinen, zottigen, kräftigen Tieren, die von Zwergen gezüchtet und in ganz Loerem von allen gelobt wurden, die sich mit Pferden auskannten. Die Zwerge waren schwer bewaffnet – so war es üblich für Zwerge, die sich auf feindseliges Gelände begaben, und diese Beschreibung traf auf alles Gelände außerhalb des Zwergenlandes zu. Ihre Waffen und Rüstungen waren nicht von der eher primitiven Art, wie sie die meisten Clanzwerge trugen. Wolfram erkannte erstaunt die hervorragende Arbeit der Pferdelosen von Karkara, die an der Ostseite des Zwergengebirges lebten. Solche hervorragenden Waffen fand man ausgesprochen selten, sogar bei Zwergenclans, und sie waren sehr begehrt und entsprechend teuer.

Das hier musste die Eskorte eines Clanführers sein, und noch dazu die eines alles andere als gewöhnlichen Clanführers. Vielleicht war es sogar der Oberste Clanführer. Gesprächsfetzen, die er belauschte, schienen das zu bestätigen. Die Zwerge sprachen von jemandem namens Kolost. Nach ihrem respektvollen Ton zu schließen handelte es sich bei diesem Kolost um eine wichtige Persönlichkeit. Wer immer er sein mochte, er befand sich im Kloster und sprach dort mit einem der Mönche. Wolfram konnte allerdings immer noch keine Clanzeichen erkennen, und das verwirrte ihn.

Ein paar Pferde trugen Brandzeichen, andere wiederum nicht. Einige hatten Pferdedecken der gleichen Machart, aber andere nicht. Einige Zwerge trugen rote Perlen an den Enden ihrer Schnurrbärte, andere hatten keinen solchen Zierrat. Seltsam war auch, dass die Zwerge zwar zusammenarbeiteten, einander aber mit betontem Respekt behandelten. Wenn sie nicht gerade gemeinsam eine bestimmte Arbeit erledigten, trennten sie sich

und standen in kleineren Gruppen von drei oder vier Männern zusammen.

Plötzlich wusste Wolfram, um was es hier ging, und er verfluchte sich dafür, der größte Dummkopf der Welt zu sein. Das hier waren nicht die hochrangigen Krieger eines einzelnen Clans. Die Gruppe bestand aus hochrangigen Kriegern mehrerer Clans.

Es war vielleicht verzeihlich, dass Wolfram nicht eher zu diesem Schluss gekommen war, weil er noch nie zuvor gesehen hatte, dass so viele Clans unter der Führung eines einzelnen Mannes zusammenkamen. Selbst der Oberste Clanführer, welcher dem Namen nach der Anführer aller war, war für gewöhnlich mit Kriegern seines eigenen Clans unterwegs.

Die Pferdelosen stellten eine Ausnahme von dieser Regel dar, aber ihnen blieb auch nicht viel anderes übrig. Bei den Pferdelosen handelte es sich um Zwerge, die wegen einer Verwundung, aufgrund eines Verstoßes gegen das Gesetz oder durch ein anderes Unheil aus den Clans ausgestoßen worden waren. Sie waren gezwungen zusammenzuhalten, damit sie überleben konnten, und so waren die vier Städte der Pferdelosen entstanden.

Nachdem er all das nun wusste, erkannte Wolfram auch den Stahlclan an den roten Perlen, den Schwertclan an den unverwechselbaren Pferdedecken und den Roten Clan an der gezackten Markierung an den Bäuchen ihrer Pferde. All diese Clans waren in der Vergangenheit bitter verfeindet gewesen. Was hatte ihre hochrangigen Krieger zusammengebracht, dass sie eine gefährliche Reise durch einen halben Kontinent zurücklegten? Und wer war dieser Kolost? Was wollte er ausgerechnet hier am Drachenberg? Was sollte ein Zwerg mit den Mönchen zu tun haben, welche die Geschichte aufzeichneten? Wolframs Neugier war so gewaltig, dass er

versucht war, tatsächlich zu diesen Zwergen zu gehen, sich ihnen vorzustellen und herauszufinden, was hier vor sich ging. Aber er kämpfte erfolgreich gegen diese Versuchung an und erinnerte sich daran, dass er ein Gesetzloser war, ein Verbrecher, und dass er Gefahr lief, gedemütigt und in Ketten nach Saumel zurückgezerrt zu werden.

Seine Ausrüstung befand sich jedoch im Gemeinschaftsraum, er hingegen hier draußen, und zwanzig Zwerge standen zwischen ihm und dem Eingang. Er warf einen Blick auf die Wand hinter ihm. Die Fenster standen offen, um die frische Bergluft einzulassen. Er dachte daran hineinzuklettern, dann fiel ihm ein, dass überall im Kloster die riesigen Omarah unterwegs waren, und sie würden einem Zwerg, der einfach durch ein Fenster kletterte, wahrscheinlich nicht mit ausgesuchter Höflichkeit begegnen.

Wolfram hatte keine andere Wahl, als hinter den Bäumen hocken zu bleiben und zu warten, bis die Zwerge sich in ihre Pferdedecken gewickelt hatten und schliefen. Dann würde er sich nach drinnen schleichen, sein Gepäck schnappen und hoffentlich verschwinden können, bevor ihn jemand sah.

Die Nacht senkte sich über die Fichten und über Wolfram. Die Clanzwerge entzündeten das nächtliche Feuer, welches den Zwergen heilig ist. Für gewöhnlich wird einem von ihnen, dem Feuermagus, die Verantwortung dafür übertragen, das Feuer jeden Abend anzuzünden und am nächsten Morgen sorgfältig wieder zu löschen. Die Zwerge vor dem Kloster bereiteten ihre Abendmahlzeit zu und brieten Kaninchen auf Spießen.

Als sie damit fertig waren, wickelten sie sich in ihre Pferdedecken, stellten eine Wache auf und legten sich für die Nacht hin. Wolfram nahm an, dass auch dieser Kolost bald ins Lager zurückkehren würde, denn kein Clanzwerg würde auch nur im Traum daran denken, die Nacht in einem Gebäude zu

verbringen, wenn er es irgendwie vermeiden konnte. Der Clanführer tauchte jedoch nicht auf, und schließlich veranlassten der Hunger und die Tatsache, dass ihm vom Hocken hinter den Fichten die Knie wehtaten, Wolfram dazu, etwas zu unternehmen.

Er stand auf, verzog das Gesicht, weil seine Gelenke schmerzten, und schlich im Schutz der Dunkelheit auf das Haupttor zu. Er wartete, bis der Zwerg auf Wache ihm den Rücken zugewandt hatte und in die Gegenrichtung ging, dann huschte er hinter den Bäumen entlang und rannte die Treppe hinauf und durch die Tür. Er wäre beinahe mit einem beeindruckend aussehenden Zwerg und mit Feuer, dem Drachenweibchen, zusammengestoßen, welches die Gestalt einer Zwergenfrau angenommen hatte.

»Ah, Wolfram«, sagte Feuer ungerührt. »Wir waren gerade auf der Suche nach dir. Wolfram, das hier ist Kolost, der Oberste Clanführer. Kolost, das hier ist der Zwerg, von dem ich dir erzählt habe. Der, welcher dir helfen kann – Wolfram der Paladin.«

»Du bist Wolfram der Paladin?«, fragte Kolost.

»Ich heiße Wolfram«, sagte Wolfram. »Aber ich bin kein Paladin.«

»Feuer lügt also?« Kolost starrte Wolfram durchdringend an, und dieser konnte seinem Blick nicht begegnen.

»Sie lügt nicht«, sagte Wolfram und zog den Kopf ein. »Sie irrt sich. Sie irrt sich einfach, das ist alles.«

»Wie könnte sie sich irren?«

Wolfram zuckte mit den Schultern, behielt den Kopf eingezogen und murmelte ein paar leise Worte.

»Was hast du gesagt?«, wollte Kolost wissen.

»Es ist einfach nur der gleiche Name. Wolfram ist ein weit verbreiteter Name…«

Seine Worte fielen in einen Brunnen des Schweigens, wirbelten ins Dunkel hinab und landeten mit einem Klatschen. Kolost hatte die Arme verschränkt und betrachtete Wolfram mit gerunzelter Stirn. Der Clanführer konnte sich eindeutig nicht erklären, was hier los war, und mit der üblichen Zähigkeit der Zwerge machte er sich daran, es herauszufinden. Feuer beobachtete Wolfram mit einem geduldigen Lächeln wie eine Mutter, die das schlechte Benehmen eines Kindes duldet, weil sie weiß, dass das Kind sich irgendwann von selbst bessern wird.

Wolfram wusste, dass ihm endlose Stunden der Fragen von Seiten des Clanführers und endlose Stunden dieses verfluchten geduldigen Lächelns bevorstanden. Er gab auf.

»Also gut. Ich bin dieser Wolfram. Oder genauer gesagt, ich war einmal ein Paladin. Wir alle machen Fehler, wenn wir jung und dumm sind. Aber dann bin ich zu Verstand gekommen. Ich habe damit aufgehört.« Er riss sein Wollhemd über der Brust auf. »Ihr seht kein Medaillon an mir, oder etwa doch? Nein, das tut ihr nicht. Weil ich nämlich keins trage. Weil ich nämlich kein Paladin bin. Nicht mehr. Also, wenn das alles war, möchte ich jetzt schlafen. Und vorher brauche ich noch etwas zu essen.«

Er stapfte mit hoch erhobenem Kopf zu dem Tisch, auf dem die Mönche die abendliche Mahlzeit aufgebaut hatten. Tatsächlich hatte Wolfram den Appetit verloren, aber er machte ein großes Getue darum, wie hungrig er angeblich war. Er stapelte sich einen Berg von Brot, Käse und Räucherfleisch auf ein Holzbrett und brachte es in eine Ecke des Gemeinschaftsraums. Dort hockte er sich auf den Rand der Feuerstelle und fing an, wild auf dem Brot herumzukauen. Er beobachtete Feuer und Kolost aus dem Augenwinkel.

Die beiden steckten die Köpfe zusammen und unterhielten sich. Wolfram konnte einen Teil des Gesprächs hören und den Rest erraten. Kolost fragte nach dem Medaillon, welches Wolfram erwähnt hatte. Feuer erklärte, dass das Medaillon ein Geschenk der Götter an all jene war, die sich der schmerzlichen Veränderung zum Paladin unterzogen. Das Medaillon konnte den Paladin mit einer magischen Rüstung umgeben, welche ihn vor einem Angriff schützte und ihm auch gewisse magische Kräfte verlieh.

Wolfram musste sich anstrengen, um das Brot überhaupt herunterschlucken zu können. Mit Hilfe von Bier gelang ihm das schließlich, und dann machte er sich finster entschlossen an das Fleisch.

Feuer und Kolost beendeten ihr Gespräch, und Feuer verließ das Zimmer. Wolfram hoffte, dass Kolost ebenfalls gehen

würde. Zu seinem großen Verdruss jedoch sah er, dass der Clanführer auf die Ecke zukam, wo Wolfram mit dem Rücken zum Feuer saß. Wolfram stöhnte innerlich.

Er betrachtete Kolost und versuchte, ein Gefühl für den Feind zu entwickeln. Dies war die erste gute Gelegenheit für einen Blick auf den Clanhäuptling, und Wolfram war erstaunt über das, was er sah. Kolost war durchschnittlich groß für einen Zwerg, aber er war schlank und wirkte daher größer. Sein Haar, die dichten Brauen und der lange Schnurrbart waren schwarz, die Augen dunkelbraun. Sein Gesicht war so sonnenverbrannt und vom Wind gegerbt, dass man sein Alter nur schlecht einschätzen konnte. Aus der Ferne hatte ihn Wolfram für einen Zwerg mittleren Alters gehalten. Nun, aus der Nähe betrachtet, sah Wolfram verblüfft, dass er einen noch recht jungen Mann vor sich hatte. Viel zu jung, um Clanführer zu sein.

Am meisten verwirrte Wolfram allerdings die Tatsache, dass Kolost kein Clanzeichen trug. Sein einziger Schmuck, wenn man das denn so nennen konnte, war die Kampfaxt, welche er sich auf den Rücken geschnallt hatte. Wolfram, ein guter Waffenkenner, hatte sie schon bemerkt, als Kolost mit Feuer gesprochen hatte. Die Axt war eindeutig eine Handwerksarbeit aus Karkara und noch dazu eine der schönsten, die Wolfram je gesehen hatte.

Kolost ging nun auf den Tisch zu, und Wolfram schöpfte wieder Hoffnung. Der Clanhäuptling wollte sich vielleicht nur einen Krug Bier holen. Kolost tat das tatsächlich, trank einen großen Schluck, rülpste zufrieden, kam dann zu Wolfram und hockte sich neben ihn an die Feuerstelle.

Die beiden waren an diesem Abend die einzigen Besucher im Kloster. Wolfram saß angespannt und mürrisch schweigend da und wartete auf die Bezichtigungen, die Beleidigungen, den Streit.

»Gutes Bier«, meinte Kolost. »Wenn man davon ausgeht, dass Menschen es gebraut haben.«

Wolfram schwieg und kaute weiter.

»Es könnte vielleicht helfen, wenn ich dir sagte, dass ich einmal ein Pferdeloser war«, fuhr Kolost fort. Dabei sah er Wolfram nicht an, sondern schaute in den Gemeinschaftsraum hinaus, zu dem Tisch, den Körben mit Brot und den Bierkrügen. »Ich wurde in Karkara geboren und bin dort auf gewachsen.«

Dieses verblüffende Geständnis hätte Wolfram beinahe dazu gebracht, sich an seinem Fleisch zu verschlucken. Er riss den Kopf hoch und starrte Kolost an.

»Aber du bist ein Clanführer.« Dann fiel ihm etwas ein. »Diese Männer da draußen – sie wissen das nicht, oder? Mach dir keine Sorgen. Ich werde dein Geheimnis wahren.«

»Sie wissen es«, antwortete Kolost. Er zog die dichten, dunklen Brauen zusammen, so heftig runzelte er die Stirn. Dann warf er Wolfram einen Seitenblick zu. »Ich wollte keine Lüge leben.«

Wolfram schnaubte. »Das klingt alles sehr gut, aber du kannst nicht von mir erwarten, dass ich ein einziges Wort davon glaube. Die Clans würden nie einen Pferdelosen aufnehmen und ihn erst recht nicht zum Clanführer machen. Wenn du versuchst, mich zu belügen – «

»Es ist die Wahrheit«, sagte Kolost ernst. »Ich bin nicht nur Clanführer, ich bin sogar Oberster Clanführer – der Herrscher des Zwergenvolks.«

Nach dieser Erklärung entspannte sich Kolost ein wenig und grinste spöttisch. »Selbstverständlich gibt es Clans, die meinen Anspruch bestreiten, aber damit habe ich gerechnet. Sie werden sich schon daran gewöhnen.«

Er prahlte nicht, sondern war einfach nur ausgesprochen selbstsicher, und als Wolfram ihn so anschaute und ihm

zuhörte, konnte er nicht mehr an den Worten dieses Mannes zweifeln.

»Meine Eltern waren Pferdelose«, erzählte Kolost. »Meine Mutter war ein Krüppel. Bei einem Überfall ist ein Pferd auf sie gefallen. Ihre Beine sind nie wieder richtig geheilt, und ihre Eltern brachten sie nach Karkara. Sie war erst acht Jahre alt, als sie sie dort zurückließen. Die anderen Pferdelosen zogen sie groß, und schließlich hat sie meinen Vater kennen gelernt und geheiratet. Er war ein Gesetzloser, den man aus einem Clan vertrieben hatte, weil er eine Liebschaft mit der Frau eines anderen Manns unterhielt. Er arbeitete als Helfer eines Schmieds. Das wäre auch mein Handwerk geworden, aber der Wolf sagte mir, dass mein Schicksal nicht in Karkara liege. Der Wolf hatte nicht vorgesehen, dass ich mein Leben in einer rußigen Schmiede verbringe. Also riet er mir, meine Eltern zu verlassen, das Zwergengebirge zu überqueren und mir einen Clan zu suchen, der mich aufnehmen würde. Das tat ich. Ich war damals zwölf Jahre alt.«

Wolfram gab es auf, so zu tun, als äße er. Er starrte Kolost an und lauschte gebannt.

»Der Weg war lang und schwer. Ich litt Hunger und Durst. Ich habe mich verirrt. Aber immer, wenn ich Hunger hatte, hat der Wolf mich ernährt. Wenn ich mich verirrte, hat der Wolf mich geführt. Schließlich brachte er mich zum Stahlclan. Zuerst haben sie mich weggescheucht, wollten mich nicht ins Lager lassen. Ich habe nicht aufgegeben. Ich bin ihnen Tag und Nacht gefolgt. Ich hatte kein Pferd, aber ich habe versucht, so gut wie möglich Schritt zu halten. Ich habe gejagt und ihnen Wild als Geschenk gebracht, um zu zeigen, dass ich keine Last sein würde.

Und schließlich kam der Tag, an welchem der Clanführer zu mir kam. Er sagte, weil ich so mutig und so störrisch sei, habe der Clan beschlossen, mich aufzunehmen. Er gab mich einem

Paar, das sein einziges Kind an eine Krankheit verloren hatte, und sagte, ich sollte der Sohn der beiden sein. Und so wurde ich in den Stahlclan aufgenommen. Als der Clanführer starb, hatte ich mich bereits als starker Krieger erwiesen, ebenso als geschickter Jäger. Ich konnte bei Wettbewerben und im Kampf bestehen, und entgegen allen Bräuchen wurde ich schließlich zum Clanführer gewählt.

Ich bin zurück nach Karkara geritten und habe um Waffen gefeilscht, und dann brachte ich die Waffen über die Berge und gab sie meinen Kriegern. Unter meiner Führung und mit unseren guten Waffen konnten wir im Kampf sowohl gegen den Schwertclan als auch gegen den Roten Clan bestehen. Sie stimmten zu, mich als Obersten Clanführer anzuerkennen, und die Pferdelosen von Saumel und Karkara taten es ihnen nach. Die anderen Clans werden sich ihnen bald anschließen.«

Wolfram starrte Kolost verblüfft an. Kolost sprach vollkommen sachlich über seine Vergangenheit, aber Wolfram konnte durch die Worte hindurch die Wirklichkeit erkennen. Er konnte sich vorstellen, was der Junge durchgemacht hatte, die Einsamkeit, die Angst. Wolfram bewunderte die Entschlossenheit und den Mut, die all diese Hindernisse bewältigt und Kolost so weit gebracht hatten. Und was für Pläne hegte dieser bemerkenswerte Zwerg für die Zukunft?

Der Clanführer schien seine Gedanken zu lesen. Er lächelte und trank noch einen Schluck Bier.

»Ich habe keinen geringen Ehrgeiz, wie du dir nun vielleicht vorstellen kannst. Ich habe vor, Herrscher des Zwergenlands zu werden und alle Clans unter meine Kontrolle zu bringen. Sobald ich das erreicht habe, werde ich unser Territorium ausdehnen; ich werde das Land zurückerobern, welches die Menschen, Elfen und Orks uns genommen haben. Und ich rede nicht davon, Viehbauern zu überfallen. Ich will alles Land zurück, das sie uns genommen haben; ich will sie dazu

zwingen, es uns zu geben, und vielleicht noch ein bisschen mehr als das.«

»Warum bist du dann hier?«, fragte Wolfram, der sich vollkommen betäubt und geblendet fühlte, als wäre er der strahlenden Sonne zu nahe gekommen. »Sicherlich nicht wegen mir.«

»Nein«, sagte Kolost. »Nicht unbedingt wegen dir. Ich hatte nicht einmal eine Ahnung, dass es einen Zwergenpaladin gab.« Er hielt inne, dann sagte er nachdenklich: »Obwohl ich vielleicht in gewisser Weise tatsächlich nach dir gesucht habe. Der Wolf hat mir gesagt, ich würde hier am Drachenberg die Hilfe finden, welche ich brauche. Vielleicht hat der Wolf ja dich gemeint.«

»Vielleicht auch nicht«, erwiderte Wolfram barsch. Er warf dem Clanführer einen tückischen Blick zu. »Du kommst mir sowieso nicht wie jemand vor, der Hilfe braucht, sei es nun meine oder die der Mönche.«

Kolost starrte missmutig in seinen leeren Bierkrug. »Ich kenne mich, meine Stärken und meine Grenzen. Ich kenne die Zwerge, ob sie nun Pferde haben oder nicht. Ich weiß, wie sie denken und wie sie auf das antworten werden, was ich tue und sage. Ich kenne Krieg, und ich kenne Frieden. Ich kenne mich mit der Natur aus – mit Wind und Wasser und Feuer. Aber mein Problem hat mit all diesen Dingen nichts zu tun, und ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Deshalb hat der Wolf mich hierher geschickt – um Antworten zu finden.«

»Was ist es denn nun für eine brennende Frage, die dich Hunderte von Meilen durch feindliches Land geführt hat?«, fragte Wolfram, welchen die Erleichterung mutig gemacht hatte. Inzwischen schien es recht unwahrscheinlich, dass Kolost ihn in Ketten zurück ins Zwergenland schleppen würde.

»Der Zwergenteil des Steins der Könige ist gestohlen worden«, sagte Kolost. »Ich bin gekommen, um die Mönche zu fragen, ob sie etwas über den Dieb wissen.«

»Gestohlen?« Wolfram war verblüfft. »Bist du sicher?« Seine Stimme wurde härter. »Vielleicht ist er nur verlegt worden. Die Clanzwerge haben sich nie für den Stein interessiert, und auch den meisten Pferdelosen war er vollkommene egal.« Er staunte darüber, dass ihn das selbst nach all diesen Jahren noch so wütend machte. »Und wieso willst du das überhaupt wissen?«

»Es stimmt, dass in der Vergangenheit niemand etwas auf den Stein gegeben hat«, sagte Kolost finster. »Aber jetzt ist das anders. Der Stein der Könige wurde den Zwergen vom Wolf gegeben. Der Stein gehört uns. Niemand hat das Recht, ihn uns zu stehlen.«

»Die Wahrheit ist, dass du glaubst, du könntest ihn brauchen«, meinte Wolfram listig. »Weißt du, wer ihn genommen hat? Irgendwer wird den Dieb doch gesehen haben.«

Kolost schüttelte den Kopf. »Es ist heimlich und in der Nacht passiert. Niemand hat etwas gesehen oder gehört.«

Wolfram kratzte sich am Kopf. Seit zweihundert Jahren war der Zwergenteil des Steins der Könige sicher in Saumel, der Stadt der Pferdelosen, aufbewahrt worden. Kein Zwerg würde ihn je stehlen. Dieser Kolost war der Erste, dem Wolfram je begegnet war, der überhaupt etwas von dem Stein wusste und mehr über ihn in Erfahrung bringen wollte. Saumel war eines der Handelszentren des Zwergenlands. Angehörige anderer Völker durften die Stadt betreten, aber man erwartete, dass sie sich nur in bestimmten Stadtteilen aufhielten. Die Zwerge hatten keine Wachen beim Stein der Könige aufgestellt, wenn man von den Kindern einmal absah.

»Was hat Feuer gesagt?«, erkundigte sich Wolfram. »Wusste sie, wer der Dieb sein könnte?«

»Das glaube ich nicht«, antwortete Kolost und runzelte verwirrt die Stirn. »Diese Frau ist seltsam. Sie verhält sich nicht wirklich wie eine Zwergin. Ich weiß nicht, ob ich ihr trauen kann.« Bei diesem Satz warf er Wolfram einen Blick zu.

»Ach, Feuer ist schon in Ordnung«, tat Wolfram die unausgesprochene Frage ab. »Und wenn sie es wüsste, würde sie es dir verraten. Was hat sie gesagt?«

»Sie meinte, sie selbst könne mir nicht helfen, aber es gebe hier einen Zwerg, der über den Stein der Könige mehr wüsste, weil er Paladin sei.«

»Paladin *war*«, verbesserte Wolfram verärgert. »*War*. Ich bin keiner mehr. Ich habe es aufgegeben.«

»Feuer ist anderer Ansicht«, meinte Kolost.

»Was weiß sie denn schon davon?«, schnaubte Wolfram.

»Sie weiß, dass du dich vielleicht selbst aufgegeben hast. Aber der Wolf wird dich niemals aufgeben.«

Wolfram grunzte. Manchmal fluchte er beim Wolf, aber enger war die Beziehung zwischen ihnen dieser Tage nicht.

Kolost kam auf die Beine. »Wir werden morgen weiter über diese Sache sprechen. Wirst du diese Nacht das Feuer mit mir teilen?«

Ans Feuer eines Zwergs eingeladen zu werden, ist eine große Ehre, ein Zeichen der Freundschaft. Wolfram erkannte jedoch die Falle, die dahinter steckte, und gratulierte sich dazu, wie schlau er ihr auswich.

»Ich danke dir, Clanführer«, sagte er. »Es ist Vollmond, und die Straße lockt. Ich bin schon viel zu lange hier geblieben. Ich muss aufbrechen.«

Er erwartete, dass Kolost zornig oder beleidigt wäre. Er würde mit beidem zurechtkommen.

»Die Kinder wurden ermordet«, sagte Kolost.

Wolfram zuckte zusammen, als hätte ihn jemand mit einer Nadel gestochen.

»Wie meinst du das?«, fragte er in einem Versuch auszuweichen. »Welche Kinder?«

»Dunners Kinder. Die Kinder, welche die selbst ernannten Hüter des Steins waren. Der Dieb hat sie umgebracht. Die Kinder haben gekämpft, um den Stein zu verteidigen. Sie sind als Helden gestorben. Ich wünsche dir weiches Grasland, Wolfram.«

Das war gleichbedeutend mit dem Wunsch für eine sichere Reise. Kolost verließ das Kloster. Wolfram starrte noch lange, nachdem Kolost gegangen war, in die Flammen. Er starrte so lange hinein, bis seine Augen von dem hellen Licht zu brennen begannen.

Zumindest war das die Erklärung, die er sich für die Tränen gab.

Kolost und seine Eskorte waren bei Sonnenaufgang wach, löschten ihr Feuer und packten ihre geringe Habe. Kolost hatte getan, was er tun wollte. Seine Frage war gestellt und beantwortet worden. Dass die Antwort unbefriedigend ausgefallen war, nahm er mit dem unerschütterlichen Fatalismus hin, welcher ihn durchs Leben getragen hatte. Er bereitete sich darauf vor weiterzuziehen.

Wolfram beobachtete die Zwerge aus dem Schatten des Klostereingangs heraus. Er hatte in dieser Nacht schlecht geschlafen, da ihn seltsame Träume in Unruhe versetzt hatten. Er beschloss, Kolost zumindest noch ein paar Fragen zu stellen.

Die Zwerge sahen ihm schon an seinem langen Bart und dem Fehlen von Clanzeichen an, dass er ein Pferdeloser war, und betrachteten ihn mitleidig. Wolfram beachtete sie nicht weiter.

Er hatte solche Blicke schon öfter ertragen müssen. Viel zu oft. Er ging direkt zu Kolost, der sich vornübergebeugt hatte, unter den Bauch seines Pferds spähte und prüfte, ob der Sattelgurt fest genug geschnallt war.

»Kolost«, sagte ein Zwerg warnend. »Jemand kommt.«

Der Clanführer richtete sich auf und wandte sich Wolfram zu. Wenn Kolost in irgendeiner Weise selbstzufrieden gewesen wäre, wissend gelächelt hätte oder dergleichen, hätte sich Wolfram auf dem Absatz umgedreht und wäre gegangen. Aber die Miene des Clanführers war ernst und ruhig und verriet nichts, und daher blieb Wolfram.

»Wie lange ist dieser Diebstahl her?«, wollte er wissen.

Kolost dachte nach. »Der Vollmond ist dreimal aufgegangen, seit wir zu unserer Reise aufgebrochen sind.«

Wolfram war entsetzt. »Drei Monate?«

»Wir haben so lange gebraucht, um hierher zu gelangen«, stellte Kolost fest. »Wir sind keine Elfen. Wir können nicht fliegen.«

»Elfen können das auch nicht«, murmelte Wolfram.

»Das kann ich nicht wissen«, erklärte Kolost höflich. »Ich habe nie einen Elf gesehen.«

»Da hast du nicht viel verpasst.« Wolfram blieb nachdenklich stehen und wusste nicht, was er tun sollte. Er warf einen Blick zurück zu Kolost. »Ich weiß nicht, was du von mir erwartest. Bis wir wieder in Saumel sind, werden drei weitere Monate oder noch mehr vergangen sein. Dieser Dieb könnte inzwischen auf der andere Seite der Welt sein. Wahrscheinlich ist er das auch.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, es ist hoffnungslos. Wir können nichts tun. Aber ich komme viel herum. Ich werde mich ein bisschen umhören. Wenn ich etwas erfahren sollte – «

»Hallo, Wolfram«, sagte Ranessa hinter ihm. »Wer sind denn deine Freude?«

Wolfram zog die Zehen ein. Seine Haare sträubten sich. Er hätte sich mit Freuden vom Gipfel des Berges geschleudert, und einen Augenblick lang dachte er ernsthaft über diese Möglichkeit nach.

Ranessa war zum ersten Mal, seit sie ein Drache geworden war, in Menschengestalt erschienen. Er hatte vergessen, wie seltsam sie mit ihrem schwarzen, ungekämmten Haar aussah, das ihr in Strähnen ins Gesicht hing, mit der abgetragenen, nicht allzu sauberen Lederhose und dem Hemd und diesem wilden, halb wahnsinnigen Glitzern in den Augen.

Zwerge haben nicht viel für Menschen übrig. Die Clanzwerge wechselten säuerliche Blicke. Kolost schaute Wolfram streng und tadelnd an.

Wolfram hatte in Fringresisch geantwortet, der Sprache der Clanzwerge. Nun wechselte er zur Allgemeinen Sprache.

»Das ist kein guter Zeitpunkt, Ranessa«, knurrte er. »Du kannst mir später auf die Nerven gehen. Was willst du überhaupt hier, und noch dazu in diesem Aufzug?«

»Ich wollte sehen, ob du wirklich weg bist«, erwiderte Ranessa kalt. »Selbstverständlich war das nicht der Fall. Und was diesen ›Aufzug‹ angeht, wie du es nennst, so hat das damit zu tun, dass Feuer mir nicht erlaubt, in der Nähe des Klosters meine Drachengestalt anzunehmen. Sie befürchtet, ich könnte etwas zerbrechen.«

»Wer ist diese Menschenfrau, Wolfram?«, fragte Kolost in der Allgemeinen Sprache.

»Sie ist nicht wichtig«, behauptete Wolfram wieder in Fringresisch. »Eine Menschenfrau, die sich an mich gehängt hat. Ich kann sie einfach nicht los – «

»Ich heiße Ranessa«, unterbrach ihn Ranessa, richtete sich auf und betrachtete Kolost verächtlich. »Und ich bin ein Drache.«

»Ein Drache!«, wiederholte Kolost.

»Sie ist so verrückt wie ein Mistor«, sagte Wolfram leise. »Ich weiß, ihr wollet früh aufbrechen, also verabschiede ich mich jetzt. Ich wünsche euch eine gute Reise – «

»Ich bin nicht verrückt!«, widersprach Ranessa zornig. »Ich habe wirklich genug von Leuten, die mich für verrückt halten.«

»Lass das, Ranessa«, flehte Wolfram, der begriff, dass er einen schrecklichen Fehler begangen hatte. »Es tut mir Leid.«

»Ich werde dir zeigen, wer hier verrückt ist«, fauchte Ranessa.

Sie verwandelte sich in einen Drachen. Ihre Arme wurden zu Flügeln. Ihr Kopf glitzerte rot, als sich die Schuppen über ihre Haut ausbreiteten. Ihr dunkles Haar wurde zu einem schwarzen, stacheligen Kamm, der vor Empörung und Triumph bebte. Ihre grünen Augen glitzerten. Dicke, muskulöse Hinterbeine stützten den massiven Körper. Ihr roter, glänzender Schwanz peitschte übel gelaunt über den Boden.

Ein Schnauben des Drachens genügte, um die Pferde durchgehen zu lassen. Einige galoppierten den Berg hinunter, andere rannten um die Ostecke des Klosters.

Die Zwerge standen starr vor Entsetzen da. Dann gab Kolost Befehle. Er packte seine Kampfaxt und hielt sie vor sich. Die anderen Zwerge griffen nach Schwertern, Äxten oder Bögen und bereiteten sich auf einen Angriff vor.

Wolfram schrie sich heiser bei dem Versuch, die Zwerge auf der einen und Ranessa auf der anderen Seite zu beruhigen. Der Drache brüllte und fletschte die Zähne. Von dem schrecklichen Lärm aus ihren Studien gerissen, spähten Mönche aus den Fenstern und Türen. Die Omarah kamen über das Gelände gerannt, die riesigen Stäbe in der Hand, um etwas gegen diese Störung zu unternehmen.

Dann zeigte Kolost nach oben.

»Noch einer!«, rief er. Ein zweiter Drache kam von Osten her über die Berge geflogen.

Beim Anblick ihrer Mutter nahm Ranessa wieder Menschengestalt an. Sie duckte sich hinter Wolfram und versuchte, sich zu verstecken. Da sie größer war als er, war das nicht von sonderlichem Erfolg gekrönt.

Der rote Drache stieß vor dem Kloster herab und begann, über den Zwergen zu kreisen.

»Steckt die Waffen weg, meine Herren«, sagte Feuer. »Meine Tochter will euch nichts Böses, nicht wahr, Tochter?«

Ranessa, die sich immer noch hinter Wolfram duckte, schüttelte den Kopf.

»Verzeiht meinem Kind, meine Herren«, fuhr Feuer fort. »Sie ist frisch geschlüpft und weiß noch nicht, wie sie sich verhalten soll. Das mit euren Pferden tut mir Leid. Die Omarah werden sie wieder zusammentreiben und dafür sorgen, dass sie zu euch zurückgebracht werden.«

Kolost blickte ehrfürchtig zu Feuer auf, und vor Erstaunen fand er keine Worte. Wolfram berührte die Schulter des Clanführers.

»Du solltest lieber tun, was sie sagt«, riet er. »Steckt eure Waffen weg. Sofort.«

Kolost senkte die Kampfaxt und befahl seiner Eskorte, seinem Beispiel zu folgen.

»Das ist alles deine Schuld!«, rief Ranessa und versetzte Wolfram einen so festen Stoß zwischen die Schulterblätter, dass es ihn auf die Knie warf. Sie stolzierte davon und überließ es ihm selbst, sich wieder aufzuraffen.

»Ich muss mich noch einmal entschuldigen«, sagte Feuer.

Dann flatterte sie wieder auf, segelte durch die Wolken und verschwand auf der Nordseite des Bergs.

Die Zwerge wandten sich Wolfram zu. Sollten sie doch starren. Es war ihm egal.

»Sie werden eure Pferde zurückbringen.«

Wolfram drehte sich auf dem Absatz um und eilte zurück ins Kloster, um sein Gepäck zu holen. Er war erschöpft, weil er zu wenig geschlafen hatte, aber er nahm an, noch ein paar Meilen zwischen sich und den Drachenberg bringen zu können, bevor er zusammenbrach.

Er griff nach seinem Rucksack und setzte den mit Pelz gefütterten Hut auf. Er war auf dem Weg zur Tür und weg vom Drachenberg – und diesmal meinte er es ernst –, als ein Omarah die schwere Hand auf seine Schulter legte.

»Feuer möchte dich sehen.«

»Ich will nicht mit ihr sprechen«, erklärte Wolfram. »Ich gehe.«

»Feuer möchte dich sehen«, wiederholte der Omarah. Er packte Wolframs Schulter fester.

Feuer stand am Fenster und starrte hinaus, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Als sie sich umdrehte, bemerkte. Wolfram ihre besorgte, unruhige Miene und fühlte sich an seine eigene Mutter erinnert, die oft so ausgesehen hatte. Plötzlich fühlte er sich ganz unvernünftigerweise schuldig.

»Feuer«, sagte er und nahm den Hut ab. »Es tut mir ehrlich Leid – «

»Es ist nicht dein Fehler, Wolfram.« Feuer lächelte bedauernd.

»Wenn überhaupt, dann ist es meine Schuld. Ranessa ist mein erstes Kind, weißt du. Ich bin in eine Falle gegangen, in der viele Eltern mit ihrem Erstgeborenen landen. Ich war zu beschützerisch. Zu nachgiebig. Sie ist störrisch und eigenwillig, ganz ähnlich wie ich, als ich frisch geschlüpft war. Mit anderen Worten, ich war bisher keine gute Mutter. Ich werde Ranessa in die Welt hinausschicken, Wolfram. Und ich will, dass du mit ihr gehst.«

Wolfram versuchte zu widersprechen, aber es kam nur ein ersticktes Gurgeln heraus.

»Das könnte die Lösung all eurer Probleme sein«, fuhr Feuer fort und tat so, als bemerke sie sein Unbehagen nicht. »Ranessa wird Gelegenheit haben, die Welt durch ihre Drachenaugen zu sehen. Und du wirst zusammen mit Kolost sicher und schnell nach Saumel gelangen. Das Verschwinden des Zwergenteils des Steins der Könige ist eine ernste Sache, Wolfram. Das verstehst du doch, nicht wahr?«

»Ich… ich denke schon«, antwortete Wolfram halb betäubt. »Es ist nur… ich weiß nicht, wer ihn genommen haben könnte. Wer würde so etwas auch nur wollen…«

»Tatsächlich, Wolfram?«, fragte Feuer leise. Sie streckte die Hand aus und spielte mit einem kleinen silbernen Kästchen, das mit Türkisen geschmückt war.

Wolfram starrte das Kästchen an, das einmal dem verstorbenen Paladin Gustav gehört hatte.

Erinnerungen überfluteten ihn. Ritter Gustav war bei dem Versuch gestorben, dieses Kästchen zu verteidigen, das einmal den Teil des Steins der Könige enthalten hatte, welcher den Menschen anvertraut worden war. Gustav hatte das Kästchen Wolfram vererbt. Vielleicht hatte der Paladin ihm damit ja auch noch etwas anderes hinterlassen.

Wolfram wurde von schrecklichen Vorahnungen beinahe überwältigt. Er war bereits zweimal einem Vrykyl begegnet, und er wünschte kein drittes Zusammentreffen. Die Erinnerungen allein genügten, um seine Geschlechtsteile schrumpfen zu lassen. Aber dann musste er wieder an die Kinder denken.

Er räusperte sich. »Also gut, ich werde nach Saumel gehen. Ich bin zwar kein Paladin, aber ich werde tun, was ich kann.«

»Warum bist du kein Paladin, Wolfram? Du hast dich doch der Verwandlung unterzogen – «

»Die Götter haben einen Fehler gemacht«, sagte er und spürte, wie ihm die Hitze ins Gesicht schoss. Er wartete angespannt darauf, dass Feuer noch mehr sagte, aber sie schwieg. Dann holte er tief Luft und fuhr fort: »Und Ranessa kann mitkommen. Sie ist eine echte Plage – nichts für ungut! –, aber ich glaube, ich verstehe sie jetzt. Ich weiß, wie sie empfindet…«

»Dass die Götter auch bei ihr einen Fehler gemacht haben?«, fragte Feuer mit einem traurigen Lächeln.

Wolfram setzte den Hut wieder auf. »Ich weiß allerdings nicht, was Kolost dazu sagen wird. Zwerge haben nichts dagegen, auf Pferden zu reiten, aber Drachen… ich weiß es nicht. Ich glaube nicht, dass er es machen wird.«

»Ich habe in sein Herz geschaut. Er will unbedingt so schnell wie möglich ins Zwergenland zurückkehren. Er fürchtet, dass seine Rivalen seine lange Abwesenheit gegen ihn ausnutzen. Ich werde mit ihm sprechen. Ich glaube nicht, dass er viel dagegen haben wird«, sagte Feuer. »Und ich werde auch mit Ranessa reden.«

Wolfram war schon einmal auf einem großen Adler geritten – jemand hatte ihn herausgefordert –, und es hatte ihm gefallen. Fliegen war aufregend und ganz so, als galoppiere man so schnell es ging über eine sonnige Wiese. Aber dann hatte er plötzlich ein sehr lebhaftes Bild davon im Kopf, wie es sein würde, auf dem Rücken dieses störrischen und unberechenbaren jungen Feuerdrachens zu reiten. Er erinnerte sich an Ranessas ungeschickte, ungelenke und Knochen erschütternde Landungen und musste sich die Stirn mit dem Hemdsärmel abwischen.

»Äh, wenn du mit ihr vielleicht auch darüber reden könntest, dass es möglicherweise unklug ist, in der Luft einen Salto zu schlagen, wenn sie Reiter hat, und dass sie aufpassen sollte, wo

sie landet – also zum Beispiel nicht in einem See oder einem Meer oder einem Vulkan…«

Feuer lächelte. »Ich denke, du wirst feststellen, dass Ranessa mehr Verstand hat, als du glaubst, Wolfram.«

Wolfram hatte seine Zweifel, aber er nickte höflich, dann verbeugte er sich und ging.

Die Zeit drängte für die anderen Völker der Welt, hetzte sie mit ihrem stetigen, unnachgiebigen Tempo. Die Zeit für Dagnarus maß sich in Jahrhunderten, aber auch er hörte die Uhr ticken.

Für Shadamehr, Alise, Damra und Griffith schien sich die Zeit verlangsamt zu haben. Sie wurde nun gemessen in den Glockenschlägen, welche die Wachablösung an Bord des Orkschiffes ankündigten. Gesegnet mit gutem Wetter und einem frischen Wind, ließen sie das Meer von Sagquanno rasch hinter sich und segelten nach Westen zum Orkasmeer. Ihre Tage verbrachten sie mit gemächlichen Spaziergängen an Deck, ernsthaften Gesprächen über die Zukunft, weniger ernsthaften Geschichten und Liedern und selbstverständlich den allgegenwärtigen Orkvorzeichen. Aber alle vier Stunden hörten sie die Glocken, welche sie daran erinnerten, dass selbst mitten in der Nacht die Zeit auf den Wellen unter dem Schiffsbug weiterglitt.

Die Zeit bewegte sich für Wolfram und Kolost mit stetigem Flügelschlag. Ranessa nahm die Verantwortung für die Sicherheit ihrer Reiter überwiegend ernst. Ihre Landungen wurden besser bis zu dem Punkt, dass es Wolfram beinahe gelang, dabei die Augen offen zu behalten. Was Kolost anging, so war er hingerissen vom Fliegen und erkannte sofort, wie nützlich es im Kampf sein konnte. Er fing sogar an, darüber nachzudenken, wie er die großen Adler einführen konnte, die es im Zwergenland nicht gab.

Die Zeit galoppierte für die Großmutter, Jessan und Ulaf auf schnellen Pferden dahin, als sie in Richtung Heimat ritten. Für Rigiswald, der mit einer Weinhändlerkarawane nach Krammes unterwegs war, bewegte sie sich im Kanter. Er hatte sich bei den Kaufleuten als Heiler verdingt, im Austausch gegen Schutz, Gesellschaft und genügend Wein, um den bitteren Nachgeschmack wegzuwaschen, welcher von seinen Erlebnissen in Neu-Vinnengael zurückgeblieben war.

Die Zeit drängte alle weiter, die mit dem in Berührung gekommen waren, was man vielleicht Ritter Gustavs Stein nennen konnte – mit einer Ausnahme. Für Rabe, der mit den Taan unterwegs war, bedeutete Zeit einen langen Tagesmarsch, das Abbrechen eines Lagers und das Errichten eines anderen und weitere Märsche. Der Trevinici versuchte, die Tage zu zählen, denn ein Krieger auf Urlaub muss wissen, wie viele Sonnenaufgänge er bei seinem Volk erleben kann, bis er wieder auf seinen Posten zurückkehren sollte. Aber für Rabe war die Zeit im Grunde stehen geblieben. Er musste nirgendwohin, und es gab keinen Ort, an dem man ihn zurückerwartete.

Rabe blickte zurück durch die Zeit und sah, wie sein vergangenes Leben in der Ferne verschwand. Er beobachtete ohne Bedauern, wie es immer mehr verblasste. Er würde nie mehr zu diesem Leben zurückkehren können, denn für einen Trevinici, welcher im Kampf gefangen genommen und als Gefangener davongeschleppt worden war, während seine Kameraden gekämpft hatten und gestorben waren, gab es im Leben keine Ehre mehr.

Dass es ihm gelungen war, den Taan zu töten, der ihn gefangen genommen hatte, war wie ein helles Leuchtfeuer auf Rabes Weg. Er hatte sich an dem Feind gerächt, der ihn beschämt, verspottet und ausgelacht hatte. Indem er seinen Feind Qu-tok getötet hatte, hatte sich Rabe außerdem eine

zweifelhafte Ehre erworben – er war einem der schauerlichen untoten Vrykyl aufgefallen, einem Albino-Taan namens K'let, welcher Rabe in seine Leibwache aufgenommen hatte. Darüber hinaus – und das bedeutete Rabe erheblich mehr – brachte der Taanstamm, mit dem er unterwegs war, ihm jetzt einen gewissen Respekt entgegen.

Rabe war kein Gefangener mehr, sondern ein Krieger der Taan mit vollem Status. Man hatte ihm Qu-toks Waffen, sein Zelt und seinen Ehrenplatz im äußeren Kreis der Krieger gegeben, dazu alle Besitztümer von Qu-tok, darunter auch eine Halbtaan-Sklavin namens Dur-zor. Rabe konnte die meisten von Qu-toks Besitztümern nicht brauchen. Der Taan hatte eine schöne Rüstung besessen, die man ihm als Belohnung für Tapferkeit in der Schlacht geschenkt hatte, aber sie passte Rabe nicht, und so schenkte er sie ein paar anderen Taan im Stamm und erwarb sich damit weiteres Wohlwollen. Das schönste Stück – einen Helm, welchen Qu-tok von dem Taangott Dagnarus persönlich erhalten hatte – gab Rabe Dag-ruk, der Nizam und Anführerin des Stamms. Dag-ruk war von dem Geschenk sehr angetan, ebenso wie von dem Schenkenden. Wenn Rabe gewusst hätte, wie sehr die Taan sich freute, hätte er den Helm im tiefsten Loch vergraben, das er finden konnte, und wäre dann hinterher gekrochen. Aber er hatte keine Ahnung. Dur-zor wusste Bescheid, denn sie sah, wie Dag-ruk Rabe anschaute, und sie verstand, was wirklich hinter den schmeichelnden Bemerkungen der Nizam stand. Aber es stand Dur-zor nicht zu, Rabes Ruhm im Weg zu stehen, und so schwieg sie.

Die Tage vergingen, überwiegend unbemerkt von Rabe, und es fiel ihm immer leichter, von einem Augenblick zum anderen zu leben. Er weigerte sich, an die Vergangenheit zu denken oder der Zukunft ins Auge zu blicken. Er hatte genug zu tun, um sich nicht zu langweilen, und dafür war er dankbar. Dag-

ruks Stamm hatte sich dafür entschieden, sich mit anderen Stämmen unter dem rebellischen Taan K'let zusammenzutun.

Dag-ruks Stamm hatte gegen K'lets Stämme gekämpft, aber der Vrykyl hatte nicht gegen seine Mittaan in die Schlacht ziehen wollen. Er wollte sie von seiner Sache überzeugen. Er hatte mit Dag-ruk und ihren Leuten gesprochen und ihnen gesagt, dass dieser Gott, den sie anbeteten, dieser Dagnarus, überhaupt kein Gott war, sondern nur ein Mensch – ein Mensch, dem die Taan nicht annähernd so viel bedeuteten, wie er behauptete, sondern der sie benutzte, um die Herrschaft über die verweichlichten und kriecherischen Völker von Loerem zu erlangen. Wenn Dagnarus mit den Taan fertig war, so behauptete K'let, würde er sie nicht belohnen, wie er das versprochen hatte.

Er würde sich gegen sie wenden und sie vernichten.

K'let drängte die Taan, mit Dagnarus zu brechen und wieder ihre alten Götter anzubeten, die selbst Taan waren und welche die Taan wirklich verstanden. K'lets Worte klangen überzeugend, und Dagnarus war nicht da gewesen, um ihnen zu widersprechen. Dag-ruk war es gewohnt, die Vrykyl oder Kyl-sarnz, wie die Taan sie nannten – die »Gottberührten« –, mit großer Ehrfurcht zu behandeln. Sie bewunderte K'let, wie es alle Taan taten, welche die Geschichte seiner Rebellion gegen Dagnarus kannten, und sie spürte tief im Herzen, dass er die Wahrheit sagte. Also hatte sie zugestimmt, ihm zu folgen, und die meisten ihrer Krieger hatten es ihr nachgetan. Jene, die nicht ihrer Ansicht waren, hielten entweder den Mund oder verließen den Stamm.

K'let und seine Taan-Anhänger, darunter auch Dag-ruk und ihr Stamm, waren nun nach Osten unterwegs, zu einem unbekannten Ziel. Was dieses Ziel war, wollte K'let nicht sagen, aber sie hatten es offenbar eilig. Er befahl den Taan, jeden Tag viele Stunden zu marschieren. Das war für diese

nomadischen Stämme vollkommen in Ordnung. Sie machten keine Pausen, sie spürten, wie wichtig es war, weiterzukommen, und viele stellten alle möglichen Spekulationen über ihr Ziel an. Auch Rabe tat das.

Die langen Tagesmärsche, die Abende, die er damit verbrachte, mit seinen seltsamen, von Qu-tok geerbten Taanwaffen zu üben, und die Nächte, in denen er Dur-zor beibrachte, wie Menschen sich vereinigten, gaben Rabe genug zu tun, um nicht zu viel nachdenken zu müssen.

Er genoss den größten Teil davon, selbst die Märsche, denn er war an so etwas gewöhnt und liebte die Freiheit der Straße. Unangenehm war nur die Zeit, die er in der Nähe von K'let verbringen musste. Schon der Anblick des Vrykyl ließ Rabe schaudern und erinnerte ihn an seinen schrecklichen Ritt nach Dunkar mit der verfluchten Rüstung des toten Vrykyl, der Ritter Gustav umgebracht hatte.

Besonders eine der neuen Waffen, das Tum-olt, gefiel Rabe. Es sah ähnlich aus wie ein Großschwert, besaß aber eine gezahnte Klinge, und man musste es mit beiden Händen schwingen. Er genoss auch seine Nächte mit Dur-zor, die bislang im Hinblick auf Vereinigung nur die brutale Behandlung der Menschenfrauen oder die beinahe ebenso gewaltsame Art der Taan gekannt hatte.

Dur-zor lebte für diese Nächte mit Rabe, in denen die beiden miteinander allein waren und den Rest der Welt ausschlossen. Sie sehnte sich den ganzen Tag nach der Berührung seiner Hände, seiner Lippen. Sie hatte von ihm das Wort »Liebe« gelernt. Sie wusste, was es bedeutete – dieses wunderbare, schreckliche Gefühl, das sie für ihn empfand. Sie sprach das Wort ihm gegenüber jedoch nie aus, denn Dur-zor wusste, dass er sie nicht liebte, und sie wollte ihn nicht quälen.

Wenn sie sich vereinigt hatten, lagen sie beisammen, und Dur-zor brachte Rabe Worte der Taansprache bei. Rabe würde

diese Sprache nie sprechen können, denn die menschliche Kehle kann die erforderlichen gutturalen Laute nicht hervorbringen, aber er lernte, sie zu verstehen. Weil sie lange in den Armeen anderer Länder gedient hatten, hatten die Trevinici eine gewisse Sprachbegabung entwickelt. Rabe lernte daher rasch, und er brauchte Dur-zor nur noch selten, um ihm zu übersetzen, was er hörte, obwohl sie immer noch seine Antworten weitergeben musste.

An diesem Abend war Rabe gerade zum Stamm zurückgekehrt, nachdem er zwei widerwärtige Nächte damit verbracht hatte, Dienst bei K'let zu leisten. Mehrere Taanstämme hatten sich unter K'lets Führung zusammengefunden. Dag-ruks Stamm hatte sein Lager etwa fünf Meilen vom Hauptlager entfernt aufgeschlagen, in welchem K'lets Zelt stand. Rabe kehrte spät am Abend nach Hause zurück. Er hatte gewaltigen Hunger und war enttäuscht, den Kochtopf leer zu finden.

»Was soll das?«, fragte er Dur-zor.

Sie sank auf die Knie. »Es tut mir Leid – «

Rabe griff nach ihren Händen und zog sie hoch. »Ich habe dir doch gesagt, Dur-zor, dass du nicht vor mir niederknien sollst. Ich bin nicht dein Herr. Wir sind gleich, du und ich.« Er zeigte erst auf sie, dann auf sich. »Gleich.«

»Ja, Rabe«, sagte Dur-zor eilig. »Es tut mir Leid. Ich habe es vergessen. Dag-ruk hat – «

Aber Rabe interessierte sich nicht für Dag-ruk. Er sah sich im Lager um, und sein finsterer Blick fiel auf die anderen Halbtaan, von denen die meisten auf den Knien lagen und die Arbeiten erledigten, für welche sich die Taanarbeiter zu gut fühlten, oder Schläge einstecken mussten, wie es jeden Tag geschah.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass sie dich und die von deiner Art wie Hunde behandeln«, sagte er, und sein Zorn

wuchs. »Schlimmer als Hunde. Ich würde gern mal mit Dag-ruk ein Wörtchen darüber reden.«

»Bitte, Rabe«, flehte Dur-zor. »Fang nicht wieder davon an. Ich habe es dir doch schon gesagt. Du kannst uns nicht helfen. Es wird nur Ärger für uns und auch für dich geben.« Sie warf einen ängstlichen Blick zum Zelt der Nizam. »Dag-ruk möchte mit dir sprechen, Rabe. Du solltest sie nicht warten lassen.«

Rabe biss die Zähne zusammen. Mit finsterer Miene verließ er sein Zelt und ging durchs Lager auf das Zelt der Nizam zu. Dur-zor eilte hinter ihm her, gleichermaßen ängstlich wie besorgt. Inzwischen kannte sie diesen störrischen Blick. Es gab nichts, was sie hätte sagen können, um Rabe davon abzuhalten, das zu tun, was er sich in den Kopf gesetzt hatte. Genau so hatte er ausgesehen, als er Qu-tok bei den Kdah-klk herausgefordert hatte.

Dag-ruk stand vor ihrem Zelt und lachte zusammen mit mehreren anderen Taankriegern über etwas. Die Nizam war hoch gewachsen und kräftig und trug ihre Kampfnarben voller Stolz. Sie hatte die Gunst des Schamanen R'lt gewonnen, und an ihren Armen verbargen sich viele magisch verstärkte Steine unter der ledrigen Haut. Sie war eine furchtlose Kriegerin und eine mächtige Nizam. Als Rabe eintraf, wandte Dag-ruk sich von dem Gespräch ab. Sie runzelte unwillig die Stirn, und die Krieger grinsten. Obwohl die Taan Rabe bewunderten, weil er Qu-tok besiegt hatte, waren die Krieger – besonders die Jüngeren – auch eifersüchtig auf ihn und hofften daher, dass er Ärger bekommen würde.

»Du hast mich warten lassen, R'b«, sagte Dag-ruk streng.

Bevor Rabe antworten konnte, mischte sich Dur-zor ein.

»Es war meine Schuld, große Kutryx«, erklärte sie und sank vor Dag-ruk auf die Knie. »Ich habe vergessen, es ihm zu sagen.«

»Das hätte ich mir eigentlich denken können«, erwiderte Dag-ruk höhnisch.

Sie hob den Fuß, um nach Dur-zor zu treten. Die Halbtaan versuchte, ihr auszuweichen, aber bevor Dag-ruk zutreten konnte, hatte sich Rabe schon zwischen die beiden gedrängt.

»Wenn du jemanden treten willst, Kutryx, dann tritt mich«, sagte er. »Eins solltest du allerdings wissen – ich trete zurück. Sag ihr, was ich gesagt habe, Dur-zor.«

»Rabe, bitte!«, flehte Dur-zor zitternd. »Tu das nicht!«

»Sag es ihr!«, befahl er kalt.

Dur-zor wiederholte die Worte in der Taansprache, aber sie brachte sie so leise und demütig hervor, dass man bezweifeln konnte, dass Dag-ruk sie überhaupt hörte. Das brauchte sie allerdings auch nicht, denn sie hatte Rabe hervorragend verstanden.

Ebenso wie die zuschauenden Krieger. Das allgemeine Grinsen verschwand. Sie starrten Rabe an, entsetzt über seine Dreistigkeit. Die meisten erwarteten, dass er auf der Stelle sterben würde, denn niemand widersetzte sich der Nizam.

Rabe blieb trotzig stehen und wartete.

Die Nachricht von der Auseinandersetzung hatte sich sofort überall verbreitet, und der Schamane R’lt eilte zum Schauplatz des Geschehens. Er mischte sich nicht ein, sondern hielt sich am Rand der größer werdenden Zuschauermenge. Dag-ruk wusste, dass er da war. Sie grüßte ihn zwar nicht, aber ihre geballten Fäuste lockerten sich ein wenig. Sie öffnete den Mund zu einem Grinsen, das mehrere Reihen gelber Zähne entblößte.

»Du bist sehr mutig, R’b, auf diese Weise zu deiner Nizam zu sprechen«, sagte Dag-ruk.

»Die Nizam weiß, wie sehr ich sie achte«, antwortete Rabe, erstaunt wie jeder andere in der Menge, dass er noch nicht

flach auf dem Rücken lag. »Die Nizam ist gerecht. Es war meine Schuld, nicht die von Dur-zor.«

»Sie ist eine Halbtaan«, tat Dag-ruk die Angelegenheit ab. »Sie ist immer schuld.«

Rabe öffnete den Mund, aber er hörte, wie Dur-zor hinter ihm ein leises, flehentliches Winseln von sich gab, und er schwieg. Er wusste immer noch nicht, aus welchem Grund Dag-ruk ihn zu sich befohlen hatte.

»Du bist mutig, R'b«, fuhr Dag-ruk fort. »Und tapfer. Du hast in den Kdah-klk und im Calath gezeigt, was du kannst. Du erfreust mich, R'b. Tatsächlich bin ich so zufrieden mit dir, dass ich dich zu meinem Gefährten nehmen werde.«

Die Krieger keuchten. Aber keiner außer R'lt wagte es, ein Wort zu sagen. Und auch der Schamane gab nur ein Zischen von sich. Dag-ruk warf ihm einen verächtlichen Blick zu und achtete danach nicht weiter auf ihn.

Dur-zor musste zweimal schlucken, bevor sie die schrecklichen Worte übersetzen konnte, die Worte, welche ihr Rabe für immer nehmen würden. In diesem Augenblick wünschte sie sich, Dag-ruk hätte ihr den Schädel eingeschlagen. Der Schmerz des Todes war nichts im Vergleich mit dem, was sie jetzt empfand.

Rabe verstand die Worte, aber er konnte es nicht glauben. Er wartete auf die Übersetzung, um ganz sicher zu sein.

»Sag der Nizam, dass ich ihr für diese große Ehre danke«, erklärte er dann. »Aber ich muss ablehnen. Sag ihr, dass ich bereits eine Gefährtin habe. Du bist meine Gefährtin, Dur-zor.«

Dur-zor starrte ihn an. Sie wagte kaum zu atmen. Schließlich gelang ihr ein Flüstern: »Ist das wahr, Rabe? Ich bin deine Gefährtin?«

»Selbstverständlich, Dur-zor«, antwortete er. »Ich würde mich ansonsten nicht zu dir legen. Das würde dich entehren.«

»Eine Halbtaan hat keine Ehre, Rabe«, sagte Dur-zor, während ihr Herz vor Freude sang. »Aber ich danke dir dafür. Du hast mich sehr glücklich gemacht. Ich werde das nie vergessen. Nun werde ich Dag-ruk sagen, dass du stolz bist, ihr Gefährte werden zu dürfen.«

»Was? Nein, das wirst du nicht«, sagte Rabe. Er packte Dur-zors Arm und zerrte sie neben sich. »Ich danke dir, Dag-ruk«, sagte er laut und deutlich, als würde ihr das helfen, seine Worte zu verstehen. »Aber ich habe schon eine Gefährtin. Dur-zor ist meine Gefährtin.« Er hob Dur-zors Hand in die Luft.

»Außerdem«, rief Rabe und wandte sich der Menge zu, »erwarte ich, dass ihr in Zukunft meine Gefährtin mit dem gleichen Respekt behandelt wie mich.«

Dur-zor musste sich anstrengen, um nicht vollkommen zu einem Nichts zu schrumpfen. Sie hatte Angst, wenn auch nicht um sich selbst. Sie hatte Angst um Rabe. Dennoch, noch während sie sich wand, konnte sie nicht widerstehen und warf der wütenden Nizam einen kurzen, triumphierenden Blick zu.

Dag-ruk machte eine rasche Geste mit der Hand, eine Geste, die allen befahl, auf der Stelle zu verschwinden. Die Taan fielen in ihrer Eile, ihr zu gehorchen, über ihre eigenen Füße – alle außer R'lt, der reglos stehen blieb. Dag-ruk warf ihm einen wütenden Blick zu, und schließlich drehte er sich langsam um und ging ebenfalls.

Dag-ruk schob ihr Gesicht direkt vor Rabes, der darauf achtete, nicht zurückzuweichen oder zusammenzuzucken, denn er wusste, dass sie das als Zeichen von Schwäche deuten würde.

»Es gibt nur einen einzigen Grund, weshalb ich dich nicht für diese Beleidigung umbringe: Du stehst hoch in der Gunst von K'let, dem Kyl-sarnz. Du solltest lieber hoffen, dass der Schatten seiner Hand dich weiterhin schützt, denn wenn er dir diesen Schutz jemals entziehen sollte…« Dag-ruk riss das

Tum-olt aus der Lederscheide und hielt Rabe die Klinge an die Kehle, »dann werde ich dein Herz verschlingen«.

Rabe rührte sich nicht. Er wich nicht zurück, obwohl die scharfe Klinge seinen Hals ritzte.

Dag-ruk steckte das Schwert wieder in die Scheide. Mit einem letzten zornigen Fauchen stapfte sie in ihr Zelt.

»Ich werde dir Zeit lassen, über deine Weigerung nachzudenken«, sagte sie.

Rabe spürte den brennenden Schmerz an seinem Hals. Er berührte die Wunde, und als er die Hand zurückzog, war sie blutig. Er legte den Arm um Dur-zor, die vor Angst so schwach war, dass sie kaum stehen konnte. Zusammen gingen sie durch das Unheil verkündend stille Lager. Die anderen Taan vermieden es, sie anzusehen, denn sie wollten sich nicht Dag-ruks Zorn zuziehen, aber Rabe konnte dennoch spüren, dass sie ihm verstohlen hinterher schauten. Ein paar Halbtaan erwiderten seinen Blick, wenn sie ihn auch rasch wieder senkten. Er erkannte in diesen Blicken so etwas wie Hochachtung und Bewunderung, und das brachte ihn auf eine Idee.

Rabe hatte bisher nicht begriffen, dass er als einer von K'lets Leibwächtern im Stamm sowohl Status als auch ein gewisses Maß an Schutz genoss. Er verstand jedoch sofort, dass es die Gunst des Vrykyl war, welche Dag-ruk dazu bewogen hatte, ihn zu ihrem Gefährten machen zu wollen, und das führte zu einem bestechenden Gedanken. Rabe hatte die Stunden verflucht, in denen er dazu gezwungen war, sich in der Nähe des Vrykyl aufzuhalten. Aber vielleicht sollte er sie nicht verfluchen, sondern sie nutzen. Als Soldat hatte Rabe immer jene verachtet, welche versuchten, sich um einer Beförderung willen bei ihrem Kommandanten einzuschmeicheln. Rabe wollte auch keine Beförderung. Er wollte etwas anderes, etwas Wichtigeres. Was konnte es schon schaden?

All das konnte jedoch warten. Seine Idee war erst halb ausgegoren, und er war zu müde, um jetzt darüber nachzudenken. Er zog die zitternde Dur-zor in ihr Zelt, nahm sie in die Arme und drückte sie fest an sich. Er fing an, sie zu küssen, aber sie erstarrte und entzog sich seinem Griff.

»Du musst zu ihr gehen, Rabe«, sagte Dur-zor. »Du musst ihr sagen, wie Leid es dir tut, und dass du dich mit ihr vereinigen willst.«

»Aber das will ich nicht, Dur-zor«, sagte Rabe. »Du bist meine Gefährtin. Ich habe mich dir verpflichtet. Soll Dag-ruk doch mit mir machen, was sie will.«

Dur-zor sah ihn traurig an. Er würde es niemals verstehen, und sie wollte das auch nicht. Ihr Leben war bereits so gesegnet – das war ein anderes Wort, das er ihr beigebracht hatte. Sie hatte kein Recht, noch mehr zu erwarten. Mit einem Seufzen und einem zitternden Lächeln schmiegte sie sich in seine Arme.

Taanzelte, selbst die, welche den Großen unter ihnen gehören, sind klein und dazu entworfen, rasch abgebaut und auf dem Rücken der Taan weitergetragen zu werden. Die Nizam Dag-ruk konnte in ihrem eigenen Zelt nicht aufrecht stehen. Sie konnte nicht auf und ab laufen, konnte den Zorn nicht loswerden, der so heiß in ihrem Blut glühte, dass es schien, als verkohle er ihr die Eingeweide. Sie hockte sich vor Wut kochend auf den Boden, knirschte mit den Zähnen und grub die scharfen Krallen in die Handflächen, so dass sie bluteten.

Als sie ein Geräusch hörte, blickte sie auf und sah R’lt.

»Wer hat dir gestattet einzutreten?«, fauchte sie, und Schaum spritzte von ihren Lippen. »Raus mit dir!«

»Erst wenn ich gesagt habe, was ich sagen will, Dag-ruk.«

Obwohl der Nizam den Stamm führt, liegt die Macht über Leben und Tod der Stammesangehörigen beim Schamanen, und daher fürchtet man ihn oft mehr als den Nizam. Es ist der Schamane, welcher die magischen Steine unter die Haut eines Kriegers platziert, er schenkt dem Krieger die Magie der Leere, und es ist der Schamane, welcher dieses Geschenk auch wieder zurücknehmen oder es gegen den Krieger wenden kann.

Daher beschränkte sich Dag-ruk darauf, R'lt einen zornigen Blick zuzuwerfen.

Er erwiderte den Blick ungerührt.

Sie schob schmollend die Unterlippe vor.

»Sag, was du sagen musst, R'lt, und dann verschwinde.«

»Warum willst du dich mit einem Xkes vereinigen? Das würde uns alle beleidigen.«

»Ich habe meine Gründe«, knurrte sie. »Und ich brauche sie dir nicht zu erklären.« Sie machte eine wegwerfende Geste. »Du bist eifersüchtig, das ist alles.«

»Als ob je der Tag kommen würde, an dem ich eifersüchtig auf einen Xkes bin!«, erwiderte R'lt höhnisch. »Was werden die Taan von dir halten, wenn du sein Kind zur Welt bringst – einen heulenden, kotzenden Halbtaan…«

Dag-ruk verzog höhnisch die Lippen.

»Ah, ich verstehe. Deshalb wolltest du ihn also«, rief R'lt zornig. »Sein Kind könntest du leicht loswerden. Mit meinem könntest du das nicht machen!«

»Ich bin eine Kriegerin!«, zischte Dag-ruk. »Und ich bin Nizam dieses Stammes. Wie lange werde ich Nizam bleiben, wenn ich nicht kämpfen kann, weil mein Bauch dick von deinem Balg ist? Aber ich habe auch andere Gründe. R'b steht hoch in K'lets Gunst. Der Schamane Derl hat mir anvertraut, dass K'let große Pläne für diesen Xkes hat.«

Dag-ruk senkte die Stimme. »K’let hat vor, R’b zu einem Kyl-sarnz zu machen.«

»Zu einem Vrykyl? Pah!« R’lt spuckte trotzig auf den Boden. Aber ihm war unbehaglich zumute. Der ältere Schamane Derl war angeblich K’lets engster Freund und Berater. »Warum sollte K’let einen Xkes so ehren wollen?«

»Das solltest du K’let lieber selbst fragen«, empfahl Dag-ruk mit einem unangenehmen Lächeln.

R’lt warf ihr einen zornigen Blick zu, aber er sagte nichts. Dag-ruk erkannte ein wenig verspätet, dass es vielleicht gefährlich war, es sich mit einem solch mächtigen Mann zu verderben. Also bediente sie sich nun eines versöhnlicheren Tonfalls.

»Du verstehst doch sicher, R’lt, dass ich das alles nur für den Stamm tue. Für dich, für uns. Um zu den Gottberührten zu gehören, muss R’b getötet werden. Seine Leiche wird keine Gefährtin brauchen. Inzwischen werde ich einen höheren Rang erreicht haben und vielleicht sogar Kommandantin eines Calath sein. Dann würde ich auch daran denken können, ein Kind zu haben.«

»Mein Kind?«, fragte R’lt.

»Dein Kind«, bestätigte Dag-ruk.

R’lt betrachtete sie misstrauisch. Er traute ihr nicht. Sie log und versuchte nur, ihn friedlich zu stimmen. Aber er sah auch, dass sie ihn fürchtete, und das freute ihn. Sie würde ihm ein Kind gebären. Dafür würde er schon sorgen. Er wagte es nicht, sie jetzt anzurühren, aber der Tag würde kommen, an dem sie genügend gedemütigt wäre, ihn willig als ihren Gefährten anzunehmen.

Sie glaubte offensichtlich, dass sie gewonnen hatte, also verabschiedete er sich und verließ ihr Zelt. Er sprach leise ein paar magische Worte und kleidete sich in Schatten, so dass er eins wurde mit der hereinbrechenden Nacht. So verborgen,

blieb er in der Nähe von Dag-ruks Zelt, und tatsächlich brauchte er nicht lange zu warten. Sie kam aus dem Zelt und schrie laut nach Ga-tak, einem der Krieger.

Der Ruf wurde weitergegeben, und schon bald eilte Ga-tak zu ihr.

»Ich habe einen Auftrag für dich, Ga-tak«, sagte Dag-ruk.

Der Krieger nickte und sah sie mit blitzenden Augen an.

»Du kennst die Halbtaan Dur-zor?«

Ga-tak zögerte, denn er wollte lieber nichts zugeben.

»Du weißt, wen ich meine«, knurrte Dag-ruk. »Ich möchte, dass du sie tötest.«

»Ja, Nizam«, antwortete Ga-tak und wäre sofort davongestürmt, wenn sie ihn nicht aufgehalten hätte.

»Nicht jetzt, du Grolt! Du musst geschickt vorgehen. Ich will nicht, dass R'b etwas davon erfährt. Er macht sonst vielleicht Ärger bei K'let. Du wirst es tun, wenn er Dienst beim Kyl-sarnz hat. Du wirst Dur-zor weit von hier wegbringen, sie töten und ihre Leiche so verbergen, dass sie nie gefunden wird. Dann werde ich R'b sagen, dass sie weggelaufen ist. Verstehst du?«

»Ja, Nizam«, sagte Ga-tak.

»Gut. Und jetzt verschwinde. Lass es mich wissen, wenn du es getan hast.«

Dag-ruk zog sich wieder ins Zelt zurück. Ga-tak verschwand, erfreut über diesen Auftrag. R'lt blieb noch eine Weile, aber Dag-ruk verließ ihr Zelt nicht mehr, und sie rief auch niemanden mehr zu sich. Er ging schließlich, denn er musste nun darüber nachdenken, was er selbst unternehmen sollte.

Obwohl die Sonne hoch am Himmel stand, schlief der Schamane Derl noch, als er zu K'let gerufen wurde. Jeder andere Taan, der während der Arbeitsstunden schlafend aufgefunden wurde, wäre mit Flüchen und Steinwürfen aus dem Stamm vertrieben worden, aber Derl war nicht in Gefahr. Er war der mächtigste Zauberer der Leere, welcher Loerem je betreten hatte, und wurde kaum weniger verehrt als K'let, der Gottberührte, und ebenso gefürchtet. Derl verbrachte einen großen Teil seiner Zeit schlafend. Er hatte zwar sein Leben mit Hilfe von Magie der Leere verlängert, war aber nicht im Stande gewesen, auch die Vitalität der Jugend zu bewahren. Er war ein uralter Taan. Er hatte so lange gelebt, dass er vergessen hatte, wie alt er war. Sein Körper war gebrechlich, und Derl war dazu gezwungen, seine Kraft gut einzuteilen. Er wusste, dass bald Zeiten anbrechen würden, in denen er seine Kraft brauchte. Derl hatte den Alten Göttern, Ilthizz, Dekthzar und Lokmirr und besonders Rivalt, seiner Schutzgöttin, geschworen, dass er lange genug leben würde, um Dagnarus vernichtet zu sehen und damit den Taan zu beweisen, dass dieser Xkes kein Gott war.

Derls Haar war schon seit langem weiß, seine Haut fleckig grau. Er schlief dieser Tage mehr, als er wach war, aber wenn er wach war, funkelte sein Geist so scharf und geschliffen wie die Klingen eines Sut-tum-olt. Die junge Schamanin berührte Derl an der Schulter.

»K'let hat nach dir geschickt, Meister«, sagte die Schülerin ehrfürchtig.

Derl blinzelte ins helle Tageslicht, dann erhob er sich unter Schmerzen aus dem Bett. Die junge Schamanin half, indem sie die Muskeln des alten Taan massierte, um die Durchblutung zu fördern.

»Etwas ist geschehen«, sagte Derl. Er warf der jungen Taan einen scharfen Blick zu und bemerkte, wie unruhig sie war.

»Was ist los? Werden wir angegriffen?«

»Nein, Meister«, erwiderte die junge Schamanin. »Aber du hast Recht. Etwas Schreckliches ist geschehen. Hast du…« Sie zögerte. »Hast du K'let nicht gehört?«

»Du weißt doch, dass ich auf einem Ohr taub bin«, erwiderte er gereizt. »Ich habe nichts gehört. Was ist mit K'let? Was hat er gesagt?«

»Er hat nichts gesagt, Meister«, erwiderte die Schamanin in ehrfurchtsvollem Flüsterton. »Er hat nur einen schrecklichen Schrei ausgestoßen, der jedem bis ins Herz drang. Einen Schrei, der überall im Lager zu hören war und bewirkte, dass die Krieger alles stehen und liegen ließen, ihre Waffen packten und zu ihm rannten. Alle dachten, es sei sein Todesschrei gewesen. Seine Leibwachen kamen heraus, um uns zu sagen, dass alles in Ordnung und der Kyl-sarnz in Sicherheit ist. Aber sie haben nicht gesagt, was passiert ist. Sie erklärten nur, dass K'let dich sofort sehen wollte.«

»Reich mir mein Gewand«, sagte Derl. »Irgendeines. Es ist egal. Aber beeil dich.«

Mit der Hilfe der jungen Schamanin wickelte er sich in eins der dicken Gewänder, die niemals dick genug waren, um die Kälte fern zu halten, die er selbst am heißesten Sommertag noch in seinen Knochen spürte. Er ging durchs Lager, langsam, aber immer noch aus eigener Kraft. Die Alltagsroutine war zum Stillstand gekommen. Die Krieger standen mit ihren Waffen in der Hand misstrauisch und angespannt da. Die Arbeiter hatten für alle Fälle die Kinder zusammengeholt.

Der Leibwächter, von denen einer der Xkes R'b war, traten beiseite, um Derl durchzulassen.

K'lets Zelt war größer als die Zelte der meisten Taan. Dagnarus hatte K'let ein Zelt gegeben, wie es die Könige und Befehlshaber der Menschen benutzten, und es war so groß, dass ein Taan darin aufrecht stehen konnte. Dafür war Derl dankbar. Sich zu bücken, um die kleinen Taanzelte zu betreten, fiel ihm mit seinen alten Knochen schwer. Drinnen sah er, dass K'let nicht die Rüstung der Leere trug, sondern seine Taangestalt angenommen hatte. Er blieb stehen und starrte ihn an. K'let benutzte selten seine Taangestalt, sondern zog es vor, sich in die glänzende schwarze Rüstung der Leere zu hüllen, welche ihn von seinen Leuten unterschied. K'let war als Albino geboren und deshalb von den Taan verachtet und kaum besser behandelt worden als ein Halbtaan. Obwohl er nun noch zu seinen Lebzeiten beinahe so etwas wie ein Gott war, waren die Erinnerungen an seine Jugend so schmerzlich, dass sie selbst die Kluft des Todes überspannten. Nur selten nahm K'let jene Gestalt an, welche er im Leben gehabt hatte – die eines männlichen Taan, stark und muskulös, wild und Furcht erregend, mit beinahe weißer Haut und roten Reptilienaugen.

K'let ging im Zelt auf und ab. Sein Gesichtsausdruck war anders als alles, was Derl je bei ihm gesehen hatte, und dabei kannte er K'let nun schon beinahe hundert Jahre. Der Vrykyl hatte das Gesicht zu einem wütenden Zähnefletschen verzogen, aber in den roten Augen stand wilde Freude.

»K'let«, sagte Derl, »du hast mich gerufen. Ich fürchte, du hast schlechte Nachrichten – «

»Deine Angst ist berechtigt«, unterbrach ihn K'let, blieb stehen und drehte sich zu Derl um.

»Schick die Wachen weg.«

Verwundert hob Derl die Zeltklappe. »Ihr seid entlassen.«

Der Mensch, R’b, hatte vielleicht die Worte nicht verstanden, aber die Geste war unmissverständlich genug. Er ging davon, in die Richtung, in welcher das Lager seines Stammes lag.

»Also, mein Freund, was ist los?«, fragte Derl und ließ die Zeltklappe wieder sinken.

K’let bedeutete dem Schamanen, doch näher zu kommen. Seine roten Augen glühten. »Ich habe mit Nb’arsk gesprochen.«

Nb’arsk war ebenfalls ein Vrykyl – ein Taanvrykyl wie K’let. Die beiden konnten durch das Blutmesser miteinander sprechen.

»Fünftausend Taan sind im Kampf um die Gottesstadt gefallen«, sagte K’let.

Derl starrte ihn entsetzt an.

»Sie wurden umgebracht«, fuhr K’let fort; er spuckte die Worte geradezu zwischen seinen scharfen Zähnen hervor. »Von Dagnarus.«

Derl wusste nicht, was er sagen sollte. Die schrecklichen Nachrichten erschütterten ihn. Seine Beine fingen an zu kribbeln und zu zittern, und das Blut wich ihm aus dem Kopf. Er musste sich hinsetzen, damit er nicht fiel. K’let half dem alten Schamanen, dann hockte er sich neben ihn.

Als der Schwindel vergangen war, fühlte sich Derl besser. Jetzt verstand er K’lets Zorn – und den Triumph.

»Erzähle«, war alles, was er sagte.

»Als die Taan zur Gottesstadt kamen, ist Dagnarus allein in die Stadt geritten und hat den Taan gesagt, er wollte die Xkes dazu überreden, ihm die Stadt auszuliefern.«

Derl zuckte mit den Schultern. Er war nie in der Lage gewesen, diese seltsame Vorstellung vom »Sich-Ergeben« zu begreifen, aber er ließ die Sache im Augenblick auf sich beruhen.

»Dagnarus sagte den Taan, sie sollten noch nicht angreifen, sondern auf seine Befehle warten. Tage vergingen, und Dagnarus kehrte nicht zurück. Dann kam er eines Morgens und erklärte, die Xkes hätten sich nicht nur ergeben, sondern zugestimmt, ihn als ihren König und Gott anzuerkennen. Es würde keinen Angriff auf die Menschenstadt geben. Er befahl Nb'arsk und fünftausend Taan, nach Süden zu marschieren, um eines der magischen Löcher in der Luft einzunehmen und von dort aus die Taan zu unterstützen, die im Land der Xkes Messkrt-tulz-taan (die wie Taan sterben) kämpfen.«

»Nb'arsk hat das magische Loch in der Luft erobert?«, fragte Derl eifrig.

»Selbstverständlich.« K'let tat das als geringfügig ab. »Sie ist jedoch nicht sofort in das Loch eingedrungen, denn die Taan hatten viele Sklaven genommen, und sie wusste, sie würden besser kämpfen, wenn man ihnen gestattete, ihre Beute zu genießen, bevor sie weitermachten. Sie waren vier Tage dort, als eine Arbeiterin ins Lager getaumelt kam. Sie war schwer verletzt und halb tot. Sie berichtete, Dagnarus hätte die verbliebenen Taan in eine Falle geführt. Sobald sich die Taan innerhalb der Gottesstadt befanden, haben sich die Tore wieder hinter ihnen geschlossen. Sie wurden von mächtigen Zauberern angegriffen, welche schreckliche Magie gebrauchten, und von Bogenschützen und Schwertkämpfern. Unsere Leute haben tapfer gekämpft und viele Xkes mit sich in den Tod genommen, aber kein Taan hat überlebt. Lokmirr hat an diesem Tag fünftausend Taan zu sich geholt. Alle sind gestorben, auch die Arbeiter und die Kinder. Aber obwohl sie in einen Hinterhalt gerieten, sind sie als Helden gestorben und werden von unserem Volk geehrt werden. Dafür werde ich sorgen.«

Derl sah K'lets Miene, und er verstand, weshalb K'let sich dafür entschieden hatte, ihm in seiner Taangestalt darüber

Bericht zu erstatten. Taan ehrten normalerweise keine Krieger, die bei ihrer eigenen Verteidigung gefallen waren. Aber in diesem Fall waren sie tapfer gestorben. In ihrer Niederlage hatten sie für K'let und für alle Taan einen großen Sieg errungen.

»Der Tag, den ich vorhergesehen habe, ist wirklich eingetroffen«, sagte K'let leidenschaftlich und begeistert. »Dagnarus hat bewiesen, dass er kein Gott für die Taan ist und sich nicht um sie kümmert. So wie er diese fünftausend getötet hat, wird er auch den Rest von uns töten – sobald wir ihm seine großen Siege verschafft haben.«

»Wo ist Nb'arsk jetzt?«, fragte Derl.

»Ich habe ihr befohlen, durch das magische Loch zu gehen. Sie wird weiter gegen die Xkes kämpfen, aber nun zum Ruhm der Alten Götter und zum Ruhm der Taan und nicht für Dagnarus. Die Taan werden alle Sklaven behalten, für sich selbst plündern und ihm nichts mehr geben. Am Ende wird sie ihre Armee unserer anschließen.«

Derl hielt das für einen guten Plan, aber er war immer noch skeptisch. »Nb'arsk hat nicht deine Kraft, K'let. Ich fürchte, dass sie nicht in der Lage sein wird, mit Dagnarus zu brechen. Er wird sie weiter durch den Dolch der Vrykyl beherrschen.«

»Im Gegenteil, mein Freund«, sagte K'let. »Sie und L'nkst haben bereits mit ihm gebrochen. Dagnarus hat sie gehen lassen. Er sagte, er brauchte sie nicht mehr, und die Leere solle sie holen.«

»Ist er wirklich so dumm?«, staunte Derl.

»Was immer er sein mag, dumm ist Dagnarus nicht«, knurrte K'let. »Ich kenne nun seinen Plan, und es ist genau so, wie ich es mir schon die ganze Zeit dachte. Er wird zu den anderen Derrhuth dieses fetten Landes gehen und behaupten, dass die Taan sich seiner Herrschaft entzogen haben und eine Gefahr für alle Derrhuth darstellen. Er wird zugeben, dass es seine

Schuld war, und behaupten, dafür büßen zu wollen. Er wird den Kampf gegen uns anführen, und dabei werden sich ihm alle Derrhuth anschließen.«

»Aber wenn wir weiter gegen die Derrhuth kämpfen, tun wir genau das, was Dagnarus will«, stellte Derl fest.

»Wir kämpfen nur lange genug, um unseren Kriegern starkes Essen und viele Sklaven, Edelsteine für unsere Haut und Rüstungen und Waffen zu verschaffen. Dann, wenn der Dolch der Vrykyl mir gehört und Dagnarus mein Sklave ist, werden wir durch das magische Loch in der Luft in unser altes Land zurückkehren.«

»Schade, ein so fettes Land wieder verlassen zu müssen«, sagte Derl.

»Bah! Zu viele Bäume und zu viel Wasser, wenn du mich fragst«, erwiderte K'let. »Unseren Göttern gefällt es hier auch nicht. Sie werden froh sein, wenn wir wieder heimkommen. Und außerdem«, fügte er wie nebenbei hinzu, »können wir jederzeit durch das magische Loch wieder zurückkommen.«

»Das stimmt«, sagte Derl. »Und was sollen wir jetzt tun?«

»Wir schicken alle Späher, die wir nicht unbedingt brauchen, um die anderen Stämme zu benachrichtigen. Ich habe Nb'arsk und L'nkst befohlen, das ebenfalls zu tun. Sie werden den Taan, die bereits auf unserer Seite stehen, sagen, sie brauchten sich nicht mehr zu verbergen, sie können nun offen über die alten Götter sprechen und ihre Freunde dazu drängen, sich von Dagnarus loszusagen und zum alten Weg zurückzukehren. Sie werden erklären, dass ich der Anführer der Taan bin.«

»Das wird bei den Stämmen zu Unruhe führen«, sagte Derl voraus. »Einige werden Dagnarus treu bleiben. Es wird zu Blutvergießen kommen.«

K'let zuckte mit den Schultern. »Umso besser. Säubern wir unsere Reihen von denen, die diesen dreckigen Xkes weiterhin als Gott betrachten. Die Leere soll sie holen.«

K’let half Derl beim Aufstehen. »Ruf die Stämme zusammen. Ich werde mit den Leuten sprechen, ihnen sagen, was geschehen ist, und die Späher ausschicken.«

»Ich werde auch den Dank für die Götter vorbereiten«, sagte Derl. »Morgen wird ein Feiertag sein.«

»Füge deinen Gebeten noch einen Dank hinzu, Derl«, fügte K’let hinzu, als der Schamane sich zum Gehen wandte. »Ich habe gestern von unseren Leuten im Osten gehört.«

»Und?« Derl blieb stehen und drehte sich um.

»Ihre Mission war erfolgreich«, sagte K’let mit einem breiten Grinsen. »Sie sind sicher am Treffpunkt eingetroffen und erwarten mich dort.«

»Alles ist gut gegangen?«, fragte Derl.

»Sehr gut«, antwortete K’let.

Nachdem der Vrykyl ihn entlassen hatte, hatte sich Rabe aufgemacht, in sein eigenes Lager zurückzukehren und Dur-zor ein bisschen aufzuheitern. Aber er war immer noch erschüttert von diesem entsetzlichen Schrei, den K’let ausgestoßen hatte, und nun stand ihm eine weitere unangenehme Überraschung bevor. Der Schamane R’lt kam aus dem Schatten und stellte sich Rabe in den Weg.

Rabe blieb ruckartig stehen, um R’lt nicht zu berühren. Wie alle Trevinici ekelte sich Rabe vor Magie und jenen, welche sie ausübten. Er hatte auch nichts für menschliche Magier übrig, aber dieser Schamane, der nach der Leere stank, drehte ihm den Magen um.

Rabe warf R’lt einen misstrauischen Blick zu. »Was willst du?«

»Ich wollte dich warnen, R’b«, sagte R’lt mit Hilfe eines Halbtaan-Übersetzers. »Deine dumme kleine Dur-zor ist in Gefahr.«

Rabe starrte ihn misstrauisch an.

»Dur-zor!«, wiederholte R’lt, dann fuhr er mit dem Finger über seine eigene Kehle. »Dag-ruks Befehl.« Er drehte sich um und zeigte aufs Lager.

Rabe verstand sofort und rannte los. Er verfluchte sich dafür, dass er so dumm gewesen war. Deshalb war Dur-zor so unglücklich gewesen! Deshalb hatte sie darauf bestanden, dass er sich mit Dag-ruk vereinigen sollte. Er war selbstsüchtig gewesen, hatte nur an sich gedacht und keinen Gedanken an sie verschwendet. Dag-ruk würde ihn nicht bestrafen. Er war ein Krieger und wertvoll für sie. Er stand hoch in der Gunst von K’let. Dag-ruk würde Dur-zor bestrafen und dieses Hindernis beseitigen.

Rabe rannte ins Lager, und seine ungewohnte Eile und die wilden Blicke, welche er um sich warf, lösten überall Unruhe aus. Krieger schrien ihm Fragen zu, wollten wissen, was los sei. Rabe achtete nicht auf sie und rannte direkt zu seinem Zelt. Er zog die Klappe beiseite und spähte hinein.

Dur-zor war nicht da.

Er suchte überall im Lager, fand sie aber nicht. Die Krieger begriffen schließlich, was los war, und machten sich wieder an die Arbeit. Rabe bemerkte, dass viele Blicke gewechselt wurden, und fand seinen Verdacht bestätigt. Alle hier wussten, was los war.

Er griff sich die erste Halbtaan, die seinen Weg kreuzte.

»Wo ist Dur-zor?«, schrie er.

Die Halbtaan schreckte vor ihm zurück. Er packte sie fester und schüttelte sie. »Sag es mir, verdammt! Wo haben sie sie hingebracht?«

Die Halbtaan war an Gehorsam gewöhnt, also hob sie eine zitternde Hand und zeigte nach Osten.

Rabe stieß die Frau weg, drehte sich um und rannte los. Er war noch nicht weit gekommen, als sein geübtes Auge Spuren entdeckte. Grashalme waren geknickt und zertreten worden. In

der Erde konnte er die Krallenspuren von Taanzehen erkennen. Er folgte den Spuren, und das Herz schlug ihm bis zum Hals, denn er erwartete jeden Augenblick, über Dur-zors Leiche zu stolpern.

Er bewegte sich so schnell er konnte weiter, aber er hatte Angst, die Spur zu verlieren, wenn er sich zu sehr beeilte.

Es war allerdings eine sonderlich deutliche Spur. Die Taan hatten sich keine Mühe gegeben, sie zu verbergen. Wer auch immer Dur-zor entführt hatte, achtete nicht weiter darauf, ob er irgendwelche Verfolger abschütteln würden oder nicht. Sie verließen sich darauf, dass Rabe noch im Dienst bei K'let war.

Entweder das, dachte Rabe plötzlich, oder es ist ein Hinterhalt.

»Deshalb war R'lt plötzlich so hilfreich«, sagte er zu sich selbst. »Er will selbst Dag-ruks Gefährte werden. Jeder im Stamm weiß das. So wird er einen Rivalen los.«

Nun, dieser Tag war ebenso geeignet zum Sterben wie jeder andere.

Er lief weiter und warf nur noch hier und da einen Blick auf die Spur. Er hatte etwa eine Meile zurückgelegt, als er zu einer kleinen Anhöhe kam. Die Landschaft bestand aus kleinen Hügeln und Tälern – ein idealer Ort für einen Hinterhalt. Sein Kriegerinstinkt sagte ihm, dass er seinem Ziel nahe war, und er wurde langsamer, als er den nächsten Hügel hinaufrannte. Er hatte beinahe die Kuppe erreicht, als er Dur-zor schreien hörte.

Es war kein Angstschrei. Ihr Schrei war der einer Kriegerin, und er kam von direkt hinter der Kuppe. Rabe rannte den Hügel hinauf, das Tum-olt in der Hand. Als er über die Kuppe kam, sah er einen Taankrieger und Dur-zor im Kampf. Früher einmal hätte sie ihren Tod einfach hingenommen, aber nun kämpfte sie um ihr Leben, trat und kratzte und biss und versuchte, den Dolch zu packen, welchen der Krieger ihr ins Herz stoßen wollte.

Rabe stieß ein lautes, herausforderndes Brüllen aus.

Der Krieger, Ga-tak, hob den Kopf, aber er kämpfte weiter mit Dur-zor und wandte sich nicht gegen den Trevinici.

Ga-tak wusste, dass er nicht in Gefahr war. Als Rabe schrie, sprangen zwei weitere Krieger aus dem hohen Gras, in dem sie sich verborgen hatten.

Rabe war nicht dumm genug zu glauben, dass er gegen drei erfahrene Taankrieger ankommen könnte, und selbst wenn es ihm gelingen würde, wäre Dur-zor längst tot, bevor der Kampf zu Ende war. Ihre Kraft ließ bereits nach. Sie warf ihm einen flehentlichen Blick zu.

Rabe hatte nur eine einzige Chance. Er warf das Tum-olt nieder, so dass es bebend im Boden stecken blieb. Dann hob er die Hände und rief laut: »Im Namen von K'let befehle ich euch aufzuhören!«

Zu Rabes Erstaunen gehorchten sie. Die Taan verstanden zwar nur ein einziges Wort, aber es war von größter Wichtigkeit: K'let, ein Taanwort, das selbst ein Mensch aussprechen konnte. Rabe trug immer noch die Rüstung eines Leibwächters des Taanvrykyl: einen kunstvoll gravierten Harnisch aus Stahl, einen Stahlkragen mit Stacheln über einem Kettenhemd und einen schneeweißen Umhang, der für den Albino stand. Auch sein Tum-olt war ein Geschenk von K'let.

»Ich bin K'lets Diener«, fuhr Rabe fort. »Wer mir Schaden zufügt, wendet sich auch gegen K'let.«

Ein wenig prahlerisch und nicht vollkommen wahr, aber es beeindruckte die Taan.

Ga-tak zögerte. Das war alles, was Dur-zor brauchte. Sie wand sich aus seinem Griff und rannte zu Rabe.

Ga-tak und die andern Taankrieger schauten einander unsicher an. Sie hatten von Dag-ruk den Befehl erhalten, die Halbtaan zu töten, und R'lt hatte ihnen befohlen, den Xkes umzubringen, aber sie verspürten auch eine gesunde Furcht vor

dem Vrykyl K'let. Dag-ruk und R'lt würden wütend sein. Sie würden vielleicht ihre Körper töten, aber K'let konnte ihre Seelen zum Schrumpfen bringen, sie in die Leere schleudern und somit davon abhalten, sich dem Kampf der Götter anzuschließen, der darüber entscheiden würde, wer im Himmel herrschte.

Die Seelen siegten.

Die Taan steckten ihre Waffen wieder ein. Ga-tak warf den Dolch hin. Einer nach dem anderen gingen sie an Rabe vorbei, der es nicht wagte, sich seiner Erleichterung zu überlassen. Er tat weiterhin zornig empört, bis sie weg waren.

Die Taan warfen ihm im Vorbeigehen kühle Blicke zu, als wollten sie sagen: »Du hast dieses Mal vielleicht gewonnen, aber wie wird es für dich weitergehen?«

Rabe fragte sich das ebenfalls. Als er sicher war, dass die Taan verschwunden waren und ihn nicht mehr angreifen würden, seufzte er tief. Dann wandte er sich Dur-zor zu.

»Ihr Götter! Was haben sie mit dir gemacht?«

Es sah aus, als hätte Ga-tak sie mehrmals geschlagen. Ihr Gesicht blutete und war blau geschlagen, ihre Nase gebrochen, und beide Augen waren schon halb zugeschwollen. Ein Handgelenk war bläulich und ebenfalls geschwollen – wahrscheinlich gebrochen –, und sie hatte Schnittwunden an den Armen, weil sie sich gegen den Dolch gewehrt hatte. Ihre Fingerknöchel waren aufgerissen und bluteten.

Rabe bedauerte in diesem Augenblick, dass er sich nicht entschlossen hatte zu kämpfen. Er umarmte sie fest.

»Verzeih mir, Rabe«, murmelte sie mit blutenden Lippen. Sie spuckte einen Zahn aus.

»Es ist nicht deine Schuld.«

»Doch, das ist es. Ich hätte einfach zulassen sollen, dass er mich tötet. Ich bin nur eine Last für dich.« Sie ließ den Kopf hängen. »Wenn ich tot wäre, könntest du ehrenvoll leben. Jetzt

werden sie uns beide jagen. Ich habe deinen Tod bewirkt. Ich bin feige.«

»Das bist du nicht«, widersprach Rabe. »Erinnerst du dich an das Wort, das ich dir beigebracht habe – Hoffnung? Solange wir am Leben sind, haben wir Hoffnung, dass es besser wird.«

Er küsste sie nur sanft, um ihr nicht wehzutun. »Wenn du tot gewesen wärst, hätte ich mich ebenfalls von ihnen umbringen lassen. Ich möchte nicht ohne dich leben.«

Dur-zor blickte, so gut sie das mit ihren zuschwellenden Augen konnte, zu ihm auf. »Stimmt das, Rabe?«

»Ja, Dur-zor«, sagte er. »Du bist meine Gefährtin. Solange ich lebe, werde ich keine andere haben. Ich liebe dich.«

Dur-zor hasste sich für diese Frage, aber sie konnte nicht anders. »Liebst du mich so, wie du eine Menschenfrau lieben würdest, Rabe? Eine Menschenfrau wie meine Mutter?«

»Ich liebe dich, weil du du bist, Dur-zor«, antwortete er.

»Ich liebe dich, Rabe«, sagte Dur-zor. »Aber das wusstest du ja schon. Leider«, fügte sie mit dem Pragmatismus der Taan hinzu, »hilft Liebe uns nicht sonderlich weiter. Wenn ich zum Stamm zurückkehre, wird Dag-ruk mich umbringen – «

»Und wenn ich zurückkehre, wird R'lt mich töten«, ergänzte Rabe.

»Wir können weglaufen…« Aber bei diesen Worten war ihr schon deutlich der Zweifel anzuhören.

Beide schauten auf die trostlose, unfruchtbare Landschaft hinaus. Ein Mensch und eine Halbtaan, ohne Zuflucht, ohne eine Vorstellung davon, wo sie eigentlich waren, würden entweder Opfer der Elemente oder von Menschen oder Taan getötet werden. Die Idee, die Rabe seit Tagen beschäftigte, drängte sich nun in den Vordergrund.

»Ich bitte dich ungern, nachdem du so schwer verwundet wurdest, aber wir müssen uns eilen. Wir müssen vor den anderen bei K'let sein.«

»K’let?«, wiederholte Dur-zor ängstlich. »Willst du direkt auf den Tod zueilen, Rabe?«

»Nein, auf das Leben. Jeder Taan hier scheint zu glauben, dass ich einen gewissen Einfluss auf den Vrykyl habe«, sagte Rabe grimmig. »Also werden wir sehen, ob das stimmt.«

Rabe vermied es sorgfältig, in die Nähe seines eigenen Lagers zu kommen, denn er fürchtete, Dag-ruk würde ihn herausfordern. Er bewegte sich rasch, und es gelang Dur-zor, mit ihm Schritt zu halten, obwohl ihr gebrochenes Handgelenk wehtat und sie durch ihre geschwollenen Augen kaum etwas sehen konnte. Rabe machte sich Sorgen um sie, aber er hatte nicht die Zeit, sich um sie zu kümmern – nicht dass sie das erwartet hätte. Rabe glaubte nicht, dass Dag-ruk zu K'let gehen würde, um sich zu beschweren, aber er konnte nicht vollkommen sicher sein. Und er hatte keine Ahnung, was K'let tun würde.

Als er in K'lets Lager eintraf, sah Rabe, dass die Stämme in Aufruhr waren. Die Taan schrien herum, gestikulierten wild und fuchtelten mit ihren Waffen herum. Schamanen hockten beieinander und unterhielten sich leise, während ihre Schüler in der Nähe verharrten und auf Befehle warteten. Arbeiter waren hastig damit beschäftigt, den Abbruch des Lagers vorzubereiten.

»Was ist hier los?«, fragte Dur-zor und sah sich um.

Taan sind Nomaden, und das Lager abzubrechen war an sich nichts Ungewöhnliches, aber man hatte Rabe gesagt, K'let wolle hier ein paar Tage bleiben und auf einen anderen Stamm warten. Er erinnerte sich wieder an K'lets schauerlichen Schrei. Jetzt war sicher nicht der geeignete Zeitpunkt, ihn um einen Gefallen zu bitten. Aber er musste es tun.

Er eilte auf K'lets Zelt zu und zerrte Dur-zor mit sich. Er ging zu den Wachen, salutierte und erklärte, er habe eine dringende Botschaft für K'let.

Er rechnete damit, dass sich die allgemeine Aufregung im Lager zumindest in dieser Hinsicht günstig für ihn auswirken würde, und damit hatte er Recht. Die Wachen kannten Rabe. Sie ließen ihn durch, damit er mit dem Vrykyl sprechen konnte. Als er ins Zelt trat, befand sich K'let in einer Besprechung mit all seinen Nizam, darunter auch Dag-ruk.

Sie warf einen einzigen Blick auf ihn, einen auf Dur-zor, und wusste, was geschehen war. Als Dag-ruk Rabe wütend ansah, starrte der ebenso wütend zurück, und es tat ihm gut zu beobachten, dass sie sich schließlich als Erste abwandte. Sie schaute unsicher zu K'let, dann tat sie so, als hätte sie Rabe nicht bemerkt. Die Nizam standen in einer Reihe vor K'let und warteten auf ihre Befehle. K'let entdeckte Rabe und winkte ihn zu sich.

Rabe stellte sich ans Ende der Reihe. Dur-zor schlich sich neben ihn und versuchte, sich so klein wie möglich zu machen.

»Was ist da los?«, fragte Rabe sie leise. »Was sagt K'let da?«

Er lauschte erstaunt der Geschichte von dem Hinterhalt und dem Mord an fünftausend Taan in einer Stadt namens Gottesstadt. Rabe drückte Dur-zors Hand, als sie fertig war.

»Gut«, sagte er leise.

K'let gab seine Befehle kurz und bündig. Er schickte Späher aus, um den anderen Taanstämmen von dem Vorfall zu berichten. K'lets Stämme würden sich so schnell wie möglich nach Osten wenden, um sich anderen Taan anzuschließen, die aus dem Süden kamen. Die Nizam stellten keine Fragen, und K'let gab keine weiteren Erklärungen. Nachdem die Nizam laut ihren Zorn und ihre Empörung kundgetan hatten, gingen sie. Dag-ruk warf Rabe einen glühenden Blick zu, als sie an ihm vorbeikam, aber sie schwieg. Rabe richtete seine ganze

Aufmerksamkeit auf K'let, dankbar, dass der Vrykyl seine Taangestalt angenommen hatte. In seiner eigenen Haut war er nicht ganz so Furcht einflößend.

K'let nahm an, dass alle Nizam gegangen waren, und drehte sich um, um etwas zu Derl zu sagen. Der alte Schamane nickte zu Rabe hin.

»Da ist noch einer, K'let. Dein menschliches Schoßtier.«

K'let drehte sich mit finsterem Blick um. Er betrachtete Rabe von oben bis unten. Seine Missbilligung wuchs, als er Dur-zor bemerkte. Sie setzte dazu an, auf die Knie zu sinken, aber Rabe hielt sie fest.

»Ich brauche dich zum Übersetzen«, sagte er.

»Was willst du, R'b?«, fauchte K'let.

»Eine Gelegenheit, mit dir zu sprechen, großer Kyl-sarnz«, erwiderte Rabe.

»Ich bin jetzt nicht in der Stimmung, mit Xkes zu reden«, erklärte K'let. »Ich habe dich ohnehin nur aus einer Laune heraus leben lassen.«

»Ich bin hier, um dafür zu sorgen, dass du diese Laune nicht bedauerst, großer Kyl-sarnz«, sagte Rabe. »Ich habe einen Vorschlag.« Er schob Dur-zor vor sich ins Licht. »Sieh dir das an. Sieh dir an, was die Taan mit ihr gemacht haben.«

K'let zuckte mit den Schultern. »Sie ist widernatürlich. Es würde mich keinen Deut scheren, wenn sie ihr den Schädel einschlügen.«

»Aber auch du wurdest einmal als widernatürlich betrachtet, oder nicht, mächtiger K'let?«, sagte Rabe dreist, um gegen die Tatsache anzukämpfen, dass sein Herz sich beinahe überschlug. Er ging ein schreckliches Risiko ein.

Dur-zor starrte ihn ungläubig an und fürchtete sich, seine Worte zu übersetzen. Aber das war nicht notwendig. Nachdem er über zweihundert Jahre in der Nähe von Dagnarus verbracht hatte, verstand K'let die Menschensprache gut genug.

Er kniff die Augen zusammen.

»Sag, was du zu sagen hast, R'b, bevor ich dich töte.«

»Nur eins, großer K'let. Früher einmal haben deine Leute dich für wertlos gehalten, und dennoch sind die Geschichten deiner Triumphe im Krieg, die Geschichten über deinen Mut und deine Tapferkeit inzwischen Legende. Ich behaupte, dass diese Geschöpfe, welche du selbst als widernatürlich bezeichnest, diese Halbtaan, verschwendet werden. Die Taan benutzen sie als Sklaven, um Trinkwasser zu holen und ihren Kindern den Hintern abzuwischen, und dabei könnten sie Speere in deiner Armee schwingen. Die Taan töten sie nur so zum Spaß, wenn sie doch in der Schlacht für deine Sache sterben könnten. Schau dir Dur-zor doch an. Sieh, wie man sie zugerichtet hat. Und dennoch steht sie hier vor dir, mutig und voller Hingabe. Du hast gesehen, wie sie kämpfen kann, und sie hat sich alles selbst beigebracht. Wie gut könnte sie erst sein, wenn sie richtig ausgebildet würde?

Ich verspreche dir, dass ich mich der Halbtaan annehmen und sie zu einem eigenen Stamm machen werde. Ich werde sie dazu ausbilden, deine Krieger zu sein.«

Derl machte eine leise Bemerkung. K'let lauschte und nickte. Dabei wendete er den Blick nicht von Rabe.

»Wieso solltest du, ein Mensch, gegen andere Menschen kämpfen? Denn genau dazu wird es kommen«, sagte K'let.

Rabe hielt inne und versuchte, seine eigenen Gefühle zu verstehen. Am Ende erklärte er es sich selbst ebenso wie K'let.

»Wie die Taan, so sind auch die Leute meines Volkes Krieger. Wie die Taan glauben wir, dass jene, welche im Kampf sterben, im Leben nach dem Tod gesegnet sind und die Gelegenheit haben, in den himmlischen Schlachten mitzukämpfen. Ich habe gehört, was du über die Taan gesagt hast, die massakriert wurden. Ich selbst wollte nicht so sterben, gefangen in den Mauern einer Stadt. Ich möchte nicht durch

Magie sterben – nur Feiglinge verstecken sich hinter ihrer Magie und wagen es nicht, einen Mann von Angesicht zu Angesicht zu bekämpfen. Weil ich das verstehe, möchte ich mithelfen, den Tod dieser Taan zu rächen.«

Während Dur-zor diese Worte übersetzte, wurde ihre Stimme kräftiger. Etwas an Rabes Feuer wirkte ansteckend.

»Die Taan benutzen die Halbtaan als Sklaven, wie du bereits festgestellt hast. Sie werden nicht erfreut sein, sie zu verlieren«, meinte K'let.

»Ich glaube, deine Leute haben gerade etwas erfahren, das wichtiger für sie ist, großer K'let, als der Verlust von ein paar Sklaven, die leicht ersetzt werden können«, sagte Rabe.

Derl gab ein Hüsteln von sich, das auch ein leises Lachen sein mochte. Der Schamane murmelte etwas. K'let antwortete ebenfalls im Flüsterton, sodass Rabe nichts verstehen konnte.

»Ich werde gezwungen sein, die Taan für den Verlust ihrer Sklaven zu entschädigen«, knurrte K'let.

»Wenn du deine Sklaven in eine Streitmacht verwandeln kannst, dann hast du deine Schätze gut angelegt«, antwortete Rabe.

Ein Glitzern trat in K'lets Augen. »Wie soll ich wissen, ob ich dir trauen kann? Ich möchte nicht, dass es später heißt, ich hätte den jungen Bahk selbst aufgezogen, der mir den Kopf abgebissen hat.«

»Ich schwöre bei meiner Ehre, Kyl-sarnz. Dein Kampf ist mein Kampf.«

»Den gleichen Schwur hat auch ein anderer Mensch einmal mir gegenüber abgelegt«, sagte K'let leise. »Und er hat mich verraten.«

»Ich werde dich nicht verraten, Kyl-sarnz«, erklärte Rabe stolz. »Darauf hast du mein Wort.«

K'let grunzte, aber er war nicht besonders beeindruckt. Er warf Rabe einen tückischen Blick zu. »Ich mag mich ja irren,

R’b, aber im Augenblick ist dein Leben weniger wert als ein Kochtopf mit einem Riss. O ja, ich weiß alles über Dag-ruk und R’lt, ich bin stets gut unterrichtet.«

»Es ist wahr, Kyl-sarnz«, erklärte Rabe, denn es hatte ohnehin keinen Sinn, die ganze Sache abzustreiten.

»Dann werde ich mit dir den gleichen Handel abschließen wie Dagnarus mit mir. Ich gebe dir, was du willst. Ich mache dich zum Nizam deines eigenen Stamms von Halbtaan. Du wirst unter meinem Schutz stehen. Kein Taan soll dir oder den Deinen Schaden zufügen, ohne sich meinen Zorn zuzuziehen. Im Austausch dafür wirst du dein Leben geben, wenn ich es verlange.«

Rabe dachte darüber nach. Dur-zor murmelte einen Einwand, aber er bedeutete ihr zu schweigen.

»Einverstanden, Kyl-sarnz.«

»Also gut«, sagte K’let. »Ich habe ohnehin vor, mit allen zu sprechen, bevor wir aufbrechen. Ich werde die Ankündigung dann machen. Wenn wir heute Abend unser Lager aufschlagen, schlägst du dein eigenes Lager auf, und die Halbtaan werden sich dir anschließen.« Er entließ Rabe mit einer Geste.

Rabe salutierte und ging. Sobald er draußen vor dem Zelt war, holte er tief Luft und befreite seine Lungen vom Gestank der Leere. Er warf Dur-zor einen triumphierenden Blick zu und erwartete, sie ebenso glücklich zu sehen, wie er selbst war. Stattdessen schien sie besorgt und nachdenklich.

»Was stimmt denn jetzt schon wieder nicht?«, wollte er wissen. »Du hast, was du immer wolltest – Freiheit für dich und die Deinen.«

»Ich weiß«, sagte sie und lächelte, so gut sie es mit ihrer gerissenen Lippe konnte. »Und ich bin sehr stolz auf dich, Rabe. Dennoch.« Sie seufzte. »Es wird nicht leicht sein. Es gibt nicht wenige bei meinen Leuten, die es tröstlich finden, Sklave zu sein.«

»Das kann ich nicht glauben«, staunte er. »Du warst ganz anders.«

Dur-zor konnte das nicht erklären, also ließ sie das Thema fallen. Sie rückte näher an ihn heran und schmiegte sich an ihn. »Es gefällt mir nicht, dass du gezwungen warst, dein Leben zu verkaufen.«

»Bah!« Rabe zuckte mit den Schultern. »Ich habe den besseren Teil bekommen. Wie K'let schon sagte, mein Leben ist im Augenblick nichts wert, also habe ich nichts zu verlieren. Außerdem habe ich vor, so wertvoll für K'let zu werden, dass er nicht einmal mehr im Traum daran denkt, seine Schuld einzutreiben. Und ich werde ihn wahrscheinlich ohnehin betrügen und in der Schlacht sterben.«

»Das hoffe ich, Rabe«, sagte Dur-zor ernst.

Er setzte ein schockiertes Gesicht auf. »So etwas sollte eine Gefährtin wirklich nicht sagen!«

»O nein, ich hoffe natürlich nicht, dass du stirbst!«, rief sie erschrocken. »Es ist nur – «

»Ich weiß«, sagte er lachend und umarmte sie. Nun gefiel ihm die Welt wieder. »Ich habe dich nur geneckt. Zu den ersten Dingen, die ich den Halbtaan beibringen werde, gehört, wie man lacht.«

»Das Erste, was du ihnen beibringen musst, Rabe, ist, wie man lebt«, erklärte Dur-zor feierlich. »Im Augenblick wissen sie nur, wie man stirbt.«

Der Drachenflug nach Saumel hatte etwas seltsam Traumhaftes für die beiden Zwergenpassagiere, ebenso wie für den Drachen, der sie trug. Die Zwerge, warm in Schaffelljacken gehüllt, welche die Omarah ihnen gegeben hatten, drängten sich auf dem breiten Rücken des Drachen zusammen und klammerten sich an ledernes Zaumzeug, das Kolost aus dem Zaumzeug seines Pferdes hergestellt und an dem stacheligen Kamm des Drachen befestigt hatte.

Weder Zwerge noch Drache sprachen, solange sie sich in der Luft befanden. Während sie über Land schwebten, waren nur die Geräusche zu hören, die der Drache produzierte – das Knarren der Sehnen und das leise Rauschen der Flügel –, und selbst diese verklangen, wenn Ranessa auf den Aufwinden segelte. Die Zwerge staunten über den Ausblick – winzige Bäume glitten tief unter ihnen her, und der Schatten des Drachen zeichnete sich am Boden ab. Ab und zu blitzte es tief drunten, wenn sich die Sonne in einem kleinen See spiegelte.

Beide Zwerge waren in ihre eigenen Gedanken versunken. Kolost dachte an Eroberung. Er sah das Land Vinnengael unter sich, und in seinem Geist war es voller Zwerge. Sein Ehrgeiz war so groß wie der Horizont weit, und das gewaltige Ausmaß der Welt, die er über die Drachenflügel hinaus erkennen konnte, schreckte ihn nicht. Im Geist galoppierte Kolost über seine Feinde hinweg und führte seine Zwergentruppe zum Sieg.

Wolframs Gedanken waren nicht so angenehm. Er sah wenig von dem Land unter sich und achtete auch nicht auf den Himmel. Sein Blick war nach innen gewandt, zu dem Grund, weshalb er kein Paladin war. Niemand würde ihn dazu überreden können, wieder einer zu werden. Nicht einmal Kolost, ganz gleich, wie oft er davon sprach. Wie an diesem Abend.

Nachdem sie gelandet waren, überließ es der Drache ihnen, sich Essen und Unterkunft zu suchen. Es war schlimm genug, sagte Ranessa zu Wolfram, dass sie die Gesellschaft der Zwerge den ganzen Tag über ertragen musste. Nachts wollte sie allein sein, und daher machte sie sich nach der Landung oft wieder davon und suchte sich eine Höhle oder eine Senke, in der sie allein schlafen konnte.

Kolost hatte eine gewisse Begabung dafür, auch die tiefsten Gedanken eines Mannes herauszufinden. Er war etwas ganz Seltenes: ein guter Zuhörer. Er begeisterte sich für alles, was er hörte. Und das tat er aus einem bestimmten Grund. Er lernte dadurch nicht nur, sondern verlockte sein Gegenüber mit seiner Neugier dazu, ein bisschen zu viel über sich zu verraten.

Und wie jeder gute Jäger erfasste Kolost seine Beute schon aus der Ferne, umkreiste sie erst und stieß dann zu.

»Erzähl mir von diesem Dunner«, sagte er zu Wolfram. »Ich weiß von diesen pferdelosen Kindern, die sich Dunners Kinder nennen und sich zu Hütern des Steins der Könige gemacht haben. Aber wer ist dieser Dunner?«

Wolfram wollte nicht über Dunner oder irgendetwas anderes reden, das mit dem Stein der Könige zu tun hatte. Aber er hoffte auch, von Kolost mehr über die Pläne des Clanführers zu erfahren, und dazu musste er nachgeben. Sie würden es sich mit gleicher Münze heimzahlen, wie man unter Kämpfern sagte, ein Schlag um den anderen.

»Dunner war der erste Zwerg, der je Paladin wurde«, erwiderte Wolfram. »Er war ein Pferdeloser. Er lebte in Alt-Vinnengael und verbrachte den größten Teil seiner Zeit in der Königlichen Bibliothek.«

Wolfram musste hier abschweifen, um Kolost zu erklären, was eine Bibliothek überhaupt war. Zwerge haben ebenso wenig Verwendung für Bücher wie Orks.

Sobald Bibliotheken zu seiner Zufriedenheit erklärt waren, fragte Kolost: »Was hat Dunner in der Bibliothek getan?«

»Er hat die Bücher gelesen«, antwortete Wolfram.

Kolost dachte darüber nach. »Du sagst, er war pferdelos. War er einer von den Verrückten?«

»Dunner war nicht verrückt«, verteidigte Wolfram seinen Helden. »Er war wie du – er interessierte sich für die Leute. Und aus den Büchern erfuhr er viel über sie – über alle möglichen Leute: Menschen, Elfen und Orks. Danach hat er das, was er gelernt hat, gut gebrauchen können.«

Kolost schien verblüfft. Er dachte einen Augenblick nach, dann meinte er: »Diese Bücher… was haben sie ihm erzählt?«

Wolfram fuchtelte mit einem Kaninchenknochen herum. »Oh, so allerlei. Es gibt Bücher über Krieg, über Strategie und Taktik, Bücher über Pflanzen, die einem sagen, welche giftig sind und welche zum Heilen benutzt werden können, Bücher über die Geschichte. Weil Dunner so viel las, wusste er mehr als jeder andere Zwerg, und deshalb wählte man ihn aus, den Zwergenteil des Steins der Könige in Empfang zu nehmen. Er hat ihn mit nach Saumel gebracht. Leider – «

Kolost unterbrach ihn. »Diese Bücher… kannst du sie lesen?«

»Ja«, sagte Wolfram. »Alle Kinder von Dunner lernen lesen. Dunner hat es den ersten beigebracht, und die haben es weitergegeben.«

»Erzähl mir mehr«, forderte Kolost. »Was ist aus Dunner geworden? Warum ist er Paladin geworden?«

»Das weiß niemand vollkommen sicher«, erklärte Wolfram vorsichtig. »Es gibt Leute, die behaupten, dass er hoffte, die Veränderung würde sein verkrüppeltes Bein heilen, und er würde wieder reiten können.«

»Diese Veränderung«, sagte Kolost neugierig, »ist das die Zeremonie, bei welcher der Wolf dem Paladin die magische Rüstung gibt? Erzähl mir davon.«

»Das kann ich nicht«, sagte Wolfram. »Wir müssen schwören, darüber zu schweigen.«

Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, aber er hatte nicht vor, noch einmal an diesen glühenden, reißenden Schmerz zu denken.

»Was ist also aus Dunner geworden?«, fragte Kolost.

»Er wurde Paladin, und sein Bein war geheilt, aber er blieb dennoch ein Pferdeloser. Niemand weiß, warum. Er hatte in seinem Leben ein paar große Enttäuschungen erlebt. Es heißt, er hätte sich mit dem kleinen Prinzen Dagnarus angefreundet und sei entsetzt gewesen, als der Prinz sich dem Bösen zuwandte und Lord der Leere wurde. Dunner verließ Vinnengael und nahm den Stein der Könige mit ins Zwergenland. Er hoffte, dass der Stein den Zwergen helfen würde, stark zu werden, aber« – Wolfram zuckte mit den Schultern – »da er aus der Hand eines Menschen kam, traute unser Volk ihm nicht.«

Kolost grunzte, runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf über die Dummheit der Zwerge.

»Dunner hat in Saumel einen Schrein für den Stein gebaut«, fuhr Wolfram fort, »aber nur wenige Zwerge haben ihn je beachtet. Eines Tages fand Dunner ein paar Kinder, die mit dem heiligen Stein der Könige spielten – zumindest dachte er das. Er war zornig, bis sie ihm sagten, dass sie nicht mit dem

Stein spielten. Sie betrachteten sich als seine Hüter. Dunner war darüber erfreut, und nun verließ er Saumel und kehrte nie mehr zurück. Es heißt, als die ersten von Dunners Kindern erwachsen wurden, haben sich jene unter ihnen, die Paladine geworden waren, auf die Suche nach ihm gemacht. Denkst du daran, selbst Paladin zu werden?«, fragte Wolfram neugierig.

»Ich? Nein«, erwiderte Kolost entsetzt. »Nichts für ungut, und ich hoffe, es beleidigt dich nicht, aber um die Zwerge anführen zu können, muss ich ihr Vertrauen und ihre Loyalität gewinnen, und das könnte ich nicht, wenn ich Paladin wäre. Wie du schon sagtest, *Zwerge* trauen keinem Geschenk, das von einem Menschenkönig kam.«

»Aber so war es nicht«, erklärte Wolfram. »Der Stein der Könige war ein Geschenk der Götter… äh, des Wolfs.«

»Du weißt das, und ich weiß es ebenfalls«, sagte Kolost, und seine Augen glitzerten im Feuerlicht. »Der Wolf hat mir gesagt, dass ich den Stein finden und ihn zurückbringen muss. Selbst wenn ich kein Paladin werde, möchte ich doch, dass Zwergenpaladine mit mir reiten. Ich brauche ihre Kraft, ihre Weisheit – «

»Paladine sind keine Krieger.« Wolfram fühlte sich verpflichtet, den Clanführer darauf hinzuweisen. »Sie dienen dem Frieden.«

»Genau«, bestätigte Kolost. »Nach dem Krieg kommt Frieden. Ihr zwergischen Paladine werdet mir helfen, das zu behalten, was ich erobert habe.«

Wolfram kratzte sich am Kopf, verblüfft über diesen bemerkenswerten Mann. Die meisten Zwerge schauten nie über den Sonnenuntergang des heutigen Tages hinaus, wie das Sprichwort sagte. Hier war einer, der über ein ganzes Leben von Sonnenuntergängen hinweg einen strahlenden Sonnenaufgang sah.

Er musste jedoch einen weiteren Fehler in Kolosts Denken verbessern.

»Du sprichst von ›uns‹ Paladinen«, sagte Wolfram. »Zähle mich nicht mit.«

»Warum nicht, Wolfram?«, fragte Kolost. »Was ist passiert? Warum hast du aufgegeben und bist geflohen?«

»Ich möchte nicht darüber reden«, murmelte Wolfram.

»Aber du hast es bereits getan. Im Schlaf. Ich weiß, dass es etwas mit einer Gilda zu tun hat – «

»Hör auf!«, brüllte Wolfram. Er warf Kolost einen wütenden Blick zu.

»Wer ist sie, Wolfram? Deine Gefährtin?«

Wolfram schüttelte den Kopf. Der Schmerz war quälend.

»Wer dann?«, fragte Kolost leise.

»Meine Zwillingsschwester.«

Kolost schwieg. Wenn er jetzt etwas gesagt hätte, hätte Wolfram kein Wort mehr gesprochen. Aber da Kolost sich nicht äußerte, musste er selbst die Stille füllen, denn sonst hätte er ihre Stimme gehört. Er hatte sich so angestrengt, diesen Klang zu verbannen. Er hatte sein Leben mit anderen Stimmen gefüllt, damit er diese eine nicht mehr hören musste. Jetzt, in diesem Schweigen, vernahm er sie wieder, und obwohl sie offenbar aus weiter Ferne kam und er die einzelnen Worte nicht verstehen konnte, wusste er doch, dass sie wollte, er sollte ihre Geschichte erzählen, ihre gemeinsame Geschichte.

»Wir waren Dunners Kinder. So kennt man uns.« Wolfram schnaubte. »Kinder des Elends ist wohl passender. Du weißt, wie es ist, bei den Pferdelosen aufzuwachsen. Ihr Leben ist leer und verzweifelt, und das ist das Erbe, welches sie ihren Kindern übergeben. Du hattest den Mut, dieses Erbe zu verweigern. Du hattest den Mut zu gehen.«

»Auch du hast dieses Erbe verweigert, Wolfram«, sagte Kolost.

»Das dachte ich jedenfalls«, gab Wolfram zu. »Als ich den Stein der Könige zum ersten Mal sah und erkannte, wie schön er war, wie er dort so klar und hell leuchtete wie ein Stern in einer bitter kalten Nacht, glaubte ich, meine Berufung gefunden zu haben. Ich erzählte Gilda davon und nahm sie mit, ihn zu sehen. Wir schworen uns dem Stein an. Wir dienten ihm, bewachten ihn, gemeinsam mit den anderen Kindern Dunners. Niemand sonst schenkte ihm Beachtung, aber uns bedeutete er viel – er war das Symbol unserer Hoffnung auf ein besseres Leben. Wir redeten darüber, Paladine zu werden, wie Dunner einer gewesen ist, und an all diese wunderbaren magischen Orte zu reisen, von denen wir so viel von den Händlern gehört hatten, die in unsere Stadt kamen. Und nun habe ich sie alle gesehen«, fügte er leise hinzu, beinahe so, als spräche er nur mit sich selbst. »Jeden einzelnen.«

Er seufzte tief und schien in Erinnerungen zu versinken.

»Alle Kinder beginnen damit, dass sie Paladin werden wollen, aber nur die wenigsten tun es. Die meisten verlieren das Interesse am Stein, wenn sie älter werden. Sie denken mehr daran, einen Gefährten zu finden und ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Aber einige sind berufen. Wir waren es, Gilda und ich. Dunner erschien uns in einer Feuervision und wies uns an, sein Grab zu suchen. Der Weg war lange und schwer. Wir mussten vieles ertragen. Es gelang uns, weil wir zusammen waren. Keiner von uns hätte es allein geschafft. Ich wusste, dass wir beide Paladine werden würden…«

Er hielt inne und schluckte, aber nur, um seine Kehle zu befeuchten. Die Worte der Erinnerungen drängten sich dick auf seiner Zunge. Gilda hatte Recht. Es war eine Erleichterung für ihn, darüber zu sprechen. Er hatte es nie zuvor getan. Dies war das erste Mal.

»Wir fragten uns, worin die Prüfungen wohl bestehen mochten, ob sie sehr schwierig sein würden, denn wir hatten

von den Händlern Geschichten über die Prüfungen gehört, denen sich die menschlichen Paladine unterziehen mussten. Aber es erwies sich, dass die Suche nach Dunners Grab schon die Prüfung war. Er sagte uns das. Oder genauer gesagt, sein Geist sagte es uns. Er hat zu jedem von uns gesprochen, allein, und uns gefragt, ob wir bereit seien, uns der Veränderung zu unterziehen. Es war der stolzeste Augenblick meines Lebens… und des ihren.«

Wolfram rieb sich die schmerzende Stirn.

»Ich bin kein Paladin.«

»Du hast die Probe bestanden…«, meinte Kolost.

»Der Wolf wird mir nicht verzeihen. Ich habe die Götter abgewiesen. Ich habe schreckliche Dinge zu ihnen gesagt. Und ich habe alles davon ernst gemeint«, fügte er mit aufflackerndem Zorn hinzu. »Nach allem, was sie getan haben…«

Er schwieg abrupt.

»Was haben sie getan?«

Erst antwortete Wolfram nicht. Als er es schließlich tat, war seine Stimme rau vor Zorn. »Gilda wollte ein Paladin sein. Sie hat sich so angestrengt, doppelt so viel wie ich. Sie war viel, viel würdiger als ich. Ich bin überwiegend wegen ihr mitgekommen. Und sie haben sie getötet. Sie ist in den Flammen gestorben. Ich kann sie immer noch vor mir sehen… höre immer noch ihre Schreie…«

Er konnte nicht mehr sprechen. Er biss sich auf die Lippen, schluckte gegen die aufsteigende Galle an. Als er sich wieder besser im Griff hatte, blickte er trotzig auf.

»Ich habe ihr mein Medaillon gegeben. Es war von Rechts wegen ihres. Ich habe es mit ihrer Asche in die Urne gelegt und sie unter dem hohen Gras der Ebenen unserer Heimat begraben, neben Dunners Grab. Dann bin ich gegangen und nie wieder zurückgekehrt.«

Kolost machte sich daran, das Feuer abzudecken, und vollzog ehrfürchtig jene Teile des nächtlichen Rituals, welche auch den Zwergen erlaubt sind, die keine Feuermagier sind. Dann wickelte er sich in seine Decke und schlief ein.

Wolfram träumte in dieser Nacht, dass Gilda ihm zurief, er solle aufwachen, wie sie es getan hatte, als sie noch Kinder waren. Als er dann tatsächlich aufwachte, dämmerte der Morgen, und sie war nicht da.

Die Zwerge wussten, dass sie ihre Heimat erreicht hatten, als sie den Fluss überquerten, welchen die Zwerge Arven nannten. Den Namen hatten auch die Menschen übernommen und nun auf ihren Karten verzeichnet. Der Drache flog über Neu-Vinnengael und gab Kolost die einzigartige Möglichkeit, die Verteidigungsanlagen aus der Luft zu betrachten. Auf seine Bitte hin umkreiste Ranessa die Stadt sogar. Ihr Erscheinen brachte die Menschen aus den Wohnhäusern und Läden heraus auf die Straßen. Die Wachen auf den Zinnen reckten die Hälse. Ranessa behauptete, dass sie so tief flog, damit Kolost alles gut sehen konnte, aber Wolfram nahm an, dass ihr die Aufmerksamkeit gefiel.

Drachen waren in Loerem ein seltener Anblick. Ranessa war vermutlich der erste, den die meisten Leute je erblickten. Einige waren so entzückt, dass sie den Wehrgang entlangrannten, um sie so lange wie möglich im Blickfeld zu behalten. Wolfram amüsierte sich damit, ihnen zuzuwinken, aber er wusste, dass sie ihn nicht sehen konnten.

»Eine große Stadt«, verkündete Kolost. »Mit starken Mauern.«

Wolfram fand, dass dies ein wenig entmutigt klang, und warf ihm einen Blick zu.

»Der Trick besteht darin, sie vor diese Mauern zu locken«, sagte Kolost mit einem Zwinkern und einem Grinsen.

Wolfram verdrehte die Augen und schüttelte den Kopf.

Sobald sie den Fluss hinter sich hatten, wandte sich Ranessa nach Süden. Sie traute sich noch nicht zu, über die hohen Gipfel des Zwergengebirges zu fliegen, also folgte sie der Küste des Sagquannomeers, da sie sich Saumel von Süden aus nähern wollte.

Saumel war an die Seite einer engen Felsschlucht gebaut, welche über dem Saumelsee aufragte. Die Stadt lag nahe dem Sagquannomeer und war zum wichtigsten Handelszentrum für das Zwergenland geworden. Saumel verfügte als einzige Zwergenstadt über einen Hafen und hieß als einzige die Besucher anderer Völker willkommen (obwohl »willkommen« vielleicht ein etwas zu übertriebener Begriff war).

Angehörige anderer Völker durften nicht in der Stadt wohnen, aber Händler konnten am Rand der Stadt einen zeitweiligen Wohnsitz unterhalten. Nur in den Straßen von Saumel traf man auch Menschen, Orks und Elfen an, obwohl die Fremden sich nur in bestimmten Bezirken aufhalten durften.

Da die pferdelosen Zwerge von Saumel sich mit Angehörigen anderer Völker abgaben und sogar mit ihnen zurechtkamen (na ja, halbwegs zumindest), hatte Dunner angenommen, dass die Zwerge von Saumel neuen Ideen gegenüber offener sein würden als die meisten anderen, und daher hatte er den Stein der Könige dorthin gebracht. Man hatte ihn schwer enttäuscht. Der Stein war über zweihundert Jahre lang in der Stadt gewesen, und nur eine Gruppe von Straßenkindern hatte sich für ihn interessiert.

»Es ist typisch für die Zwerge, den Stein erst zu wollen, wenn er weg ist.«

Ranessa setzte sie ohne weitere Vorfälle in den Ausläufern der Berge ab. Ihre Landungen waren besser geworden, ebenso wie ihre Laune. Feuer hatte Recht gehabt. Weit entfernt vom Drachenberg, allein mit ihren Gedanken, fühlte sich Ranessa in ihrer Drachenhaut erheblich wohler.

Dennoch, sie war und blieb Ranessa. Wolfram hatte das unangenehme Gefühl, dass dieses gute Benehmen sie sehr anstrengte und nicht lange anhalten würde. Er hatte Recht. Kaum hatte sie sie abgesetzt, da verwandelte Ranessa sich auch schon in eine schlampig und ungepflegt aussehende Menschenfrau und verkündete, sie würde mit ihnen nach Saumel kommen.

»Nein«, sagte Wolfram tonlos.

»Und warum nicht?«, wollte Ranessa erbost wissen.

»Weil dort, wo wir hinmüssen, Menschen nicht zugelassen sind«, erklärte Wolfram. »Wenn du versuchen würdest, in diesen Teil der Stadt zu gehen, würde man dich abweisen oder vielleicht sogar verhaften.«

Ranessa biss sich auf die Lippe und warf Wolfram einen ausgesprochen misstrauischen Blick zu. »Ich denke, du lügst. Ich werde Kolost danach fragen.«

»Nur zu«, meinte Wolfram.

Ranessa ging zu Kolost, der gerade seine Sachen packte. Nachdem sie mit ihm gesprochen hatte, kehrte sie mit langsamem Schritt zurück, und ihr war anzusehen, dass sie über die nächste Methode nachdachte. Sie entschied sich für Schmeichelei und Liebenswürdigkeit.

Sie strich sich das ungekämmte Haar aus dem Gesicht und lächelte Wolfram an. »Du kannst ihnen doch sicher sagen, dass sie mich durchlassen sollen. Du bist eine wichtige Person. Ein Paladin. Das sagt Kolost jedenfalls. Sie werden dir zuhören.«

»Mädchen«, erwiderte Wolfram, »ich bin vor zwanzig Jahren aus Saumel weggegangen und seitdem nicht mehr in der Stadt

gewesen. Niemand wird mich dort mehr kennen. Außerdem ist das Gesetz das Gesetz, und selbst der Wolf könnte es nicht brechen. Was, wenn ich allein und uneingeladen in ein Trevinicidorf käme? Was würden deine Leute tun?«

Ranessa starrte ihn wütend an. »Ihr erwartet also, dass ich hier allein bleibe und nichts zu tun habe, während ihr euren Spaß habt?«

»Ich werde bestimmt keinen Spaß haben«, knurrte Wolfram. »Und angeblich sind Drachen doch Einzelgänger – das hat Feuer mir jedenfalls erzählt. Also sollte es dir Spaß machen, allein zu sein.«

»Das tut es auch«, entgegnete sie hochnäsig. »Ich ziehe meine eigene Gesellschaft der euren vor. Ich dachte nur, ihr könntet Hilfe brauchen. Wenn man bedenkt, dass du anscheinend immer irgendwelchen Ärger bekommst.«

Wolfram tat so, als hätte er ihre letzte Bemerkung nicht gehört. »Es gibt eine Möglichkeit.«

Ranessa warf ihm einen misstrauischen Blick zu. »Und die wäre?«

»Du könntest dich in eine Zwergin verwandeln.«

»Auf keinen Fall!«, erklärte sie empört.

Wolfram zuckte mit den Schultern. »Nun, dann gibt es wohl nicht mehr viel zu sagen.«

Ranessa erkannte zu spät, dass sie in die Falle gegangen war. »Ich würde euch am liebsten hier sitzen lassen und davonfliegen.«

»Ich bin dir wirklich dankbar dafür, dass du uns hergebracht hast, Mädchen«, sagte Wolfram beschwichtigend. »Kolost und ich danken dir alle beide. Ich wünschte, du könntest mitkommen, aber du verstehst sicher, dass das unmöglich ist. Wenn du unbedingt zum Drachenberg zurückkehren willst, verstehe ich das auch. Aber mir wäre es lieber, wenn du bleibst. Und wenn du das tust«, fügte er hinzu, da ihm eine

Idee gekommen war, »bringe ich dir auch etwas aus der Stadt mit.«

»Schwörst du das bei diesem Wolf, von dem du immer redest?« Ranessa warf ihm einen weiteren misstrauischen Blick zu.

»Ich schwöre beim Wolf«, sagte Wolfram.

»Also gut«, erklärte Ranessa hochmütig. »Ihr könnt gehen. Ich warte hier auf euch und auf mein Geschenk. Aber du solltest nicht zu lange wegbleiben.«

»Verlass dich darauf«, sagte Wolfram. »Ich habe nicht vor, mich hier länger aufzuhalten.«

Wolfram und Kolost betraten Saumel zu Fuß, und zwar durch das Zwergentor, das sie direkt in die Innenstadt bringen würde, anders als das Fremdentor, das in Bereiche führte, welche für Angehörige anderer Völker gedacht waren. Kolost hatte Ranessa erzählt, dass Wolfram bei den Zwergen eine wichtige Persönlichkeit sei, aber tatsächlich war der Clanführer derjenige, welchen alle erkannten. Wolfram wusste, wie zurückhaltend die Pferdelosen sich verhielten, und war überrascht, dass man Kolost mit lächelnden Gesichtern und Schulterklopfen begrüßte, was bei den Zwergen als Zeichen für Respekt gilt, und selbst mit ein paar brüderlichen Handschlägen.

Ja, Wolfram war wirklich erstaunt, denn die Pferdelosen waren für gewöhnlich zurückhaltend und schweigsam gegenüber Clanzwergen. Aber er sah, wie Kolost durch diese Straßen ging, in denen es vor Zwergen nur so wimmelte, von denen viele auf irgendeine Art behindert waren, und ihm wurde klar, dass Kolost in der Stadt der Pferdelosen ein Pferdeloser war. Er kannte ihre Sprache und ihre Bräuche. Er kannte ihren Schmerz und teilte ihn.

»Und wenn er auf der Ebene reitet, ist er ein Clanzwerg«, sagte Wolfram beeindruckt. »Er kennt sich auch mit ihnen aus und versteht ihre Sorgen und Nöte. Er kann in beiden Welten leben, ohne eine davon zu beleidigen. Ich glaube, ich habe ihn unterschätzt. Es ist durchaus möglich, dass er die Welt erobern wird.«

Wie er es sich schon gedacht hatte, betrachtete man Wolfram als komischen Kauz, einen Zwerg, welcher aus freien Stücken darauf verzichtete, bei seinem Volk zu leben, und Fremden den Vorzug gab. Er fand seinen Namen jedoch im Zählungsbuch, obwohl sie dazu viele Seiten zurückblättern mussten. Sein Name stand neben dem seiner Mutter und dem seines Vaters, die nun beide tot waren. Gildas Name stand neben seinem. Er sah die Bemerkung daneben, in seiner eigenen Schrift.

Verstorben.

Er wandte sich ab.

Weil er im Zählungsbuch aufgeführt war, standen ihm alle Bereiche von Saumel offen.

Obwohl Wolfram bewusst alle Erinnerung an seine Geburtsstadt zwanzig Jahre lang weggeschoben hatte, kannte er sich immer noch aus. Die Stadt war selbstverständlich gewachsen und hatte sich gewandelt, aber der älteste Teil war in den Berg gemeißelt, und der hatte sich nicht verändert.

Saumel war mit Hilfe von Erdmagie gebaut worden, und zwar von menschlichen Magiern – ein Geschenk einer lange verstorbenen nimoreanischen Königin im Gegenzug für einen lange vergessenen Gefallen, welchen ihr die Zwerge getan hatten. Die alte Stadt sah aus wie eine Wabe mit ihren Häusern und Läden, welche in den Stein gebaut waren. Da die Zahl der Pferdelosen ständig wuchs, hatte auch Saumel größer werden müssen. Die Stadt breitete sich nun über den Boden der Schlucht aus und zog sich an beiden Seiten entlang, schwappte ins Flusstal über und verlief bis zum See.

Wolfram war im alten Teil der Stadt geboren und aufgewachsen. Die Gesichter, die er sah, als er die vertrauten Straßen entlangging, waren die gleichen, die er gesehen hatte, bevor er die Stadt verlassen hatte. Oder genauer gesagt, war der Ausdruck in diesen Gesichtern der gleiche: ernst, feierlich, freudlos. Freude bedeutete, frei über die Ebenen zu galoppieren – etwas, das diese Zwerge niemals kennen würden. Es war eigentlich erstaunlich, dass nicht mehr Kinder der Pferdelosen ihr Glück auf den Ebenen suchten, wie Kolost es getan hatte. Aber Zwerge hatten einen hoch entwickelten Sinn für Pflicht und Familie. Die meisten kannten und akzeptierten ihr Los im Leben.

Wie Kolost hatte auch Wolfram gegen sein Los rebelliert. Aber anders als der Clanführer hatte Wolfram seinen Leuten den Rücken zugewandt. Wenn er sich mit Kolost verglich, schämte Wolfram sich.

Er trabte die Steinstraßen entlang, welche von Generationen von Zwergenstiefeln ausgetreten waren, ließ seine Blicke hierhin und dorthin schweifen und suchte nach vertrauten Anblicken. Er öffnete die Tore und ließ die Erinnerungen durch seinen Geist fluten. Sie waren nicht die bittere Galle, die er befürchtet hatte. Er fühlte sich gewärmt und ein wenig traurig.

»Es tut mir Leid«, sagte Wolfram mit einem Blick zu Kolost. »Was hast du gesagt?«

»Ich habe dich gefragt, ob du in meinem Haus übernachten willst«, sagte Kolost.

Wolfram schüttelte den Kopf. »Nein danke. Ich weiß, wo ich die Nacht verbringen muss. Das ist das Mindeste, was ich für sie tun kann.«

Kolost verstand. »Du willst jetzt gleich dorthin gehen?«

»Ja«, antwortete Wolfram. »Wir haben schon genug Zeit verschwendet.«

»Ich sehe, dass du den Weg noch kennst«, meinte Kolost, als sie in eine schmale, kaum benutzte Seitenstraße einbogen.

»Den werde ich wohl kaum jemals vergessen«, sagte Wolfram.

Der Stein der Könige war in einem Zelt im alten Teil der Stadt aufbewahrt worden. Die meisten Wohnhäuser und Läden in diesem Teil von Saumel hatte man wie Höhlen in den Berg gebaut, und sie folgten der natürlichen Form des Felsgesteins, so dass einige Gebäude sich den Berg hinauf und dann wieder nach unten zogen.

Dunner hatte das Zelt auf einem großen Platz aufgestellt, welchen die menschlichen Erbauer zur Erholung vorgesehen hatten, denn sie wussten nicht, dass den Zwergen – seien es nun Clanzwerge oder Pferdelose – so etwas wie Erholung unbekannt ist. Der Platz war einzigartig, weil keine Wohnhäuser oder Geschäfte an ihn angrenzten; er war auf drei Seiten von Stein umgeben, die vierte öffnete sich zum See hin.

Dunner hatte gehofft, dass die Zwerge einen dauerhaften Tempel für den Stein der Könige bauen würden, aber das war nicht geschehen. Bei dem Zelt handelte es sich um das gleiche, das Dunner vor über zweihundert Jahren hier aufgestellt hatte. Es sah ein wenig verschlissener aus, als Wolfram es in Erinnerung hatte, und ein paar neue Flicken waren ungeschickt auf dem Leder angebracht worden. Er konnte sich nicht vorstellen, was es überhaupt noch zusammenhielt.

Alles in allem waren das Zelt und der Platz genauso, wie er sie in Erinnerung hatte, allerdings mit einer Ausnahme – nämlich der Anzahl von Zwergen, welche sich auf dem Platz versammelt hatten.

Wolfram betrachtete erstaunt die Menge. Das hier war immer eine stille, abgelegene Ecke gewesen. Er fragte sich, was all diese Leute hier taten.

»Sie kommen, um den Kindern Ehre zu erweisen«, antwortete Kolost auf Wolframs unausgesprochene Frage.

»Ein bisschen spät«, bemerkte Wolfgang verbittert.

»Das wissen sie jetzt auch.«

Wolfram blieb am Rand der Menge stehen. Die Zwerge standen schweigend da und erwiesen den Toten ihren Respekt, bevor sie sich wieder ihrem Alltag zuwandten. Beim Anblick all dieser Leute, welche ganz im Gegensatz zu früher dicht gedrängt um das Zelt herumstanden, fühlte Wolfram Unbehagen in sich aufsteigen. Dann wurde er zornig.

»Sie versuchen, es wieder gutzumachen«, erklärte Kolost.

Wolfram schnaubte. Er ging zum Zelt und lauschte der Stille, die aus dem Inneren kam. Er hatte nicht den Mut, es zu betreten. Noch nicht.

»Sag ihnen bitte, dass sie gehen sollen«, sagte er zu Kolost.

»Ich kann nicht nachdenken, wenn all diese Leute in der Nähe sind.«

Kolost schien etwas sagen zu wollen, dann überlegte er es sich anders. Er ging zu ein paar Zwergen und redete leise auf sie ein, und nach ein paar neugierigen Blicken auf Wolfram verließen alle den Bereich. Alle bis auf eine Frau, die störrisch zurückblieb. Sie trug ihr Haar offen und ungeflochten – bei einigen Zwergen ein Zeichen der Trauer. Sie sagte nichts, weder mit dem Mund noch mit den Augen. Sie sah schweigend zu und kam nicht näher, ging aber auch nicht weg.

»Sie ist die Mutter eines der getöteten Kinder«, erklärte Kolost leise. »Sie war diejenige, die sie gefunden hat.«

Wolfram warf ihr einen Blick zu, dann wandte er sich ab. »Sie kann bleiben.«

Er hielt einen Moment vor dem Zelt inne, dann holte er tief Luft und ging hinein. Kolost folgte ihm.

Bei dem Zelt handelte es sich um ein typisches Clanzwergenzelt. Es bestand aus Leder und hatte oben eine Öffnung, die sowohl der Beleuchtung als auch zur Belüftung diente. Das Innere des Zelts war kühl und schattig, und Wolframs Augen brauchten nach all dem gleißenden Sonnenlicht auf den Felsen draußen einen Augenblick, bis sie sich angepasst hatten. Als er sehen konnte, blieb er verwirrt stehen, denn die Bilder dessen, was gewesen war, überlagerten die Gegenwart, und für einige Zeit konnte er das eine nicht vom anderen unterscheiden. So vieles war gleich, und gleichzeitig war so vieles auf schreckliche Art anders.

»Wir haben alles so gelassen, wie es war«, sagte die Frau, die im Eingang stehen geblieben war. »Ich habe sie nichts anfassen lassen. Sie haben nur die Leichen weggebracht. Mein Kind ist jetzt beim Wolf.«

»Es tut mir Leid«, sagte Wolfram verdrossen.

»Du bist eines von Dunners Kindern, nicht wahr?«, sagte die Frau.

»Woher weißt du das?«, fragte Wolfram, zu verblüfft, um es abzustreiten.

»Du bist nicht wie wir anderen«, erklärte die Frau. »Du schaust nicht drein, als fühltest du dich an etwas schuldig. Du siehst wütend aus. Ich wusste, dass früher oder später eines der Kinder zurückkehren würde. Deshalb habe ich sie dazu gebracht, alles so zu lassen, wie es war. Deshalb habe ich gewartet.«

»Und ich bin der Einzige, der gekommen ist?«, fragte Wolfram.

»Der Einzige, den ich erkannt habe«, antwortete die Frau. »Falls andere hergekommen sind, hat ihr Zorn nicht so gebrannt wie deiner.«

Wolfram konnte sich an alles erinnern. Mit ihm und Gilda waren es zu seiner Zeit sechs gewesen. Er fragte sich, was aus dem Rest geworden sein mochte, und kam dann zu dem Schluss, dass er es nicht wissen wollte.

Kolost hielt sich im Hintergrund und schwieg. Die Frau blieb draußen.

Wolfram trat näher an den Altar – eine Pferdedecke über einer Holzkiste. Die Pferdedecke war verschlissen, weil sie so lange den Elementen ausgesetzt gewesen war. Sie war schon zu Wolframs Zeiten verschlissen gewesen, aber niemand hatte je daran gedacht, sie zu ersetzen, denn nach der Legende hatte die Decke Dunner selbst gehört. Der Stein der Könige hatte den Ehrenplatz auf der Decke gehabt. Direkt unter der Öffnung im Zelt hatte der Stein unzählige Regenbögen gesprüht, wenn die Sonne direkt darüber gestanden hatte, Regenbögen, welche mit den Kindern getanzt hatten.

Der Holzaltar lag in Trümmern. Die Pferdedecke hatte man auf den Boden geworfen, den grob geschmiedeten eisernen Feuerkasten umgekippt. Der Stein der Könige, der an einer langen Schnur aus Pferdehaar gehangen hatte, war verschwunden.

Wolfram kniete neben der Decke nieder und hob sie ins Licht. Die Decke wies rotbraune Flecken auf, die tief in den Stoff eingedrungen waren. Selbst nach drei Monaten war der Geruch nach Blut unverwechselbar.

Wolfram sah sich um. Die Wände des Zelts, an denen einmal Regenbögen getanzt hatten, waren ebenfalls voller Blutflecke.

Wolfram ließ die Decke fallen. Er suchte halbherzig im Schutt herum, aber er wusste, dass er den Stein der Könige nicht unter all diesen Holzsplittern finden würde. Er glaubte nur, er sollte zumindest den Versuch machen. Wer immer die Kinder ermordet hatte, hatte auch den Stein genommen. Deshalb waren sie gekommen.

Er verließ das Zelt. Kolost folgte ihm mit ernster Miene.

Die Frau stand, in ihr Schultertuch gewickelt, immer noch vor dem Zelt. »Ich bin Wolfram, und ich war tatsächlich einmal eins von Dunners Kindern. Kolost hat mich darum gebeten, den Stein der Könige zu finden und den Tod dieser Kinder zu rächen.«

Die Frau nickte. »Ich heiße Drin. Ich werde dir sagen, was ich weiß. Mein Junge war eines von Dunners Kindern. Ich habe nicht viel davon gehalten, aber es war mir ziemlich gleichgültig, wohin er ging, solange er keinen Ärger machte. Ich bin Weberin und arbeite zu Hause. Wenn er hier war, war er aus dem Weg. Das war alles, was mich interessiert hat.«

Bei diesen Worten löste sich eine Träne und lief ihr über die Wange. »Sein Vater ist Stiefelmacher, und er war sehr streng mit Rulff. Er wollte, dass er zum Abendessen pünktlich zu Hause war, und wenn Rulff zu spät kam, schickte er mich aus, um ihn zu holen. Wenn ich hierher kam, saß Rulff immer mit den anderen Kindern im Zelt, und sie erzählten einander Geschichten oder so.«

Noch eine Träne floss, diesmal über die andere Wange. »Manchmal taten sie so, als wäre ich ein Feind, der versuchte, den Stein der Könige zu stehlen. Sie griffen nach ihren Stöcken, die sie als Schwerter benutzten, und stellten sich rings um den Stein auf, um ihn zu verteidigen.«

Sie blickte zu Wolfram auf. »Und so habe ich ihn gefunden: mit einem Stock in der Hand. Er lag direkt im Eingang, war der Erste, den sie umgebracht haben.«

Wolfram wischte sich mit dem Ärmel die Nase.

»Nach dem Abendessen ging Rulff immer noch einmal hierher«, fuhr die Frau leise fort. »Ein paar Kinder hatten kein Zuhause, erzählten sie mir, und sie schliefen hier. Rulff ist aber immer nach Hause gekommen. Wir haben bis Mitternacht gewartet. Sein Vater war wütend. Ich wollte ihn holen…«

»Es tut mir Leid, Drin«, sagte Wolfram und räusperte sich.

»Eins ist seltsam«, sagte sie. »Es gab neun Kinder von Dunner. Aber es waren nur acht Leichen.«

»Vielleicht ist eins der Kinder an diesem Abend zu Hause geblieben«, sagte Wolfram.

»Nein.« Drin war sich vollkommen sicher. »Dieses Mädchen gehörte zu denen, die kein Zuhause hatten. Sie war erst vor kurzem von ihrem Clan in Saumel zurückgelassen worden. Ich habe sie manchmal zum Essen mit nach Hause gebracht. Sie heißt Fenella, und seit dieser Nacht hat sie niemand mehr gesehen. Ich habe überall gefragt.«

Wolfram rieb sich das Kinn. »Nun, ich werde darüber nachdenken. Hast du irgendeine Ahnung, wer das getan haben könnte?«

Drin schüttelte den Kopf. »Ich habe einen Feuermagus dafür bezahlt, einen Zauber zu wirken, der ihm zeigt, was passiert ist, aber er sagte, seine Vision sei blockiert gewesen. Er konnte nichts sehen. Aber er hat sich irgendwie seltsam benommen. Er hat mir das Geld zurückgegeben und gesagt, ich sollte es nicht noch einmal versuchen.«

Wolfram warf Kolost einen Blick zu, und der nickte.

»Gibt es sonst noch etwas, was ihr wissen wollt?«, fragte Drin.

»Ja, aber nicht von der Mutter des Jungen.«

»Nein«, erwiderte Wolfram. »Und danke für deine Hilfe.«

»Jetzt kann ich nach Hause gehen«, sagte Drin seufzend, zog das Schultertuch fester um sich, drehte sich um und ging. Wolfram sah ihr nach, dann wandte er sich an Kolost.

»Wie sind die Kinder gestorben? Welche Waffe wurde benutzt?«

»Ihr Sohn, Rulff, ist mit einem Schwert erschlagen worden; die anderen hatten nach allem, was ich weiß, ähnliche

Wunden. Einem kleinen Mädchen wurde der Schädel eingeschlagen.«

»Niemand hat etwas gehört?«, wollte Wolfram wissen. »Keine Schreie oder Hilferufe?«

Kolost schüttelte den Kopf. »Ich habe alle Leute gefragt, die hier in der Nähe wohnen. Falls jemand die Schreie gehört hat, so haben sie wohl angenommen, die Kinder würden spielen – angeblich haben sie dauernd gekreischt und Lärm gemacht. Niemand hat darauf geachtet. Was hältst du von diesem Kind, das verschwunden ist?«

»Sie wird wahrscheinlich wieder auftauchen«, meinte Wolfram. »Warum sollte jemand acht Kinder umbringen und eines davon entführen? Sie ist wahrscheinlich davongerannt und zu verängstigt, um zurückzukommen.«

»Das dachte ich ebenfalls«, stimmte Kolost zu. »Dieser Feuermagus. Ich nehme an, du kennst ihn?«

»Ich habe schon mit ihm gesprochen. Er konnte nicht helfen.«

»Dennoch, ich würde gern hören, was er zu sagen hat.«

»Er wohnt nicht weit von meiner Unterkunft entfernt. Wir werden mit ihm reden, und dann bist du zum Abendessen mein Gast. Bist du sicher, dass du keinen Schlafplatz brauchst?« Wolfram schaute zurück zu dem Zelt. »Vollkommen sicher.«

Der Feuermagus war ein älterer Zwerg, der sich den Lebensunterhalt mit seinen Visionen verdiente.

»In achtzig Jahren dieser Arbeit«, sagte er, »ist mir so etwas noch nicht untergekommen. Kennst du dich mit Zauberei aus?«

Wolfram kannte sich aus, aber er tat so, als hätte er nicht gehört, was der alte Mann gesagt hatte.

»Um eine Vision über ein bestimmtes Ereignis zu haben oder in die Zukunft zu schauen, muss ich mich an einen Ort begeben, an welchem in der Vergangenheit ein Feuer gebrannt hat. Ich zünde ein neues an, wo das alte gebrannt hat, und ich kann in den Flammen sehen, was in diesem Bereich passiert ist. Die Kinder unterhielten für gewöhnlich über Nacht ein Feuer, also gab es damit keine Schwierigkeiten. Ich bin zum Zelt gegangen, habe mein Feuer angezündet und in die Flammen geschaut. Ich sah, wie die Kinder ums Feuer saßen; ihre Gesichter leuchteten im Licht. Jemand sagte, er hätte ein Geräusch gehört. Ein Junge ging zum Zelteingang, und« – der Magus spreizte die Finger – »das war alles.«

»Was soll das heißen, ›das war alles‹?«, fragte Wolfram.

»Mir wurde schwarz vor Augen, als würde sich das ganze Zelt mit dickem, erstickendem Rauch füllen. Ich konnte nichts mehr erkennen. Ich konnte nichts hören, ich habe nicht einmal mehr die Flammen des Feuers gesehen. Es fühlte sich an, als wollte der Rauch mich ersticken. Es war ein schreckliches und sehr wirkliches Gefühl. Meine Aufmerksamkeit ließ nach, und der Zauber war zu Ende.«

»Hast du es noch einmal versucht?«

»Nein«, erklärte der Magier finster. »Ich habe der Frau ihr Geld zurückgegeben. Es war der Fluch«, fügte er finster hinzu.

»Welcher Fluch?«, wollte Kolost wissen. »Davon hast du nichts gesagt, als wir zuvor miteinander gesprochen haben.«

»Frag doch den da«, sagte der Magus und schlug ihnen die Tür vor der Nase zu.

»Hast du es noch bei einem anderen Feuermagier versucht?«, fragte Wolfram Kolost an diesem Abend beim Essen.

»Ich habe mit ein paar anderen gesprochen, aber inzwischen hatte der alte Mann seine haarsträubende Geschichte überall erzählt, und niemand wollte das Risiko eingehen. Daher bin ich zum Drachenberg gekommen.«

Wolfram schob eine noch halb volle Platte beiseite und griff nach seinem Becher. Er hatte schrecklichen Durst, aber keinen Appetit. Kolosts Unterkunft war karg, wie es die Wohnungen von Zwergen immer zu sein pflegten; es gab hier nur seine Ausrüstung und ein paar Kochutensilien. Er und Wolfram hockten sich auf den Boden. Das Kochfeuer bildete die einzige Beleuchtung.

»Was meinte der alte Mann mit dem Fluch?«, fragte Kolost. »Das hat er zuvor nicht erwähnt.«

»Ich nehme an«, sprach Wolfram und wischte sich den Schaum von den Lippen, »er meinte den Fluch des Tamaros. Hast du nie davon gehört?«

Kolost schüttelte den Kopf.

»Bezeichnend für so einen alten Graubart, mit so etwas anzufangen. Offenbar hat König Tamaros, als er den Stein der Könige aufgeteilt hat, alle Empfänger schwören lassen, dass sie einander im Notfall helfen und ihren Teil des Steins mitbringen würden, wenn eines der Völker in Not ist. Du kennst die Geschichte der Zerstörung von Alt-Vinnengael?« Wolfram warf Kolost einen Seitenblick zu, und dieser nickte.

»Wahrscheinlich weißt du aber nicht, dass König Helmos, als der Lord der Leere drohte, Vinnengael anzugreifen, zu Dunner um Hilfe geschickt hat und ihn darum bat, den Stein der Könige nach Alt-Vinnengael zu bringen. Der Legende zufolge haben sich Dunners Kinder geweigert, dem Boten den Stein zu übergeben, und erklärt, die Zwerge wollten mit den Kriegen der Menschen nichts zu tun haben.«

»So sollte es auch sein«, sagte Kolost grimmig.

»Das stimmt, aber damit haben sie den Schwur gebrochen«, erklärte Wolfram. »Die Elfen haben ihren Teil auch nicht geschickt, ebenso wenig wie die Orks. Alt-Vinnengael ist gefallen. Und daher glauben viele, dass Tamaros die

Eidbrecher aus dem Grab heraus verflucht hat und sie sich eines Tages werden verantworten müssen.«

Kolost runzelte die Stirn. Zwerge sind nicht so abergläubisch wie Orks und auch nicht so fest an ihre Ehre gebunden wie Elfen. Sie folgen jedoch einem strengen Moralkodex, und einen Eid zu brechen wird als schlimme Missetat betrachtet. Der betreffende Zwerg wird häufig mit dem Ausschluss aus seinem Clan bestraft.

»Wenn der Menschenkönig uns verflucht hat, war das sein gutes Recht«, erklärte Kolost daher.

»Mag sein.« Wolfram wirkte nicht so überzeugt. Er trank noch einen Schluck Bier.

»Glaubst du, wir sind verflucht?«, fragte Kolost.

»Ja«, sagte Wolfram nach einem Augenblick des Nachdenkens. Dann machte er eine abwehrende Geste. »Aber ich meine nicht diesen Unsinn über Tamaros, der uns aus dem Grab verflucht.

Nach allem, was ich gehört habe, war er ein guter Mann, der nicht einmal einen Floh dafür verflucht hätte, dass er ihn gebissen hat. Ich glaube allerdings, dass wir das Problem geerbt haben. Die Leute hätten sich schon vor zweihundert Jahren um den Lord der Leere kümmern sollen. Genau wie die, welche die Schreie der Kinder gehört haben«, fügte er verbittert hinzu. »Statt aus ihren warmen Betten zu springen und nachzusehen, was los war, haben sie sich die Decken über den Kopf gezogen und sind wieder eingeschlafen.«

»Dieser Dagnarus, der neue König von Vinnengael, ist das derjenige, den sie den Lord der Leere nennen?«

Wolfram nickte.

»Aber was hat er mit uns zu tun?«, wollte Kolost wissen.

»Er hat ziemlich viel mit uns zu tun«, meinte Wolfram. »Falls du den Stein der Könige zurückhaben willst.«

Kolost riss erstaunt die Augen auf, dann kniff er sie zornig wieder zusammen. »Er hat unseren Stein der Könige gestohlen!«

»Ich glaube, seine Handlanger haben es getan«, erklärte Wolfram. »Und sie haben die Kinder umgebracht.«

»Bist du sicher?«

»Nein«, sagte Wolfram schlicht. »Ich weiß nicht, wie wir sicher sein könnten.«

»Wie sollen wir dann den Stein zurückbekommen?«

»Das können wir nicht«, stellte Wolfram fest und trank den letzten Schluck Bier. »Du kannst es von mir aus Tamaros' Fluch nennen oder den ganz eigenen Fluch der Zwerge. Sie hätten sich um den Stein kümmern sollen, solange sie ihn hatten, und nicht erst, nachdem er verschwunden war.«

Er stand auf. »Ich wünsche dir eine gute Nacht und viel Glück, Kolost.«

»Du verlässt Saumel?«

»Morgen früh.«

»Aber willst du uns denn nicht helfen?«

»Ich kann überhaupt nichts tun«, sagte Wolfram schlicht.

Kolost ging mit ihm zur Tür und öffnete sie.

»Ich wünschte…« Kolost hielt inne. Sein Blick wanderte zu einer Stelle hinter Wolfram.

»Was?«, wollte Wolfram wissen. Verärgert fuhr er herum. »Was ist denn da?«

»Nichts. Ich habe mich geirrt.« Kolost zuckte mit den Schultern. »Ich wünsche dir Glück für die Reise.«

»Das kann ich brauchen«, erklärte Wolfram.

Er spähte angestrengt die Straße entlang, aber es war spät, und die meisten Zwerge waren schon zu Bett gegangen. Die Straße war leer. Wolfram warf Kolost noch einen misstrauischen Blick zu. Der Clanführer stand in der Tür und beobachtete ihn.

Wolfram freute sich nicht darauf, die Nacht in dem blutbefleckten Zelt zu verbringen, aber das war das Mindeste, was er für die ermordeten Kinder tun konnte. Es war seine Strafe, seine Buße. Er winkte Kolost noch einmal zu und stapfte in die Nacht hinaus.

Kolost schaute ihm lächelnd hinterher.

Hinter dem Zwerg, der durch die nächtlichen Straßen ging, bewegte sich die schimmernde Gestalt eines riesigen silbergrauen Wolfs.

Wolfram kehrte zum Zelt zurück, in dem sich einmal der Stein der Könige befunden hatte, und machte sich für die lange Nacht bereit. Er zündete kein Feuer in der Feuerkiste an, obwohl es kalt war. Er wollte im Dunkeln bleiben. Er hatte bereits mehr gesehen, als ihm lieb war. Bevor er sich hinlegte, setzte er sich auf den Boden und versammelte die Seelen der ermordeten Kinder um sich.

Er hatte sie nie zuvor gesehen, also gab er ihnen die Gesichter der Kinder, welche er gekannt hatte und die seine eigenen Freunde und Gefährten gewesen waren. Er fragte sich, was wohl aus ihnen geworden sein mochte. Sie waren vermutlich tot, dachte er, so wie Gilda. Oder von Selbstvorwürfen gepeinigt wie er selbst.

»Ihr dürft euch nicht die Schuld geben«, sagte Wolfram zu den Kindern. »Diese Dunkelheit, von welcher der Feuermagier gesprochen und die ihn beinahe erstickt hat – das war die Leere. Die Geschöpfe, die den Stein der Könige genommen haben, waren Geschöpfe der Leere. Diese Vrykyl sind schreckliche Wesen. Ich habe zwei von ihnen gesehen und will nie wieder einen erblicken. Sie hatten die Macht der Leere hinter sich. Wenn sich jeder einzelne Zwerg in der Stadt gegen sie erhoben hätte, hätten sie sie vielleicht aufhalten können. Aber vielleicht auch nicht. Ihr hattet allein keine Chance.«

Wolfram seufzte und schwieg eine Weile. Schließlich sagte er: »Ihr habt vielleicht den Stein der Könige verloren, aber ihr habt den wichtigsten Schatz behalten. Ihr habt eure Seelen

behalten. Weil ihr euch gegen die Vrykyl gewehrt habt, konnte die Leere euch nicht holen. Wir werden auch ohne den Stein zurechtkommen. Wir haben es zweihundert Jahre ohne ihn geschafft, da spielen weitere zweihundert auch keine große Rolle mehr. Ich möchte jetzt, dass ihr schlaft. Es wird keine schlechten Träume geben, das verspreche ich euch. Schlaft, und wenn ihr aufwacht, werdet ihr durch den Sonnenschein laufen. Für alle Ewigkeit. Der Wolf wird bei euch sein.«

Die Mienen der Kinder waren ernst und feierlich. Er wusste nicht, ob sie ihn verstanden hatten, aber er hoffte es. Er machte es sich bequem – offenbar ein bisschen zu bequem, denn als Nächstes schlief er und träumte. Er wusste, dass er träumte, weil die Zeltklappe aufging und Gilda hereinkam.

Wolfram hatte die Erinnerung an sie vor langer Zeit aus seinem Gedächtnis verbannt. Er hatte sich ihr Gesicht seit zwanzig Jahren nicht mehr vor Augen gerufen. Als er sie nun sah, bedauerte er das. Erst jetzt verstand er, wie sehr sie ihm gefehlt hatte. Ihre Anwesenheit tröstete ihn. Der Schmerz war immer noch in seinem Herzen, aber er quälte ihn nicht mehr. Der Schmerz war irgendwie trauriger und weicher geworden, erwärmt von dem Glück ihrer Kindertage.

»Gilda!«, sagte er leise. »Ich bin froh, dass du zurückgekommen bist. Es ist lange her.«

»Zu lange«, antwortete sie.

»Aber ich verstehe das nicht. Warum kommst du jetzt zu mir?«

»Ich komme, weil du gerufen hast, Bruder«, antwortete Gilda mit ihrem typischen schalkhaften Lächeln. »Tue ich das nicht immer?«

»Nein. Wenn ich mich recht erinnere, war das nur selten der Fall. Aber«, fügte er liebevoller hinzu, »wir waren ohnehin selten getrennt.«

»Nur die letzten zwanzig Jahre. Ich dachte schon, du würdest mich nie rufen, Wolfram.«

»Ich erinnere mich nicht daran, dich jetzt gerufen zu haben, Gilda«, sagte er verlegen. »Ich bin froh, dass du gekommen bist, aber ich habe dich nicht – «

»Du hast dich erinnert«, erklärte sie. »Du hast die Erinnerung heraufbeschworen, welche du zusammen mit meiner Asche unter hohem Gras begraben hast.«

»Ich musste vergessen«, sagte Wolfram. »Ich hätte anders nicht weitermachen können. Ich habe in diesem Grab einen Teil von mir selbst beerdigt.«

»Ich weiß«, sagte sie leise. »Deshalb war ich auch all diese Jahre bei dir, selbst wenn du es nicht wusstest.«

»Du warst bei mir?« Er war erstaunt, aber gleichzeitig war er es nicht. Ein Teil von ihm hatte das anscheinend schon immer gewusst. Er sah sie sich genauer an. »Was trägst du da, Gilda? Es sieht aus wie eine Rüstung.«

»Es ist eine Rüstung«, antwortete sie lächelnd. »Die Rüstung eines Paladins.«

Die Rüstung war nach zwergischem Muster gefertigt und nicht die vollständige Rüstung mit Kettenhemd, wie sie ein menschlicher Paladin getragen hätte. Gilda trug die Art von Lederrüstung, wie sie die Zwerge bevorzugten, die Art Rüstung, welche Wolfram in den wenigen quälenden Augenblicken getragen hatte, als er selbst ein Paladin gewesen war. Das Leder war handgearbeitet und mit Silber verziert, und auch die Schnallen bestanden aus Silber. Die Armschützer waren ebenfalls silbern, ebenso wie der Helm. Eine silberne Kampfaxt hing an Gildas Seite. Auf ihrer Brust baumelten zwei Medaillons, auf denen der Kopf eines Wolfs mit gefletschten Zähnen zu sehen war.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Wolfram, nur um etwas zu sagen. Er griff in seinen Ärmel und zwickte sich fest. Er war jetzt wirklich bereit aufzuwachen.

»Es ist kein Traum, Wolfram«, erklärte Gilda. »Ich bin tatsächlich hier, und ich habe die beiden Medaillons. Unsere Medaillons, die Dunner uns gegeben hat, als wir Paladine wurden.«

»Aber das kann nicht sein!«, protestierte Wolfram zornig. »Du bist gestorben! Sie haben dich umgebracht!«

»Ich kann es dir erklären, wenn du zuhörst«, sagte Gilda. Sie nahm das zweite Medaillon vom Hals und hielt es ihm hin. Er starrte es wütend an und berührte es nicht.

»Als ich mich verwandelte, Wolfram, ist mir der Wolf erschienen. Er sagte, dass eine Zeit kommen würde, in welcher die Macht der Leere größer wird und die Macht der anderen Elemente schwindet. In dieser finsteren Zeit würden die Paladine aller Völker an ihre Schwüre erinnert, um die Teile des Steins der Könige zusammenzubringen. Aber es wäre ihre eigene Entscheidung, das zu tun, und von dieser Entscheidung hinge das Schicksal der Welt ab.

Du warst der Auserwählte des Wolfs, Bruder. Du solltest ein Paladin sein, der einzige Zwergenpaladin, denn nach uns würde die Macht der Leere wachsen, und niemand mehr würde Dunners Grab aufsuchen.«

»Aber *du* hättest es sein sollen, Gilda!«, rief Wolfram. »Du hättest ein Paladin sein sollen. Nicht ich. Du hast es mehr gewollt als ich.«

»Ich wollte es aus den falschen Gründen. Mein Herz war voller Hass und Rachedurst. Ich wollte ein Paladin sein, um es unserem Volk zu zeigen, um sie für das zu bestrafen, was sie dir und mir und dem Rest der Kinder angetan hatten. Ich wollte sie für das Leid unserer Eltern bestrafen und für die Entbehrungen, die wir ertragen mussten. Der Wolf hat mir ins

Herz gesehen und mir die Leere gezeigt, die in mir war. Er hat mich vor die Wahl gestellt. Ich konnte die Prüfung nicht bestehen und danach mein altes Leben weiterführen – verbittert und rachsüchtig und voller Zorn. Oder ich konnte deine Führerin sein, wenn du dich auf den Weg ins Dunkel machst. Ich habe mich für das Letztere entschieden, Wolfram«, sagte Gilda. »Ich bin die ganze Zeit bei dir gewesen, obwohl du das nicht wusstest.«

»Wie meinst du das, du bist bei mir gewesen?«

Gilda grinste. »Erinnerst du dich an den Armreif, welchen die Mönche dir gegeben haben? Dieser Armreif wurde warm, wenn du jemandem begegnet bist, dem du folgen solltest, und er wurde warm, als du Jessan und Bashae getroffen hat, nicht wahr?«

Wolfram nickte verdutzt.

»Die Wärme des Armbands hat dich zu Ritter Gustav und zum Stein der Könige geführt.«

»Ja«, erwiderte Wolfram.

»Die Wärme kam nicht vom Armreif, Wolfram«, sagte Gilda. »Die Wärme, die du gespürt hast, war die Wärme meiner Hand.«

»Ich wünschte, das hättest du mir gesagt.« Er musste gegen die Tränen anblinzeln.

»Ich dachte, du würdest es auch ohne Worte verstehen. Wir haben einander immer ohne viele Worte verstanden.«

Wolfram schaute in sein eigenes Herz und erkannte die Wahrheit.

»Ich habe es verstanden, Gilda. Aber ich war wütend. Ich habe so getan, als wäre ich wütend auf die Götter, aber das stimmte nicht. Ich war wütend auf dich. Du warst alles, was mir auf der Welt geblieben war, und du hast dich dafür entschieden, mich zu verlassen.«

»Ich habe dich nicht verlassen. Das weißt du jetzt. Nimm dieses Medaillon. Sei, was du sein solltest. Der Wolf braucht dich.«

»Ich weiß nicht… Es ist so lange her…«

Wolfram schreckte auf und sah, dass das Zwielicht des frühen Morgens durch das Loch oben im Zelt hereinfiel. Er war unter der blutbefleckten Pferdedecke eingeschlafen und schob sie nun schaudernd weg. Er hatte seinen Traum noch deutlich vor Augen, so deutlich, dass er sich im Zelt umsah in der Hoffnung, Gilda dort zu entdecken.

Das Zelt war leer. Dennoch, er empfand einen Frieden, wie er ihn seit vielen Jahren nicht mehr verspürt hatte, einen Frieden, welchen er bei all seinen rastlosen Wanderungen nicht gekannt hatte. Er stand auf und streckte sich. Als er sich vorbeugte, um nach seinem Rucksack zu greifen, weil er seine Sachen packen wollte, spürte er, dass etwas vor seiner Brust baumelte.

Er schaute nach unten und entdeckte ein silbernes Medaillon mit dem Kopf eines zähnefletschenden Wolfs.

Das Medaillon eines Paladins.

»Du bist wieder da«, sagte Kolost, als er auf Wolframs Klopfen hin die Tür öffnete.

Wolfram stapfte hinein. »Das scheint dich nicht zu überraschen.«

Kolost lächelte. »Ich hab letzte Nacht gesehen, wie dir der Wolf gefolgt ist. Ich wusste, der Wolf würde dir gut zureden.«

Wolfram grunzte. Er hatte nicht vor, irgendetwas zu erklären. »Ich hatte eine Idee. Ich werde selbst versuchen, im Feuer zu erkennen, was geschehen ist. Ich bin vielleicht im Stande, durch die Dunkelheit zu blicken.«

Kolost setzte zu einem Einwand an. Immerhin war Wolfram kein Feuermagus – wie konnte er dann Visionen haben? Aber

dann schloss er den Mund wieder. Man stellte die Mysterien des Wolfs nicht in Frage.

»Ich dachte, du würdest sicher gern dabei sein«, fuhr Wolfram fort. »Ich würde es gern tun, solange es noch früh ist. Und wir sollten die Umgebung abriegeln. Ich weiß nicht genau, was passieren wird.«

»Das lässt sich machen. Wir sehen uns am Zelt«, versprach Kolost.

Wolfram nickte und kehrte zum Tempel zurück, wie Dunners Kinder das Zelt genannt hatten. Auf dem ganzen Weg umklammerte er das Medaillon mit der Hand. Es war ein kalter Morgen, und das Metall fühlte sich warm an. Wenn er es berührte, schien es so, als berühre er Gildas Hand. Er dachte an ihre Bemerkung über den Armreif, den er getragen hatte, und schüttelte den Kopf. Er hätte es eigentlich wissen müssen. Schon als sie noch Kinder gewesen waren, war sie diejenige gewesen, die abenteuerlustig voranpreschte und dafür sorgte, dass auch Wolfram Ärger bekam. Er, der Vorsichtigere, war immer ein paar Schritte zurückgeblieben. Er wünschte sich nun, er hätte den Armreif behalten, aber er hatte ihn in einem Wutanfall dem Feuer zurückgegeben.

Als Wolfram den Platz erreichte, bückte er sich, betrat das Zelt und blieb beunruhigt stehen. Jemand war in seiner Abwesenheit hier gewesen. Er wusste nicht, wieso er das wusste, aber er wusste es. Er sah sich ausführlich um, aber nichts fehlte, und nichts war durcheinander gebracht worden. Er ging wieder hinaus, sah sich auf dem Platz um und spähte auch dort in jede Nische, in der sich jemand hätte verstecken können. Er fand niemanden. Aber er wollte diese Empfindungen nicht einfach abtun. Reiner Instinkt hatte seine Zwergenhaut schon mehr als nur einmal gerettet. Er würde Kolost raten, genau aufzupassen.

Wolfram hatte Zündspäne und ein bisschen Holz mitgebracht, genug für ein kleines Feuer. Als er in das Zelt zurückkehrte, zog er den misshandelten Feuerkasten zu sich heran und legte das Holz hinein. Dann lehnte er sich zurück und starrte es nachdenklich an. Wolfram war kein Feuermagus. Er hatte in seinem ganzen Leben keinen einzigen Zauber bewirkt und das auch nie gewollt. Und jetzt wollte er sich gleich an einen ziemlich großen Zauber wagen, einen, welcher selbst erfahrenen Magiern schwer fallen würde.

Wolfram machte sich deswegen keine Sorgen. Er machte sich Sorgen, weil er sich keine Sorgen machte. Er spürte so etwas wie Wärme in sich, wenn er an den Zauber dachte, die Überzeugung, dass er es tun konnte, obwohl er keine Ahnung hatte, wie. Und das beunruhigte ihn.

Kolost spähte ins Zelt. Wolfram ging hinaus und gesellte sich zu ihm. Der Platz war abgeriegelt worden. Zwerge standen am Eingang Wache und schickten die Neugierigen weg.

»Jemand ist hier gewesen«, erklärte Wolfram. »Sag deinen Leuten, sie sollen gut aufpassen.«

»Es sind gute Männer. Sie wissen, was sie tun sollen«, meinte Kolost. »Wer war es denn? Hast du irgendeine Ahnung?«

Wolfram schüttelte den Kopf. »Nur so ein Gefühl, das ist alles. Komm herein. Setz dich dorthin.« Er zeigte auf eine Stelle nahe dem Feuerkasten. »Wenn der Zauber gelingt, werden wir alles genau so sehen, wie es in dieser Nacht geschehen ist, so als wären wir selbst anwesend. Aber das werden wir selbstverständlich nicht sein. Es sind nur Visionen der Vergangenheit.«

Kolost nickte, um anzudeuten, dass er verstanden hatte, und setzte sich an die Stelle, die Wolfram ihm gezeigt hatte. Er zog die Beine an, legte die Hände auf die Knie und schaute Wolfram erwartungsvoll an.

»Ich werde mich… äh… verändern«, sagte Wolfram und errötete verlegen. Er wollte nicht, dass Kolost ihn für einen Angeber hielt. »Das gehört dazu, ein Paladin zu sein. Die Rüstung meine ich.«

Wolfram warf Kolost einen schiefen Blick zu und wartete auf Widerspruch. Aber Kolost sagte nichts, sondern bedeutete ihm nur, dass er bereit war. Wolfram war erleichtert. Dieser Zwerg gefiel ihm immer besser.

Er umklammerte das Medaillon fest mit der Hand und erinnerte sich an Gilda in ihrer magischen Rüstung, und im nächsten Augenblick trug er selbst eine: schönes, weiches Leder mit Silberschnallen und einem silbernen Helm.

Kolost riss bei dem Anblick die Augen auf, aber er öffnete den Mund nicht.

Diese wundersame Rüstung war Wolfram so vertraut wie seine eigene Haut und bewirkte, dass er sich sicher und beschützt fühlte. Er wusste sofort, was er tun musste, um den Feuerbann zu sprechen. Die Magie strömte von ihm aus, genau so, wie er es wollte. Er brauchte nur daran zu denken, und schon war es geschehen. Das Holz im Feuerkasten begann zu brennen. Wolfram starrte in die Flammen und richtete seine Gedanken auf die Nacht, in welcher ein anderes Feuer in diesem Kasten gebrannt hatte.

Bilder von unzähligen Nächten drangen ihm in den Kopf – von so vielen, dass es ihn vollkommen überwältigte. Er brauchte etwas, das ihn mit dieser bestimmten Nacht verband. Er streckte die Hand aus und packte eine Ecke der blutigen Pferdedecke.

Feuer wirbelte im Feuerkasten auf, und plötzlich erfüllte dicker, erstickender Qualm das Zelt. Wolfram konnte kaum atmen. Er hörte, wie Kolost keuchte und würgte.

»Weiche!«, befahl Wolfram der Leere.

Der Qualm brodelte. Dann erklang ein Wolfsheulen. Eine Windbö ließ das Zelt beben und die Tuchränder flattern. Der Wind saugte den Qualm aus dem Zelt und trug ihn weg. Wolfram konnte wieder atmen. Er hörte, wie Kolost erleichtert nach Luft schnappte.

Als er wieder in die Flammen schaute, konnte er die Kinder sehen…

Dunners Kinder wechselten sich mit dem Tragen des Steins der Könige ab. Jeden Tag war ein anderes an der Reihe. An diesem Abend war es Fenella. Fenella, ein kränkliches Kind, hatte man wegen ihrer schlechten Gesundheit in Saumel zurückgelassen. Ihre Eltern hatten sich einem Befehl ihres Clanführers gebeugt, welcher behauptete, ein krankes Kind könne den gesamten Clan gefährden. Man hatte Fenella in die Obhut einer älteren Zwergin gegeben, aber diese Frau war vor kurzem gestorben. Das zehnjährige Mädchen war nun ganz auf sich gestellt.

Inzwischen hatte Fenella die Kinderkrankheiten hinter sich gelassen. Sie war so stark und gesund wie jedes andere Zwergenkind. Aber das bedeutete nicht, dass sie zu ihrem Clan zurückkehren konnte. Sie hatte keine Ahnung, wo sie waren, und wahrscheinlich würden sie sie ohnehin nicht zurücknehmen. Fenella übernahm die Korbflechterei der verstorbenen alten Frau, und obwohl die Arbeit schwer war, konnte sie sich damit am Leben erhalten.

Da sie den ganzen Tag Körbe flechten musste, blieben ihr nur die Abende und Nächte, um zum Stein der Könige zu kommen. Aber sie kam jeden Abend. Sie freute sich auf den Tag, an dem man sie rufen würde, Dunners Grab zu suchen, wo sie dann seinen Segen für die Verwandlung erbitten konnte. Fenella

wusste, dass das ihr Schicksal war. Dunner selbst hatte es ihr in einem Traum gesagt.

An diesem Abend nahm Fenella den Stein der Könige von seinem Ehrenplatz im Zelt, das eigentlich ein Tempel war, und sah zu, wie er im Feuerlicht funkelte. Jedes Mal, wenn sie den Stein berührte, war sie von ehrfürchtiger Demut erfüllt. Sie fühlte sich, als könnte sie eine gerade Linie von sich selbst zu Dunner und von Dunner zu König Tamaros ziehen. Die zweihundert Jahre, die dazwischen lagen, schienen zu nichts zu schmelzen, wenn sie den Stein trug. Ebenso war es mit den Unterschieden zwischen einem zwergischen Waisenkind und einem Menschenkönig.

Fenella erzählte furchtbar gern Geschichten, und an den Abenden, an welchen sie die Steinträgerin war, unterhielt sie die anderen Kinder mit Geschichten über den Stein und jene, deren Schicksal daran gebunden war. Obwohl die Geschichten schon alt und von Dunner selbst weitergegeben worden waren, hauchte Fenella ihnen neues Leben ein. Die Kinder wurden es nie müde, ihr zuzuhören.

Fenella saß auf der Truhe, die ein Altar war, und machte es sich bequem. Sieben Kinder unterschiedlichen Alters saßen um sie herum. Einer, ein Junge namens Rulff, sollte den Zelteingang gegen Eindringlinge bewachen. Das war allerdings mehr eine Formsache. In der gesamten Geschichte des Zwergenteils des Steins der Könige hatte es nur einen einzigen Eindringling gegeben, und das war vor zweihundert Jahren gewesen, als ein Paladin, den König Helmos geschickt hatte, das Tempelzelt betreten hatte und um die Rückgabe des Steins bat. Dennoch, die Kinder hielten stets nach möglichen Dieben Ausschau. Rulff bezog stolz seinen Posten, einen angespitzten Stock in der Hand.

Fenella war den ganzen Tag lang traurig gewesen, und daher wählte sie eine Geschichte, welche die Kinder immer zum Lachen brachte.

Es war eine von Dunners Lieblingsgeschichten gewesen. Es ging darin um ein Menschenkind namens Gareth, der Gesellschafter von Prinz Dagnarus gewesen war, und erzählte von Gareths erstem Reitversuch. Die Geschichte war für Zwergenkinder amüsant, denn obwohl einige von ihnen nie auf einem Pferd gesessen hatten, waren sie alle für den Sattel geboren. Sie lachten herzlich, als Fenella zu der Stelle kam, wo das Pferd bockte und der Menschenjunge Gareth im hohen Bogen aus dem Sattel flog und in einem Heuhaufen landete.

Rulff drehte sich um. »Still«, sagte er. »Ich glaube, ich habe etwas gehört.«

Er öffnete die Zeltklappe und starrte ins Dunkel hinaus.

»Da draußen ist jemand«, berichtete er erstaunt, denn selbst am Tag kamen nur wenige Zwerge hier vorbei, und nach Einbruch der Dunkelheit schon überhaupt niemand mehr.

»Vielleicht ist es wieder ein Ritter, der den Stein abholen will«, sagte eins der Kinder hoffnungsvoll.

»Oder es ist deine Mutter, Rulff«, meinte ein anderes mit einem leisen, spöttischen Lachen.

»Stell dich auf den Altar, Fenella«, sagte ein drittes. »Wir bewachen dich.«

Fenella, stolz und nur ein kleines bisschen bange, nahm ihren Platz oben auf der Truhe ein. Die anderen Kinder stellten sich vor sie, die zugespitzten Stöcke in der Hand. Fenella berührte den Stein der Könige und fand es tröstlich, dass er wie immer vor sich hinzusummen schien, als hätte er ein eigenes, inneres Leben.

Sie lauschte mit dem Herzen dem Lied des Steins, als Rulff einen Schrei ausstieß, der so schrecklich klang, dass sie innerlich erstarrte. Eine blutverschmierte Schwertklinge ragte

aus Rulffs Rücken. Ein Tiermann riss die Zeltklappe auf und stürzte herein. Dabei trat er Rulff, der auf seinem Schwert aufgespießt war, ungeduldig aus dem Weg. Rulffs Leiche rutschte von der Klinge und fiel zu Boden.

Zwei weitere Tiermänner kamen herein. Einer der älteren Jungen griff einen Tiermann verzweifelt mit dem Stock an. Der Tiermann gab ein gurgelndes Geräusch von sich, das ein Lachen hätte sein können, und ließ seine Keule auf den Schädel des Jungen krachen. Blut und Hirn spritzten an die Zeltwände.

Auch ein paar andere Kinder kämpften. Einige schrien und versuchten zu fliehen. Andere standen vor Angst wie erstarrt da. Die Schwerter der Tiermänner blitzten im Feuerlicht. Leichen, einige von ihnen kopflos, fielen zu Boden. Der Boden war rot von Blut.

Fenella war nun das einzige Kind, das noch am Leben war. Sie konnte sich nicht regen. Sie starrte die sabbernden Tiermänner an, deren Arme bis zu den Ellbogen blutig waren, und wollte sterben. Einer hob das Schwert, und Fenella schloss die Augen. Eine Stimme sagte etwas, das sich wie ein Befehl anhörte, und Fenella starb nicht.

Sie öffnete die Augen und sah, wie die Tiermänner auf sie zeigten und miteinander stritten. Ihre Sprache war so hässlich wie sie selbst.

Die Tiermänner kamen zu einem Entschluss. Einer ging auf sie zu, das blutige Schwert in der Hand. Fenella spürte, wie sich widerwärtige Wärme über sie senkte, und sie fürchtete, in Ohnmacht zu fallen. Sie packte den Stein der Könige, und die Kälte des Kristalls half ihr, sich zu fassen.

Der Tiermann stieß ihre Hand beiseite. Er griff nach dem Stein.

Ein weißer Lichtblitz blendete Fenella. Sie konnte lange Zeit nichts weiter sehen als das bläuliche Nachbild des Blitzes. Als

das verschwunden war, sah sie den Tiermann, der versucht hatte, ihr den Stein zu nehmen, auf dem Rücken am Boden liegen, wo er eine geschwärzte Hand mit der anderen umklammerte.

Fenella war stolz auf den Stein, weil er gegen die Ungeheuer gekämpft hatte, und dieser Stolz verlieh ihr Mut. Sie richtete sich gerader auf und starrte die Eindringlinge trotzig an.

Ein anderer Tiermann versuchte, den Stein zu nehmen. Fenella war nun auf das gefasst, was geschehen würde, und kniff fest die Augen zu. Selbst dann konnte sie immer noch das gleißend helle Licht sehen.

Der Tiermann lag auf dem Boden und schüttelte stöhnend den Kopf.

Die Tiermänner starrten Fenella und den Stein an und wussten offensichtlich nicht, was sie tun sollten. Einer von ihnen rief etwas, und ein Vierter kam herein. Dieser Tiermann war offensichtlich eine Art Sklave, denn er hielt den Kopf gesenkt und stand geduckt vor den anderen. Er sah ähnlich aus wie die Tiermänner, aber nicht ganz, denn er hatte keine Schnauze wie sie. Seine Nase war der eines Menschen ähnlicher.

Die Tiermänner und der Sklave redeten miteinander. Fenella wusste, dass sie über sie sprachen, denn sie zeigten immer wieder auf sie und auf den Stein. Einer zeigte auf Fenellas Hand, dann hob er seine eigene verbrannte Hand.

Der oberste Tiermann sagte etwas in einem endgültigen Tonfall. Er trat nach dem Sklaven und zeigte auf Fenella.

Der Sklave hob einen der angespitzten Stöcke hoch und ging auf Fenella zu. Sie dachte, er wolle sie mit dem Stock töten und bereitete sich darauf vor zu sterben. Stattdessen benutzte er die Spitze des Stocks, um vorsichtig die Rosshaarschnur von ihrem Hals zu nehmen, an welcher der Stein hing, und den

Stein herumzuheben, sodass er schließlich auf Fenellas Rücken hing.

Dann ließ er den Stock fallen. Er packte Fenella an den Handgelenken, zog ihre Arme um seinen Hals und hob sie sich auf den Rücken. Dann nickte er den anderen zu und trug sie aus dem Zelt.

Die Nägel des Sklaven gruben sich schmerzhaft in Fenellas Arme. Sein fester Griff tat ihr weh. Der Geruch der Tiermänner vermischt mit dem des Bluts ihrer Freunde bewirkte, dass ihr übel und schwindlig wurde. Sie spürte, wie sich die schreckliche Wärme wieder über sie senkte, und dieses Mal ließ sie es zu.

Wolfram verfolgte die Vision in den Flammen, und sein Zorn brannte heißer als das Feuer. Dann beruhigte er sich ein wenig und achtete genauer auf das, was passierte, lauschte den Gesprächen der Tiermänner in der vergeblichen Hoffnung, etwas Nützliches zu vernehmen.

Die drei unterhielten sich kurz in dieser Sprache, die so hässlich war wie sie selbst. Wolfram konnte zwischen dem Heulen und Pfeifen nur ein paar Worte erkennen. Der Sklave sprach allerdings verständlicher; bei ihm kamen die Worte der Tiermännersprache deutlicher heraus. Ein Wort, das häufiger wiederholt wurde, stets mit Gesten und Mienen der Ehrfurcht, war »K’let«. Dieses Wort war gut zu verstehen, obwohl Wolfram keine Ahnung hatte, was es bedeutete.

Als der Sklave Fenella aus dem Zelt trug, folgte ihm einer der Tiermänner, vielleicht, um ihn zu beaufsichtigen. Die anderen blieben zurück und durchwühlten das Zelt nach weiteren Schätzen. Sie zerschlugen die Truhe und durchsuchten sogar die kleinen Leichen. Als sie nichts fanden, fauchten sie unzufrieden und gingen. Wolfram versuchte, sie im Auge zu

behalten, aber sobald sie das Zelt verlassen hatten, verloren sie sich im Dunkeln. Das Feuer im Feuerkasten brannte nieder und ging schließlich aus. Der Zauber war zu Ende.

Wolfram seufzte tief. Weder er noch Kolost sagte ein Wort. Die Vision war zu schrecklich gewesen.

Als Kolost schließlich die Stimme erhob, war sie rau und beinahe nicht zu erkennen. »Was waren das für Geschöpfe?«

»Man nennt sie Taan«, antwortete Wolfram. »Ich habe im Kloster von ihnen gehört. Geschöpfe wie diese haben Dunkar geplündert, viele Hunderte getötet und Hunderte mehr versklavt.«

»Und was war dieses andere Geschöpf, das menschlich aussah?«

»Das war ein Halbmensch. Eine von den Göttern verfluchte Mischung.«

»Ich habe noch nie zuvor von diesen Taan gehört. Woher kommen sie?«

»Das weiß keiner. Vielleicht aus der Leere. Dagnarus, Lord der Leere, hat sie in dieses Land gebracht. Angeblich dienen sie ihm.«

»Dann ist dieser Dagnarus derjenige, welcher den Stein der Könige gestohlen hat und für den Tod der Kinder verantwortlich ist.«

»Sieht so aus«, sagte Wolfram.

»Zumindest wissen wir jetzt, wieso es nur acht Leichen waren. Sie haben das neunte Kind mitgenommen. Was werden sie wohl mit ihr machen? Warum haben sie sie nicht getötet?«

»Du hast gesehen, was passiert ist, als sie versucht haben, sich den Stein zu nehmen«, sagte Wolfram. »Die Magie des Steins hat verhindert, dass sie ihn berühren konnten. Sie konnten sehen, dass das Mädchen ihn berührte und nicht verletzt wurde. Ich nehme an, sie glauben, dass die Kleine Macht über den Stein hat, und deshalb haben sie sie

mitgenommen. Ich hoffe nur, dass das für sie Grund genug ist, sie am Leben zu lassen. Und das gibt uns eine Chance«, fügte Wolfram grimmig entschlossen hinzu.

»Eine Chance wozu?«, wollte Kolost wissen.

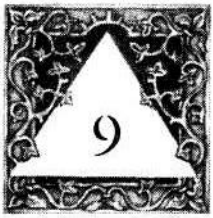
»Eine Chance, das Mädchen zu retten und den Stein zurückzuholen.«

Kolost zeigte auf die letzten Kohlen, die im Feuerkasten glühten. »Aber das hier ist vor Monaten passiert. Sie könnten überall sein – «

Er wurde von einem schrillen Zornesschrei unterbrochen, der von einer nur zu vertrauten Stimme kam.

»Ich gehe, wohin es mir gefällt! Behaltet eure dreckigen Hände bei euch. Wolfram! Komm sofort her! Ich sagte, fass mich nicht an, du Zwerg, du! Wenn du es tust, dann wirst du es, das schwöre ich dir, bitter bereuen. Du solltest mich lieber nicht wütend – «

»Der Wolf rette uns! Das ist Ranessa!«, ächzte Wolfram und rannte aus dem Zelt.



»Ranessa! Nicht!«, schrie Wolfram, der befürchtete, Ranessa würde sich mitten auf dem Platz in einen Drachen verwandeln. »Ranessa?«

Er sah sich verblüfft um. Er hörte ihre Stimme, aber er konnte sie nicht sehen. Dann kam eine Zwergenfrau mit langem, unordentlichem schwarzem Har auf ihn zugestürmt, drohte den anderen Zwergen, die sie aufhalten wollten, mit den Fäusten und blieb hier und da stehen, um nach ihnen zu treten und zu schlagen.

Als sie Wolfram entdeckte, rief sie: »Den Göttern sei Dank!«, und nahm wieder Menschengestalt an.

Die plötzliche Verwandlung einer Zwergenfrau in eine Menschenfrau erreichte zumindest eines: Die Zwerge, die Ranessa gepackt hatten, ließen sie los und wichen zurück. Mehrere griffen zu den Waffen, und jene, die nicht bewaffnet waren, suchten sich Steine und Stöcke.

»Mädchen, du solltest lieber – «, setzte Wolfram an.

Sie unterbrach ihn. »Eines von diesen Dingern war hier! Ich habe es gesehen.« Sie zeigte auf das Zelt. »Es stand genau da drüben, neben dem Zelt, aus dem du herausgekommen bist.«

»Was für ein Ding?«, fragte Wolfram, der annahm, dass sie von einem Tiermenschen sprach.

»Etwas wie dieses Ding, das versucht hat, dich wegzuschleppen«, sagte sie, und ihre Augen blitzten vor Zorn. »Wie dieses Ding, das Ritter Gustav getötet hat. Wie hast du es noch genannt…«

»Ein Vrykyl?«, keuchte Wolfram, und das Haar unter seinem Helm sträubte sich. Er trug immer noch die Rüstung eines Paladins, aber die Rüstung hatte Ritter Gustav auch nicht geholfen.

Der Vrykyl hatte einfach hindurchgestochen. »Siehst du es immer noch?«

»Nein. Ich wollte es verjagen, aber diese Narren wollten mich nicht durchlassen. Ich habe versucht, ihnen Vernunft beizubringen…« Ranessa fuhr zu den Zwergen herum, die sich von hinten angeschlichen hatten. »Aber das Ding hat wohl gehört, wie ich geschrien habe, denn als ich wieder hinschaute, war es weg.«

»Lasst sie gehen«, befahl Wolfram und fuchtelte mit den Armen. »Sie gehört zu mir. Ich bin für sie verantwortlich.«

Die Zwerge sahen ihn misstrauisch an, denn sie wussten nicht so recht, was sie von diesem fremden Zwerg in seiner schönen Rüstung halten sollten. Kolost stellte sich neben Wolfram und versicherte den Zwergen, dass er alles unter Kontrolle hatte. Die Zwerge zogen sich zurück, aber sie behielten Ranessa und Wolfram weiterhin im Auge.

»Worüber regt sie sich so auf?«, fragte Kolost.

»Ein Vrykyl war hier«, sagte Wolfram. »Einer dieser Ritter der Leere, von denen ich dir erzählt habe. Er hat uns belauscht.«

»Wenn Geschöpfe der Leere in den Straßen von Saumel unterwegs sind«, erklärte Kolost grimmig, »werden wir sie finden.«

»Nein, das werdet ihr nicht«, erklärte Ranessa. »Er hatte die Gestalt eines Zwergs angenommen. Ich habe ihn durchschaut, aber das konnte ich nur, weil ich ein Drache bin.«

»Sprich leiser!«, sagte Wolfram scharf. »Wir haben schon Ärger genug.«

»Und wie finden wir diesen Ritter der Leere?«, fragte Kolost.

»Das wollt ihr nicht«, erwiderte Wolfram ernst. »Glaub mir, Kolost. Es gibt nichts, was ihr gegen ein solches Wesen ausrichten könnt. Wir können nur hoffen, dass es bekommen hat, was es wollte, und wieder verschwunden ist.«

»Aber was hat es gewollt?«, fragte Kolost. »Der Stein der Könige ist weg.«

Wolfram hatte die unangenehme Vorstellung, dass der Vrykyl vielleicht seinetwegen gekommen war.

»Du hattest nicht das Gefühl, dass uns ein Vrykyl verfolgt hat, oder?«, fragte er Ranessa. »Weißt du, so wie letztes Mal, als einer hinter uns her gewesen ist.«

»Nein«, sagte sie sehr überzeugt. »Wir sind nicht verfolgt worden. Außerdem können Vrykyl nicht fliegen, oder?«

Wolfram nahm das nicht an, aber er wusste nicht viel über ihre Gewohnheiten und hatte auch nicht vor, mehr herauszufinden.

»Was hat er am Zelt gemacht?«

»Gelauscht«, antwortete Ranessa sofort. »Der Vrykyl hatte den Kopf direkt an der Zeltwand. Er hat belauscht, was ihr gesagt habt.«

»Das ist wirklich verdammt seltsam«, murmelte Wolfram.

Welches Interesse konnte ein Vrykyl an seiner Vision haben? Wolfram hatte wirklich keine Ahnung, und er beschloss, sich darüber auch keine weiteren Gedanken zu machen. Er hatte eine Aufgabe gefunden und würde sich darauf konzentrieren.

»Es geht mir gegen den Strich, dass sich ein Kind in den Händen dieser Ungeheuer befindet«, erklärte Kolost mit finsterem Blick.

»Mir auch«, sagte Wolfram. »Gar nicht zu reden vom Stein der Könige.«

»Ja, selbstverständlich, der Stein«, stimmte Kolost beinahe beiläufig zu. Er warf noch einen Blick auf das Zelt und runzelte die Stirn.

Wolfram betrachtete Kolost verblüfft. Der Clanführer erstaunte und beeindruckte ihn immer wieder. Jeder andere Anführer hätte als Erstes an den wertvollen Edelstein und nicht an ein Waisenkind gedacht.

»Nun, Mädchen, wir sollten lieber verschwinden, bevor es wegen dir noch einen Aufstand gibt«, sagte Wolfram. »Und wir tun das zu Fuß«, fügte er hinzu, denn er sah an dem Glitzern in ihren Augen, dass sie vorhatte, auf der Stelle ihre Drachengestalt anzunehmen.

Ranessa schien das gar nicht zu gefallen, und er wusste, dass er Recht gehabt hatte. »Es gefällt mir hier nicht«, meinte sie und warf durch ihre wirren Haarsträhnen einen verächtlichen Blick auf den Platz. »Und ich mag diese Leute nicht. Ich mag mich auch nicht mehr in eine Zwergin verwandeln«, fügte sie anklagend hinzu, als wäre das Wolframs Schuld. »Ihr seid alle so… so klein.«

Kolost trat neben sie. »Ihr wollt den Tiermenschen folgen, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Wolfram.

»Die Spur wird inzwischen kalt sein. Woher willst du auch nur wissen, wo du anfangen sollst, sie zu verfolgen?«

Wolfram zuckte die Achseln. Er war damit beschäftigt, Ranessa im Auge zu behalten.

»Es scheint hoffnungslos zu sein«, sagte Kolost. »Dennoch, der Wolf ist bei dir. Der Wolf wird dir den Weg zeigen.«

Am Rand des Platzes blieb Kolost stehen. »Ich wünschte, ich könnte mit euch kommen, aber ich werde hier gebraucht. In meiner Abwesenheit haben der Schwertclan und der Rote Clan einen Krieg begonnen. Ich muss ein paar Kopfnüsse verteilen.«

»Viel Glück«, sagte Wolfram.

»Dir auch«, erwiderte Kolost.

Als sie sich trennten, sagte jeder leise zum anderen: »Du wirst es brauchen.«

Der Vrykyl Caladwar war zu Lebzeiten ein Elf gewesen. Er hätte Ranessa sicher zugestimmt, denn er fand es ebenfalls ausgesprochen unangenehm, die Gestalt eines Zwergs anzunehmen. Für einen Elf, der das ausschweifende Leben liebte, war die frugale Lebensweise der Pferdelosen unendlich langweilig. Caladwar hasste die Zwerge inzwischen so sehr, dass er nicht einmal mehr Freude empfand, wenn er einen tötete, denn das bedeutete, dass er in die Haut des Zwergs kriechen und mit einer Flut todtrauriger Erinnerungen kämpfen musste. Er hatte schon befürchtet, den Rest seines untoten Lebens als Zwerg verbringen zu müssen, aber dann war zum Glück der zwergische Paladin aufgetaucht, und Caladwar war im Stande gewesen, genau das herauszufinden, was er so unbedingt hatte wissen wollen.

Es war nicht das Auftauchen des Drachen, das Caladwar zur Flucht bewegt hatte. Caladwar hatte einst, bevor er sich der Leere zuwandte, zu den Wyred gehört. Er war sehr überzeugt von seinen magischen Fähigkeiten – eine Überzeugung, die nicht ungerechtfertigt war. Caladwar hätte gegen den jungen und unerfahrenen Drachen kämpfen und Ranessa wahrscheinlich besiegen können. Aber ihm lag nichts daran. Er wollte einfach nur diese schreckliche Zwergenhaut loswerden und wieder er selbst sein. Er verließ den Platz vor dem Zelt, weil er seinem Lord die neuen Informationen zukommen lassen und dann so schnell wie möglich von diesem götterverlassenen Ort verschwinden wollte.

Dagnarus hatte Caladwar nach Saumel geschickt, um den Zwergenteil des Steins der Könige zu holen. Nach seinem Eintreffen hatte der Vrykyl feststellen müssen, dass ihm jemand zuvorgekommen war. Er hatte das seinem Herrn berichtet, welcher daraufhin Caladwar zornentbrannt befohlen hatte, in Saumel zu bleiben, bis er herausgefunden hatte, um wen es sich bei dem Dieb handelte.

Caladwar hatte selbst eine Feuervision versucht und gehofft, mit Hilfe seiner Magie feststellen zu können, wer der Schuldige war. Aber die Leere hatte seine Pläne vereitelt, obwohl sie doch angeblich mit ihnen verbündet war – eine Tatsache, die Caladwar zutiefst verblüffte. Irgendwer da draußen wetteiferte mit Dagnarus um die Herrschaft über die Leere, und nun wusste Caladwar auch, wer das war.

Als er seine Unterkunft erreichte, legte der Vrykyl die Hand aufs Blutmesser und sandte einen dringlichen Ruf zu Dagnarus.

Der Lord der Leere antwortete nicht so schnell, wie er es getan hatte, bevor er Herr von Vinnengael wurde, und Caladwar kochte schon bald vor Ungeduld. Er erinnerte sich allerdings daran, dass Dagnarus nun häufig in der Öffentlichkeit stand und den größten Teil des Tages und sogar am Abend von Menschen umgeben war.

»Mach schnell«, sagte Dagnarus dann plötzlich und unerwartet. »Ich habe nicht viel Zeit. Was hast du herausgefunden?«

»Ich weiß, wer den Zwergenteil des Steins der Könige gestohlen hat, Herr«, verkündete Caladwar selbstzufrieden.

»Das ist auch besser so, andernfalls wäre ich dir nämlich alles andere als dankbar für die Störung«, erwiderte Dagnarus kühl. »Vergiss das Theater und sag es mir einfach.«

»Der Dieb ist K'let, Mylord.«

Schweigen so tief wie die Leere folgte auf diese Worte. Als das Schweigen andauerte, fing Caladwar an, sich Sorgen zu machen. Er brauchte Dagnarus' Erlaubnis, die Zwergenstadt zu verlassen, und die hatte er noch nicht erhalten.

»Mylord?«, fragte er. »Seid Ihr noch da?«

»Bist du sicher?«, wollte Dagnarus wissen.

»Ja, Mylord. Ein Zwergenpaladin hat in diesem Zelt, in dem sie den Stein aufbewahrt hatten, eine Feuervision

heraufbeschworen. Ich konnte die Vision selbst nicht sehen, aber er und ein anderer Zwerg haben hinterher darüber gesprochen. Der Stein ist von drei Taankriegern und einem Halbtaan-Sklaven mitgenommen worden. Es hätte Euch amüsiert, Herr. Die Taan wussten nicht, dass die Magie des Steins sie bestrafen würde, wenn sie ihn berührten, also haben sie – «

»Ich finde nichts von alledem amüsant«, schnitt Dagnarus ihm das Wort ab. »Sag mir eins – haben diese Taan den Stein der Könige?«

»Sie sind mit ihm verschwunden«, erklärte Caladwar.

»Auf Befehl von K'let?«

»Die Taan haben häufig von K'let gesprochen. Aber wie konnte K'let wissen, wo sich der Stein befand?«

»Wir haben lange Zeit Seite an Seite gekämpft«, sagte Dagnarus leise. »Ich habe ihm das Leben gerettet. Er rettete meinen Traum von Eroberung. Wir gehörten unterschiedlichen Völkern an, aber wir dachten auf die gleiche Weise. Von allen Vrykyl, welche ich je geschaffen habe, war er der einzige, der mich verstand. Ich habe ihm seinen Trotz verziehen, denn ich weiß, dass ich ganz ähnlich gehandelt hätte. Seine Rebellion konnte ich ihm allerdings nicht verzeihen. Ich hätte mich um sein Volk gekümmert. Er hätte mir vertrauen sollen…«

Mit anderen Worten, dachte Caladwar, Dagnarus hatte K'let selbst erzählt, wo er den Zwergenteil des Steins der Könige finden könnte. Selbst wenn er es ihm nicht direkt verraten hatte, so war er doch nachlässig in seinen Gedanken gewesen, und der schlaue K'let hatte sie durch das Blutmesser lesen können.

»Ja, Caladwar, es war mein Fehler«, sagte Dagnarus, und Caladwar zuckte erschrocken zusammen.

»Herr, ich wollte nicht – «

»Das genügt«, sagte Dagnarus. »Diese Sache könnte sich immer noch zu meinem Vorteil entwickeln. Der Stein bedeutet K'let nichts. Er kann ihn nicht benutzen. Er kann ihn nicht einmal berühren. Er hat den Stein genommen, weil er wusste, dass ich kommen würde, um ihn zu holen. Und das werde ich. Das werde ich…«

»Wie lauten Eure Befehle für mich, Herr?«

Bitte schickt mich weit von hier weg, flehte Caladwar lautlos.

»Du wirst nach Tromek zurückkehren und Valura und dem Schild im Kampf gegen den Göttlichen helfen.«

»Ja, Herr! Danke, Herr. Ich werde sofort aufbrechen.«

Caladwar war schon halb aus der Tür, das Blutmesser immer noch in der Hand, als er die letzten Gedanken seines Herrn wahrnahm. Caladwar versuchte, sie nicht zu hören, denn er hatte Angst, dass Dagnarus es sich anders überlegt haben und ihm befehlen würde, er solle in Saumel bleiben. Mit einem erleichterten Seufzer erkannte er jedoch, dass der Lord der Leere nicht mit ihm sprach, sondern mit dem Rebellen.

»Du hast einen Fehler gemacht, K'let«, sagte Dagnarus, und seine Ruhe war Schrecken erregender als sein Zorn. »Ich hätte vieles von dir hingenommen, aber das nicht.«

Rasch steckte Caladwar das Blutmesser wieder ein. Er achtete darauf, es nicht mehr zu berühren, bis er das Zwergenland sicher hinter sich gebracht hatte und auf dem Weg nach Tromek war.

Wolfram und Ranessa verbrachten drei Tage damit, über dem Südrand des Zwergengebirges zu kreisen und nach der Spur der Taan zu suchen. Drei Monate waren vergangen, und die Spur war so kalt wie der Haferbrei von gestern. Aber alles, was Wolfram brauchte, waren ein Lagerplatz oder die Überreste eines Feuers. Sobald er das gefunden hatte, würde er durch Visionen erkennen können, ob das Feuer von den Taan angezündet worden war, und daraus wiederum konnte er

schließen, in welche Richtung sie weitergezogen waren. Wenn er erst eines ihrer Feuer gefunden hatte, würde es, so vermutete er, einfacher sein, das nächste zu finden.

Er ging logischerweise davon aus, dass die Taan sich nach Westen wenden würden. Sie waren aus dem Westen gekommen, aus Dunkarga. In Karnu kämpfte immer noch eine Taanarmee. Die Taan würden selbstverständlich in diese Richtung eilen. Wenn Wolfram gewusst hätte, wie sehr sich Taan vor dem Wasser fürchten, hätte er keine Zeit damit verschwendet, am Flussufer zu suchen. Er wusste es jedoch nicht, und daher nahm er an, dass sie den Fluss mit dem Boot überquert hatten. Er und Ranessa verbrachten mehrere Tage damit, tief über dem Ufer zu fliegen und nach den Resten eines Lagerfeuers Ausschau zu halten. Sie fanden mehrere, aber bei seinen Visionen sah Wolfram immer nur Zwerge.

Ranessa hielt diese Suche für langweilig. Sie beschwerte sich tagsüber, und abends schmollte sie. Etwa einmal in der Stunde drohte sie, zum Drachenberg zurückzukehren, mit oder ohne Wolfram.

Am dritten Abend, nach einem weiteren Tag erfolglosen Suchens, saßen er und Ranessa an ihrem eigenen Feuer.

»Ich muss mit dir reden«, sagte sie abrupt. »Wir haben einen weiteren ganzen Tag damit verschwendet, an diesem verfluchten Fluss herumzusuchen, und ich habe genug davon.«

»Du hättest nicht deine Menschengestalt annehmen müssen, um mir das zu sagen«, erklärte Wolfram und schürte das Feuer. »Warum hast du das getan?«

»Weil wir eine Auseinandersetzung haben werden«, sagte Ranessa, und ihre dunklen Augen blitzten.

Wolfram schnaubte. »Wir streiten uns doch dauernd, Mädchen! Was hat das damit zu tun, Menschengestalt anzunehmen?«

»Weil«, erklärte Ranessa hochnäsig, »Drachen nicht mit solchen wie dir streiten. Es ist entwürdigend.«

Wolfram seufzte tief. »Ich fürchte, ich werde keinen Schlaf finden, bis du deine Erklärung abgegeben hast.«

»Nein«, bestätigte Ranessa.

»Also gut, Mädchen. Dann spuck es aus.«

»Vor zwei Tagen hattest du noch nie von diesem Zwergenkind gehört«, erklärte Ranessa. »Niemand hat auch nur einen Gedanken auf sie verschwendet, bevor es geschehen ist. Ich verstehe nicht, wieso du jetzt damit anfangen solltest. Und niemand hat sich bisher um den blöden Stein gekümmert.«

»Und genau aus diesem Grund tue ich es«, sagte Wolfram.

Er sprach die rituellen Worte über dem Nachtfeuer und fing an, es abzudecken.

»Aus welchem Grund?«

»Aus genau dem Grund, den du genannt hast: weil sich bisher niemand darum gekümmert hat.« Wolfram stand auf und wischte sich die Hände ab. Er warf Ranessa einen forschenden Blick zu. »Gerade du solltest das verstehen.«

Dann ging er zu seiner Decke. Er wickelte sich hinein und sah, dass sie immer noch dastand und ihn anstarrte. Er schlief mit einem warmen Glühen ein. Endlich war es ihm einmal gelungen, das letzte Wort zu haben.

Am nächsten Morgen war Ranessa verschwunden.

Wolfram suchte rings um das Lager, aber er fand keine Spur von ihr, weder von der Menschen- noch von der Drachengestalt. Er sagte sich, dass sie nur auf der Jagd war: Ihre Drachengestalt brauchte eine gewaltige Menge Fleisch, und häufig flog sie davon, um Wild zu jagen.

Wolfram befürchtete dennoch, dass er sie am vergangenen Abend so geärgert hatte, dass sie ihre Drohung wahr gemacht und ohne ihn aufgebrochen war. Er wanderte am Fluss entlang und fragte sich trübsinnig, was er jetzt tun sollte. Schon mit ihr war seine Aufgabe beinahe hoffnungslos gewesen. Ohne sie…

»Ich werde weitermachen«, sagte Wolfram zu seinem Spiegelbild, das zu seinen Füßen im Wasser bebte. »Ich habe mich verpflichtet. Es wird vielleicht Jahre dauern. Den Rest meines Lebens.«

Er lächelte bedauernd. »Ich werde wie Ritter Gustav enden. Als Nächstes werden sie Spottlieder über mich singen.«

Ein Schatten glitt über ihn. Der Schatten riesiger Flügel. Wolfram blickte erfreut und erleichtert auf. Ranessa flog über ihm, flatterte in engen Kreisen.

»Du suchst an der falschen Stelle!«, rief sie zu ihm herab. »Die Taan sind nach Norden gezogen. Weit nach Norden. Sie haben den Arven in der Nähe von Neu-Vinnengael überquert.«

Wolfram starrte sie an. »Woher weißt du das?«

»Was?« Ranessa beugte den Kopf vor. »Ich kann dich nicht hören.«

»Woher weißt du das?«, brüllte er.

»Oh«, sagte sie. »Ich habe mich erkundigt.«

»Erkundigt?«, fragte Wolfram. »Bei wem?« Er machte eine weit ausholende Geste, welche die gewaltige, leere Wildnis umfasste. »Hier gibt es niemanden zum Fragen.«

Ranessa murmelte leise vor sich hin.

»Was hast du gesagt?«, rief er.

»Wenn du es unbedingt wissen willst, ich habe eine Möwe gefragt.«

»Komm runter«, befahl Wolfram und zeigte auf den Boden. »Ich bin schon heiser vom Schreien.«

Ranessa kreiste weiter abwärts und ließ sich schließlich auf einem von der Sonne erwärmten Felsen nieder.

»Ich dachte, du hättest gesagt, dass du eine Möwe gefragt hast«, erklärte Wolfram und lief zu ihr.

»Das habe ich auch«, erwiderte Ranessa. »Ich habe eine Möwe gefragt, ob sie etwas von diesen Taan gesehen hat, und sie hat mir alles erzählt. Seit Monaten haben die Vögel hier kaum über etwas anderes gesprochen«, fügte sie hinzu. »Sie haben nur so wenig, um ihre kleinen Köpfe damit zu beschäftigen.«

»Ich wusste gar nicht, dass du mit Möwen reden kannst«, staunte Wolfram.

»Ich kann es«, murmelte Ranessa. Sie schien nicht weiter darauf eingehen zu wollen.

»Ist das etwas, das alle Drachen können?«

»Das nehme ich an. Sieh mal, da wir nun wissen, in welche Richtung sie gezogen sind, sollten wir uns da nicht auf den Weg machen?«

»Einen Augenblick noch«, sagte Wolfram. »Willst du etwa behaupten, dass du die ganze Zeit, als wir hin und her geflogen sind und nach der Spur dieser Taan suchten, nur irgendeinen Vogel hättest fragen müssen?«

Ranessa starrte geradeaus.

»Mädchen«, sagte Wolfram gereizt. »Warum hast du das denn nicht getan?«

Ranessa warf ihm einen hochnäsigen Blick zu. »Mit Vögeln reden ist so… so Pecwae.«

»Pecwae?«

»Ja, Pecwae. Kommst du endlich?«, fragte sie gereizt.

»Sofort«, erklärte Wolfram. Er stieg auf ihren Rücken und gab sich große Mühe, nur leise zu lachen.

Die Reise auf dem Orkschiff, das Shadamehr und seine Begleiter trug, war idyllisch, eine Zeit voller hellem Sonnenschein, brausendem Wind und schäumendem Wasser. Das Schiff kam schnell voran, dank dem bemerkenswert guten Wetter und der magischen Begabung von Quai-ghai, der Schamanin des Schiffs, und Griffith. Die Schamanin benutzte ihre Magie, um das Wasser zu beruhigen, der Wyred beschwor Wind herauf. Das Schiff rauschte durch das Sagquannomeer, umrundete sicher das Kap der Schlechten Vorzeichen und erreichte das Orkasmeer in Rekordzeit.

Kapitän Kal-Gah war beeindruckt. Er hatte nie zuvor daran gedacht, wie wertvoll ein Elf, der Luftmagie wirkte, sein könnte. Also nahm er Griffith beiseite und bot ihm eine Dauerstellung als zweiter Schiffsschamane an. Griffith verlieh seiner Dankbarkeit ausführlich Ausdruck, aber er fühlte sich gezwungen abzulehnen.

»Da die Wyred meine Ausbildung bezahlt haben«, erklärte er, »wären sie alles andere als erfreut, wenn ich meine Fähigkeiten an andere verkaufte.«

Kapitän Kal-Gah verstand das sofort und bot an, den Wyred einen kleinen Anteil der Einnahmen zuzusichern, wenn sie das glücklich machte.

Griffith erklärte, dass auch das leider unmöglich sei.

Kapitän Kal-Gah gab jedoch seinen Plan nicht auf. Orks hegen für gewöhnlich Vorurteile gegen Magier anderer Völker, und sie betrachten Schamanen, die andere Magie als

Wassermagie wirken, beinahe als Verräter. Kapitän Kal-Gah war inzwischen jedoch zu dem Schluss gekommen, dass sein Volk sich in dieser Hinsicht sehr engstirnig verhielt, und er scheute nicht davor zurück, der schockierten Quai-ghai nahe zu legen, ihren Horizont ein wenig zu erweitern.

Während Griffith also viel Zeit mit Quai-ghai verbrachte und von ihr Wassermagie lernte, konnte sich Damra zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich entspannen. Eingelullt von der Schönheit des Meeres und dem Wissen, dass sie von der Welt abgeschnitten war und niemand etwas von ihr verlangen konnte, verbrachte sie die Tage mit stiller Meditation und Nachdenken. Nachts fand sie Trost in den Armen ihres Mannes.

Shadamehr verbrachte seine Zeit damit, seine Kenntnisse der Seefahrt zu verbessern. Er hatte sich bereits auf einer früheren Seereise mit den Grundbegriffen der Navigation vertraut gemacht. Nun konnte er es kaum erwarten, alles über das Schiff zu lernen. Er kletterte in die Takelage und stieg bis tief in den Frachtraum. Er verbrannte sich die Handflächen, als er an einem Seil nach unten rutschte, und hätte sich bei einem Sturz vom Mast beinahe das Genick gebrochen. Zum Glück landete er im Wasser, und die Orks konnten ihn wieder herausfischen. Er kam triefnass zurück an Bord, lachte und behauptete, er hätte den kleinen Ausflug genossen.

Da die Orks sahen, dass er seine Studien ansonsten ernst nahm, unterrichteten sie ihn gerne. Sie behaupteten, dass er Glück brächte, denn seit er an Bord gekommen war, hatte es kein schlechtes Vorzeichen mehr gegeben.

Shadamehr fühlte sich nicht besonders vom Glück begünstigt oder auch nur zufrieden. Aus irgendeinem Grund schien Alise nicht froh zu sein, und er verstand nicht, warum. Er strengte sich unglaublich an, den perfekten Geliebten zu spielen, aber romantische Worte brachten ihm nur sarkastische

Bemerkungen ein, und seine schmachtenden Blicke bewirkten, dass sie ihrerseits die Augen verdrehte. Sie war abwechselnd schnippisch und scharfzüngig, oder sie schwieg und wirkte zerstreut. Manchmal erwischte er sie, wie sie ihn mit einem Blick bedachte, in dem sich Traurigkeit und Enttäuschung mischten.

»Ich verstehe die Frauen nicht«, beschwerte er sich bei Griffith. »Ich versuche zu sein, was sie will, aber dann will sie mich immer noch nicht.«

»Tatsächlich?«, erwiderte Griffith. »Oder versucht Ihr zu sein, was Ihr glaubt, dass sie sich wünschen sollte?«

Shadamehr dachte nur, dass er auch Elfen niemals verstehen würde, und machte sich in finsterer Stimmung wieder auf in die Takelage.

Das Schiff verließ das Orkasmeer und wandte sich nach Norden in die Meerenge. Eines Tages – einen Tag nachdem ihn die Orks aus dem Wasser gezogen hatten – stand Shadamehr an der Reling und übte mit dem Sextanten, als Alise zu ihm kam und sich neben ihn stellte.

Sie war ihm bis dahin aus dem Weg gegangen, als hätte er sich die orkische Gewohnheit zu Eigen gemacht, sich mit Tran einzureihen, und er war überrascht, sie zu sehen – überrascht und erfreut.

»Und, wo sind wir jetzt?«, fragte sie.

»Nach meinen Berechnungen irgendwo nördlich von Tromek«, erwiderte Shadamehr vergnügt.

Alise sah ihn verblüfft an, und er bemerkte, dass die Spur eines Lächelns ihre Lippen umspielte. Das Lächeln verschwand jedoch rasch wieder, und sie wandte sich dem Meer zu.

»Du arbeitest sehr schwer daran, Spaß zu haben«, stellte sie fest. »So schwer, dass du dir beinahe deinen dummen Hals gebrochen hättest.«

»Wenn es darum geht«, erwiderte Shadamehr, »dann arbeitest du sehr angestrengt daran, *keinen* Spaß zu haben. Alise, wir müssen uns einig werden – «

Sie schaute hinaus auf die in der Sonne glitzernden Wellen. »Wir sind uns einig. Ich will nicht, dass du mich liebst. Ich will, dass es wieder so wird wie vorher. Als wäre nichts geschehen.«

»Ich glaube nicht, dass das möglich ist, Alise«, sagte Shadamehr.

Einen Augenblick lang wirkte sie trotzig. Dann seufzte sie.

»Nein, wahrscheinlich nicht.«

»Du hast Angst«, sagte er plötzlich.

Sie brauste auf. »Hab ich nicht!«

»Doch!«, entgegnete er spöttisch. Er sah, wie sie errötete, und fügte hinzu: »Du hast Angst, dass wir keine Freunde mehr sein können, wenn wir uns lieben. Dass wir das, was zwischen uns war, verlieren.«

»Nun«, sagte sie herausfordernd, »haben wir das etwa nicht?«

»Nein, ich – « Shadamehr hielt inne. Er blieb mit weit aufgerissenem Mund stehen. Denn bei den Göttern, sie hatten es wirklich verloren.

Sie ging davon und ließ ihn an der Reling stehen, wo er blicklos auf die rollenden Wogen und die Gischt im Kielwasser hinausstarrte.

Die gute Laune der Passagiere verging, als die *Kli'sha* in jene Meerenge segelte, welche die Orks als die Gesegnete bezeichneten.

Um Krammes zu erreichen, würden sie an der Insel mit dem Sa'Gra vorbeisegeln müssen, dem heiligen Berg der Orks, welchen sie selbst in ihrer eigenen Sprache S'Gra oder auch Sa'Cra nannten. Er befand sich nun in den Händen der verachtenswerten Karnuaner. Die Orks mieden diese Region,

wenn sie es konnten. Das lag nicht daran, dass sie einen Angriff befürchteten. Die Karnuaner waren Landratten und hätten es nie gewagt, die Orks auf See anzugreifen, wo sie alle Vorteile auf ihrer Seite hatten. Die Orks konnten es einfach nicht aushalten, ihren heiligen Berg zu sehen und sich vorzustellen, wie die Menschen ihre Tempel durch ihre Anwesenheit entweihten. Die Orks im Mastkorb entdeckten ein paar Schiffe mit der karnuanischen Flagge, aber die Feinde zogen den Schwanz ein, sobald sie die Orkflagge sahen, und segelten unter dem höhnischen Gejohle und den Herausforderungen der Orkbesatzung davon.

Der Sa'Gra mit seiner Rauchfahne, die von dem schneebedeckten Gipfel aufstieg, kam in Sicht. Der Kapitän befahl alle an Deck. Die Orks standen an der Reling oder stiegen in die Takelage. Sie nahmen die Mützen ab und warfen sehnsuchtsvolle Blicke zum Berg. Quai-ghai, die Schamanin, rezitierte feierlich ein Gebet.

Obwohl Damra die Worte nicht verstehen konnte, waren der Kummer und der Schmerz in der Stimme der Schamanin deutlich genug, und die gleichen Gefühle zeichneten sich auch auf den Gesichtern der anderen Orks ab. Das Gebet schloss mit einem lauten, wilden Ruf. Die Orks drohten dem Feind auf dem Berg mit den Fäusten, und ihre Stimmen schlossen sich der ihrer Schamanin in einem donnernden Gebrüll an.

»Wir schwören zurückzukehren«, sagte Kapitän Kal-Gah. »Und an diesem Tag wird sich das Wasser der Gesegneten Meerenge rot vom Blut der Karnuaner färben.«

»Wenn man bedenkt, wie zornig ihr alle seid«, sagte Griffith, »überrascht es mich, dass ihr noch nicht versucht habt, den Berg zurückzuerobern.«

»Der Kapitän der Kapitäne ist weise«, erklärte Kal-Gah. »Wir sind an Bord unserer Schiffe tapfere Krieger, aber an Land sind wir ziemlich ungeschickt.« Plötzlich grinste er. »Als

Ork darf ich das sagen, aber ich würde Euch die Kehle von einem Ohr bis zum anderen durchschneiden, wenn Ihr so etwas behaupten würdet, Baron.«

Kal-Gah versetzte Shadamehr einen festen Schlag auf den Rücken, der ihn halbwegs über das Deck fliegen ließ.

»Wir haben gehört«, fügte Kal-Gah ernster hinzu, »dass der Kapitän in Harkon eine geheime Streitmacht versammelt hat. Sie warten auf die richtigen Vorzeichen für den Angriff.«

»Ist das wahr?«, fragte Alise eifrig.

»Ob es nun wahr ist oder nicht, es raubt den Karnuanern den Schlaf«, antwortete der Kapitän. Er warf noch einen Blick auf den Berg, welcher am Horizont langsam verschwand, und sein Lächeln wurde finster. »Eines Tages kehren wir zurück.«

Die Elfen und Menschen aßen in ihrer Kabine, getrennt von den Orks, und zwar vor allem deshalb, weil der Anblick und Geruch von Orkessen zu viel für sie waren. An diesem Abend hatten die Orks einen großen Tintenfisch gefangen und freuten sich gewaltig auf das Festessen.

Schon der Gedanke daran, dieses sich windende, schleimige Geschöpf zu essen, genügte, um Damra den Appetit zu verderben, und sie stocherte in ihrer ohnehin nicht besonders begeisternden Mahlzeit nur herum. Das Schiff hatte eine kleine Küstenstadt angelaufen, um Vorräte an Bord zu nehmen, also konnten die Elfen dem bisherigen Menü aus Zwieback und Käse noch Nüsse und getrocknetes Obst hinzufügen. Aber nachdem sie seit Tagen nichts anderes zu sich genommen hatte, glaubte Damra, für den Rest ihres Lebens genug Feigen gesehen zu haben, vom Essen gar nicht zu reden.

Um der Mahlzeit ein wenig Würze zu verleihen, diskutierten die vier über die politische Lage der Orks.

»Ich kann mir nicht vorstellen, wie es wäre, einen Ort zu verlieren, den man so sehr liebt und verehrt«, sagte Alise.

»Zu wissen, dass Leute, die das alles nicht kümmert, vielleicht Beleidigungen auf die Wände der Wohnstätten der Orkgötter schreiben.«

»Und die Stelle entweihen, wo die Orks ihre Opfergaben lebendig in den heiligen Vulkan werfen«, fügte Shadamehr vergnügt hinzu.

»Tun sie das wirklich?«, fragte Damra verblüfft.

»Ich fürchte, ja. Die Orks halten es für eine große Ehre, den Göttern des Berges übergeben zu werden. Und die meisten Opfer, die sie bringen, sind Orks, die vermutlich glauben, der Sprung in die glühende Lava bringe sie direkt in den Himmel.«

»Aber es ist nicht recht, Leben zu nehmen, denn Leben ist heilig«, erklärte Damra.

»Euren Göttern zufolge. Nicht für die Götter der Orks. Würdet Ihr den Orks Euren Glauben aufzwingen wollen? Genau das wollten die Karnuaner auch tun, oder zumindest war es ihre Ausrede dafür, den heiligen Berg zu erobern. Sie haben behauptet, dass das Opfern lebender Wesen die Götter beleidigt.«

»Das tut es auch«, sagte Damra.

»Und Tausende von Orks zu töten und Tausende mehr zu versklaven stört die Götter nicht?«, fragte Shadamehr mit einem Zwinkern zu Griffith.

»Ermutigt ihn nicht, Damra«, sagte Alise. »Shadamehr wird mit Euch streiten, bis das Meer ausgetrocknet ist und die Sonne um Mitternacht scheint, wenn Ihr ihm die Gelegenheit dazu gebt.«

»Aber – «, begann Damra.

Sie wurden unterbrochen, weil einer der Schiffsjungen hereinkam, der Sohn von Kapitän Kal-Gah, welcher diese Reise mitmachte, um sein Handwerk zu lernen.

»Herr«, sagte der Junge zu Shadamehr. »Die Schamanin sagt, du sollst sofort zu ihr kommen. Sie ist bei ihrem täglichen

Wassersprechen, und es sieht so aus, als würde jemand versuchen, sich mit dir in Verbindung zu setzen.«

»Darf ich mitkommen?«, fragte Griffith eifrig. »Ich habe noch nie gesehen, wie ein solcher Zauber gewirkt wurde. Es sei denn, Ihr glaubt, die Botschaft sei vertraulich.«

»Nein, nein«, erklärte Shadamehr fröhlich. »Ich habe keine Geheimnisse. So lange Quai-ghai mit Eurer Anwesenheit einverstanden ist, habe ich nichts dagegen. Meine Damen? Möchtet ihr ebenfalls mitkommen? Die Kabine der Schamanin ist allerdings klein, und ich denke, es könnte ein bisschen eng werden.«

Alise erklärte, sie wolle lieber schlafen, und Damra wollte meditieren. Griffith und Shadamehr machten sich also allein auf den Weg.

»Ich wette, was ich hören werde, wird mir nicht gefallen«, weissagte Shadamehr finster, als sie dem Schiffsjungen unter Deck zu Quai-ghais Unterkunft folgten.

»Was bringt Euch darauf?«

»Weil niemand sich die Mühe machen würde, mir gute Nachrichten mitzuteilen, aber die Leute sich für gewöhnlich überschlagen, die schlechten Nachrichten loszuwerden.«

Der Schiffsjunge bat sie zu schweigen, als sie sich Quai-ghais Kajüte näherten. Er klopfte nicht an, sondern öffnete die Tür einfach leise, um die beiden Männer einzulassen. Sie schlichen auf Zehenspitzen nach drinnen und bemühten sich, die Schamanin nicht zu stören.

Quai-ghai saß an einem Tisch vor einer großen Schale, die aus einer riesigen Quahog-Muschel bestand. Das Meerwasser in der Schale bewegte sich sachte mit dem Schiff. Quai-ghai redete mit dem Wasser, stellte Fragen und erhielt offenbar Antworten. Jedenfalls lauschte sie mit schief gelegtem Kopf, dann antwortete sie ihrerseits.

»Wunderbar!«, hauchte Griffith. »Habt Ihr je zuvor so etwas gesehen?« Er ließ sich der Schamanin gegenüber nieder.

Shadamehr schüttelte den Kopf. Quai-ghai warf ihnen einen gereizten Blick zu, und Griffith sprach noch leiser.

»Sie und die anderen Schamanen können mit Hilfe dieser Magie direkt miteinander sprechen. Sie brauchen nur eine Schale Wasser und den richtigen Zauberspruch. Wyred, denen man erlaubt, die Wassermagie zu erlernen, halten diesen Zauber für ausgesprochen nützlich, um über weite Entfernungen miteinander zu sprechen.«

»Das glaube ich sofort«, erklärte Shadamehr beeindruckt.

»Die beteiligten Schamanen müssen eine bestimmte Tageszeit ausmachen, zu der sie den Zauber wirken«, fuhr Griffith fort. »Quai-ghai sagt, beinahe alle Schamanen entscheiden sich, es bei Sonnenuntergang zu tun, um Botschaften zu empfangen oder zu verschicken.«

Quai-ghai hob den Kopf. »Der Zauber ist zu Ende. Ihr braucht nicht mehr zu flüstern. Kennst du jemanden namens Rigiswald?«

»Einen mürrischen alten Knacker? Streitsüchtig, aber gepflegt gekleidet?«

»Ich habe ihn nicht gesehen«, erklärte Quai-ghai würdevoll. Sie betrachtete den Baron finster. »Das hier ist eine ernste Angelegenheit.«

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte Shadamehr demütig. »Bitte fahrt fort.«

»Dieser Rigiswald hat einen Schamanen dafür bezahlt, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Der Schamane hat das seit einer Woche versucht, und heute ist es ihm endlich gelungen, mich zu erreichen. Dieser Rigiswald lässt ausrichten, dass Dagnarus, Lord der Leere, jetzt König von Vinnengael ist.«

»Eine Tatsache, die sicher überall viel Freude ausgelöst hat«, sagte Shadamehr trocken.

»Dieser Rigiswald lässt außerdem ausrichten, dass das Volk hinter Dagnarus steht, denn er hat sie gegen die Taanarmee geführt und die Taan niedergemetzelt.«

»Die Taan, welche er selbst mitgebracht hat?«, sagte Shadamehr und zog die Brauen hoch. »Wie nett von ihm! Was noch?«

»Dieser Rigiswald behauptet, Dagnarus habe all seine Barone nach Neu-Vinnengael befohlen, um ihm Treue zu schwören. Wenn sie ablehnen, fällt ihr gesamter Besitz an die Krone. Er sagt«, fügte Quai-ghai ein wenig freundlicher hinzu, »dass der König sich bereits deiner Ländereien bemächtigt hat. Rigiswald warnt dich, denn wenn du zurückkehrst, bist du in großer Gefahr. Deine Burg ist nicht alles, was du verlieren wirst.«

»Ich verstehe«, sagte Shadamehr leise. Er konnte spüren, dass Griffith ihn ansah, aber er erwiderte den Blick des Elfen nicht. Stattdessen starrte er blicklos in die Wasserschale. »Noch etwas?«

»Man hat versucht, diesen Rigiswald umzubringen, als er unterwegs war, aber er hat überlebt, und er wird sich mit dir und Alise in Krammes treffen.«

»Zäher alter Knabe«, sagte Shadamehr lächelnd. »Ein Attentäter muss ziemlich früh aufstehen, um mit ihm fertig zu werden. Gibt es noch weitere gute Nachrichten? Vielleicht über das Ende der Welt?«

»Nein, das ist alles«, erklärte Quai-ghai. »Möchtest du diesem Rigiswald etwas ausrichten lassen?«

»Nur, dass er auf sich aufpassen soll«, sagte Shadamehr. »Und wir werden uns in Krammes mit ihm treffen.«

»Na gut«, sagte er zu Griffith, nachdem sich beide bei Quaighai bedankt und die Kajüte der Schamanin verlassen hatten, »ich bin also pleite.«

»Das tut mir wirklich Leid«, antwortete Griffith.

Shadamehr grinste schief. »›Wie gewonnen, so zerronnen‹, wie der Dieb sagte, als man ihm den Kopf abschlug. Dennoch, ich mochte meine Burg, auch wenn sie im Winter ein bisschen zugig war.«

»Was werdet Ihr jetzt tun?«, fragte Griffith.

»Ich glaube, ich werde sie mir zurückholen.«

»Aber«, rief Griffith entsetzt, »Dagnarus ist König von Vinnengael, und er hat Tausende von Soldaten, und er ist außerdem – «

»Lord der Leere, ich weiß, mit Vrykyl und gierigen Taan und Zauberern der Leere, die ihm alle dienen. Ja, ich weiß. Aber ich bin immer noch am Leben. Das muss doch für irgendwas gut sein.«

»Ich verstehe nicht, wie Ihr über so etwas noch scherzen könnt.«

Griffith konnte sich nichts Schrecklicheres vorstellen als das Exil, denn das war das Schlimmste, was einem Elfen zustoßen konnte. Selbst der Tod war dem Exil vorzuziehen.

»Wenn ich aufhöre, Witze zu reißen, breche ich wahrscheinlich zusammen und fange an zu heulen«, erklärte Shadamehr. »Und vom Heulen bekomme ich immer eine verstopfte Nase. Macht Euch keine Gedanken. Mir wird schon etwas einfallen. Mir fällt immer etwas ein.«

Shadamehr legte dem Elf eine Hand auf die Schulter. »Wappnet Euch, Freund. Jetzt kommt der schwierige Teil.«

»Und der wäre?«

»Es Alise zu erzählen. Ihr werdet heute Abend keinen Wind heraufbeschwören müssen, Griffith«, sagte Shadamehr voraus. »Die Wucht ihres Zorns wird uns vorantreiben, so dass wir aufpassen müssen, nicht schon morgen früh in Myanmin zu sein.«

Die Wucht von Alises Zorn trieb sie nicht direkt zur nimoreanischen Küste, aber es war schlimm genug. Sie war wütend auf Dagnarus und die Dummköpfe in Neu-Vinnengael, die auf seinen Verrat hereingefallen waren, und sie war ebenso wütend auf Shadamehr, weil er die Nachricht mit solcher Ruhe aufnahm.

»Meine Liebe«, erwiderte er auf eine ihrer Tiraden, »wäre es dir denn lieber, wenn ich mich an der Rah aufhängen würde?«

»Ja«, entgegnete sie. »Das wäre wenigstens mal etwas Nützliches. Stattdessen hast du den Morgen mit Angeln verbracht.«

»Da wir auf einem Schiff mitten in der Gesegneten Meerenge sitzen, bin ich nicht sicher, was ich sonst Nützliches hätte tun können. Und ich habe uns ein Abendessen gefangen.«

»Du könntest Pläne schmieden«, sagte Alise mit einer wilden Geste. »Entscheiden, was du tun und wohin du gehen musst – «

Er lehnte sich gegen die Reling und sah sie kühl und mit diesem unausstehlichen Lächeln an.

»Verdammt!«, schimpfte sie. Sie ballte die Faust und versetzte ihm einen Schlag gegen den Arm.

»Autsch«, sagte Shadamehr. »Wofür war das denn?«

»Für dieses blöde Grinsen. Du hast gewusst, dass so etwas passieren würde«, klagte sie. »Du wusstest, dass es passieren würde, und du hast es mir nicht gesagt. Du wusstest es, noch bevor wir die Burg verlassen haben – «

»Ich wünschte, ich könnte behaupten, so gut in die Zukunft schauen zu können, dass ich wirklich wusste, dass man mir Land und Titel nehmen und mich zum Ziel für Attentäter machen würde, aber das ist leider nicht der Fall, meine Liebe.«

»Ha!«, sagte sie. »Du hast dich dazu entschlossen, nach Krammes zu gehen, weil es sich so weit wie möglich von Neu-Vinnengael entfernt befindet und weil du unter den Offizieren

der Kavallerieakademie Freunde hast. Freunde, welche dir helfen werden, die Burg zurückzuerobern…«

Shadamehr rollte den Ärmel hoch. »Sieh dir das an. Ein blauer Fleck! Du weißt doch, wie schnell ich blaue Flecken bekomme.«

»Du hast immer gesagt, dass diese Schule die besten Offiziere der Welt ausbildet«, fuhr Alise fort. »Sie werden Dagnarus nicht so leicht folgen, ebenso wenig wie die Bürger von Krammes. Wir werden eine Armee aufstellen und Neu-Vinnengael angreifen. Du hast den Stein der Könige. Du müsstest zwar immer noch Paladin werden, aber ich bin sicher, dass die Götter deine Charakterfehler übersehen und dich bei der Verwandlung nicht zu Holzkohle verbrennen – «

»Was würdest du sagen, wie stehen die Chancen, dass das nicht passiert?«, unterbrach Shadamehr sie. »Dass ich zu Holzkohle werde, meine ich.«

»Hm. Siebzig zu dreißig, denke ich«, erklärte Alise.

»Siebzig was und dreißig was?«

»Siebzig, dass sie dich braten.«

»Nicht besonders aussichtsreich«, stellte er fest.

»Ich wüsste keinen Grund, wieso du etwas Besseres zu erwarten hättest.«

»Wahrscheinlich hast du Recht.«

»Du könntest natürlich etwas unternehmen, um deine Chancen zu verbessern.«

»Hältst du das für möglich?«

Alise wollte gerade eine boshafte Bemerkung machen, aber dann sah sie ihn noch einmal forschend an und überlegte es sich anders. »Shadamehr, ich glaube, du meinst das ernst.«

»Ich habe hin und wieder daran gedacht«, gab er zu. »Und an Bashae, der sein Leben geopfert hat, um den Stein zu beschützen. Um ihn dann ausgerechnet mir zu geben. Und was kann ich damit anfangen? Absolut gar nichts. Ich weiß nicht,

was ich tun soll«, fügte er hinzu. »Berufe ich den Rat ein, wie Damra es will? Oder bringe ich den Stein nach Alt-Vinnengael, wie Gareth mir in der Vision geraten hat?«

Er wandte sich ab und starrte nachdenklich aufs Meer hinaus.

»Du weißt doch, dass ich das nicht ernst gemeint habe, oder?« Alise legte ihm die Hand auf den Arm und massierte die Stelle, an welcher sie ihn mit der Faust getroffen hatte. »Ich glaube nicht, dass es einen Mann auf der Welt gibt, der besser geeignet ist, Paladin zu werden. Die Götter müssten verrückt sein, wenn sie dich nicht nehmen.«

»Genau das macht mir Kummer«, sagte Shadamehr. »Die Götter. Mein Leben lang hatte ich mein Schicksal selbst in der Hand. Ich habe vielleicht hier und da etwas verpatzt, aber dann war das allein meine eigene Schuld. Mich dem Schicksal oder den Göttern zu überlassen oder wie immer du es nennen willst – das macht mir wirklich Angst, Alise.«

»Ich glaube nicht, dass es genau das ist«, meinte sie.

»Wie meinst du das?« Er sah sie neugierig an.

Shadamehr zeichnete sich als Silhouette vor dem blauen hier und da von weißer Gischt gekrönten Meer ab. Möwen huschten über die Wellenkämme, entweder auf der Suche nach Fisch oder einfach, weil sie es genossen, durch die Gischt zu fliegen. Der Wind zerzauste Shadamehrs langes Haar. Die Sonne hatte sein Gesicht gebräunt, und dadurch wirkten seine Augen so blau wie das Meer. Das Lachen, das für gewöhnlich in seinen Augen tanzte wie die Sonne auf dem Wasser, war verschwunden. Sie begriff, dass er ihr sein Herz offen gelegt, ihr all seine Ängste und seine Zweifel verraten hatte, und daher dachte sie lange nach, bevor sie antwortete und versuchte, das zu erklären, was für sie selbst so unerklärlich war.

»Es gibt einen Zauber, der einigen Erdmagiern beigebracht wird«, sagte sie schließlich so langsam, als ginge sie jedes einzelne Wort im Geist noch einmal durch, um ganz sicher zu

sein, dass es auch das richtige war. »Ein *Zauber*, den wir als den Irdenen Mörder bezeichnen. Damit können wir eine Masse von Stein zu uns rufen und sie unserem Willen unterwerfen. Diese Masse hat keinen Geist. Sie hat keinen eigenen Willen. Sie denkt nicht über das nach, was sie tut. Der Magier muss dieses Ding beherrschen, denn es könnte ebenso gut ihn töten wie seine Feinde.«

Alise schaute Shadamehr in die Augen. »Die Götter wollen keinen Irdenen Mörder. Die Götter wollen Männer und Frauen, die selbst denken, Entscheidungen fällen und dementsprechend handeln können. Manchmal sind diese Entscheidungen falsch, aber das verstehen die Götter. Ich glaube nicht, dass Paladine nach Anweisung der Götter handeln. Ich glaube, sie tun, was sie selbst wollen. Ich glaube, Paladine sind vor allem deshalb etwas Besonderes, weil sie die Möglichkeit hatten, den Göttern in den Kopf zu schauen. Vielleicht nicht sonderlich lange oder tief. Nur ein kurzer Blick. Aber selbst das hilft ihnen, besser zu entscheiden, was sie tun sollen.«

»Oder«, sagte Shadamehr nachdenklich, »Paladine erhalten die Gelegenheit, in ihren eigenen Geist zu blicken.«

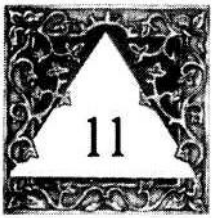
»Vielleicht ist das ja das Gleiche«, meinte Alise.

Er streckte die Hand aus und strich die roten Locken zurück, die ihr ins Gesicht geweht wurden. »Wir können niemals zu dem zurückkehren, was wir einmal waren, Alise«, sagte er.

»Ich weiß«, erwiderte sie.

»Wohin gehen wir also von hier aus?«

Sie lächelte ihn an und küsste ihn auf die Wange. »Nach Krammes«, sagte sie.



Die Stadt Krammes war von Anfang an Ziel ihrer Reise gewesen, und als sie sich ihr näherten, strahlten ihre Erwartungen hinsichtlich dieser Stadt so hell wie die Leuchtfeuer, welche die Orks in der Nacht anzündeten, um Schiffe entlang der gefährlichen Klippen der Gesegneten Meerenge zu leiten. Die Zeit hatte keine Rolle gespielt, solange sie auf offener See gewesen waren, aber nun schwang das Pendel wieder, und das Ticken begann erneut.

Shadamehr war neugierig, ob die Paladine, die Ulaf benachrichtigt hatte, schon in der Stadt eingetroffen waren. Dann stünde ihm zumindest die Möglichkeit offen, ihnen die Verantwortung für den Stein der Könige zu überlassen. Und er freute sich darauf, mit Prinz Mikael, dem Herrscher der Stadt, und den Offizieren der Kaiserlichen Kavallerieakademie zu reden und herauszufinden, was sie von ihrem neuen König Dagnarus hielten. Alise freute sich darauf, Ulaf und ihre anderen Freunde wiederzusehen. Damra und Griffith ersehnten und fürchteten gleichzeitig die Nachrichten aus ihrer Heimat. Kapitän Kal-Gah hatte in Krammes Waren zu verkaufen. Die Besatzung schmatzte genüsslich, wenn sie an die Bierhäuser dachte. Alle freuten sich auf frisches Essen und Wasser und darauf, wieder einmal an Land gehen zu können.

Orkschiffe waren in diesem Teil der Welt, so nahe an ihrer Heimat, nicht selten, und daher überraschte es niemanden, als der Ruf »Segel ahoi« aus dem Mastkorb erklang.

Ein Orkschiff erschien am nördlichen Horizont. Das Schiff kam ihnen jedoch nicht entgegen, sondern verharrte und wartete, dass sie es einholten. Sobald sie auf Rufweite herangekommen waren, verständigten sich die Orks über die Wellen hinweg brüllend miteinander. Nach einem Augenblick solchen Hin und Hers befahl Kapitän Kal-Gah mit finsterer Miene, dass ein Boot zu Wasser gelassen wurde, um ihn zu dem anderen Schiff zu bringen.

»Das gefällt mir überhaupt nicht«, sagte Shadamehr finster. »Irgendetwas stimmt da nicht.«

»Ich hoffe, es wird uns nicht davon abhalten, nach Krammes zu gelangen«, erklärte Damra. »Ich bringe keine einzige getrocknete Feige mehr herunter. Sie bleiben mir im Hals stecken.«

Die vier warteten an der Reling, beobachteten das andere Schiff und warteten beunruhigt auf die Rückkehr des Kapitäns. Griffith versuchte, Quai-ghai auszufragen, aber die Schamanin wusste nicht mehr als er. Die Vorzeichen, sagte sie, waren an diesem Morgen besonders gut gewesen. Griffith nahm das als hoffnungsvolles Zeichen, bis Shadamehr ihn darauf hinwies, dass gute Vorzeichen für die Orks nicht unbedingt auch gute Vorzeichen für Menschen und Elfen bedeuteten.

Kapitän Kal-Gah kehrte schließlich zurück zu seinem Schiff und ging unter dem Schmettern einer Schneckenmuschelschale wieder an Bord. Er gab ein paar Befehle, welche die Besatzung rasch auf ihre Positionen schickten, dann rief er die Passagiere in seine Kajüte.

»Wir fahren nicht nach Krammes«, verkündete er.

»Warum nicht?«, fragte Shadamehr, während die anderen den Kapitän bedrückt anstarrten. »Was ist denn passiert?«

»Die Stadt wird angegriffen«, erwiderte der Kapitän.

Alise keuchte: »Dagnarus! Ich wusste es!«

»Nein«, sagte der Kapitän mit breitem Grinsen. Er schlug sich auf die Brust. »Orks!«

»Orks greifen Krammes an?«, wiederholte Shadamehr halb betäubt.

»Der Kapitän der Kapitäne ist hier«, sagte Kapitän Kal-Gah stolz. »Und ihre gesamte Flotte. Sie belagern die Stadt.«

»Aber warum?«, fragte Alise verblüfft. »Die Orks und Vinnengael sind nicht im Krieg. Oder doch?«

»Jetzt schon«, erklärte Kapitän Kal-Gah. »Unser Kapitän war schon lange wütend auf die Vinnengaeher, weil sie den Karnuanern geholfen haben, unseren Berg zu erobern. Der Kapitän hat die Flotte zusammengerufen, und nun belagern sie Krammes.«

»Die Vinnengaeher haben den Karnuanern nicht geholfen«, widersprach Alise empört. »Jedenfalls nicht freiwillig. Unsere Flotte wurde betrogen.«

»Das behauptet Ihr«, sagte Kapitän Kal-Gah.

»Aber es stimmt, und – «, begann Alise.

Shadamehr griff nach ihrer Hand und drückte sie.

»Könnt Ihr uns näher heranbringen?«, fragte er. »Damit wir den Kampf sehen können?«

»Ja, das ist möglich«, erklärte Kal-Gah. Er lächelte wieder. »Es sollte ein faszinierender Anblick sein. Ich gehe davon aus, dass inzwischen die halbe Stadt in Flammen steht.«

Er ging wieder an Deck, um weitere Befehle zu brüllen. Die vier Freunde kehrten in ihre Unterkunft zurück, wo sie einander in offener Verzweiflung anstarrten.

»Das begreife ich einfach nicht«, sagte Shadamehr nachdenklich.

»Wir haben es hier mit Orks zu tun«, meinte Damra, als würde das alles erklären. »Sie haben es vermutlich in den Fischinnereien gelesen.«

»Orks sind vielleicht abergläubisch, aber dumm sind sie nicht«, widersprach Shadamehr. »Sie haben für alles, was sie tun, einen Grund, und ich wiederhole, das hier ist unbegreiflich. Sicher, die Orks sind wütend auf die Vinnengaeher, und sie haben Grund dazu. Es war dumm von uns, uns von den Karnuanern betrügen zu lassen. Aber das ist lange her. Warum haben die Orks damals nicht angegriffen? Warum beschließen sie jetzt plötzlich, Krammes anzugreifen? Es sei denn…«

Er hielt inne, dann sagte er leise. »Vielleicht haben sie ja einen Grund.«

»Dagnarus«, sagte Alise.

»Unser neuer König«, stimmte Shadamehr ihr zu. »Er hat sich mit den Orks verbündet. Das macht Sinn. Er erhält die Herrschaft über das Östliche Vinnengael, und die Orks erobern den Westteil des Landes für ihn. Sie greifen Krammes von der See aus an. Und er hat Taan bereit, die von Land aus zuschlagen können.«

»Dabei sehe ich ein Hindernis«, warf Griffith ein. »Die Orks haben nichts für Magie der Leere übrig.«

»Sie haben vermutlich keine Ahnung davon, dass Dagnarus etwas mit Magie der Leere zu tun hat«, meinte Alise. »Der Vrykyl hat euch allen einreden können, dass er ein Menschenkind ist. Als Lord der Leere fällt es Dagnarus noch viel leichter, seine Verbindung zur Leere zu verbergen.«

»Alise hat Recht«, sagte Shadamehr. »Dagnarus brauchte dem Kapitän der Kapitäne nur zu versprechen, dass er ihr helfen wird, den heiligen Berg zurückzubekommen, und die Orks würden eifrig mitmachen. Besonders wenn das bedeutet, dass sie bei der Gelegenheit Rache an den Vinnengaeliern nehmen können.«

»Und natürlich hat er nicht vor, sein Versprechen zu halten«, sagte Damra.

»Er tut es vielleicht sogar«, überlegte Shadamehr. »Dagnarus könnte durchaus vorhaben, den Karnuanern diesen heiligen Berg abzunehmen. Nicht dass er ihn dann den Orks geben würde.«

»Warum sollte er ihn denn haben wollen?«, fragte Alise. »Ich nehme an, die Insel hat einen gewissen strategischen Wert, aber-«

»Ich weiß, warum«, sagte Griffith. »Weil sich dort angeblich der Orkteil des Steins der Könige befindet.«

»Genau«, erwiderte Shadamehr.

»Die Orks würden eher sterben, als ihm zu verraten, wo der Stein steckt.«

»Er ist Lord der Leere«, sagte Griffith finster. »Tod ist kein sonderliches Hindernis für ihn. Er kann die Wahrheit von ihren Leichen erfahren.«

Die vier sahen einander verzweifelt an.

»Also gut. Nachdem wir das jetzt alles herausgefunden haben, wie halten wir ihn auf?«, fragte Damra. »Wir könnten vielleicht versuchen, mit dem Kapitän der Kapitäne zu sprechen, aber warum sollte sie uns glauben?«

»Wegen meinem ehrlichen Gesicht und meinem hinreißenden Aussehen?«, fragte Shadamehr.

Alise schnaubte verächtlich. »Es wäre wirklich hilfreich, wenn wir ein schlechtes Vorzeichen hätten. Etwas, das die Orks dazu bringen würde, den Angriff auf Krammes rasch aufzugeben.« Sie warf Shadamehr einen mörderischen Blick zu. »In dieser Hinsicht könntest du vielleicht nützlich sein.«

»Ein schlechtes Vorzeichen«, wiederholte Shadamehr. Er warf Griffith einen fragenden Blick zu. »Es müsste schon etwas Aufregenderes sein als Fischinnereien.«

»Ich denke, das ließe sich machen«, erwiderte Griffith lächelnd.

»Das gefällt mir ganz und gar nicht«, erklärte Damra mit düsterer Miene. »Man sollte sich nicht in die Angelegenheiten der Götter einmischen.«

»Esst noch eine Feige«, schlug Shadamehr vor und hielt ihr einen Korb mit Trockenfrüchten hin.

Kapitän Kal-Gahs Schiff schloss sich der Orkflotte an, deren Schiffe abwechselnd eine brennende geleeartige Masse auf Krammes schleuderten. Der Kapitän hatte ein wenig übertrieben, als er sagte, die ganze Stadt stünde in Flammen. Die Orks hatten gerade erst mit ihrer Bombardierung begonnen. Die Stadt stand noch nicht in Flammen, obwohl man sehen konnte, wie von den Gebäuden entlang des Hafens Rauch aufstieg.

Die Geschichte von Krammes ist ein Beweis des alten Sprichworts, dass selbst der böseste Wind irgendwem nützt. Vor zweihundert Jahren war Krammes das Waisenkind gewesen, das am Tisch der reichen, nun als Alt-Vinnengael bekannten Stadt um Abfälle bettelte. Krammes befindet sich südlich von Vinnengael, an der Mündung des Flusses, welcher zum Ildurel-See und in die Stadt führt. Die Vinnengaelier hatten in Krammes eine Festung errichtet, die diese Mündung bewachen sollte. Rings um die Festung war ein Handelposten entstanden, der aber nur mühsam hatte überleben können. Nur wenige Schiffe, die zu den mehr Gewinn versprechenden Märkten von Alt-Vinnengael unterwegs waren, legten in der kleineren, ärmeren Stadt an.

Mit dem Fall von Alt-Vinnengael hatte sich das Glück von Krammes beinahe über Nacht gewendet. Überlebende der Katastrophe flohen flussabwärts, ließen sich in Krammes nieder und brachten alles mit, was sie hatten retten können. Krammes wuchs, und nun, zweihundert Jahre später, war es

eine blühende Stadt, die an Größe und Bedeutung nur noch von Neu-Vinnengael über troffen wurde. Auf den Märkten wimmelte es nur so von Kunden. Viele ausländische Kaufleute unterhielten Filialen in der Stadt. Dunkelhäutige Nimoreaner lebten hier neben Dunkarganern und blassen Vinnengaeliern. Elfenkaufleute reisten über die Handelsstraße, welche von Dainmorae aus nach Süden verlief, nach Krammes. Man konnte auf den Märkten sogar Waffen aus den Zwergenschmieden finden, die von Orks oder manchmal sogar von zwergischen Kaufleuten aus dem Zwergenland im Osten in die Stadt gebracht wurden.

Die Festung, welche die Flussmündung bewachte, stand auf einem Felsvorsprung, der auf die Meerenge hinausging. Man hatte sie im Lauf der Jahre verstärkt, denn Krammes hatte den karnuanischen Nachbarn immer misstraut, was auch ein Grund für die Gründung der Königlichen Kavallerieakademie gewesen war. Die Festung war mit den neuesten Entwicklungen der Waffentechnologie ausgerüstet, und es erzürnte die Orks, dass sich darunter auch ihre eigene Spezialität befand – Brandgelee. Die Krammesianer konnten von ihrer Festung aus riesige Steinbrocken schleudern, die Löcher in Segel oder Schiffsrümpfe rissen, oder rot glühendes Metall feuern, das die Decks und die Takelagen in Brand setzte.

Also konnten die Orks ihre Schiffe nicht so dicht an die Stadt heranbringen, wie es ihnen gepasst hätte. Sie konnten die Stadt selbst nicht sonderlich schwer beschädigen, obwohl die Belagerung eine vernichtende Auswirkung auf die Wirtschaft von Krammes haben würde. Solange die Orkschiffe den Hafen blockierten, wagten sich keine anderen Schiffe hinein.

Das dachte Kapitän Kal-Gah zumindest und erklärte es Shadamehr, als sie auf die Schlacht zusegelten. Shadamehr stimmte ihm zu. Er verschwieg dabei seinen Verdacht, dass

sich wahrscheinlich eine Taanarmee von Osten her auf dem Weg befand.

»Wenn wir die Orks zum Rückzug überreden können«, sagte Shadamehr seinen Gefährten, »kann ich in die Stadt gelangen, mit dem Fürsten sprechen und ihn warnen. Und deshalb ist das schlechte Vorzeichen so wichtig. Wir müssen die Orks einfach zum Rückzug veranlassen.«

»Ihr werdet dafür sorgen müssen, dass Quai-ghai mich nicht sieht«, warnte Griffith. »Sie würde es sofort wissen, wenn ich Magie ausübte, und das wäre eine Katastrophe. Kapitän Kal-Gah ist vielleicht Euer Freund, Baron, aber Orks nehmen ihre Vorzeichen sehr ernst, und falls sie entdecken sollten, dass wir daran herumpfuschen, würden sie uns töten.«

»Ihr könntet den Zauber in der Kajüte wirken«, schlug Shadamehr vor. »Oder müsst Ihr dazu an Deck sein?«

»Für die Magie, die ich im Sinn hab, kann ich auch in der Kajüte bleiben, solange ich von dort aus nach draußen schauen kann.«

»Zum Glück sind alle vom Kampf abgelenkt«, meinte Shadamehr. »Wir werden dafür sorgen, dass das so bleibt. Falls jemand fragen sollte, Griffith, werden wir behaupten, dass es Euch nicht gut geht.«

»Und dass ich meine eigenen Hilfsmittel habe«, betonte Griffith eilig. »Ich will nicht, dass Quai-ghai hier auftaucht, mich mit Tran einreibt und auf die Trommel schlägt.«

»Ganz Eurer Meinung. Besonders, was den Tran angeht. Wann wollt Ihr – «

Der Schiffsjunge schlug gegen die Tür und riss sie gleichzeitig auf, woraufhin alle schuldbewusst zusammenzuckten. Zum Glück war der Junge viel zu aufgeregt, um so etwas zu bemerken. »Der Kapitän sagt, der Kampf ist in Sicht, Baron.« Der Junge sprang vor Aufregung

auf und ab. »Man kann die Flammen und den Rauch und alles sehen!«

»Wunderbar«, erklärte Shadamehr hingerissen. »Wir kommen sofort hinauf!«

Er und Alise gingen an Deck und ließen Damra und Griffith zurück. Damra sollte an der Tür Wache halten, und Griffith legte sich vorsichtshalber eine Weile ins Bett und stöhnte.

Shadamehr lehnte Quai-ghais Angebot von Egeln und gekochten Fischköpfen in Griffiths Namen dankend ab. Zum Glück war Quai-ghai ebenso wie alle anderen darauf erpicht, die Schlacht zu sehen, und daher drängte sie dem kranken Elf ihre Aufmerksamkeit nicht auf. Shadamehr und Alise stellten sich dort hin, wo sie alles sehen konnten und gleichzeitig die Leiter, die zu ihrer Unterkunft führte, im Blickfeld behielten.

Kal-Gah berichtete, dass der Kampf einen toten Punkt erreicht hatte, da keine Seite die Oberhand über die andere gewinnen konnte. Ein Orkschiff stand in Brand. Seine Besatzung arbeitete hektisch daran, das Feuer zu löschen, aber zumindest waren sie noch nicht dazu gezwungen, von Bord zu gehen. Rauch stieg aus der Werft von Krammes auf, aber es waren nur ein paar dünne Wolken. Die Orks konnten nicht dichter an die Stadt heransegeln, um sie besser anzugreifen. Die Krammesianer konnten ihrerseits nicht hinaussegeln, um die Orks zu vertreiben. Also schossen sie aufeinander und schleuderten große Batzen flammenden Gelees durch die Luft, zusammen mit allem anderen, das Schaden anrichten konnte.

Und Shadamehr befürchtete, dass Dagnarus' Streitmacht bereits auf dem Weg war.

»Sei nicht so zappelig«, befahl Alise. »Und hör auf, zur Leiter zu spähen. Das fällt doch auf!«

»Wieso braucht er so lange?«, wollte Shadamehr ungeduldig wissen. »Ich – «

»Sieh doch!«, flüsterte Alise aufgeregt und zupfte an seinem Ärmel.

Die Orkseeleute, die in der Takelage waren, brüllten zum Deck herunter und zeigten aufs Meer hinaus. Alle wandten sich in die angezeigte Richtung und kehrten der Schlacht den Rücken zu.

Das Meer war an diesem Tag einigermaßen ruhig, und es wehte nur eine leichte Brise, die kaum die Flagge zum Flattern brachte. Das ließ den Anblick, welcher sich ihnen bot, noch seltsamer wirken. Es kam dem verblüfften Shadamehr so vor, als würde sich das Wasser an einer bestimmten Stelle des Meeres plötzlich heben, nicht in einer Welle, sondern in einem weiten Kreis, der sich rauchig grau färbte. Eine lange, gewundene graue Ranke schlängelte sich aus dem dunkler werdenden Himmel und wand sich mit tödlicher Anmut über die schäumende Wasseroberfläche.

»Eine Wasserhose«, flüsterte Alise.

»Bei den Göttern«, flüsterte Shadamehr leise. »So etwas habe ich noch nie gesehen.«

Ihrem Lärm nach zu schließen, hatten die Orks hingegen schon einige Wasserhosen erblickt und wussten, dass sie tödlich sein konnten, wenn sie ein Schiff direkt erwischten. Ein schlechteres Vorzeichen war kaum vorstellbar. Quai-ghai brüllte sich die Lungen aus dem Leib; ihr Gebrüll erklang gleichzeitig mit den Befehlen des Kapitäns, den Anker zu lichten und Segel zu setzen. Seine Befehle und die Schreie der Schamanin fanden ihr Echo auf jedem Schiff der Flotte.

Die Wasserhose glitt über die Meereswellen, wirbelte das Wasser in ihrem Weg auf und ließ Wolken von Gischt entstehen. Sie zog langsam auf die Flotte zu, zu weit entfernt, um wirklich bedrohlich zu sein, aber für alle deutlich zu sehen.

Schamanen auf dem Schiff des Kapitäns der Kapitäne benutzten ihre Magie, um die Befehle ihrer Anführerin von einem Schiff zum anderen weiterzuleiten.

»Sie brechen den Angriff ab«, sagte Shadamehr zufrieden.

Die Wasserhose schlängelte sich weiter übers Meer. Einige Schiffe segelten bereits davon.

»Dir ist doch wohl klar«, sagte Alise plötzlich, »dass unser Schiff den anderen folgen wird. Wie willst du nach Krammes kommen, wenn wir fünfhundert Meilen entfernt sind?«

»Verdammt!«, fluchte Shadamehr. »Daran habe ich nicht gedacht. Und dabei war mein Plan so brillant! Seltsam, dass mir dieser kleine Fehler nicht aufgefallen ist. Kapitän? Wo steckt der verdammte Kapitän?«

Shadamehr sprang übers Deck, wobei er mit Seeleuten zusammenstieß, die sich rasch entschuldigten und ihn dann aus dem Weg schoben. Alise schüttelte den Kopf und lächelte und seufzte gleichzeitig.

Ein donnernder Schrei hallte über das Wasser und krachte gegen das Schiff. Der Maat, der für die Verständigung von Schiff zu Schiff verantwortlich war, antwortete mit seinem eigenen magisch verstärkten »Ahoi« und wandte sich gerade in dem Moment zum Bericht an Kal-Gah, als Shadamehr den Kapitän ebenfalls erreichte.

»Kapitän!«, sagte der Maat und salutierte. »Wir haben Befehl beizudrehen. Der Kapitän will mit uns sprechen.«

(Das Wort »Kapitän« bezeichnet sowohl einen Schiffskapitän wie auch den großen Kapitän der Kapitäne, den Anführer der Orks. Die Art, wie das Wort ausgesprochen wird, macht den Unterschied deutlich.) Kapitän Kal-Gah warf Shadamehr einen Blick zu.

»Das ist sicher eine große Ehre«, sagte Shadamehr erleichtert. Sie würden also noch nicht sofort aufbrechen.

»Oder nicht?«, fragte er, als ihm auffiel, dass der Kapitän nicht sonderlich begeistert wirkte.

Kal-Gah grunzte. »Nehmt Eure Freunde und geht nach unten. Lasst Euch nicht sehen.«

Er fing an, so schnell Befehle zu brüllen, dass sich seine Stimme überschlug.

»Scheint eine gute Idee zu sein«, meinte Shadamehr.

Er holte Alise und ging mit ihr in ihr Quartier, wo Griffith im Bett lag. Nun verstellte der Elf sich nicht mehr; er war einfach von seinem Zauber erschöpft.

»Bemerkenswert, Griffith!«, sagte Shadamehr und schüttelte dem Elfen die Hand. »Alle haben sich fast in die Hosen gemacht, ich selbst eingeschlossen. Die Orkflotte ist schon auf der Flucht.«

»Mit einer Ausnahme«, sagte Alise Unheil verkündend.

Der Elf stützte sich auf einen Ellbogen. »Was ist denn? Hat jemand Verdacht geschöpft?«

»Nicht dass ich wüsste«, sagte Shadamehr.

Alise verdrehte die Augen.

»Was ist los?«, fragte Damra. »Was soll all diese Unruhe?«

»Wir drehen bei. Der Kapitän der Kapitäne will mit unserem Kapitän sprechen«, erklärte Shadamehr.

»Was soll das bedeuten?«

»Ich bin mir nicht sicher. Kal-Gah hielt es für das Beste, wenn wir uns bedeckt halten.«

»Vielleicht hat sie Verdacht geschöpft«, sagte Griffith düster.

»Wenn das der Fall wäre, hätte sie die anderen Schiffe der Flotte nicht weggeschickt«, wandte Alise ein.

»Weiß sie überhaupt, dass Menschen und Elfen an Bord sind?«, fragte Damra.

»Kal-Gah hat, als wir hier eintrafen, ein kurzes Gespräch mit ihr geführt«, sagte Shadamehr. »Aber es kann sein, dass er unsere Anwesenheit geheim gehalten hat – «

Es klopfte an der Tür.

»Der Kapitän lässt grüßen, und ihr werdet oben verlangt«, sagte der Schiffsjunge.

»Oder auch nicht.«

»Ich habe mit dem Kapitän der Kapitäne gesprochen. Sie will mit euch sprechen«, sagte Kal-Gah. »Sie schickt ein Boot, das euch zu ihrem Schiff bringen wird.«

»Ihr habt ihr von uns erzählt?«, erkundigte sich Damra.

»Selbstverständlich.« Kal-Gah zuckte mit den Schultern. »Sie ist der Kapitän.«

Die vier sahen einander an.

»Das gefällt mir überhaupt nicht«, meinte Alise. »Was, wenn sie mit Dagnarus verbündet ist? Sie weiß vielleicht alles über uns, einschließlich dessen, was wir im Gepäck haben!«

»Ich sehe keine Möglichkeit, wie wir ihr entgehen könnten«, sagte Shadamehr leise.

Als wollten sie diese Bemerkung unterstreichen, ließen die Orks an Bord des Schiffs des Kapitäns der Kapitäne ein Boot zu Wasser.

»Wir könnten uns weigern zu gehen«, schlug Griffith vor. »Kal-Gah mag uns.«

»Selbst wenn Kal-Gah mich liebte wie einen Bruder – wenn der Kapitän ihm befehlen würde, mir die Kehle durchzuschneiden, würde er sein Messer wetzen.«

»Eine nur zu angemessene Vermutung«, stellte Alise fest.

»Tut mir Leid, aber es ist das Beste, was mir in der Eile eingefallen ist. Kein Ork würde es wagen, einen Befehl des Kapitäns der Kapitäne zu missachten«, sagte Shadamehr mit fester Stimme. »Ich denke, wir haben zwei Möglichkeiten: Entweder steigen wir in dieses Boot, oder wir versuchen, nach Krammes zu schwimmen.«

Das Boot stieß gegen das Schiff. Auf Kal-Gahs Befehl ließ die Besatzung Strickleitern hinab.

»Was ist mit dem Stein der Könige?«, fragte Damra leise in der Elfensprache. »Werdet Ihr ihn mitnehmen oder hier lassen?«

»Ich nehme ihn selbstverständlich mit«, erklärte Shadamehr. »Ich vertraue Kal-Gah, aber Orks haben ihre eigene Moral, die sich manchmal nicht mit unserer überschneidet. Was ist mit Euch?«, fragte er Damra.

»Mein Teil des Steins ist immer bei mir«, erwiderte sie mit einem Lächeln. »Sicher verborgen.«

»Ebenso wie meiner«, sagte Shadamehr. »Irgendwo in den Falten von Raum und Zeit versteckt, wie Bashae es ausgedrückt hat.«

Kal-Gah kam zu ihnen. »Das Boot ist da. Ihr dürft den Kapitän der Kapitäne nicht warten lassen.«

»Wir sind begierig, sie kennen zu lernen. Aber ich muss in die Kabine zurückkehren, um etwas zu holen. Ein… ein Geschenk für den großen Kapitän«, sagte Shadamehr.

Kapitän Kal-Gah hatte angesichts einer möglichen Verspätung finster dreingeschaut, aber das änderte sich, als Shadamehr ein Geschenk erwähnte.

»Eine gute Idee«, meinte er.

»Und was soll ich ihr jetzt geben?«, murmelte Shadamehr, als er die Treppe hinunterpolterte, die unter Deck führte. Er griff nach dem Rucksack, dann sah er einen von Alises Perlenkämmen und wollte ihn gerade einstecken, als er etwas unten im Rucksack glitzern sah.

»Ritter Gustavs Amethystring«, sagte er und holte ihn heraus. »Der Ring, den Bashae angeblich zu Gustavs wahrer Liebe bringen sollte. Ich hoffe, es stört Euch nicht, Herr Ritter«, sagte Shadamehr respektvoll zu dem Geist des Paladins, »aber Eure wahre Liebe wird sechseinhalb Fuß groß sein und

Reißzähne haben. Ich hatte fast vergessen, dass der Ring noch da war.«

Er hielt den Amethyst ins schwindende Licht. Die Sonne glitzerte tief in dem lilafarbenen Herzen.

»O nein, tu das nicht!«, sagte Alise, die gerade in die Kajüte gestürzt kam. Sie griff nach dem Kamm und steckte ihn sich trotzig ins Haar. »Ich weiß, wie dein Gehirn arbeitet. Sobald mir Damra erzählt hat, was du vorhattest, wusste ich, dass du dieser Orkfrau meinen Perlenkamm geben würdest.«

»Ich werde fälschlich angeklagt«, erwiderte Shadamehr gekränkt. »Ich werde dem Kapitän das hier geben.« Er zeigte ihr den Ring.

»Der wird ihr nicht passen«, erklärte Alise. »Außer vielleicht durch die Nase.«

»Dennoch, ich glaube, er wird ihr gefallen. Ich glaube mich daran zu erinnern, dass Orks Amethyste mögen, weil sie glauben, sie schützen vor den Giften, die in starkem Alkohol enthalten sind.« Er steckte den Ring wieder in den Rucksack.

»Sie kann ihn ja an einer Kette um den Hals tragen«, schlug Alise vor.

»Hervorragende Idee, meine Liebe. Genau deshalb behalte ich dich in meiner Nähe.« Er küsste sie auf die Wange, bevor sie sich ihm entziehen konnte. »Aus diesem Grund und wegen deines roten Haars.«

»Und wegen meines Perlenkamms«, sagte sie und schob ihn weg. »Ulaf hat mir den Kamm aus Nimra mitgebracht, und nein, du wirst ihn nicht den Orks geben.«

»Aber es ist immer gut, etwas zu haben, auf das man im Notfall zurückgreifen kann«, murmelte Shadamehr leise.

»Das habe ich gehört!«, zischte Alise.

Damra starrte die Strickleiter an, die von der Schiffsseite hing, und fragte sich, wie sie je dieses zerbrechlich aussehende Ding hinunterkommen sollte, vor allem, da das Schiff sich auf den Wellen wiegte und das kleine Boot gegen den Rumpf stieß. Sie stellte erleichtert fest, dass die Orks vorhatten, sie und die anderen in einem so genannten »Landrattenstuhl« hinunterzulassen, einer Angelegenheit, welche einer Kinderschaukel nicht unähnlich sah.

Dennoch, sie genoss es kein bisschen. Der Landrattenstuhl drehte sich im Wind. Das Boot war tief unter ihr, und die Orks, die bereitstanden, um sie aufzufangen, lachten und grinsten und machten schmutzige Witze. Sie kannten sich allerdings mit dem, was sie taten, gut aus. Sobald der Stuhl näher kam, packten sie ihn, hoben Damra heraus und warfen sie ins Boot, wo sie nach Luft schnappend hocken blieb und die Wellen anstarrte, die vom Schiff aus klein gewirkt hatten, aber nun wie Berge aussahen.

Alise kam als Nächste und dann Griffith, der die Orks sehr amüsierte, weil er die Augen fest zukniff. Ihr Hohn störte ihn allerdings nicht im Geringsten. Shadamehr kam als Letzter.

»Nehmt den Landrattenstuhl weg«, sagte er würdevoll, und bevor Kal-Gah ihm Vernunft einreden konnte, kletterte Shadamehr auch schon die Strickleiter hinunter.

Genauer gesagt, er fiel. Er schaffte ein paar Fuß, und dann kam eine Welle aus dem Nichts, klatschte gegen den Rumpf, durchnässte ihn und ließ ihn das Gleichgewicht verlieren. Er taumelte rückwärts in die Arme der Seeleute, welche die Köpfe schüttelten, die Augen verdrehten und ihn auf eine Ruderbank warfen. Dann machten sie sich daran, das Boot zum Schiff des Kapitäns zu rudern.

»Musst du dich so zum Narren machen?«, wollte Alise wissen.

»Ich dachte, ich könnte sie mit meinen Seebeinen beeindrucken«, meinte Shadamehr kläglich.

»Beeindruckt hast du sie, das ist mal sicher«, sagte sie, und dann fragte sie mit veränderter Stimme: »Was macht Kal-Gah denn dort?«

Kal-Gah hatte an der Reling gestanden und ihnen nachgeschaut. Jetzt winkte er noch einmal, dann drehte er sich um und fing an, Befehle zu geben. Seeleute kletterten in die Takelage und begannen, die Segel zu hissen.

»Er setzt sich ab«, sagte Shadamehr.

Der große Kapitän der Kapitäne zählte etwa fünfzig Jahre. Sie war groß und kräftig, hatte eisengraues Haar, das sie in einem langen Zopf trug, und sah aus, als wäre sie ein Teil des Meeres, auf dem sie ihr ganzes Leben verbracht hatte. Ihre Augen hatten die Farbe der Wellen an einem grauen Wintermorgen. Ihr Gang glich dem Rollen der Wogen, welche sich am Strand brachen. Um den Hals trug sie eine Kette aus Muscheln und Haifischzähnen, und an ihren Ohrläppchen hingen goldene Ringe. Sie war gekleidet wie die meisten anderen Orkseeleute, in lederne Kniehosen und ein weites langärmliges Hemd, das sich im Wind wie ein Segel blähte. Sie war barfuß, und ihre Arme waren nackt. Was von ihrer Haut sichtbar war, war mit Tätowierungen von Delfinen und Möwen, Walen und Seesternen bedeckt.

Die Überfahrt in dem kleinen Boot durch die Wellentäler und über die Wellenberge hatte die Elfenmägen in Unruhe versetzt.

Sowohl Damra als auch Griffith waren wieder seekrank geworden und konnten, als sie aus dem Landrattenstuhl kamen, kaum aufrecht stehen.

»Zeit für meinen bemerkenswerten Charme«, sagte Shadamehr und rieb sich die Hände.

»Bisher hat der ja auch so gut funktioniert«, meinte Alise trocken. »Soweit ich mich erinnere, bist du in den letzten Wochen geschlagen, angestochen und über Bord geworfen worden.«

»Ich bin über Bord *gefallen*«, betonte Shadamehr würdevoll.

»Ihr könntet versuchen herauszufinden, ob wir Gäste oder Gefangene sind«, schlug Griffith vor. Er war immer noch bleich, aber inzwischen hatte er sich wieder ein wenig gefasst, weil er sich auf einem größeren Schiff befand.

»Ihr wollt die Antwort vielleicht überhaupt nicht wissen«, sagte Shadamehr. »Still, hier kommt sie.«

Der Kapitän der Kapitäne ging übers Deck und näherte sich ihnen ohne weitere Umstände. Sie überragte sie um anderthalb Köpfe und starrte auf sie nieder. Ihre Miene war streng, und das Glitzern in ihren Augen trug ebenfalls nicht dazu bei, dass ihre Gäste sich wohler fühlten.

»Baron Shadamehr zu Euren Diensten«, sagte er und verbeugte sich. »Es ist eine große Ehre, den Kapitän der Kapitäne kennen zu lernen.«

Sie sah ihn von oben bis unten an und grunzte. Anscheinend war die Ehre nicht gegenseitig.

»Kapitän Kal-Gah hat mir von dir erzählt«, sagte sie. Dann zuckte ihr Blick zu den Elfen. »Und von denen da.«

»Ich habe das Vergnügen, Euch Damra von Gwyenoc vorstellen zu dürfen«, verkündete Shadamehr. »Ihr Gemahl Griffith. Und das hier ist Alise.«

Der Kapitän betrachtete alle nacheinander mit einem durchdringenden Blick.

»Du bist ein Zauberer«, sagte sie zu Griffith.

»Ich habe die Ehre, den Wyred anzugehören«, erwiderte er.

Dann wandte sie sich Alise zu. »Und du ebenfalls.«

»Ich kenne mich ein wenig in Erdmagie aus«, antwortete Alise.

Der Kapitän schaute von Alise zu Shadamehr und wieder zu Alise. »Bist du seine Frau?«

»Nein, das bin ich nicht«, erklärte Alise in eisigem Tonfall.

»Das ist weise von dir«, meinte der Kapitän.

Ihre Stimme war tief, aber wohlklingend und nicht rau wie viele andere Orkstimmen. Sie sprach die Allgemeine Sprache fließend und mit der Spur eines Akzents, den Shadamehr als den von Nimra erkannte. Kal-Gah hatte ihm erzählt, der Kapitän der Kapitäne wäre auf einem Schiff aufgewachsen, welches die Handelsrouten zwischen Nimra und dem Orkterritorium besegelte. Darüber hinaus hatte Kal-Gah wenig über sie gesagt und nur noch erwähnt, dass der Kapitän verwitwet war und erwachsene Kinder hatte, die inzwischen auf eigenen Schiffen segelten. Sie war seit fünfundzwanzig Jahren Kapitän der Kapitäne. Die Orks bewunderten sie sehr, da sie drei karnuanische Schiffe versenkt und drei weitere gekapert hatte.

»Nun, da wir uns alle vorgestellt haben«, sagte Shadamehr, »möchte ich Euch zu Ehren unserer Begegnung ein Geschenk überreichen.«

Er übergab ihr den Amethystring.

Sie griff danach – er wirkte in ihrer riesigen Hand so klein wie der Taufring eines Kindes –, hielt ihn ins Licht und beobachtete, wie er glitzerte.

»Ein gutes Vorzeichen«, sagte sie und barg den Ring an ihrem üppigen Busen.

»Gern geschehen«, sagte Shadamehr. »Ich frage mich, ob Ihr uns vielleicht sagen könnt, wieso sich Kapitän Kal-Gah so schnell verabschiedet hat.«

»Wegen des schlechten Vorzeichens«, erklärte der Kapitän mit finsterer Miene. »Die Wasserhose.«

»Ah«, sagte Shadamehr geschlagen. »Ich verstehe.«

Sie kniff die Augen zusammen.

»Die Vorzeichen waren gut, bis ihr zu uns gestoßen seid. Ihr habt ein schlechtes Vorzeichen gebracht. Warum?«

»Oh nein, das habt Ihr falsch verstanden«, widersprach Shadamehr. »Ich habe das schlechte Vorzeichen nicht

mitgebracht. Meine Vorzeichen sind alle gut, wie Ihr deutlich an diesem Ring dort sehen könnt. Ihr könnt Kal-Gah fragen. Nun, das geht wohl nicht, weil er schon weg ist. Aber ich hatte auf der gesamten Reise kein einziges schlechtes Vorzeichen. Das Gleiche gilt für meine Freunde hier. Sie sind vom Glück begünstigt und bringen Glück. Wir alle tun das.«

»Vielleicht weiß ich ja einen Grund für das schlechte Vorzeichen«, warf Griffith ein. Nun, da sie auf dem Deck eines großen Schiffes standen, das viel stabiler war als das des winzigen Boots, fühlten er und Damra sich wieder besser. »Mir kommt es so vor, als wollten die Götter Euch mitteilen, dass Ihr die falschen Leute angreift. Ihr solltet nicht Krammes angreifen. Nicht Vinnengael ist Euer Feind, sondern Karnu.«

»Wir würden ja gegen sie kämpfen«, knurrte der Kapitän, »wenn diese Wieselsöhne uns auf dem offenen Meer entgegentreten würden, Schiff gegen Schiff und Mann gegen Mann. Aber diese Feiglinge verstecken sich hinter den Mauern ihrer Festungen tief im Binnenland, sodass wir tagelang marschieren müssten, wenn wir sie erreichen wollten, und selbst dann kämpfen sie nicht offen und ehrlich, sondern formieren sich in Reihen und Quadraten, marschieren hierhin und stoßen dahin vor und greifen uns aus allen Richtungen an. Wir wissen nicht, wie man an Land kämpft.«

Der Kapitän nickte zur Stadt hinüber, wo die Rauchwolken immer noch aufstiegen. »Ich habe gehört, dass sich in Krammes ein paar der besten Generäle der Welt befinden. Wie nennen sie diesen Ort – eine Reitschule?«

»Die Königliche Kavallerieakademie«, erklärte Shadamehr. »Aber ›Reitschule‹ trifft es ziemlich gut.«

Der Kapitän starrte ihn finster an. »Ich hatte vor, sie darum zu bitten, uns beizubringen, wie man an Land kämpft. Wie man mit diesen Reihen von Speerkämpfern und Horden von Bogenschützen und Pferden zurechtkommt. Aber wir werden

gegen Menschen kämpfen, nicht gegen Pferde; das ist es, womit wir fertig werden müssen.«

Sie schob die unteren Reißzähne, die spitz zugeschliffen waren, über die Oberlippe und nickte noch einmal nach Krammes hinüber. »Wie ich schon sagte, ich wollte sie um ihre Hilfe bitten, aber dann seid ihr gekommen und habt schlechte Vorzeichen gebracht.«

»Aber«, wandte Alise verwirrt ein, »Ihr habt nicht um Hilfe gebeten. Ihr habt sie angegriffen. Habt Gebäude in Brand gesteckt.«

»Ja?«, sagte der Kapitän. »Und?«

»Man drischt doch nicht auf jemanden ein, um einen Gefallen – «, begann Shadamehr. Dann verstummte er, als ihm klar wurde, dass es sich dabei durchaus um einen orkischen Brauch handeln mochte.

»Ich möchte eines wissen, Baron.« Der Kapitän zeigte mit dem Finger auf Shadamehr. »Wenn ich in diese wunderbare Reitschule hinken, meine Wunden zeigen und die Reitlehrer darum bitten würde, mir zu helfen, was würden sie sagen?«

»Nun – «, begann Shadamehr.

»›Verwundeter Ork‹, würden sie mitleidig sagen. ›Du blutest auf unseren Teppich. Bitte geh jetzt.‹«

»Ich glaube nicht – «

»Ich komme zu ihnen und schwinge ein feuriges Schwert«, sagte der Kapitän mit wildem Schnauben. »Ich will, dass sie sagen: ›Diese Orks sind wirklich Kämpfer! Sie sind unseres Unterrichts würdig.‹ Und dann kommt ihr vorbei«, grunzte sie, »und verderbt alles.«

»Könnte ich für einen Augenblick mit meinen Begleitern sprechen?«, fragte Shadamehr. »Ihnen das erklären? Sie sprechen kein Orkisch.«

Der Kapitän machte eine wegwerfende Geste und entfernte sich ein paar Schritte.

»Auf eine verdrehte Weise hat sie gar nicht Unrecht«, sagte Damra.

»Wenn man ihr glauben darf«, fügte Griffith voller Zweifel hinzu. »Ich kann mir nicht vorstellen, aus welchem Grund sich jemand eine solche Lüge ausdenken sollte.« Shadamehr seufzte. Er kratzte sich am Kopf. »Ich habe wahrscheinlich alles verdorben.«

»Keine Sorge, mein Lieber«, sagte Alise tröstend. »Das ist nicht das erste Mal, und ich bin sicher, es wird auch nicht das letzte Mal sein.«

»Das ist meine Frau!«, rief Shadamehr begeistert und umarmte sie. »Was für ein Trost! Und ich glaube, ich habe eine Lösung. Kapitän«, rief er dann. »Ich kenne viele Offiziere an der… äh… Reitschule, und ich glaube, ich könnte sie dazu überreden, Euch zu helfen. Ihr und ich könnten unter einer Waffenstillstandsfahne an Land gehen und mit ihnen reden. Wir könnten ihnen die Sache mit dem feurigen Schwert und so erklären.«

Der Kapitän sah ihn abschätzend an. »Glaubst du, sie würden dich anhören?«

»Ich habe der Schule im Lauf der Jahre ziemlich viel Geld gespendet«, sagte Shadamehr. »Ich denke, sie würden mich anhören. Und selbstverständlich auch den großen Kapitän der Kapitäne.«

»Hmpf«, sagte der Kapitän und saugte an der Unterlippe. »Ich werde darüber nachdenken.« Sie verschränkte die Arme über dem umfangreichen Busen und legte den Kopf schief. »Kapitän Kal-Gah sagte, er wollte euch nach Krammes bringen. Was hattet ihr dort vor?«

»Es war einfach eine Seereise«, erklärte Shadamehr prompt. »Gut für unsere Gesundheit.«

Zu seiner Überraschung lachte der Kapitän laut.

»Das hat Kal-Gah auch gesagt«, sagte sie und ging lachend davon.

Die Orks eskortierten die vier in ihre Unterkunft unter Deck, die in jeder Hinsicht der an Bord von Kal-Gahs Schiff glich: vier kleine Nischen, welche in die Wände eingebaut waren, ein Tisch, auf dem ein Stück trockenes Brot und ein Stück Käse lagen und eine Schale mit Wasser und ein paar kleine Becher standen.

»Was hat Kal-Gah ihr wohl wirklich über uns gesagt?«, wollte Damra wissen.

»Kal-Gah ist ein guter Freund, aber die Loyalität eines Ork gehört dem Kapitän. Wir können davon ausgehen, dass er ihr alles gesagt hat, was er weiß«, sagte Shadamehr. »Darunter auch, dass er Alise und mich halb tot und besudelt von Magie der Leere in den Abflusskanälen von Neu-Vinnengael gefunden hat. Mag jemand ein Stück Käse? Ich glaube, es ist Ziegenkäse.«

»Und er wird ihr auch alles erzählt haben, was in der Burg passiert ist«, stellte Alise fest. Sie lehnte sich an die Tür und schaute hin und wieder hinaus, um sich davon zu überzeugen, dass sie nicht belauscht wurden. »Einige Orks an Bord waren auch in der Burg. Das Eintreffen von Damra in Gesellschaft eines Pecwae und eines Trevinici war dort tagelang das wichtigste Gesprächsthema.«

»Und wir haben nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass Damra ein Paladin ist«, ergänzte Griffith und wechselte einen Blick mit seiner Frau.

»Selbst ein Dummkopf könnte zu dem Schluss kommen, dass Bashae etwas von Wert in seinem Rucksack mit sich trug«, sagte Shadamehr, warf den besagten Rucksack aufs Bett und ließ sich dann selbst auf die Ruhestatt fallen. »Etwas so

Wertvolles, dass ein Paladin ihn bewachte. Und Orks haben zwar ihre eigene Art zu denken, aber sie sind gewiss keine Dummköpfe. Ich traue diesem Kapitän nicht.« Er warf Damra einen Blick zu. »Haben Orks dieser Tage Paladine? Ich weiß, dass es früher welche gab.«

»Wenn das der Fall ist, dann bin ich ihnen noch nicht begegnet. Sie sind nach dem Fall des Sa'Gra nicht mehr im Rat erschienen. Der Ärger fing an, als sie von den Paladinen Hilfe bei der Rückeroberung des Berges erwarteten und die Paladine sich geweigert haben.«

»Warum glaubten sie, sie würden ihnen helfen?«, fragte Shadamehr und stützte sich auf einen Ellbogen.

»Weil sich der Orkteil des Steins der Könige auf dem Sa'Gra befindet«, erwiderte Damra.

»Ich verstehe.« Shadamehr war ernst geworden.

»Angeblich ist der Stein sicher und gut versteckt«, fuhr Damra fort. »Zumindest haben die Orks das dem Rat gesagt.«

»Aber der Rat hat sich immer noch geweigert einzuschreiten«, sagte Alise.

»Sie hatten einen guten Grund«, erklärte Damra. »Die Pflicht eines Paladins besteht darin, Frieden zwischen den Völkern zu schaffen, nicht sich dem Krieg eines Volkes gegen das andere anzuschließen. Wir haben versucht, das den Orks zu erklären, aber wir sind nicht weit gekommen. Ihre Paladine haben den Rat verlassen und wurden seitdem nicht mehr gesehen.

Inzwischen strengt sich Dagnarus weiter an, alle vier Teile des Steins der Könige zu finden. Seine Vrykyl haben die Regierungen anderer Völker infiltriert. Ich sehe keinen Grund, wieso es bei den Orks anders sein sollte. Was uns zu unserer ursprünglichen Vermutung zurückbringt, dass er den Orks angeboten hat, ihnen bei der Rückeroberung des Sa'Gra zu helfen, wenn sie Krammes vom Meer aus angreifen und die

Verteidiger der Stadt ablenken, während er sich vom Land her nähert.«

»Ich muss zugeben, dass das sinnvoller klingt als den Leuten von Krammes die Nase mit einer Hand blutig zu hauen und ihnen mit der anderen einen Handschlag anzubieten«, meinte Griffith.

»Dennoch«, gab Shadamehr zu bedenken, »an dieser Sache ist eine gewisse wunderbare Logik, die mir gefällt.«

»Was machen wir also?«

»Wir können im Moment gar nichts machen«, sagte Shadamehr. Er lehnte sich zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Wir sorgen dafür, dass die beiden Steine in Sicherheit sind, bis wir Krammes erreichen – «

»Griffith«, sagte Alise plötzlich. »Möchtet Ihr Euch nicht das Gesicht waschen?«

»Ist es schmutzig?«, fragte Griffith verblüfft. »Wo – «

»Ja, es ist ziemlich schmutzig. Wascht Euch das Gesicht in dieser Schale mit Wasser«, drängte Alise ungeduldig und zeigte auf die Schale. »In dieser angenehmen, erfrischenden Schale mit Wasser…«

»Ah!«, sagte Griffith. »Danke, dass Ihr mich darauf aufmerksam gemacht habt.«

Er griff nach der Schale und ließ sie aufs Deck fallen. Die Schale zerbrach. Wasser spritzte über seine Schuhe und den Saum seines Gewandes.

Shadamehr setzte sich auf und starrte ihn an. »Gehört es zu Euren Angewohnheiten, Geschirr zu zerbrechen?«

Griffith achtete nicht weiter auf ihn.

»Ich bin auf den gleichen Trick hereingefallen, als ich noch Student war«, sagte er verbittert. »Ich musste eine Woche nur von Wasser leben, um meine Lektion zu lernen. Offensichtlich war eine Woche nicht lang genug.«

»Wenn mir jemand erklären würde – «, sagte Shadamehr.

Alise bückte sich und hob eine Scherbe auf. »Erinnerst du dich an die Botschaft, die Rigiswald dir geschickt hat? Quaighai hat in eine Schale Wasser geschaut und konnte – «

» – alles hören, was der andere Ork ihr sagte«, beendete Shadamehr den Satz. Er stand auf, um sich die Scherben anzusehen. »Gut gemacht, Alise, obwohl du ein bisschen schneller hättest sein können.«

»Es wirkte vollkommen harmlos«, sagte Damra und griff nach einer weiteren Scherbe. »Vielleicht lassen wir uns einfach nur zu sehr von unserer Angst beeinflussen. Lässt sich denn sicher sagen, dass sie diese Schale benutzt haben, um uns zu belauschen?«

»Jetzt nicht mehr«, sagte Griffith. »Der Zauber hätte sich schon aufgelöst.«

»Was sollen wir tun?«, fragte Alise.

Shadamehr schüttelte den Kopf. »Nicht viel. Wir haben viel über die Steine der Könige geredet und ein paar Katzen aus dem Sack gelassen. Es hat keinen Sinn mehr, ihnen jetzt hinterherzujagen. Seid Ihr der Überzeugung, dass Ihr es wart, der diese Wasserhose geschaffen hat?«

»Ja, warum?«, fragte der Elf verblüfft.

»Ich wollte nur ganz sicher gehen«, sagte Shadamehr finster.

»Ich kann nur für mich selbst sprechen, aber das hier war das letzte Mal, dass ich mich je mit schlechten Vorzeichen abgegeben habe.«

Sie hatten ein kleines Bullauge in ihrer Kabine. Der Sonnenuntergang war beeindruckend – die sinkende Sonne ergoss eine Bahn von strahlendem Orange über das blaugoldene Wasser, aber keiner der vier fühlte sich in der Stimmung, den Anblick zu genießen. Griffith hob die Scherben der zerbrochenen Schale auf, stapelte sie auf den Tisch und bereitete sich darauf vor, sich zu entschuldigen, falls die Orks fragen sollten, was passiert war.

Die Orks taten das nicht. Die Orks störten sie überhaupt nicht. Die Elfen legten sich hin und versuchten vergeblich zu schlafen. Shadamehr – leicht vornübergebeugt – ging rastlos auf und ab und lauschte dem Knarren des Schiffs und den Geräuschen laufender Füße, flatternder Segel und den Gesängen, welche jeden Teil des Lebens an Bord begleiten. Alise saß da und beobachtete ihn.

»Zumindest«, sagte Shadamehr, der aus dem Bullauge starrte, »segeln sie nicht davon.«

»Das stimmt«, meinte Griffith. »Sie haben nicht mal den Anker gelichtet.«

»Das ist kein so hoffnungsvolles Zeichen«, sagte Alise. »Wenn deine Theorie stimmt, sollte der Kapitän darauf warten, dass die Taanarmee auftaucht.«

»Du hast Recht«, erwiderte Shadamehr nüchtern. »Das habe ich vergessen.«

Es klopfte an der Tür, dann steckte ein riesiger Ork seinen rasierten und tätowierten Kopf herein. »Der Kapitän sagt, ihr sollt zum Essen kommen.«

»Hoffentlich nicht als Hauptgang«, sagte Shadamehr.

»Nee.« Der Ork grinste. »Es gibt Tintenfisch!«

Bei dieser Bemerkung sank Damra, die aufgestanden war, wieder auf ihr Bett. »Nein, danke. Ich habe keinen Hunger.«

Das Grinsen des Orks war sofort verschwunden. »Ihr werdet kommen«, sagte er. »Ihr werdet alle kommen. Der Kapitän verlangt es.«

»Zumindest gibt es keine getrockneten Feigen«, flüsterte Shadamehr ihr ins Ohr, als sie hinausgingen.

Die Unterkunft des Kapitäns befand sich im Bug des Schiffs und war nach Orkmaßstäben ziemlich aufwändig gestaltet. Ein großes Fenster bot einen hinreißenden Blick aufs Meer. Der

Tisch, der aus einer Holzplatte auf Böcken bestand, bot Platz für zehn Orks oder vierzehn Menschen. Eine riesige Landkarte von Loerem und den umgebenden Meeren hing an einer Wand. Eine andere Karte – diese kleiner und detaillierter – zeigte die Gesegnete Landenge, die Mündung, Krammes und Alt-Vinnengael. Sie lag auf einem Schreibtisch ausgebreitet und wurde von verschiedenen Navigationsinstrumenten an Ort und Stelle gehalten. Shadamehr war von den Karten so gefesselt, dass er überredet werden musste, sich von ihnen loszureißen und seinen Platz am Tisch einzunehmen.

Der Kapitän der Kapitäne saß am Kopf des Tisches, und die Gäste waren an beiden Seiten platziert. Dazu setzten sich zwei weitere Offiziere. Bei den anderen Anwesenden handelte es sich um Schamanen. Das Essen war sowohl für den Geschmack von Orks als auch für den von Menschen und Elfen zubereitet; es gab gebratenen Tintenfisch, Fischsuppe und eine lilafarbene Suppe für die Elfen. Die Orks tranken Bier. Für die Menschen und Elfen ließ der Kapitän Wein ausschenken, ein Getränk, das sie nicht mehr gekostet hatten, seit sie Neu-Vinnengael verlassen hatten. Orks trinken keinen Wein und sind der Ansicht, dass er bestenfalls für kleine Kinder geeignet ist, und auch nur dann, wenn sie krank sind.

Shadamehr nahm den großzügig gefüllten Krug entgegen, welchen die Orks ihm anboten. Er schmeckte den Wein und ließ ihn sich über die Zunge laufen. Es war der berauschende, würzige Rote aus dem Süden von Dunkar, und er schmeckte wunderbar, besonders wenn man wochenlang nur abgestandenes Wasser aus Fässern getrunken hatte, Shadamehr zögerte einen Augenblick, bevor er weitertrank, und überlegte. Er glaubte zu wissen, was hier los war. Lächelnd hob er den Krug an die Lippen und trank den gewürzten Wein. Er leerte den Krug und bat um mehr.

Das Gespräch floss mit dem Wein. Der Kapitän sprach über die politische Situation der Welt. Shadamehr war von ihren Kenntnissen beeindruckt. Er hatte das Gefühl, dass er sich wegen einiger Dinge, welche sie sagte, unbehaglich fühlen sollte, aber der Wein war zu gut, um ihn mit Streitereien zu verderben. Sie wusste von Dagnarus. Shadamehr versuchte zu begreifen, wie der Kapitän zu dem neuen König von Vinnengael stand, aber mit einer Ausnahme blieb sie unverbindlich.

»Wenn man die Sache vor zweihundert Jahren den Orks überlassen hätte«, sagte sie und riss sich ein Stück Brot ab, um damit die Überreste ihrer Suppe aufzuwischen, »müsstet ihr Menschen euch jetzt keine Sorgen mehr wegen Dagnarus machen.«

»Wie meint Ihr das?«, fragte Shadamehr höflich, denn er spürte, dass nun eine Geschichte fällig war.

»Als König Tamaros den Stein der Könige erhielt, lud er alle Vertreter der vier Völker ein, um ihn mit ihnen zu teilen. Er hatte eine großartige Zeremonie vorbereitet. Unser Kapitän der Kapitäne war eingeladen. Er wusste nicht, ob er hingehen sollte, denn die Vorzeichen waren sehr schlecht. Seine Schamanin versicherte ihm, dass die schlechten Vorzeichen sich nur auf die Menschen bezogen, nicht auf die Orks, und der Kapitän ging hin. Während der Zeremonie kam es zum schlimmsten Vorzeichen für die Menschen. Der kleine Prinz Dagnarus erhielt eines der Stücke des Steins der Könige, um es seinem älteren Bruder Helmos zu übergeben. Als er ihn seinem Bruder reichte, rutschte ihm der Stein aus der Hand, und Helmos schnitt sich daran, sodass er blutete.«

Die Orks schwiegen erschüttert, als sie von einem solch schrecklichen Zeichen von den Göttern hörten.

»König Tamaros fuhr mit der Zeremonie fort«, erzählte der Kapitän weiter. »Er konnte wohl kaum etwas anderes tun. Der

Kapitän der Kapitäne und die Schamanin gingen davon aus, dass der kleine Prinz nun hingerichtet würde, denn selbstverständlich konnte man ihn, nachdem zwischen den Brüdern Blut vergossen worden war, nicht am Leben lassen. Aber nichts geschah, es gab nur ein Festessen. Der Kapitän wollte unbedingt zu seinem Schiff zurückkehren, und daher fragte er König Tamaros, wann er denn nun vorhätte, den Prinzen zu töten, und verlieh seiner Hoffnung Ausdruck, dass das noch vor der nächsten Flut geschehen würde. Er bot sogar an, es selbst zu tun, falls das die Sache irgendwie beschleunigen könnte. Stellt euch vor, wie schockiert der Kapitän war, als er hörte, dass Tamaros nicht vorhatte, Dagnarus zu töten. Dass alles nur ›ein Unfall‹ gewesen sei.«

Die Schamanen schüttelten die Köpfe über diese sträfliche Dummheit der Menschen.

Der Kapitän kaute wild auf dem Brot herum. »Blutvergießen zwischen Brüdern. Wir waren kein bisschen überrascht, als der Krieg ausbrach. Wenn Tamaros auf die Orks gehört hätte, wäre sein Königreich nicht zerstört worden.«

»Das verlangt nach einem weiteren Glas Wein«, sagte Shadamehr. »Wechselt das Thema«, murmelte er dann leise.

»Stimmt es, Kapitän«, sagte Griffith, »dass es Orkschamanen gibt, die sich mit allen Arten der Elementemagie auskennen?«

Der Kapitän nickte. »Das stimmt.«

»Ich dachte immer, die meisten Orks hielten andere Magie als die des Wassers für widernatürlich. Und dennoch habt Ihr Schamanen, die Feuermagie und Erdmagie praktizieren.«

»Und Magie der Leere«, ergänzte der Kapitän.

»Tatsächlich?«, rief Griffith erstaunt. »Magie der Leere? Aber ihr Orks verabscheut die Leere doch.«

»Es gibt auch Orks, die Elfen verabscheuen«, erklärte der Kapitän. »Und einige Elfen verabscheuen Orks. Und dennoch seid ihr hier. Die Leere ist die Mitte des großen Kreises des

Lebens. Ohne Nichts kann es kein Etwas geben. Die Leere hat ihren Sinn«, fügte sie zufrieden hinzu. »Ebenso wie Elfen. Jedenfalls behaupten bestimmte Leute das.«

»Mehr Wein«, sagte Griffith.

Shadamehr goss sich und seinen Freunden von dem Roten nach. Er hob sein Glas und prostete dem Kapitän der Kapitäne zu. Er trank den Wein und hörte, wie die Schiffsglocke den Wachwechsel ankündigte. Er schaute Alise an, deren Haar im Licht einer Öllampe, welche über ihren Köpfen hing, wie Feuer leuchtete. Die Lampe schwankte mit den sanften Bewegungen des Schiffs…

Die Lampe kreiselte herum und herum…

Die Wände schwankten herum und herum…

Ein Schrei und ein Krachen.

Alise am Boden. Damra am Boden.

Griffith auf den Beinen, wild mit den Armen fuchtelnd…

Griffith am Boden.

Herum und herum in einem Kreis.

In der Mitte war nur noch Leere.

Alise erwachte mit den schlimmsten Kopfschmerzen ihres Lebens. Ihr Kopf fühlte sich an, als wäre er mit Steinen voll gestopft, deren scharfe und spitze Kanten überall anstießen, wenn sie versuchte, sich zu bewegen. Sie hätte sich auch nicht bewegt, wenn sie die Wahl gehabt hätte. Sie wäre viel lieber reglos geblieben bis zu ihrem Tod, der nach ihrer Überzeugung nicht allzu lange auf sich warten lassen würde. Aber hinter dem Schmerz und der Übelkeit gab es auch noch das Gefühl von Gefahr, welches sie dazu veranlasste, die Augen zu öffnen und den Kopf vom Kissen zu heben.

Sie stöhnte und lehnte sich zurück. Helles Sonnenlicht fiel durchs Fenster und schien durch ihre Augen bis zum Hinterkopf zu stechen. Sie blieb liegen und versuchte herauszufinden, was nicht stimmte, und endlich gelang es ihr.

Das Bett bewegte sich nicht.

Sie verzog schmerzerfüllt das Gesicht und sah sich um. Sie konnte nur verschwommen sehen, und nur mit größter Mühe konnte sie die Gegenstände davon abhalten, zu wackeln und zu zappeln. Ihr Verdacht bestätigte sich. Das Fenster war ein Fenster und kein Bullauge. Sie befand sich in einem Zimmer mit weiß gestrichenen Wänden und nicht viel mehr, wenn man von grob gezimmerten Betten und einem einzelnen Stuhl absah.

Auf diesem Stuhl saß ein älterer Mann. Sein Bart war ordentlich geschnitten und gebürstet. Er trug ein Gewand aus feiner Wolle und betrachtete Alise mit ausdrucksloser Miene.

»Rigiswald…«, stöhnte Alise. Sie versuchte, sich aufzusetzen.

»Immer mit der Ruhe«, sagte Rigiswald. »Du hattest eine unruhige Nacht. Und ich fürchte, dein Tag wird nicht viel besser sein.«

Angst bewirkte, dass ihr Kopf vollends klar wurde.

»Shadamehr!«, sagte sie mit belegter Stimme. Es fiel ihr schwer, die geschwollene Zunge zu bewegen. Sie sah sich im Zimmer um und konnte ihn nicht entdecken. »Wo ist er? Was hat – «

»Nicht hier«, sagte Rigiswald. »Er und der elfische Paladin sind weg.«

»Und Griffith?«

»Er ist hier. Er ist im Nebenzimmer und schläft seinen Rausch aus.«

Alise schaute an sich hinab. Ihr rotes Haar war zerzaust, ihr Kleid verknittert und schmutzig.

»Wo sind wir?«, fragte sie. »Das hier ist kein Schiff…«

»Nein«, antwortete Rigiswald. »Du bist in Krammes. In einem Gasthaus. Dem Fröhlichen Pichler.«

Alise setzte sich. »Wo ist Shadamehr?«, fragte sie entschlossen.

»Ich glaube, meine Liebe«, sagte Rigiswald, »dass die Orks ihn und die Elfenfrau mitgenommen haben. Ich habe ihren Namen vergessen.«

»Damra«, sagte Alise. Sie stand auf und taumelte unsicher zum Fenster, wo sie sich festhalten musste, um stehen bleiben zu können. Sie starrte aufs Meer hinaus. Sie starrte, bis ihre Augen schmerzten und Tränen über ihre Wangen liefen.

»Das Schiff – das Schiff des Kapitäns…«

»Weg«, sagte Rigiswald knapp. »Davongesegelt. Du solltest dich wieder ins Bett legen, bevor du umfällst.«

Alise drehte sich vom Fenster weg, aber sie ging nicht wieder ins Bett. »Sagt mir, was passiert ist. Wie habt Ihr mich gefunden? Uns?«, verbesserte sie sich, als ihr Griffith wieder einfiel.

»Ich habe Wache gehalten«, erwiderte Rigiswald. »Die Botschaft des Orks sagte, dass das Schiff nach Krammes unterwegs sei. Ich habe Freunde unter den hiesigen Orks und habe verlauten lassen, dass ich es zu schätzen wüsste, wenn man mich benachrichtigt, sobald meine Freunde eintreffen. Ich habe dich und Shadamehr beschrieben.

Gestern Abend kam gegen Mitternacht ein Ork zu mir und sagte, ich sollte sofort mit ihm kommen, weil eine der Personen, die ich suchte, Ärger hätte. Er brachte mich hierher, in dieses Gasthaus. Bist du sicher, dass du dich nicht lieber hinsetzen willst?«

»Es geht mir besser, wenn ich stehe. Ich stehe doch, oder?«

Rigiswald nickte.

»Das hatte ich gehofft. Ich wünschte nur, der Boden würde aufhören sich zu bewegen«, sagte Alise.

»Du hast deine Landbeine noch nicht wieder«, stellte Rigiswald fest. »Als ich hier eintraf, fand ich vier orkische Seeleute vor. Einer hatte dich über seine Schulter geworfen. Der andere trug einen Elf. Sie stritten sich mit dem Besitzer dieses Etablissements, das Letzterer als ›Gasthaus‹ bezeichnet. Die Orks behaupteten, es sei geplant, dich und den Elf über Nacht hier zu lassen. Für die Unterkunft sei bereits bezahlt.

Der Besitzer behauptete, es wäre nicht genug Geld. Und dass er ein ehrenwertes Haus führt und mit ›betrunkenen Flittchen‹ nichts zu tun haben will. Ich sollte vielleicht hinzufügen, dass die Orks ein Tuch um den Kopf deines Freundes Griffith gewickelt hatten. Wenn seine Ohren nicht zu sehen sind, gibt er eine recht attraktive Frau ab.«

»O Götter!«, stöhnte Alise. Sie versuchte vergeblich, ihr Haar aus der Stirn zu wischen, und gab es schließlich auf. »Als ich aufwachte, habe ich mich gefühlt wie etwas, das von einem Wagen überfahren und zum Sterben in den Graben geworfen wurde, und dann finde ich Euch hier, Griffith als Frau verkleidet und Shadamehr verschwunden.«

Ihre Stimme zitterte. »Ich glaube, ich werde mich jetzt doch hinsetzen«, sagte sie und taumelte wieder zu ihrem Bett. »Was ist danach passiert? Habt Ihr mit den Orks gesprochen?«

»Ja. Sie behaupteten, sie wären euch beiden in einer Kneipe am Hafen begegnet. Dass ihr alle zusammen ›viel Spaß‹ gehabt hättet, bis ihr beiden von zu viel Alkohol das Bewusstsein verloren hättet. Man hat ihnen gesagt, sie sollten euch hierher bringen. Ich fragte, wer es ihnen gesagt hat, wer bezahlt hat und so weiter. Als Antwort gaben sie mir das hier und sagten, es sei für dich.«

Er griff in einen Lederbeutel und holte einen Ring heraus, welchen er Alise reichte. Der Amethyst glitzerte im Sonnenlicht. Alise nahm ihn mit zitternden Fingern.

»Haben sie noch etwas gesagt?«, fragte sie.

»Sie sagten, der Ring gehöre ›Shadamehrs Frau‹.« Rigiswald lächelte ein wenig.

Eine Träne lief über Alises Wange.

»Das tut er«, sagte sie leise zu sich selbst. »Das tut er.« Sie umklammerte den Ring fest.

»Wo haben die Orks sie wohl hingebracht? Zu…« Sie schluckte und versuchte, die Worte an dem Kloß in ihrem Hals vorbeizuzwingen. »Zu Dagnarus?«

»Ich weiß es nicht«, erklärte Rigiswald ernst. »Aber ich fürchte schon. Beide hatten immerhin Teile des Steins der Könige dabei.« Er tätschelte Alises Hand. »Dennoch, wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Es ist nicht so trostlos, wie es aussieht. Die Botschaft, die sie dir wegen des Rings

geschickt haben, klang nicht so, als käme sie von jemandem mit bösen Absichten.«

Alise machte noch einen Versuch, ihr Haar wegzuschieben. »Ich weiß nicht. Die Orks wussten, wer die Steine hat, und sie haben diese beiden Personen behalten. Welche anderen Gründe könnten sie haben, als sie Dagnarus übergeben zu wollen?«

Sie seufzte und blieb einen Augenblick still sitzen und umklammerte den Ring.

»Habt Ihr von Ulaf gehört? Wann erwartet Ihr ihn und die anderen?«

»Ich habe nichts gehört«, erwiderte Rigiswald. »Und ich habe keine Ahnung, wann er hier eintreffen wird. Er wollte sich auf dem Weg mit einigen Paladinen treffen.«

»Ich nehme nicht an, dass Paladine hier in Krammes aufgetaucht sind.«

»Nein«, sagte Rigiswald ungehalten. »Ich erwarte das auch nicht. Ich bezweifle, dass überhaupt noch welche am Leben sind. Dagnarus und seine Vrykyl haben sich sicher längst um sie gekümmert.«

»Und was werden wir jetzt tun?«, fragte Alise.

»Dich und den Elf in ein anderes Gasthaus bringen«, sagte Rigiswald und sah sich mit verächtlicher Miene um.

»Und dann?« Alise musste gegen ihren Willen lächeln. Zumindest ein paar Dinge in ihrem Leben waren gleich geblieben.

»Ich habe vor, mein Buch zu Ende zu lesen«, erklärte Rigiswald ungerührt. »Du bist doch diejenige, die immer etwas unternehmen will. Du solltest dich vielleicht im Hafen aufhalten und sehen, ob du etwas von den Orks erfahren kannst. Sie werden dir nichts weiter sagen, aber es wird dir wenigstens das Gefühl geben, nützlich zu sein.«

»Danke«, sagte Alise trocken. Sie legte die Hand an ihren pochenden Kopf. »Ich kann einfach nicht glauben, dass wir

zugelassen haben, dass sie uns Drogen verabreichten! Wir hätten es eigentlich wissen müssen. Es war so verdammt offensichtlich. Die Orks haben nichts von dem Wein getrunken. Schon das hätte uns warnen sollen.«

»Manchmal machen wir freiwillig die Augen zu«, sagte Rigiswald salbungsvoll.

Alise starrte ihn erschrocken an. »Wollt Ihr damit sagen, dass Shadamehr wusste, dass Drogen im Wein waren, und ihn dennoch getrunken hat? Aber warum?«

Rigiswald antwortete nicht, sondern schaute sie nur forschend an. »Denk an die Botschaft, meine Liebe.«

»O nein!«, rief Alise. »Das würde er doch nicht tun! Das… das…«

»Er wusste, wo er hingehen musste, nicht wahr?«

»Unsinn! Er kann das nicht alles herausgefunden haben«, sagte Alise und warf den Kopf zurück, was sie sofort bedauerte.

»Er wusste, wohin er gehen musste. Er wusste, dass er allein für den Stein verantwortlich ist. Er war sich wohl ziemlich sicher, dass keine Paladine nach Krammes kommen würden. Und er wusste, dass du in Gefahr wärest, wenn du mit ihm kämst. Er wusste außerdem, wenn er darauf bestehen würde, dass du ihn verlässt – «

»Er hat es gewusst, er hat es gewusst!«, sagte Alise ungeduldig. »Nein, er wusste überhaupt nichts. Er kennt mich nicht so gut, wie er glaubt. Er hatte kein Recht, mich wegzuschicken. Ich hasse ihn«, erklärte sie, setzte sich aufrecht hin und wischte sich die Augen. »Ich hasse ihn mit jeder Faser meines Wesens. Ich habe ihn gehasst, seit ich ihn zum ersten Mal gesehen habe. Ich habe ihn in der Vergangenheit gehasst, und ich plane, ihn auch in Zukunft zu hassen. Er ist der unerträglichste Mann im ganzen Universum.«

Sie hielt den Amethystring sehr, sehr fest umklammert.

»Und jetzt«, sagte sie, »werde ich Griffith wecken, und dann werden wir uns daranmachen herauszufinden, was passiert ist… was passiert ist…«

Sie stand auf, oder jedenfalls versuchte sie es. Der Raum kippte. Der Boden rutschte unter ihren Füßen weg. Sie hatte vor, zur Tür zu gehen, aber sie landete mit dem Gesicht nach unten auf ihrem Kissen. Sie stöhnte leise. »O Shadamehr, wie konntest du dich von den Orks entführen lassen?«

»Ich werde hier sein, wenn du aufwachst«, sagte Rigiswald und zog ein anderes Buch aus seiner Tasche.

»Sagt Shadamehr… wenn Ihr ihn seht… dass ich ihn hasse«, murmelte Alise und schloss die Augen. »Das werde ich tun.«

Der Kapitän der Kapitäne saß im Heck des Ruderboots, die Hand am Ruder, und steuerte das Boot, welches sich langsam und lautlos die Flussmündung hinaufschlich. Die Ruder waren gedämpft worden. Die sechs Seeleute, die das Boot ruderten, achteten darauf, sie nur mit einem ganz geringen Klatschen ins Wasser zu senken, damit man sie nicht hörte. Die Orks reisten bei Nacht, denn sie wollten ungesehen an der Festung vorbeigleiten, die sich bei ihrem Angriff auf Krammes als so lästig erwiesen hatte.

Der Kapitän machte sich keine großen Sorgen, dass man sie entdecken könnte. Die Vorzeichen waren in dieser Nacht besonders gut gewesen, so wie schon die gesamte Woche zuvor. Der jämmerliche Versuch des Elfen, ein Vorzeichen zu fälschen, zählte nicht. Der Kapitän musste jedes Mal kichern, wenn sie an die Wasserhose dachte, die aus blauem, wolkenlosem Himmel entstanden war. Selbst ein Kind hätte das durchschauen können!

Die Vorzeichen hatten die Wolkendecke vorhergesagt, die den Mond und die Sterne verbarg, und den Regen, der die Geräusche des Boots übertönte, welches sich vor der Nase der Menschen vorbeischlich.

Und es regnete tatsächlich, goss in Strömen auf das Wasser. Ein Ork stand am Bug, starrte in die Dunkelheit und hielt nach Hindernissen Ausschau. Der Kapitän erwartete keine. Die Orks waren seit Jahrhunderten mit ihren großen Schiffen in diese Flussmündung gesegelt. Sie hatten jeden kleinen Wirbel, jeden Felsen erfasst und auf Karten verzeichnet. Die Orks ruderten mit Leichtigkeit und kamen gut voran. Ihren Rudergesang flüsterten sie diesmal nur, statt ihn laut herauszubrüllen. Die Schamanin des Kapitäns saß neben ihr. Vor ihren Füßen lagen zwei größere Bündel, ordentlich mit Planen zugedeckt, damit sie warm und trocken blieben.

Eines der Bündel fing an, laut zu schnarchen. Die Schamanin warf dem Kapitän einen besorgten Blick zu.

»Dreh ihn auf den Bauch«, sagte der Kapitän.

Die Schamanin tat das, und das Schnarchen hörte auf.

»Selbst jetzt klammert er sich noch an seinen Rucksack«, sagte die Schamanin bewundernd.

»Ja«, antwortete der Kapitän, »das tut er.«

»Hat er dort den Stein der Könige versteckt?«, fragte die Schamanin.

»Ja«, sagte der Kapitän.

»Und die andere?«

»Sie ist ein Paladin. Der Stein wird von ihrer Rüstung geschützt.«

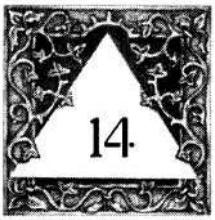
Die Schamanin nickte verständnisvoll.

»Wie lange werden sie schlafen?«, fragte der Kapitän.

»So lange du willst, Kapitän«, erwiderte die Schamanin. »Ich muss nur den Zauber hin und wieder erneuern.«

»Gut.« Der Kapitän grunzte. »Lass sie lange schlafen. Sie müssen ausgeruht sein, wenn wir unser Ziel erreicht haben.«

Die Schamanin nickte, und der Rest der Nacht verlief ruhig, während das Boot weiter durch die Flussmündung glitt.



Im Illanof-Gebirge, etwa fünfhundert Meilen nordöstlich von Krammes, lag Mardurar, eine Bergbaustadt, welche nicht nur für ihre Gold- und Silberminen bekannt war, sondern auch für den unabhängigen Geist ihrer Bewohner. »Unabhängig« war zumindest das Wort, das die Mardurs selbst benutzten. Andere nannten die Einwohner schlicht Gesetzlose.

Die Minen gehörten der Krone und wurden von Beamten der Krone geführt. Nach Mardurar geschickt zu werden, hatte einen großen Vorteil – die Person, die für den Abbau von großen Mengen von Wohlstand aus dem Berg verantwortlich war, konnte selbst reich werden. Es gab allerdings auch einen Nachteil an einer solchen Stellung: Sie war in Mardurar.

Die erste Widrigkeit, mit der ein verwöhnter königlicher Beamter aus dem sonnigen Neu-Vinnengael zurechtkommen musste, war das Wetter. Die Kälte war unglaublich, und der Schnee war noch schlimmer. Der Schneefall begann im Herbst und hörte nur während der drei kurzen, sonnigen Sommermonate auf, dann fing es wieder von vorne an. Die Menschen, die hier geboren und aufgewachsen waren, kümmerten sich allerdings kaum um Schnee und Kälte. Erdmagier hielten die Bergpässe offen, sodass der Wohlstand aus den Minen das ganze Jahr über aus den Bergen herabfließen konnte. Die Bewohner schnallten sich Bretter an die Füße und glitten die Abhänge hinab oder schirrten Hunde oder Rentiere an, um sich in Schlitten umherziehen zu lassen.

Der königliche Beamte saß zitternd in seiner Blockhütte, während ihm einfach nicht warm werden wollte.

Es gab viele Magier in Mardurar, viel mehr als in jeder anderen Stadt dieser Größe. Die meisten Bergarbeiter waren Erdmagier, die ihre Fähigkeiten benutzten, um das Erz aus dem Berg zu ziehen. Man hätte glauben können, dass so viele Magier der Stadt so etwas wie Weltgewandtheit und Bildung verleihen würden.

Das wäre allerdings ein Irrtum gewesen. Diese Magier waren keine gelehrten Bücherwürmer aus dem Tempel. Nur wenige konnten lesen oder schreiben. Die meisten hatten ihr Handwerk von ihren Eltern gelernt, diese wiederum von ihren Eltern, so ging es Generation für Generation zurück. Die Zauber, welche sie benutzten, wurden oft gesungen oder rezitiert, während die Bergarbeiter ihrer täglichen Aufgabe nachgingen und den Berg dazu zwangen, seine Schätze herzugeben. Die Magier von Mardurar waren groß und kräftig, arbeiteten schwer und tranken entsprechend, waren rasch zum Zuschlagen bereit oder redeten sich geschickt aus der Affäre, und sie hielten sich für die Herrscher der Stadt. Wehe dem, der sich etwas anderes einbildete.

Genau das taten jedoch die Soldaten der Königlichen Armee. Sie waren in der Stadt stationiert, um dafür zu sorgen, dass die Schätze der Berge es auch tatsächlich bergabwärts schafften und nicht in den Taschen von korrupten Beamten und Banditen landeten, und die Soldaten der Bastion von Mardurar, die von den Bergarbeitern verächtlich Bastionsbastarde genannt wurden, waren so zäh wie die Bergleute und ebenso gut mit ihren Fäusten.

Beide Gruppen hegten einen gesunden Hass aufeinander, aber auch einen gewissen Respekt. Schlägereien waren an der Tagesordnung. Aber wann immer in den Minen ein Stollen einstürzte, arbeiteten Soldaten und Bergleute Seite an Seite,

um die unglücklichen Opfer herauszuholen. Wie zu erwarten war, bestand die andere größere Gruppe von Erdmagiern in Mardurar aus Heilern.

Mardurar war auch berühmt für die Meffeld-Kreuzung.

Die Kreuzung befand sich etwa zehn Meilen vor der Stadt am Osthang des Illanof-Gebirges. Zwei wichtige Straßen kreuzten sich hier. Eine führte nach Westen über den berühmten Meffeld-Pass – die einzige damals bekannte Route über die Illanof-Berge, welche das Land Vinnengael in der Mitte teilten. Die andere Straße führte nach Mardurar selbst. Die Kreuzung war ein beliebter Treffpunkt trotz der Tatsache (oder vielleicht auch genau deshalb), dass Kreuzungen als verflucht galten.

Erdmagier hielten beide Straßen den Winter über offen. Sie benutzten ihre Magie, um riesige Wesen aus Stein zu erschaffen, die man als Irdene Mörder kannte. Dabei handelte es sich um belebte Felshaufen, etwa zwanzig Fuß hoch, die auf Befehl der Magier die Straße entlangtrampelten, mit ihren riesigen »Armen« den Schnee in großen Haufen nach links und rechts schleuderten und mit ihren Stein»füßen« die Straße feststampften. Die Magier mussten ihre Geschöpfe sehr gut beherrschen, denn man nannte sie nicht umsonst Mörder. Sie würden schreckliches Unheil anrichten, falls sie außer Kontrolle gerieten, und jedes Lebewesen, das sie erreichen konnten, niederstampfen und -schlagen.

An dem Tag, als Ulaf und seine Gruppe in Mardurar eintrafen, war der Schnee beinahe frisch und bereits niedergetrampelt oder beiseite geschoben. Die Irdenen Mörder wurden nicht mehr gebraucht und waren wieder ein unauffälliger Steinhaufen nahe der Kreuzung, wo sie darauf warteten, beim nächsten Schneefall wiederbelebt zu werden.

Die Steine erinnerten an einen riesigen Grabhügel, und für Neuankömmlinge boten sie oft einen erschreckenden Anblick,

vor allem, weil sie so nahe an der Kreuzung lagen. Obwohl die Königlichen Beamten von Mardurar immer wieder erklärten, an dieser Kreuzung seien keine unglücklichen Selbstmörder begraben, glaubten ihnen nur wenige.

Ulaf und seine Gruppe erreichten am späten Nachmittag die Kreuzung. Es schneite ein wenig, gerade genug, dass die Pferde mit den Ohren zuckten und blinzelten, wann immer die kalten Flocken ihre Augen trafen. Der Schnee würde nicht liegen bleiben. Die Wolken waren dünn. Manchmal brach die Sonne durch und ließ die Schneeflocken glitzern.

An der Kreuzung zügelte Ulaf sein Pferd.

»Ihr andern reitet weiter nach Mardurar«, wies er seine Leute an. »Ihr nehmt euch Zimmer im Gasthaus Hammer und Zange. Ich werde mich von Jessan und der Großmutter verabschieden, dann komme ich nach.«

Die anderen ritten weiter und freuten sich schon auf ein warmes Feuer und den Glühwein, für welchen das Gasthaus Hammer und Zange bekannt war. Ulaf wandte sich seinen Begleitern zu.

»Hier trennen wir uns also, Jessan. Diese Straße« – Ulaf zeigte in die entsprechende Richtung – »führt über den Westhang der Berge zu den Ebenen dahinter. Sobald ihr die Berge hinter euch gelassen habt, reitet weiter in Richtung Sonnenuntergang, und dann werdet ihr schließlich nach Karnu gelangen. Ihr werdet dort doch keine Schwierigkeiten bekommen?«

Jessan schüttelte den Kopf. »Viele von meinem Volk dienen in der Armee von Karnu. Die Trevinici sind hoch geachtet und sehr begehrte Soldaten. Kein Karnuaner wäre so dumm, mich anzugreifen.« Er warf einen Blick hinter sich zur Großmutter. »Oder die, welche sich unter meinem Schutz befinden.«

»Vielleicht nicht die Karnuaner«, sagte Ulaf ernst. »Aber wer weiß, ob sie ihr eigenes Land überhaupt noch beherrschen?

Wir haben gehört, dass die Taan versuchen, Karnu zu erobern. Es ist ihnen inzwischen vielleicht gelungen.«

Ulaf hatte Jessan schon öfter gedrängt, mit ihm und seinen Männern weiterzureisen, aber er wusste, dass er nur seine Zeit verschwendete, und es überraschte ihn nicht, dass sich der junge Trevinici auch dieses Mal weigerte. Jessan war fest entschlossen, in seine Heimat zurückzukehren, ebenso wie Großmutter Pecwae. Ganz gleich, wie lange diese Reise dauern mochte – vielleicht ein Jahr oder länger – und ob sie dabei durch gefährliches Gelände kämen. Verwundet an Körper und Seele, sehnten sich sowohl Jessan als auch die Großmutter nach der Heilkraft ihrer Heimat.

»Also gut, wenn ihr unbedingt wollt, dann nehmt zumindest noch das hier von mir. Ich habe eine Landkarte gezeichnet.« Ulaf reichte Jessan ein rechteckiges Lederstück, das der junge Trevinici entrollte und über dem Hals des Pferdes ausbreitete. »Ihr solltet darauf achten, nicht zu weit nach Norden zu ziehen. Das würde euch nämlich ins Elfenland bringen, und das wäre keine gute Idee.«

Jessan nickte. Er hatte genug vom Elfenland gesehen, um zu wissen, dass er es meiden wollte. Ulaf fuhr fort, ihnen Ratschläge zu geben, welche die besten Straßen seien und wie sie Orte umgehen könnten, an denen vermutlich gekämpft wurde. Jessan hatte es eilig, sich auf den Weg zu machen, aber er zwang sich zur Aufmerksamkeit. Er wusste inzwischen, dass es auf dieser Welt unterschiedliche Arten von Kriegern gab. Nicht alle von ihnen mussten einen Speer benutzen und den Feind direkt angreifen, um ihren Mut oder ihren Wert zu beweisen. Er hatte während ihrer Reise gelernt, Ulaf zu achten, und er war dankbar für die Ratschläge des jungen Magiers.

»Ich würde ja mit euch bis zum Pass kommen«, fügte Ulaf hinzu. »Aber ich möchte ein paar Tage in Mardurar bleiben,

um zu erfahren, was es Neues gibt, und meine Vorräte im Tempel der Magier aufzustocken.«

»Dann verabschieden wir uns jetzt«, sagte Jessan. »Ich wünsche Euch viel Glück. Grüßt den Baron von mir. Ich denke oft daran, dass er jetzt mit dem Stein der Könige unterwegs ist. Er ist derjenige, welchem die größte Gefahr droht. Ich hoffe, es geht ihm gut.«

»Das wird es«, sagte die Großmutter. »Er ist ein Günstling der Götter. Obwohl – «

Die Großmutter beendete den Satz nicht. Sie drehte sich um und ging ein Stück weit zurück in die Richtung, aus welcher sie gekommen waren. Sie hob ihren neu geschnitzten Achataugenstock in die Luft und drehte ihn hin und her, sodass alle Augen einen guten Ausblick hatten.

»Das Böse«, sagte sie plötzlich. »Es ist auf dem Weg hierher.«

Sie schüttelte den Stock. »Zumindest bist du vernünftig genug, mich rechtzeitig zu warnen.«

Ulaf spähte die Straße entlang. Er konnte nichts hören und nichts sehen, aber das hatte nicht viel zu bedeuten. Der Schnee würde die Hufgeräusche dämpfen.

»Ein Vrykyl?«

Die Großmutter zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Mag sein.«

»Könnte es sein, dass die Vrykyl uns immer noch folgen?«, fragte Jessan entsetzt.

»Das glaube ich nicht«, sagte Ulaf. »Du hast das Blutmesser nicht mehr, und ihr tragt auch den Stein der Könige nicht mehr bei euch, also wüsste ich nicht, wie ein Vrykyl euch aufspüren sollte. Dennoch, es ist wohl das Beste, wenn ich es herausfinde. Du reitest mit der Großmutter weiter. Ich werde hier warten und sehen, wer vorbeikommt. Wenn es Ärger gibt, hole ich euch ein und sage Bescheid.«

»Also gut«, sagte Jessan erleichtert. Das würde ihnen beiden einen langen und unbehaglichen Abschied ersparen. »Wir sollten uns lieber beeilen.« Er winkte noch einmal, und dann ritt er mit der Großmutter weiter.

Ulaf wendete sein Pferd und führte es zwischen den Steinen der niedergestürzten Irdenen Mörder zu einem Fichtenhain, welcher sich hinter den Steinhaufen erhob. Dort band er sein Pferd an einem Baum fest, befahl ihm still zu sein und schlich sich zu Fuß zum Steinhaufen zurück. Er duckte sich an einer Stelle hinter die Steine, von welcher aus er durch die Abstände zwischen den Felsbrocken schauen konnte.

Jessan ritt weiter die Straße entlang, und die Großmutter saß hinter ihm auf dem Pferd. Hinter sich her zogen sie eine Art Schlitten mit Bashaes Leiche in ihrem weichen Kokon, wodurch sie eine Spur hinterließen, die kaum zu verfehlen war.

Ulaf wartete lange Zeit, so lange, dass seine Füße von der Kälte taub wurden. Er bedauerte schon, sich auf einen Stock verlassen zu haben. Dann, gerade als es dämmerte, kam ein einzelner Reiter in Sicht. Der Reiter war wie die meisten Reisenden um diese Jahreszeit in einen dicken Kapuzenumhang gewickelt. Falls es sich um einen Vrykyl handelte, dann würde er sich verkleidet haben, also achtete Ulaf nicht sonderlich auf die Person, die auf dem Pferd saß. Er schaute sich vielmehr ganz genau das Zaumzeug des Tieres an, welches sich von allem unterschied, was er je gesehen hatte. Besonders die Schabracke war auffällig: rot mit goldenen Applikationen am Rand, die so angebracht waren, dass sie wie Flammen aussahen.

Ulaf hätte seine Eckzähne darauf gesetzt, dass diese Schabracke magisch war. Der Umhang des Reiters war fleckig vom Schlamm und Schneematsch der Straße, aber die Schabracke war sauber, als wäre sie erst an diesem Tag hergestellt worden.

Wenn der Reiter Jessan folgte, würde er an der Kreuzung Halt machen, um sich die Spuren anzusehen und herauszufinden, welchen Weg die Trevinici genommen hatten. Der Reiter hielt auch tatsächlich inne, aber er schaute sich keine der Spuren an. Er drehte sich im Sattel um und spähte so forschend in die Wälder, dass Ulaf sich ganz eng an die Steine drückte und versuchte, ruhiger zu atmen.

Der Reiter fand anscheinend nicht, wonach er gesucht hatte, sondern blieb mitten auf der Kreuzung stehen. Offensichtlich wartete er auf jemanden.

Ulafs Neugier war nun geweckt. Er bewegte die Zehen in den Stiefeln, um den Kreislauf dort wieder zu beleben, und machte sich ebenfalls ans Warten. Er hoffte, dass die Begegnung bald stattfinden würde, sonst würde er auf Eisblöcken nach Hause gehen müssen. Zu solchen Zeiten wünschte er sich immer, ein Feuermagier zu sein.

Der geheimnisvolle Reiter schien ebenso ungeduldig zu sein wie Ulaf, denn sobald die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, fing er an, sich ruhelos im Sattel zu bewegen. Zum Glück wurden weder die Geduld des Reiters noch Ulafs Zehen auf eine zu lange Probe gestellt. Bald schon war zu hören, dass sich ein weiterer Reiter im Galopp näherte. Der Mann auf der Kreuzung führte sein Pferd ein Stück von der Straße weg und stellte sich in den Schatten, von wo aus er den Neuankömmling sehen konnte.

Als der Fremde die Mitte der Kreuzung erreichte, zügelte er sein Pferd und sah sich um. Er entdeckte den Reiter am Straßenrand und sagte laut: »Ein schöner Abend, um unterwegs zu sein, nicht wahr? Klar und frisch.«

Da der Himmel tatsächlich bedeckt war, nahm Ulaf an, dass es sich dabei um einen Code handelte. Seine Vermutung wurde bestätigt, als der erste Reiter aus dem Schatten trat.

»Seid Ihr das, Klendist?«, fragte eine tiefe Stimme.

»Seid Ihr das, Shakur?«

Shakur! Als er den Namen hörte, bekam Ulaf eine Gänsehaut. Shakur war der älteste aller Vrykyl. Und der mächtigste. Wenn es bei den Vrykyl so etwas wie einen Befehlshaber gab, dann war er es. Ulaf vergaß seine erfrorenen Füße.

»Ihr überbringt meine Befehle?«, fragte Klendist.

»Ihr sollt so schnell wie möglich nach Alt-Vinnengael ziehen und dort auf Lord Dagnarus warten. Ihr werdet dort in vierzehn Tagen eintreffen.«

»In vierzehn Tagen! Habt Ihr den Verstand verloren – «

Shakur reichte ihm einen Kasten mit einer Schriftrolle. »Hier ist eine Beschreibung, die Euch und Eure Männer zu einem wilden Portal führen wird. Das Portal wird die Reisezeit nach Alt-Vinnengael verkürzen. Unser Herr wünscht Euch dort so bald wie möglich, also schlage ich vor, dass Ihr unverzüglich den Befehl zum Aufbruch gebt.«

»Alt-Vinnengael«, sagte Klendist finster. »Was sollen wir denn an diesem verfluchten Ort tun?«

»Das werdet Ihr schon herausfinden, aber alles zu seiner Zeit. Ihr habt Eure Befehle – «

»Nicht so schnell, Shakur«, sagte Klendist mit einer gewissen Schärfe. »Meine Männer und ich haben uns nicht dazu verpflichtet, nach Alt-Vinnengael zu gehen.«

»Was ist denn, Klendist?«, fragte Shakur höhnisch. »Habt Ihr Angst vor Geistern?«

»Geister sind meine geringste Sorge«, sagte Klendist kühl. »Ich habe selbst einmal daran gedacht, mir Alt-Vinnengael anzusehen. Immerhin liegen dort die Schätze eines alten Reiches begraben. Ich habe ein paar Ermittlungen angestellt und bin zu dem Schluss gekommen, dass es sich nicht lohnt. Zum einen gibt es dort Bahk. Hunderte von ihnen. Ich reite nicht nach Alt-Vinnengael oder auch nur in die Nähe dieses Ortes, bis ich mehr über das weiß, was ich dort tun soll.«

Shakur antwortete nicht sofort. Vielleicht fragte er Dagnarus nach Befehlen, oder er versuchte, schlauer zu sein als Klendist. Falls er Letzteres vorhatte, versagte er wohl. Klendist gab nicht nach. Es war dunkel geworden. Die beiden Reiter zeichneten sich schwarz vor dem frischen Schnee ab. Ulaf versuchte, seine Finger mit seinem Atem zu wärmen.

Endlich sprach Shakur. »Unser Herr sagt, keiner von euch braucht Alt-Vinnengael zu betreten. Vier Paladine sind auf dem Weg zu der zerstörten Stadt. Er will, dass Eure Männer sie gefangen nehmen, bevor sie ihr Ziel erreichen.«

»Paladine?« Klendist lachte. »Ich wusste gar nicht, dass es noch welche gibt. Warum will er sie haben?«

»Er will nicht sie«, sagte Shakur. »Er will, was sie dabeihaben.«

»Und was ist das?«

»Etwas, das unserem Herrn gehört. Sie haben es gestohlen. Übertreibt es nicht, Klendist.«

Klendist bemerkte offenbar den warnenden Unterton in Shakurs Stimme und kam zu dem Schluss, dass er alles erfahren hatte, was er wissen musste.

»Wir reiten also nach Alt-Vinnengael und machen uns auf die Suche nach diesen Paladinen. Aber woher wissen wir, dass wir dort alle zur gleichen Zeit eintreffen werden?«

»Die Leere ist mit uns. Sie werden dort sein.«

Klendist zuckte mit den Schultern. »Wenn Ihr das sagt. Bringen wir sie um?«

»Nein, Ihr werdet sie lebendig gefangen nehmen und dafür sorgen, dass sie am Leben bleiben. Unser Herr will sie verhören«, sagte Shakur.

»Jemanden gefangen zu nehmen ist schwieriger, als ihn zu töten«, meinte Klendist nachdenklich. »Ich erwarte, entsprechend entlohnt zu werden.«

»Ihr hattet in der Vergangenheit keinen Grund, Euch zu beschweren«, erwiderte Shakur.

»Sagt ihm das einfach, bitte. Und wie sehen diese Paladine aus?«

»Die Leere wird Euch zu ihnen führen.«

»Von Euch irgendwelche Informationen zu erhalten ist, als wollte man Wasser aus einem Stein pressen, Shakur«, sagte Klendist gereizt. »Wir stehen auf derselben Seite. Und wo wir gerade davon reden, was ist mit den Echsen? Was haben die hier zu suchen?«

»Den was?« Shakur war eindeutig verdutzt.

»Echsen. Taan.« Klendist machte eine Geste mit der behandschuhten Hand. »Wir haben eine Gruppe von ihnen hier in den Bergen entdeckt. Sie schleichen in diesen Wäldern im Norden herum.«

»Tatsächlich?« Shakur wandte sich in die entsprechende Richtung, als könnte er durch die Nacht und die Bäume sehen.

»Wie viele?«

»Eine kleine Gruppe«, sagte Klendist. »Eine Jagdgruppe vielleicht.«

»Haben sie Euch gesehen?«

Klendist schnaubte beleidigt. »Das wäre ja noch schöner! Unser Herr hat sie also nicht hierher geschickt?«

»Nein«, antwortete Shakur nach einem Augenblick, »das hat er nicht.«

»Sollen wir sie erledigen?«, bot Klendist an. »Es wird nicht lange dauern. Wir könnten es tun, bevor wir am Morgen aufbrechen.«

»Ihr werdet sofort aufbrechen«, erklärte Shakur kalt. »Ruft Eure Männer. Wir werden keine Zeit verschwenden. Die Taan sind unwichtig. Ihr habt Eure Befehle.«

Shakur wendete sein Pferd und ritt davon, und die Hufe seines Pferdes rissen Batzen gefrorener Erde aus dem Boden. Er wandte sich nach Norden.

»Unwichtig, wie?«, sagte Klendist mit einem leisen Lachen. Dann knurrte er: »Ein Nachtritt für uns, nachdem wir den größten Teil des Tages im Sattel gesessen haben. Die Jungs werden alles andere als begeistert sein. Aber wenn wir entsprechend belohnt werden – «

Er steckte den Kasten mit der Schriftrolle vorsichtig in sein Hemd und wendete sein Pferd wieder in die Richtung, aus welcher er gekommen war.

Ulaf erhob sich mühsam aus dem Steinhaufen und hinkte auf seinen halb erfrorenen Füßen zu der Stelle, an welcher er sein Pferd angebunden hatte. Es tat ziemlich weh, als seine Füße wieder besser durchblutet wurden, und er unterdrückte ein Stöhnen. Er verbrachte einen Augenblick damit, darüber nachzudenken, was er tun sollte, aber nur einen Augenblick. Dann stieg er aufs Pferd und folgte Jessan.

Ulaf machte sich keine Sorgen darüber, wie er den Trevinici finden sollte. Er ging davon aus, dass Jessan ihn finden würde, und er täuschte sich nicht. Er befand sich etwa fünf Meilen westlich der Kreuzung, als Jessan plötzlich aus dem Schatten erschien und vor ihm stand. Ulaf zügelte sein Pferd.

Die Wolkendecke war verschwunden. Die Nacht wurde vom Licht eines Dreiviertelmonds erhellt, das auf den Schnee schien. Die Bäume warfen seltsame Streifen von Mondschatten auf die Straße.

»Es war ein Vrykyl«, berichtete Ulaf, der sich über den Pferdehals beugte. »Aber er folgt euch nicht. Er war hier, um sich mit einem Söldnerführer namens Klendist zu treffen. Er und seine Männer werden bald hier entlangkommen. Sie sind auf dem Weg zu einem wilden Portal. Ich werde ihnen folgen, um herauszufinden, wo sich dieses Portal befindet. Du musst

nach Mardurar zurückreiten und Shadamehrs Leute alarmieren. Sag ihnen, sie sollen mir folgen. Ich werde am Portal auf sie warten. Ihr müsst euch beeilen. Löse die Sänfte vom Pferd und lass sie am Straßenrand zurück. Die Großmutter kann hier bei Bashae bleiben, solange du weg bist.«

»Was ist los?«, fragte Jessan. »Was habt Ihr belauscht?«

»Der Baron und Damra sind auf dem Weg in eine Falle. Ich werde versuchen, sie zu finden und sie zu warnen.«

Ulaf grinste grimmig. »Der Vrykyl sagte, die Leere arbeite für sie. Aber es war bestimmt nicht die Leere, die mich rechtzeitig zu dieser Kreuzung gebracht hat, um zu hören, was sie planen – «

Ein Stein traf Ulaf mit solcher Kraft gegen die Brust, dass er rückwärts vom Pferd fiel. Er trug eine dicke Lederweste und einen schweren, mit Schaffell gefütterten Umhang, und diese dicke Kleidung verhinderte, dass die Wucht des Steins sein Herz lähmte. So blieb er nur betäubt und bewegungsunfähig auf der Straße liegen, während sich zwei Gestalten, die sich dunkel vor dem mondhellen Himmel abzeichneten, über ihn beugten. Schmale Lippen zogen sich zu einem teuflischen Grinsen zurück. Scharfe Zähne glitzerten im Mondlicht. Eine Faust traf Ulaf am Kinn, und er wurde schlaff.

Die Großmutter stieß ein warnendes Kreischen aus. Jessan griff nach seinem Schwert, aber bevor er es noch ziehen konnte, packten ihn starke Hände und drückten ihm die Arme an die Seiten. Ein tierisches Gesicht erschien vor ihm und grinste ihn an.

Jessan rammte seinen Kopf gegen die Stirn des Taan.

Der Taan ließ los und taumelte rückwärts. Jessan zog sein Schwert und wandte sich den Angreifern zu. Das Kreischen der Großmutter verklang. Zwei Taan duckten sich in Kampfstellung, starrten beide Jessan an, warteten darauf, dass

er sich bewegte. Er schwang sein Schwert und stürzte vorwärts.

Ein Schlag traf ihn von hinten. Sein Hirn schien vor Schmerz zu explodieren, aber er kämpfte dagegen an und blieb auf den Beinen. Er versuchte, sich dieser neuen Gefahr zuzuwenden, aber ein weiterer Schlag traf ihn, und er sackte in den Schnee.

Die Taan starrten auf ihn nieder. Jessan würde es zwar nie erfahren, aber sie machten ihm das höchste Kompliment:

»Starkes Essen!«

Der Anführer der kleinen Truppe von Taan war Tash-ket, ein Späher, dessen Erfolge ihn bei seinem Volk zu einer Legende gemacht hatten. Nichts, was er bisher erreicht hatte, war jedoch mit seinem neuesten Abenteuer zu vergleichen. Er hatte einen Kontinent durchquert, in welchem es vor Feinden nur so wimmelte, hatte eine seltsame Stadt in einem seltsamen Land gefunden, hatte diese Stadt ungesehen betreten und war mit der Beute verschwunden, um deretwillen man ihn ausgeschickt hatte. Er und die anderen Späher hatten ihren Weg mit Hilfe einer hervorragenden Landkarte gefunden, welche von Dagnarus stammte – der das aber selbstverständlich nicht wusste. Sie hatten sich auch widerstrebend der Hilfe eines Halbtaan namens Kralt bedient. Normalerweise hätten sich Taan nie dazu herabgelassen, zusammen mit einem Halbtaan auf Patrouille zu gehen, aber Derl hatte es ihnen befohlen und erklärt, Kralt würde sich als nützlich erweisen. Kralt, der eher wie ein Mensch als wie ein Taan aussah, war tatsächlich brauchbar gewesen. Er konnte sich gut genug verkleiden, um als Spion in Menschenstädte eindringen zu können.

Nachdem sie auf K'lets Befehl hin den »Blitzstein« gestohlen hatten, machten sich Tash-ket und seine Truppe auf den Weg quer durch Vinnengael zum vereinbarten Treffpunkt, der Stadt Mardurar, wo sie sich wieder mit K'let zusammentun würden. Sie waren als Erste dort eingetroffen. Tatsächlich befand sich Tash-ket nun schon mehrere Wochen hier und hatte Befehl,

unauffällig zu bleiben und nichts zu unternehmen, was seine Anwesenheit verriet. Tash-ket hatte diese Anweisungen befolgt – bis zu einem gewissen Punkt.

Ein Taanspäher ist ein ganz außergewöhnliches Wesen. Er wird dem Stamm vom Nizam vorausgeschickt, um nach Wild, Feinden und guten Lagerplätzen Ausschau zu halten. Er führt ein einsames Leben, und man erwartet von ihm, für sich selbst zu denken und eigenständig zu handeln. Daher entwickelt er eine Unabhängigkeit, wie sie bei der Mehrzahl der Taan für gewöhnlich nicht zu finden ist.

Tash-ket verehrte K'let und gehorchte ihm – soweit er überhaupt jemals gehorchte. Das bedeutete, dass Tash-ket den Befehlen folgte, denen er zustimmen konnte, und alle anderen einfach vergaß. Nachdem er nun seit Wochen in dieser götterverlassenen Wildnis festgesessen hatte und dazu gezwungen gewesen war, dieses nasse, kalte Zeug zu ertragen, das vom Himmel fiel und den Boden bedeckte, begann Tash-ket sich zu langweilen und bekam gewaltigen Hunger. Beides veranlasste ihn dazu, den Befehl, sich ruhig zu verhalten, für immer sinnloser zu halten. Tash-ket und seine Truppe hatten im Wald von Mardurar so gut wie kein Wild gefunden. Hin und wieder begegneten sie zwar einem Kaninchen oder einer wilden Ziege, aber die Taan hielten diese Tiere für schwaches Essen. Tash-ket brauchte starkes Essen, brauchte es, damit sein träges Blut wieder schneller durch die Adern floss und das Feuer in seinen Bauch und sein Herz zurückkehrte. Seine Begleiter brauchten starkes Essen ebenso wie er.

Der Späher nahm nicht an, dass es stören würde, wenn er eine kleine Gruppe von Menschen angriff, um seinen Hunger zu stillen. Der Angriff war gut geplant. Er und seine Leute schlugen bei Nacht zu, als niemand in der Nähe war. Sobald sie ihre Beute gerissen hatten – von denen einer sich tapfer wehrte, was besonders vorteilhaft war –, zerrten die Taan sie

weit von der Straße weg, damit ihre Überreste nicht entdeckt würden.

Tash-ket war sehr zufrieden mit den Ergebnissen ihrer Jagd. Einer der Menschen hatte sich als stärker erwiesen, als Tash-ket im Land der Xkes zu hoffen gewagt hatte. Er beanspruchte das Herz dieses Menschen für sich selbst. Den anderen Xkes konnten seine Kameraden essen. Der Halbtaan würde die zähe alte Frau bekommen. Tash-ket freute sich schon darauf, die Xkes zu foltern, um ihre Kraft noch weiter zu prüfen. Kralt sprach sich gegen das Foltern aus und behauptete, die Schreie könnten Aufmerksamkeit erregen, und das würde gegen K'lets Befehle verstoßen. Tash-ket achtete nicht auf die Worte eines Sklaven.

Was das Zwergenkind anging, so machte sich der Späher keine Sorgen um sie. Die Taan gaben ihr, was immer von ihren Mahlzeiten übrig blieb – was meistens nicht sonderlich viel war. Kralt hatte gelernt, sich mit dem Kind zu verständigen, und manchmal schlich er sich in Dörfer, um Menschenessen für sie zu stehlen. Der Halbtaan war derjenige, der darauf bestand, die Kleine am Leben zu lassen. Sie hatte Macht über das, was sie inzwischen den Blitzstein nannten. Sie konnte ihn berühren, ohne Schaden zu nehmen, und die Taan vermochten das nicht. Der Späher widersprach ihm nicht. Solange er sich weder mit dem Stein noch mit dem Kind abgeben musste, scherte er sich nicht um das, was Kralt tat.

Tash-ket ließ sich am Feuer nieder und schärfte sein Messer, während sein Magen vor Vorfreude knurrte.

Als Ulaf wieder zu Bewusstsein kam, saß er am Boden, und Seile um Arme und Brust banden ihn an einen Baum. Neben ihm war Jessan auf ähnliche Weise an einen Baum gefesselt, nur dass man ihm auch noch die Handgelenke gebunden hatte. Ulafs Handgelenke waren frei, und es gelang ihm, die Arme

innerhalb der Fesseln so zu bewegen, dass er mit den Fingern den Boden berühren konnte.

Jessan war immer noch bewusstlos. Sein Kopf war auf die Brust gesackt. Blut strömte über sein Gesicht.

Die Großmutter lag zwischen Ulaf und Jessan auf der Seite. Sie war nicht an einen Baum gebunden, sondern einfach hingeworfen worden. Man hatte ihr Hände und Füße gefesselt, aber die Taan schienen sich keine großen Sorgen zu machen, dass sie fliehen könnte, und gönnten ihr kaum einen Blick. Die Großmutter war bei Bewusstsein, und ihre dunklen Augen glitzerten im Feuerlicht. Sie schaute weder Jessan noch Ulaf an; ihr Blick war auf etwas auf der anderen Seite des Taanlagers gerichtet.

»Taan«, sagte Ulaf halb betäubt zu sich selbst. »Wir sind Gefangene der Taan.«

Er erinnerte sich daran, dass Klendist Shakur erzählt hatte, dass es in dieser Gegend Taan gab. Ulaf hatte nicht sonderlich auf diesen Teil des Gesprächs geachtet – eine Tatsache, die er nun bedauerte.

Sein Kopf schmerzte ganz schauderhaft. Er musste klar denken können, und das war nicht möglich, wenn er Schmerzen hatte. Er kratzte ein wenig Erde mit den Fingernägeln auf und konnte einen Heilzauber für sich selbst wirken. Er hätte das Gleiche auch gern für Jessan getan, der schwer verwundet zu sein schien, aber für diesen Zauber musste man den Patienten berühren können.

Die Taan achteten die meiste Zeit über kaum auf ihre Gefangenen und warfen ihnen nur hin und wieder einen hungrigen Blick zu. Sie saßen um ihr Feuer herum und unterhielten sich lachend. Einer war damit beschäftigt, ein Messer zu wetzen.

»Großmutter!«, flüsterte Ulaf.

Sie hörte ihn nicht.

»Großmutter!«, flüsterte Ulaf diesmal eindringlicher, wobei er die Taan nicht aus den Augen ließ. Er schubste die alte Frau mit dem Fuß an.

Die Großmutter drehte sich um und sah ihn an.

»Es geht Jessan sehr schlecht«, sagte Ulaf leise. »Er muss geheilt werden.«

Die Großmutter schüttelte den Kopf.

»Seine Wunden sind die Wunden eines Kriegers«, erklärte sie. »Er wäre zornig, wenn ich sie ihm nehmen würde.«

»Lieber zornig als tot«, sagte Ulaf entschlossen. »Ich brauche ihn wach und lebendig, Großmutter, und Ihr werdet ihn in diesen Zustand versetzen müssen. Ich komme nicht nahe genug heran, um ihn zu berühren.«

»Einmal hat er sogar Bashae verboten, ihm die Schmerzen in seiner verletzten Hand zu nehmen«, sagte die Großmutter. Aber dann kam sie zu einem Entschluss. »Also gut.«

Sie rutschte so lange herum, bis sie näher an Jessan lag. Ihr Rock mit den Glöckchen und Steinen gab gedämpfte Geräusche von sich, und einer der Taan schaute zu ihnen herüber. Er sagte etwas zu den anderen, und alle johlten und grinsten boshaft. Offenbar fanden sie es amüsant, dass ihre Gefangenen sich wanden. Es gelang der Großmutter, Jessans Fuß mit der Hand zu berühren.

»Es wird nicht perfekt sein«, meinte sie. »Ich komme nicht an meine Heilsteine.«

»Es wird schon genügen«, sagte er und hoffte, dass er Recht hatte.

Die Großmutter schloss die Augen und fing an, Worte in Twithil zu murmeln, der Pecwaesprache, welche sich wie das schrille Zwitschern von Vögeln anhörte.

Ulaf beobachtete Jessan genau. Der Atem des jungen Mannes wurde leichter und ruhiger. Ein wenig Farbe kehrte in sein

Gesicht zurück. Er hörte auf zu stöhnen, und seine Lider flatterten. Er blinzelte und sah sich halb betäubt um.

»Ich habe die Narben gelassen«, versicherte ihm die Großmutter, dann machte sie sich wieder daran, das anzustarren, was schon zuvor ihre Aufmerksamkeit erregt hatte.

»Was ist denn, Großmutter?«, fragte Ulaf und spähte ebenfalls in diese Richtung. »Was seht Ihr da?«

Dann sah er es ebenfalls.

In einiger Entfernung vom Feuer saß etwas, das wie ein Kind wirkte. Zuerst glaubte er, es könnte vielleicht ein Taankind sein. Aber auf den zweiten Blick erkannte er, dass das nicht der Fall war. Ulaf sah nicht sofort, welchem Volk das Kind angehörte, denn es war in so viel Kleidung gewickelt, dass er die Züge nicht erkennen konnte. Und unglaublicherweise hing um den Hals des Kindes ein gleißender Edelstein.

Der Edelstein fing das Feuerlicht ein und verwandelte es in eine Unzahl kleiner Blitze von Regenbogenfarben, so schön, dass sich Ulaf fragte, ob er von dem Schlag gegen das Kinn blind geworden war und es nur nicht gleich bemerkt hatte. Der Edelstein war groß – etwa wie eine Faust – und auf ungewöhnliche Art geschliffen. Er war dreieckig und wies glatte Seiten auf, als wäre er von einem größeren Teil abgeschnitten worden…

Ulaf keuchte, diesmal laut genug, um die Aufmerksamkeit eines Taan zu erregen, der aufstand und ihn anstarrte. Ulaf ließ das Keuchen in ein Husten übergehen. Der Taan setzte sich wieder.

»Ich habe noch nie einen solchen Stein gesehen«, sagte die Großmutter voller Ehrfurcht. »Seine Magie muss sehr mächtig sein.«

»Das ist sie«, murmelte Ulaf leise, denn nun erkannte er, was das Kind da um den Hals trug. »Es ist der Stein der Könige.«

Die Großmutter drehte sich um und starrte ihn an. »Der gleiche Stein, den Bashae hatte? Seid Ihr sicher?«

»Ich erkenne den Edelstein von den Bildern, die ich in alten Büchern gesehen habe. Aber wem er gehört, was er hier macht und wie er in den Besitz dieses Kindes kam – das sind alles Fragen, welche ich nicht zu beantworten vermag. Vielleicht kann ich ja mit ihr sprechen.«

Die Taan achteten nicht auf das Kind. In ihrer Aufregung über die Gefangenen hatten sie das Mädchen offenbar vollkommen vergessen. Sie saß ganz allein da. Ulaf versuchte es mit einem Lächeln. Er kam normalerweise gut mit Kindern zurecht. Das Mädchen stand auf und machte einen zögernden Schritt auf ihn zu. Dann sah er, dass man ihr ein Seil wie eine Hundeleine um den Hals geschlungen hatte. Das andere Ende des Seils war an einen Baum gebunden.

Die Bewegungen der Kleinen brachten sie näher zum Feuer, sodass Ulaf sie deutlicher sehen konnte. Weil sie so klein war, hatte er sie für etwa sechs Jahre alt gehalten. Als er nun ihr Gesicht sah, erkannte er, dass er sich geirrt hatte. Das Kind war fast doppelt so alt. An ihrer dunklen Hautfarbe, dem dunklen Haar und dem flachen Gesicht erkannte er, dass er ein Zwergenkind vor sich hatte. Er winkte ihr noch einmal zu, aber das Mädchen sah ihn nur aus dunklen, leeren Augen an und kam nicht näher.

Ulaf erinnerte sich daran, gelesen zu haben, dass der Zwergenteil des Steins der Könige von Kindern bewacht wurde. Dunners Kinder wurden sie genannt. Das war vielleicht die Antwort auf einen Teil dieses Rätsels. Er wollte unbedingt auch die anderen Antworten finden, aber er sah kaum eine Möglichkeit dazu. Sein Schicksal schien darin zu bestehen, der Hauptbestandteil eines Taaneintopfs zu werden.

»Was ist los?« Jessans Stimme klang schwach, aber seine Worte waren klar verständlich. »Wo sind wir?«

Ulaf drehte sich zu ihm um. »Wie geht es dir?«

»Gut«, antwortete Jessan. Aber eine schmerzerfüllte Grimasse strafte seine Worte Lügen. »Wer sind diese Tiere, die aufrecht gehen? Was ist hier los?«

»Das da sind Taan«, erklärte Ulaf. »Geschöpfe der Leere.«

»Was werden sie mit uns machen?«

»Ich nehme an, sie werden uns essen.«

Jessan starrte ihn entsetzt an. Die Großmutter blinzelte, dann brummte sie.

»Die Taan haben Geschmack an Menschenfleisch entwickelt«, fügte Ulaf hinzu.

»Kein Tiermensch wird mich essen!« Jessan spannte die Armmuskeln an. Er versuchte, die Fesseln zu zerreißen. Die Taan hatten das Gespräch nun bemerkt und sprangen auf. Sie sammelten sich um Jessan und beobachteten ihn neugierig. Sie gestikulierten, grinsten und schienen ihn anzufeuern. »Fordere sie heraus!«, sagte Ulaf rasch. »Bring sie dazu, dich loszuschneiden.«

»Schneidet die Seile durch!«, schrie Jessan und kämpfte gegen seine Fesseln an. »Kämpft Mann gegen Mann gegen mich, ihr Feiglinge!«

Bei diesen Worten sagte einer der Tiermänner, der sich durch seine beinahe menschlichen Züge von seinen Genossen unterschied, etwas zu den anderen. Sie johlten vor Freude.

»Tash-ket hat nicht vor, gegen einen Sklaven zu kämpfen«, sagte der menschlich aussehende Taan in der Allgemeinen Sprache. »Aber er wird dich ehren, indem er dir erlaubt, seinen Magen zu füllen.«

Jessan fauchte und warf sich gegen die Seile. Die Taan verspotteten ihn und stießen mit spitzen Stöcken nach ihm.

Ulaf hatte einen Zauber im Sinn, den er »Wadenbeißer« nannte. Er würde den Boden unter ihren Füßen erschüttern und sie zu Fall bringen, wobei sie sich vielleicht ein Bein brechen

oder sogar mit dem Kopf so aufschlagen würden, dass sie das Bewusstsein verloren. Wenn sie Jessan losschnitten, konnte Ulaf diesen Zauber benutzen, um einen oder zwei zu Fall zu bringen und damit Jessan die Gelegenheit zu geben, sich auf die andern zu stürzen.

Leider ließen sich die Taan nicht auf Jessans Herausforderung ein. Der Taan, welcher das Messer gewetzt hatte, machte einen Schritt auf Jessan zu. Aber dem Glitzern in seinen Augen nach zu schließen hatte er nicht vor, das Messer zum Durchschneiden der Seile zu benutzen. Jessan trat wild um sich. In seiner Verzweiflung bereitete sich Ulaf darauf vor, den Zauber dennoch zu wirken, obwohl er nicht so recht wusste, wozu er gut sein sollte.

Dann fing die Großmutter an zu singen.

Die Haut des Taan wies dicke Narben auf, und es sah so aus, als hätte er Edelsteine unter der Haut. Die Narben waren besonders über den Edelsteinen dick und bildeten bizarre Klumpen, aber es war noch genug von den Steinen zu sehen, dass sie das Feuerlicht einfingen. Ulaf fragte sich gerade, wozu diese Steine wohl gut sein mochten – denn es schien ihm eine seltsame Art, Schmuck zu tragen –, als einer der Steine am Arm des Taan aus der Haut brach und auf den Boden fiel.

Der Taan grunzte verblüfft. Er senkte das Messer und starrte den blutenden Riss in seinem Arm an. Die Großmutter sang weiter, und ihre Stimme wurde lauter und kräftiger. Nachdem er den Stein einen Augenblick angestarrt hatte, zuckte der Taan mit den Schultern und hob das Messer wieder über Jessans Herz.

Zwei weitere Steine brachen aus seiner Haut, einer aus der Stirn und ein anderer aus der Brust. Der Taan heulte vor Zorn und fuhr herum, um seine Genossen anzustarren. Dann verlor er zwei weitere Steine, diesmal aus dem linken Arm.

Der Taan brüllte etwas und zeigte auf sich selbst, als wollte er wissen, was los war.

Die anderen Taan schüttelten den Kopf, wichen vor ihm zurück und beobachteten ihn misstrauisch. Einer hob die Waffe und richtete sie auf ihn.

Ein weiterer Stein fiel aus dem Bein des Taan. Zornig wandte er sich wieder den Gefangenen zu. Er starrte erst Ulaf an, dann wieder Jessan und schließlich die Großmutter, die mit schriller Stimme sang. Er stieß mit dem Messer nach ihr. Jessan brüllte und warf sich hilflos gegen die Fesseln. Ulaf begann mit dem Zauber, aber bevor er mehr als die ersten Worte hervorgebracht hatte, senkte sich seltsames Dunkel über seinen Geist, und er vergaß den Zauber vollkommen.

Das Feuerlicht verschwand, Das Mondlicht verschwand. Das Licht der Sterne, alles Licht der Welt, schien zu verlöschen, und es herrschte nur noch leere Nacht. Die Großmutter hörte auf zu singen. Der fauchende Zorn der Taan verebbte.

Die Dunkelheit war vollständig, und dennoch konnte Ulaf etwas darin erkennen. Eine schwarze Rüstung glitzerte dunkel wie die Schwingen eines Raben.

»Kyl-sarnz!«, riefen die Taan. »Kyl-sarnz!«

»Ein Vrykyi!«, hauchte Jessan mit bebender Stimme.

»Shakur«, dachte Ulaf und ließ sich gegen den Baum sinken. »Und ich dachte schon, dass die Kräfte des Guten gegen die Leere arbeiten. Er ist selbstverständlich wegen des Steins der Könige hier.«

Er schaute zu dem Zwergenkind, aber es war nicht mehr da, wo er es gesehen hatte.

»Sie ist hier«, sagte die Großmutter leise und zeigte auf das Mädchen, das sich an sie schmiegte. »Sie ist bei mir. Sie ist zu mir gekommen, als ich gesungen habe.«

»Ihr habt den Stein der Könige«, sagte der Vrykyl, und seine hohle Stimme hallte, als käme sie aus einem tiefen, leeren

Brunnenschacht. »Euer Gott Dagnarus wird erfreut sein. Du da, Sklave. Übersetze meine Worte.«

Der Halbtaan tat, was man ihm befohlen hatte, und wiederholte Shakurs Worte in der Taansprache.

Die Taan sahen einander an. Der, der seine Steine verloren hatte, gab einen Befehl. Er sagte etwas zu Shakur und bedeutete dem Halbtaan zu übersetzen.

»Mein Herr Tash-ket sagt, ich solle dem Kyl-sarnz sagen, dass Dagnarus nicht unser Gott ist. Dagnarus ist ein Hochstapler, der die Taan in den Untergang führen wird. Wir folgen K'let. Wir dienen den alten Göttern.«

»Und K'let sagt, dass ihr ihm gut dient«, erklärte ein weiterer Taan und kam ins Lager marschiert.

Dieser Taan sah anders aus als die anderen. Er war älter, viel älter, und seine Haut war weiß und schimmerte unheimlich im Dunkeln. Er sprach die Sprache der Taan, aber seine Stimme klang leer und kalt wie die von Shakur. Der Halbtaan übersetzte seine Worte.

»K'let sagt, dass wir belohnt werden. K'let sagt, dass du alt und verfallen bist, Shakur, und dass keine Ehre darin liegt, gegen dich zu kämpfen. Er befiehlt dir, zu deinem Herrn zurückzukehren – «

Shakur knurrte verächtlich und wandte sich K'let zu. Die Leere wuchs und dehnte sich aus, und die Dunkelheit schien alles zu verschlingen. Ulaf spürte, wie er langsam in diese Leere rutschte. Eine Berührung an seinen Armen und ein barsches Flüstern brachten ihn wieder zu Verstand.

»Rühr dich nicht«, erklang das Flüstern dicht an Ulafs Ohr. Er konnte hören und spüren, wie ein Messer die Seile durchschnitt. »Sei bereit.«

»Um was zu tun?«, fragte Ulaf leise.

»Kämpfen, wenn du willst«, antwortete die flüsternde Stimme. »Fliehen, wenn du nicht kämpfen willst.«

Ulaf zog die Arme aus den Seilen und bewegte sich dabei sehr vorsichtig, um nicht die Aufmerksamkeit der Taan zu erregen. Er warf einen Blick über die Schulter und sah einen *Zwerg* mit einem Messer in der Hand, der im Dunkeln zu Jessan schlüpfte.

»Gut, dich wieder zu sehen, Junge«, sagte der Zwerg und zerschnitt Jessans Fesseln.

»Wolfram?« Jessan versuchte, sich umzudrehen, um ihn anzustarren.

»Schau nach vorn, du dummer Trevinici«, zischte Wolfram gereizt. »Verrate mich nicht.«

Jessan tat, was der Zwerg ihm sagte. Er warf Ulaf einen Seitenblick zu, weil er wissen wollte, ob der eine Erklärung hatte.

Ulaf schüttelte den Kopf. Er richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf seinen Zauber. Er wusste nicht, was der Zwerg vorhatte, aber er war bereit.

Wolfram wagte es nicht, zu der Großmutter und dem Kind zu schleichen, die weiter vorn lagen. Er blieb zwischen den Bäumen in der Nähe und beobachtete sie.

»Zwerg!«, zischte Ulaf. »Wie viele sind bei dir?«

»Nur noch eine«, sagte Wolfram.

Ulaf verlor alle Hoffnung. Er hatte auf eine Armee gehofft, und selbst die hätte vielleicht nicht genügt, um die beiden Vrykyl aufzuhalten, die immer noch einander gegenüberstanden.

»Drohe mir nicht mit Dagnarus, Shakur«, sagte K'let. »Er kann mich nicht berühren. Und das sollte dir eigentlich etwas sagen, Shakur. Du kannst so frei von ihm sein, wie ich es bin. Tu nicht so, als hättest du nie davon geträumt. Ich kenne deine Gedanken, Shakur. Ich spüre sie durch das Blutmesser. Ich weiß, wie sehr du ihn hasst – «

Gleißendes Licht erhellte die Dunkelheit der Leere. Vrykyl, Taan und Gefangene starrten wie vom Donner gerührt nach oben und sahen, wie die Baumwipfel in Flammen aufgingen. Das Feuer brachte rote Schuppen zum Glitzern. Die riesigen Flügel eines Drachen fachten die Flammen an. Zwei dunkle Augen starrten auf sie nieder. Das Feuerlicht schimmerte auf scharfen Zähnen und glitzerte auf dem Kamm des riesigen Wesens.

Ulaf bemerkte plötzlich, dass etwas an ihm vorbeihuschte. Er glaubte, Wolfram zu erkennen, aber wenn das der Fall war, dann trug Wolfram nun schimmerndes Silber.

Der Zwerg in der Silberrüstung packte die Großmutter und das Zwergenkind, klemmte sie sich unter die Arme, drehte sich um und floh zurück in den Schatten der Bäume. Ulaf begann mit dem Zauber. Jessan warf die Fesseln ab und stürzte sich in den Kampf.

Tash-ket war der Erste, der sich von dem Schock erholte. Er griff nach einem Speer und zielte auf den fliehenden Zwerg. Ulaf wirkte den Zauber. Der Boden bockte unter Tash-kets Füßen. Er warf den Speer, aber der verfehlte das Ziel um mehrere Fuß. Der Taan verlor das Gleichgewicht, und dann war Jessan über ihm. Er riss den Kopf des Taan an den Haaren zurück und brach ihm das Genick.

Mit der Hilfe von Möwen und verschiedenen anderen Vögeln und kleinen Tieren hatten Wolfram und Ranessa die Taan, welche den Stein der Könige aus Saumel gestohlen hatten, quer durch Vinnengael verfolgen können, bis sie sie schließlich am Rand der Stadt Mardurar eingeholt hatten.

Ranessa war dafür gewesen, sich sofort auf sie zu stürzen und sie einfach alle zu töten. Wolfram hatte sie barsch daran erinnert, dass sie nicht alle töten wollten. Sie mussten an die Sicherheit des Zwergenkindes denken. Er hatte das Taanlager ausgekundschaftet und gehofft, sich mit dem Kind davonschleichen zu können, sobald alle schliefen. Aber die Taan stellten stets Wachen auf, und nie schlief einer auf dem Posten ein.

Er musste sich eine Möglichkeit ausdenken, Fenella zu retten, aber die Taan beobachteten sie und den Stein der Könige Tag und Nacht. Obwohl er ein Paladin war, magische Kräfte und eine wunderbare Rüstung besaß, hatte Wolfram nicht vor, die Taan allein anzugreifen. Die Götter hatten die Waffen vielleicht gesegnet, aber sie konnten die Hand nicht führen, welche sie schwang. Er kannte sich kaum mit Kämpfen aus; es reichte gerade, um sich aus einer Schlägerei herauszuwinden. Er brauchte den Taan nur dabei zuzuschauen, wie sie bei ihren täglichen Übungen mit den Waffen umgingen, um zu wissen, dass er niemals gegen sie ankommen würde. Selbstverständlich konnte er Ranessa auf sie loslassen, aber dann gab es keine

Garantie, dass irgendwer, er selbst eingeschlossen, lebendig davonkommen würde.

Er war vor Sorge und Ungeduld fast umgekommen. Er hatte sich gerade nach einem weiteren enttäuschenden Tag des Beobachtens zum Schlafen hingelegt, als er plötzlich aufschreckte, überzeugt davon, dass jemand mit ihm gesprochen hatte.

»Geh zum Taanlager!«

Wolfram warf einen Blick auf Ranessa. Er hatte darauf bestanden, dass sie die Menschengestalt beibehielt, sodass sie weder die Taan noch die Bewohner von Mardurar beunruhigte. Sie hatte sich in ein Bärenfell gewickelt und schlief fest.

»Ich habe es wahrscheinlich nur geträumt«, sagte er sich.

Er versuchte, wieder einzuschlafen, aber er konnte die Worte immer noch deutlich hören. Er stand auf und ging zu Ranessa, um sie zu wecken.

»Du bist verrückt!«, sagte sie, aber sie ging mit ihm zum Lager.

Sie hielten sich im Schatten der Bäume.

»Sie haben Gefangene«, sagte Wolfram. Er hatte das Gefühl, dass ihm der Trevinici bekannt vorkam. Er blinzelte, starrte ins Feuerlicht und keuchte auf.

Ranessa versetzte ihm einen Schlag gegen den Arm. »Still! Sie werden dich hören!«

»Sieh doch!«, sagte er zu Ranessa, packte ihren Arm und schüttelte ihn, weil er so aufgeregt war. »Der Trevinici dort. Wisch dir das Haar aus den Augen und sag mir, dass ich mir das nicht einbilde.«

»Ich glaube, ich kenne ihn«, sagte sie, aber sie klang, als hege sie Zweifel.

»Das ist Jessan!«, zischte Wolfram empört. »Dein Neffe!«

»Mein Neffe.« Sie hielt für einen Augenblick inne, dann sagte sie leise: »Ich hatte ihn ganz vergessen. Sie scheinen alle so weit entfernt zu sein. Was macht er wohl hier?«

»Das ist im Augenblick gleichgültig. Aber jetzt haben wir eine Chance«, meinte Wolfram und rieb sich die Hände. »Ich werde ins Lager schleichen und ihre Fesseln durchschneiden – «

»Schließt dein Plan auch Vrykyl ein?«, fragte Ranessa. »Denn einer ist gerade ins Lager gekommen. Nein, warte. Jetzt sind zwei von ihnen da. Einer ist als Taan verkleidet, aber ich durchschaue ihn.«

Wolfram tat das ebenfalls, nachdem sie ihn darauf aufmerksam gemacht hatte. Er war so voller Hoffnung gewesen, und jetzt hätte er sich mit dem Gesicht voran in eine Schneewehe werfen und weinen mögen.

»Wir können es schaffen«, sagte Ranessa. Sie wandte sich ihm zu und lächelte. »Du schaffst es. Du bist ein Paladin. Und ich bin ein Drache.«

Bevor er noch widersprechen konnte, war sie auch schon verschwunden und hinaus in die Dunkelheit gerannt. Wolfram packte sein Messer und schlich ins Lager. Er befreite den Vinnengaelier und Jessan, dann schlüpfte er rasch zurück in den Schatten, um auf eine Gelegenheit zu warten, das Mädchen zu retten.

Er hörte Ranessa im Dunkeln kreisen. Inzwischen kannte er ihre Geräusche, das Flattern der Flügel in der kalten, stillen Luft. Er hörte, wie sie Luft holte und den Atem dann rasch wieder ausstieß.

Die Baumwipfel gingen in Flammen auf. Wolfram packte sein Medaillon, sprach ein Gebet, und die Silberrüstung eines Paladins umgab seinen Körper. Er eilte ins Taanlager und packte die Großmutter und Fenella.

Er achtete nicht auf das Geschrei der Großmutter über einen Stock, klemmte sich die alte Frau unter einen Arm und Fenella unter den anderen und rannte in den Wald.

Wolfram hörte den Drachen brüllen und das Knistern brennender Bäume, die Schreie eines sterbenden Taan und Jessans Kriegsgeheul. Er achtete nicht weiter darauf, sondern rannte weiter. Der Mond, der hell auf den Schnee strahlte, beleuchtete ihren Weg. Wolfram war nicht daran gewöhnt, schwere Lasten zu tragen und zu laufen. Er wurde rasch müde, und sein Griff um die alte Frau und das Zwergenkind wurde schwächer. Er war gerade zu dem Schluss gekommen, dass sie weit genug vom Lager entfernt waren, als er plötzlich blind wurde, so blind, als hätte man ihm die Augen ausgestochen. Und er war nicht nur blind, er war auch taubstumm und konnte Arme und Beine nicht mehr bewegen. Er konnte nichts sehen, weil er keine Augen hatte. Er konnte nicht laufen, weil er keine Füße hatte. Er hatte keine Hände mehr, mit denen er kämpfen oder sich an irgendetwas klammern konnte, nicht einmal an sein Leben. Er versuchte angestrengt, es dennoch zu tun, aber seine Finger glitten ab, und er spürte, dass er in eine gewaltige Leere fiel.

Eine Hand packte ihn und hielt ihn fest. Eine Hand in einem silbernen Handschuh. Die Hand zog ihn wieder hinaus aus der Leere. Strahlend in ihrer glitzernden Rüstung beugte sich Gilda über ihn. Sie hob ihren Schild, und in seinem Licht blickte Wolfram auf und sah den Vrykyl. Das Geschöpf war in Leere gehüllt und trug einen Helm, der ein schauerliches Abbild der Taan war, denen sie gefolgt waren.

Gilda stand über ihrem gefallenen Bruder und hielt ihren Schild so, dass er beide vor dem Vrykyl schützte. Der Vrykyl zog eine seltsam aussehende Waffe, ein riesiges Schwert mit einer gezahnten Schneide. Er griff an.

Die Klinge traf Gildas Schild. Der Vrykyl gab einen fauchenden Schrei von sich und ließ die Waffe fallen. Er wich einen Schritt zurück und umklammerte die schmerzende Hand mit der anderen. Dann hob er das Schwert wieder auf und starrte erst die beiden Zwerge wütend an, dann den Schild.

Wolfram fand Halt mit den Händen. Er klammerte sich fest und zog sich aus der Schlucht der Leere. Er kam taumelnd auf die Beine und stellte sich neben seine Schwester.

Der Vrykyl versuchte offenbar, einen Weg um dieses schimmernde Geschöpf des Himmels herum zu finden. Er hob sein Schwert und griff noch einmal an. Diesmal schlug er nicht mit dem Schwert nach dem Schild, sondern fegte ihn mit der Hand aus dem Weg. Er zielte mit dem Schwert auf Wolfram.

»Halt, stinkendes Geschöpf der Leere!«, schrie Ranessa aus dem Dunkeln. »Das da ist mein Zwerg! Wage nicht, ihm wehzutun!«

Der Drache schnaubte Flammen. Dann formte Ranessa sie mit den Tatzen zu einer Feuerkugel und schleuderte sie nach dem Vrykyl.

Das Feuer lief über die schwarze Rüstung der Leere. K'let hielt den Flammen ohne Schaden zu nehmen stand, saugte sie in die Leere, wo sie flackerten und ausgingen. Dann hob er den Kopf und starrte den Drachen staunend an.

»Solche wie dich gibt es in der Welt der Taan nicht«, rief er, obwohl er wusste, dass diese Nicht-Taan ihn nicht verstehen konnte. »Ich würde gern bleiben und mit dir kämpfen, um meiner und deiner Ehre willen. Aber ich muss dein Angebot eines Kampfes ablehnen. Ein alter Feind von mir befindet sich

in der Nähe, und es wäre bezeichnend für Shakur, mich von hinten anzugreifen.«

K'let warf noch einen Blick auf den Zwerg und dieses schimmernde Himmelsgeschöpf, das ihn bewachte.

»Und was den Stein der Könige angeht, so weiß ich, wo ich ihn wieder finden werde.«

K'let glitt in die Leere und wurde selbst zu Dunkelheit.

»Wo ist er hingegangen?«, wollte Wolfram wissen und drehte sich erschrocken nach ihm um. »Ich kann ihn nicht sehen. Ist er hinter uns?«

»Der Vrykyl ist für den Augenblick verschwunden«, antwortete Gilda. »Aber solange sich der Stein der Könige auf dieser Welt befindet, stellt dieser Vrykyl eine Gefahr dar. Wolfram, du musst den Stein nach Alt-Vinnengael bringen.«

»Alt-Vinnengael?«, wiederholte Wolfram verblüfft. »Warum? Nein, geh nicht, Gilda! Sag es mir!«

»Wolfram!«

Er öffnete die Augen.

Ranessa in Menschengestalt kniete an seiner Seite.

»Wolfram! Wach auf! Bist du verwundet?« Sie fing an, ihn zu ohrfeigen, offenbar in der Absicht, ihn wieder zu Bewusstsein zu bringen.

»Ich bin es jetzt!«, erklärte Wolfram und schob ihre Hand weg. Er setzte sich. »Wo ist Gilda? Wo ist sie hingegangen? Ich muss sie etwas fragen. Gilda?«, rief er. »Gilda, ich verstehe das nicht.«

Das Mondlicht schien durch die Äste. Das Zwergenkind Fenella saß neben ihm und klammerte sich fest an die Hand von Großmutter Pecwae. Der Stein der Könige glitzerte hell in dem kalten Licht.

»Dunner«, sagte Fenella. »Ich bin so froh, dass du mich gefunden hast.«

Sie hob die Hände zum Hals und nahm die Schnur ab, an welcher der Stein der Könige hing. Dann hielt sie ihn Wolfram hin.

»Ich habe das hier für dich aufbewahrt, Dunner«, sagte sie schüchtern.

Wolfram wischte sich die Augen und räusperte sich. Er zögerte einen Augenblick, dann nahm er den Stein der Könige an der geflochtenen Rosshaarschnur und hielt ihn fest.

»Ich bin nicht Dunner«, sagte er verlegen. »Ich heiße Wolfram. Ich versuche, in Dunners Fußstapfen zu wandeln, aber es gelingt mir nicht besonders gut. Aber ich werde den Stein nehmen, und ich danke dir, dass du so gut darauf aufgepasst hast. Dunner wäre stolz auf dich gewesen.«

Fenella lächelte erfreut. Sie wagte es nicht, sich ihm zu nähern, sondern hielt sich an Großmutter Pecwae fest.

Die Großmutter schaute Wolfram verärgert und mit tiefem Misstrauen an. Dann streckte sie einen knochigen Finger aus und schubste damit gegen seine Rüstung.

»Hast du das da gestohlen?«, wollte sie wissen.

»Willst du dich nicht bei mir bedanken, Wolfram?«, fragte Ranessa schrill. »Ich habe dich vor dem Vrykyl gerettet. Es war übrigens schon das zweite Mal.«

»Ranessa«, sagte Großmutter Pecwae, »ich sehe, du hast dich selbst gefunden.«

Ranessa wollte eine dreiste Antwort geben, aber ein Blick in die Augen der alten Frau bewirkte, dass sie es sich anders überlegte.

»Ich habe meine Haut abgestreift«, sagte sie verwirrt.

»Gut«, befand die Großmutter. »Ich wusste immer, dass sie zu eng für dich war.«

Wolfram warf einen Blick auf den Stein der Könige in seinen Händen und beobachtete, wie er im Mondlicht glitzerte.

»Jemand kommt«, sagte Ranessa in warnendem Ton.

Wolfram stand auf und stellte sich schützend vor Fenella und die Großmutter.

Aus dem Dunkel traten der Vinnengaelier und Jessan. Wolfram seufzte erleichtert auf.

»Der Vrykyl könnte immer noch in der Nähe sein«, sagte Ulaf.

»Wir sollten sofort gehen. Wir sind alle in Gefahr – «

»Tante Ranessa?«, rief Jessan verblüfft. »Bist du es wirklich? Was machst du denn hier?«

»Hallo, Neffe«, sagte Ranessa kühl. »Hast du mir ein Geschenk mitgebracht?«

Wolfram starrte in den Stein der Könige, in sein reines, klares, makelloses Herz. Er hängte sich den Stein um den Hals. Der Stein verschmolz mit seiner silbernen Rüstung und verschwand. Aber Wolfram wusste, dass der Stein bei ihm war. Er konnte sein Gewicht auf seiner Seele spüren.

Gilda stand neben ihm.

»Alt-Vinnengael«, sagte sie. Wolfram nickte.

Sie folgten Ulafs Rat und verließen den Wald auf dem schnellsten Weg. Als sie zur Straße zurückkehrten, mussten sie feststellen, dass ihre Pferde davongerannt und nirgendwo zu sehen waren. Die Sänfte mit Bashae lag am Straßenrand. Jessan sagte, sie habe sich von seinem Pferd gelöst, als die Tiere geflohen waren, aber die Großmutter behauptete, die Götter hätten sie hier behalten. So wie die Straße aussah – die Erde war aufgewühlt und hatte sich mit dem schmelzenden

Schnee zu Schlamm verbunden –, war vor kurzer Zeit eine große Gruppe von Reitern vorbeigekommen.

»Klendist. Ich habe ihn verpasst«, sagte Ulaf finster. Er trat gegen einen verdreckten Schneehaufen. »Verdammt, wer hat behauptet, dass hier Kräfte am Werk seien, die gegen die Leere arbeiten?«

»Ihr, wenn ich mich richtig erinnere«, sagte Jessan lächelnd. »Diese Söldner haben eine Spur hinterlassen, der ein blinder Oger folgen könnte. Diese Spuren werden Euch zum Portal führen.«

»Nach allem, was ich von Klendist gehört habe, wird er dafür sorgen, keine weiteren Spuren zu hinterlassen«, erwiderte Ulaf verdrießlich. »Dennoch, mir bleibt wohl nichts anderes übrig.«

Er sah sich um, und sein Ärger wuchs. »Und ich werde wohl zu Fuß gehen müssen, denn unsere Pferde sind verschwunden.«

»Die Taan haben sie verängstigt, aber sie sind nicht weit weg«, sagte die Großmutter. Sie legte die Finger an die Lippen und pfiff durchdringend. Dann hob sie die Stimme und rief etwas in Twithil.

»Was sagt sie da?«, fragte Ulaf.

»Sie hat den Pferden gesagt, dass die Gefahr vorüber ist und sie jetzt zurückkommen können«, antwortete Jessan.

»Und das wird klappen?«

Jessan zeigte geradeaus.

Tatsächlich – die Pferde kamen die Straße entlanggetrabt. Sie liefen direkt zu Großmutter Pecwae und begannen, liebevoll an ihrem Haar zu knabbern.

Sobald sein Pferd wieder da war, stieg Ulaf auf und wendete es zur Kreuzung.

Jessan griff in die Zügel. »Ihr seid nicht in der Verfassung zu reiten, mein Freund. Ihr seid halb erfroren.«

»Mir bleibt nichts anderes übrig«, sagte Ulaf. »Ich muss Klendist finden und sehen, wo er dieses Portal betritt. Es ist die einzige Möglichkeit, Baron Shadamehr rechtzeitig zu erreichen und ihn zu warnen. Wenn er den Stein der Könige nach Alt-Vinnengael bringt, geht er direkt in eine Falle.«

»Wie?« Wolfram blickte verblüfft auf. »Was sagt Ihr da über eine Falle?«

»Ich habe einen Vrykyl – den, welchen sie Shakur nennen – belauscht, wie er sich mit einem Söldner unterhalten hat, der für Dagnarus arbeitet«, erklärte Ulaf. »Er sagte, die Paladine, welche die einzelnen Teile des Steins der Könige in ihrem Besitz haben, würden sie nach Alt-Vinnengael bringen. Shakur behauptete, dass sie damit in eine Falle gehen, die Dagnarus ihnen gestellt hat.« Dann fiel Ulaf etwas auf. Er betrachtete den Zwerg mit plötzlicher Neugierde. »Warum fragt Ihr?«

»Aus keinem bestimmten Grund«, antwortete Wolfram. Er steckte die Hände in die Taschen und wandte sich ab.

Ulaf sah ihn besorgt an, aber er hatte es eilig. Er konnte nicht länger bleiben, um weitere Fragen zu stellen. Der Zwerg würde ihm ohnehin nichts verraten.

»Die Götter seien mit euch«, sagte Ulaf.

Sein Segen galt ihnen allen, aber sein Blick verweilte am längsten auf Wolfram, der ihn störrisch erwiderte.

Ulaf trieb sein Pferd an und galoppierte die Straße entlang.

Wolfram sah ihm nach und kaute nachdenklich auf der Unterlippe.

»Wir sollten uns auf den Weg machen«, meinte Jessan. »Mir gefällt es hier nicht.«

»Die Leere ist hier sehr stark«, stimmte Ranessa ihm zu.

»Wohin willst du. Neffe?«, fragte sie zögernd.

»Nach Hause«, erwiderte Jessan. Er bemerkte, dass er Ranessa kaum ansehen konnte. Es kam ihm ganz richtig vor, dass sie jetzt ein Drache war. Sie hatten immer gewusst, dass

etwas mit ihr als Mensch nicht stimmte. Aber es fiel ihm immer noch schwer, das alles zu verstehen.

»Der Weg zurück ins Land der Trevinici ist lang und gefährlich«, sagte Ranessa. »Ich weiß das, weil ich ihn zusammen mit dem Zwerg zurückgelegt habe.«

Sie schüttelte sich das Haar aus dem Gesicht. »Ich werde dich, Neffe, die Großmutter und Bashaes Leiche zurück ins Land der Trevinici bringen.«

Jessan sah sie verblüfft und dann entsetzt an. »Nein, Tante – «

»Wir sind einverstanden«, sagte die Großmutter.

»Großmutter«, meinte Jessan. »Du verstehst das nicht.«

»Ich verstehe es gut genug«, erwiderte die Großmutter gereizt. »Ich bin alt. Ich bin nicht dumm. Sie ist ein Drache, und sie wird uns nach Hause fliegen. Dort ist vielleicht nicht mehr alles so, wie wir es verlassen haben«, fügte sie hinzu und sah ihn mit blitzenden Augen an. »Hast du daran schon gedacht? Was, wenn der Stamm weitergezogen ist? Wie sollen wir sie finden? Es wäre viel leichter, wenn wir Flügel hätten. Sie« – die Großmutter zeigte auf Ranessa – »verleiht uns Flügel. Ich habe den Stock verloren«, sagte sie dann mit einem leichten Zittern in der Stimme. »Ich musste ihn zurücklassen. Jetzt habe ich keine Möglichkeit mehr, das Böse zu erkennen. Wir sollten mit Ranessa gehen. Sie will das für dich tun. Sie will alles richtig machen.«

»Ranessa ist eine gute Seele, Junge«, fügte Wolfram hinzu. »Du kannst ihr dein Leben anvertrauen. Ich habe das getan, und ich hatte keinen Grund, es zu bedauern.«

»Du möchtest doch nach Hause, oder, Jessan?«, drängte die Großmutter.

»Ja«, antwortete Jessan. »Ich möchte es mehr als alles andere.«

»Also gut«, sagte Ranessa. »Keine Debatten mehr. Jessan, du und die Großmutter – «

»Und Fenella«, warf die Großmutter ein. »Sie kommt mit uns.«

»Das ist unmöglich«, erklärte Wolfram entschlossen. »Fenella ist ein Zwerg. Sie gehört zu ihrem Volk.«

»Wie wird sie dorthin gelangen? Wirst du sie hinbringen?«

Wolfram wusste nicht weiter. Er kratzte sich verwirrt am Kinn. Er konnte Fenella nicht mit nach Alt-Vinnengael nehmen. Und er konnte das Kind wohl kaum den ganzen Weg zurück nach Saumel bringen.

»Es ist einfach nur… Nun, ich dachte, ich könnte vielleicht…«

»Waren ihre Leute gut zu ihr?«, fragte die Großmutter.

Fenella klammerte sich fest an die Hand der Großmutter, die dunklen Augen auf Wolfram gerichtet. Der Zwerg dachte an den Schrein, der nun leer stand. Er dachte an Dunners Kinder und an das Mädchen, das keiner vermisst hatte. Und er dachte an diese anderen Kinder, Wolfram und Gilda, die niemanden auf der Welt gehabt hatten außer einander.

»Entscheide du, Fenella«, sagte Wolfram. »Wo willst du hingehen, Kind? Willst du zurück in deine Heimat? Oder willst du bei der Großmutter und ihrem Volk leben?«

»Wirst du nach Saumel zurückkommen, Wolfram?«, fragte Fenella. »Und der Stein der Könige?«

»Das weiß ich nicht, Fenella«, sagte Wolfram. »Das kann ich dir nicht sagen.«

»Ich wäre gern eines Tages ein Paladin«, erklärte Fenella. »Aber bis dahin möchte ich gern mit der Großmutter gehen. Ich kann immer wieder nach Hause zurückkommen, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Wolfram. »Du kannst immer wieder nach Hause kommen.«

Sie hoben Bashaes Leiche in ihrem weichen Kokon von der Sänfte. Jessan, die Großmutter und Fenella bereiteten Bashae für die Reise auf dem Drachenrücken vor.

Wolfram sah eine Weile zu. Es war Zeit für ihn zu gehen, aber plötzlich widerstrebte es ihm, sich zu verabschieden. Er war lange nicht mehr allein unterwegs gewesen.

Er ging zu Ranessa, die zu den Sternen hinaufstarrte, als könnte sie es kaum erwarten, bei ihnen zu sein.

»Du wirst mir fehlen, Mädchen«, sagte er. »Ich wünschte, du würdest mit mir kommen.«

»Ich habe eine Verpflichtung.« Sie warf einen Blick auf Jessan. »Sie waren gut zu mir. Ich habe nicht viel getan, um das zu verdienen.«

»Es war nicht deine Schuld.«

Ranessa lächelte dünn. »Selbst als Drache hätte ich wohl freundlicher sein können. Dennoch« – sie zuckte mit den Schultern – »was geschehen ist, ist geschehen. Ich werde sie in ihr Land bringen und ihnen dabei helfen, ihre Leute zu finden. Das ist das Mindeste, was ich tun kann.«

»Wohin wirst du danach gehen?«, fragte Wolfram mit einem Ziehen im Herzen.

»Ich muss eine Weile allein sein«, antwortete Ranessa. »Vielleicht eine lange Weile. Drachen sind Einzelgänger, Wolfram.«

»Zwerge ebenfalls«, antwortete er. »Zumindest einige.«

»Dann komm und suche mich eines Tages«, sagte Ranessa mit einem plötzlichen strahlenden Lächeln. »Wir werden zusammen Einzelgänger sein.«

»Das werde ich tun«, versprach er.

Ranessa beugte sich vor und drückte Wolfram rasch einen Kuss auf die Wange, einen Kuss, der brannte wie die Berührung einer Flamme. Dann wandte sie sich von ihm ab, breitete die Arme aus und warf den Kopf zurück. Ein

Ausdruck der Freude trat auf ihr Gesicht, und das Drachengesicht, die Drachenflügel, der Drachenkörper schimmerten im Mondlicht.

»Beeil dich, Neffe!«, befahl sie. »Der Mond wird schon bald untergehen.«

Jessan fing an, den Kokon mit dem Pecwae auf den stacheligen Kamm zu schnallen.

»Das mit Bashae tut mir Leid«, sagte Wolfram.

»Er ist als Held gestorben«, erklärte Jessan. »Nicht viele Pecwae können das von sich behaupten.«

Nein, dachte Wolfram. Und ich wette, die meisten wollen es auch gar nicht. Aber er schwieg weiterhin höflich.

»Meine Leute werden sich gut um das Zwergenkind kümmern«, sagte Jessan leise. »Ich werde dafür sorgen, dass sie nicht von Pecwae aufgezogen wird.«

»Danke«, sagte Wolfram und verbarg sein Lächeln. »Es war schön, dich wieder zu sehen, Jessan. Oder vielleicht sollte ich dich jetzt ja nicht mehr so ansprechen. Hast du deinen Erwachsenennamen gefunden?«

»Das müssen die Ältesten entscheiden«, sagte Jessan. »Aber ja, ich habe ihn gefunden.« Er hielt einen Moment inne, dann fügte er traurig hinzu: »Es war nicht, was ich erwartet hatte.«

»Das ist es nie«, sagte Wolfram.

Jessan nickte. Er hob die Großmutter auf den Drachenrücken und Fenella neben sie. Dann stieg er selbst auf und ließ sich zwischen Ranessas Flügeln nieder.

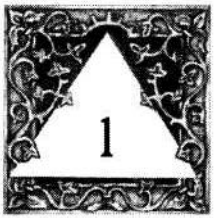
Er legte einen starken Arm schützend um die Großmutter und Fenella und packte mit der anderen Hand den Drachenkamm. »Wir sind bereit – « Er hielt inne, schaute zurück zu dem Zwerg und lächelte kläglich. »Wir sind bereit, Tante Ranessa.«

Der Drache breitete die Flügel aus, spannte die kräftigen Hinterbeine an und sprang in die Luft.

»Lebe wohl, Wolfram«, rief Ranessa, als sie auf die Sterne zuflatterte.

»Auf Wiedersehen, Mädchen«, sagte Wolfram leise.

3



Shadamehr fühlte sich, als wäre er wieder ein Kind, das in seiner Wiege in den Schlaf geschaukelt wird. Es hätte ihm gefallen, aber aus einem seltsamen Grund goss seine Mutter immer wieder kaltes Wasser in die Wiege, Wasser, das hin und her schwappte. Und als ob das nicht schon schlimm genug wäre, deckte sie ihn auch noch mit einer Decke zu, welche aus Fisch bestand.

Er versuchte mehrmals, sich über diese Behandlung zu beschweren, und manchmal gelang es ihm auch. Er wachte gerade lange genug auf, um ein paar Schlucke Wasser zu trinken, die nach Fisch schmeckten, Fisch zu essen, der nach Fisch schmeckte, und wenn er dann glaubte, wach genug zu sein, um alles auseinander sortieren zu können, schlief er am Boden der nassen Wiege wieder ein.

Shadamehr hatte keine Ahnung, wie lange das dauerte. Tage gingen verschwommen in Nächte über und wieder in Tage. Er schlief traumlos und friedlich, wenn man einmal von dem schwappenden Wasser und dem Geruch nach Fisch absah. Niemand tat ihm weh. Tatsächlich passten sie sogar gut auf ihn auf. Genau wie seine Mutter. Dennoch spürte er, wie er diese Behandlung immer mehr ablehnte, und eines Tages, als man ihn aus der Wiege holte und an Land trug, starrte Shadamehr einen Becher Wasser, den sie ihm in die Hand drückten, einen Augenblick lang an und warf ihn dann weg.

»Nein«, murmelte er immer noch halb betäubt. »Das mache ich nicht mehr mit.«

Seine Worte kamen heraus, als wären sie mit Brei gemischt, aber offenbar verstanden ihn die Orks, denn einer machte sich davon, um Bericht zu erstatten. Der Kapitän erschien. Sie beugte sich über ihn und starrte auf ihn nieder. Shadamehr richtete sich auf und sah sie an. Sie schien anzuschwellen, dann wieder zu schrumpfen und abermals zu schwellen. Er blinzelte einen Augenblick, bis sie ihren Umfang schließlich behielt.

»Was ist hier los?«, fragte er barsch. Seine Zunge fühlte sich an, als wäre sie im falschen Mund gewesen.

»Du hast sechs Tage geschlafen. Wie geht es dir?«, fragte der Kapitän.

Er dachte einen Augenblick über die Frage nach. »Gut ausgeruht«, antwortete er.

Der Kapitän lachte herzlich.

Das Boot war ans Ufer eines breiten, träge fließenden Flusses gezogen worden, wo Weidenbäume gelbes Laub ins Wasser warfen. Ein Ork stand Wache am Boot. Die anderen waren damit beschäftigt, zu fischen oder Fisch zu kochen. Die Luft war kühl. Die Wintersonne schien und tanzte auf dem Wasser. Damra lag neben ihm und schlief fest.

»Geht es Damra gut?«, fragte Shadamehr.

»Ja«, sagte der Kapitän. »Sie schläft, das ist alles. Wir haben ihr zu essen und zu trinken gegeben. Mach dir keine Sorgen.«

Shadamehr versuchte, sein müdes Hirn zum Denken zu bewegen. Damra war hier, aber andere fehlten. Langsam kehrten seine Erinnerungen zurück.

»Alise und Griffith«, sagte er. »Sind sie in Sicherheit?«

»Deine feuerhaarige Frau und der elfische Vorzeichenmacher? Die habe ich zurückgelassen.« Der

Kapitän lachte leise. »Auf dieser Reise kann ich wirklich keine schlechten Vorzeichen brauchen.«

Shadamehr zuckte zusammen. »Ihr wusstet davon?«

»Selbstverständlich«, antwortete der Kapitän verächtlich. »Ein Schamane, der ein von den Göttern geschicktes Vorzeichen nicht von einem unterscheiden kann, welches ein Elf gemacht hat, wäre ein ziemlicher Versager.«

»Warum habt Ihr dann mitgespielt?«, fragte Shadamehr. »Wieso habt Ihr den Schiffen befohlen davonzusegeln?«

»Es passte in meine Pläne«, sagte der Kapitän.

Einer der Orks rief etwas. Der Kapitän winkte ihm zu.

»Wir müssen wieder aufbrechen.« Sie zeigte auf den Fisch. »Iss, sonst wirst du schwach. Selbst im Schlaf braucht dein Körper Essen.«

»Wo gehen wir hin?«, fragte Shadamehr.

Er hörte eine Art Gesang und fühlte sich wieder schläfrig. Sie belegten ihn mit einem Bann. Er kämpfte dagegen an, aber es nützte nichts. Der Kapitän nahm ihm das Essen aus den schlaffen Händen. Die letzten Worte, die er hörte, waren ihre. »Du weißt, wohin«, sagte sie.

Wieder erzwungener Schlaf, der Geruch nach Fisch und Wasser, das im Boot um ihn herumschwappte, während er in einer öligen Plane lag. Wieder verging die Zeit, glitt an ihm vorbei wie das Flusswasser, er wachte auf, wunderte sich und aß, und es endete abermals mit einem Zauber. Der Kapitän sprach nicht mehr mit ihm, und die anderen Orks starrten ihn nur mürrisch an, wenn er eine Antwort verlangte.

Dann hörte das Boot auf, sich zu bewegen. Starke Hände packten ihn. Ein muskulöser Ork warf ihn sich über die Schulter. Sobald er Shadamehr zurechtgerückt hatte, schlang der Ork den kräftigen Arm um Shadamehrs Beine und

schleppte ihn weg, als wäre er ein widerspenstiges Kind, das ins Bett getragen wird.

Da sein Kopf und die Arme auf dem Rücken des Ork hingen, konnte Shadamehr kaum etwas anderes sehen als den Orkhintern. Sein Hirn war immer noch trüb vom Schlaf, und er döste immer wieder ein. Als er das nächste Mal erwachte, war er jedoch hellwach und fühlte sich nicht mehr, als hätte jemand seinen Kopf mit Gänsefedern ausgestopft.

Er setzte sich. Seine Hände und Füße waren gefesselt, aber ansonsten war er anscheinend in guter Verfassung.

»Das wurde ja auch Zeit«, erklang eine tiefe Stimme aus dem Dunkeln. Sie sprach die Allgemeine Sprache. »Ich habe genug davon, dich schnarchen zu hören.«

»Ich schnarche nicht«, erwiderte Shadamehr würdevoll, dann fügte er hinzu: »Warum streiten wir eigentlich immer ab, dass wir schnarchen? Man könnte direkt denken, dass es eine schreckliche Krankheit ist wie die Pest.«

»Wen schert das schon?«, sagte die Stimme gereizt. »Und wer bist du überhaupt?«

Shadamehr antwortete nicht sofort, denn ein Stein stach ihn unangenehm in den Hintern. Er rutschte in eine etwas angenehmere Stellung und sah sich um. Es sah so aus, als wäre er in einer Höhle. Sonne fiel durch die große Öffnung etwa zehn Fuß entfernt. Draußen konnte er Wasser rauschen hören – ein ganz anderes Geräusch als das sanfte Plätschern des friedlich dahinströmenden Flusses.

Er hörte ein Stöhnen und ein Seufzen, drehte sich um und sah, dass Damra neben ihm lag. Ihre Hände und Füße waren ebenso gebunden wie die seinen.

»Wie seltsam«, meinte Shadamehr. »Ihre magische Rüstung hätte sie eigentlich beschützen sollen. Seltsam. Sehr seltsam.«

Er bewegte vorsichtig die Hände. Als er feststellte, dass die Knoten fest und sicher waren, zuckte er mit den Schultern. Er würde nirgendwo hingehen, zumindest im Augenblick nicht.

»Ich sagte – wer bist du?«, wiederholte die Stimme kriegerisch.

»Bist du ein Gefangener?«, fragte Shadamehr.

»Nein, ich bin wegen meiner Gesundheit hier!«, fauchte die Stimme.

Sobald Shadamehrs Augen sich der Dunkelheit ein wenig besser angepasst hatten, konnte er schließlich eine kleine, kräftige Gestalt erkennen, die mit Seilen an Armen und Beinen gefesselt war und mit dem Rücken gegen den Felsen lehnte. Von dem Gesicht seines Mitgefangenen war allerdings nicht mehr zu erkennen als zwei Augen, die empört blitzten.

»Ein Zwerg!«, sagte Shadamehr.

»Was hat das damit zu tun, dass wir hier sitzen?«, wollte der Zwerg wissen.

»Ich werde Euch sagen, wie ich heiße. Ich heiße Shadamehr. Ich war einmal Baron Shadamehr, aber jetzt habe ich kein Land und kein Geld mehr. Ich würde Euch ja die Hand schütteln, aber im Augenblick ist das leider unmöglich.«

»Ich habe von dir gehört«, knurrte der Zwerg.

»Hoffentlich nur Gutes.«

»Ich versuche, meinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen!« Der Zwerg hielt einen Augenblick inne, dann sagte er mürrisch: »Ich heiße Wolfram.«

»Bei den Göttern!« Shadamehr keuchte erstaunt auf. »Ich habe auch von Euch gehört.«

Etwas klickte in Shadamehrs Geist wie der Mechanismus einer Wasseruhr. Es war nur ein Gedankenrinnsal, aber es genügte, um den Mechanismus schneller in Gang zu setzen. Er hatte das Gefühl, dass auch etwas für Wolfram geklickt hatte, denn das Misstrauen des Zwergs wurde ein bisschen geringer.

»Kennst du einen Vinnengaelier namens Ulaf?«

»Kennt Ihr einen Trevinici namens Jessan und einen Pecwae namens Bashae?«

Damra setzte sich auf und starrte erstaunt ihre Fesseln an. »Was ist passiert?«

»Das frage ich mich auch«, antwortete Shadamehr. »Eure magische Rüstung hätte Euch schützen sollen.«

»Was für eine magische Rüstung?«, erkundigte sich Wolfram misstrauisch.

»Wer ist das?«, fragte Damra ebenso misstrauisch.

»Damra, das hier ist Wolfram, der bei Ritter Gustav war, als dieser starb – Bashae hat mir das erzählt. Wolfram, das hier ist Damra, die Person, zu der Bashae den Stein gebracht hat. Es scheint, als habe sich der Kreis geschlossen«, meinte Shadamehr. »Ich weiß, wie ich hierher gekommen bin, Wolfram. Die Orks haben uns hergeschleppt. Wie seid Ihr hierher gekommen? Haben die Orks Euch ebenfalls an diesen Ort gebracht?«

Wolfram brummte und knurrte ein wenig, aber schließlich erfuhren sie seine Geschichte.

»Ihr seid also Shakur begegnet. Ihr reist in hoher Gesellschaft, Wolfram«, sagte Shadamehr.

»Und Ihr habt Glück, dass Eure Seele unversehrt geblieben ist«, fügte Damra hinzu.

»Dein Freund Ulaf suchte nach dir, Baron. Er hatte eine Botschaft für dich.«

»Immer alles schön der Reihe nach. Wann ist all das passiert?«, fragte Shadamehr.

»Vor nicht allzu langer Zeit«, sagte der Zwerg ausweichend.

»Wenn ich in Bezug auf den Ort, an welchem wir uns befinden, Recht habe«, meinte Shadamehr, »ist Mardurar ein ganzes Stück entfernt.«

»Wenn du es unbedingt wissen willst, es gibt ein wildes Portal am Meffeld-Pass«, sagte Wolfram. »Ich habe es benutzt. Ich habe es nämlich eilig. Weißt du, ich habe ein Herrenhaus im Norden geerbt – «

»Von Ritter Gustav«, sagte Damra.

»Vergiss Ritter Gustav«, knurrte Wolfram. »Ich war auf dem Weg zu meinem Herrenhaus. Ich bin aus dem Portal spaziert, und als Nächstes wird ein Schatten lebendig und ragt vor mir auf. Dann fällt die Sonne vom Himmel und zieht mir eins über den Schädel, sodass ich das Bewusstsein verliere. Und das hätte eigentlich nicht passieren dürfen, denn – « Er hielt inne und schloss den Mund.

»Denn…«, drängte Shadamehr.

Wolfram schwieg weiter.

»Denn Eure magische Rüstung hätte Euch eigentlich beschützen sollen«, sagte Shadamehr. »Genau wie Damra von der ihren hätte beschützt werden sollen.«

»Welche magische Rüstung?«, plusterte Wolfram sich auf. »Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Ich fürchte, ich auch nicht«, sagte Damra.

»Er ist ein Paladin«, erklärte Shadamehr. »Er hat den Zwergenteil des Steins der Könige bei sich. Und er ist nicht auf dem Weg in sein Herrenhaus, er will nach Alt-Vinnengael.«

Wolfram riss den Mund so weit auf, dass sie gewissermaßen hören konnten, wie sein Kinn auf dem Höhlenboden aufschlug.

»Augenblick mal«, sagte er misstrauisch. »Woher weißt du das alles?«

»Weil ich den Menschenteil des Steins der Könige habe«, antwortete Shadamehr. »Und Damra von Gwyenoc hat den Elfenteil. Und wenn ich mich nicht sehr irre«, fügte er hinzu, als der Kapitän der Kapitäne die Höhle betrat, »ist der vierte Teil des Steins ebenfalls hier.«

Der Kapitän der Kapitäne griff unter ihr Hemd und die pelzgefütterte Lederweste, welche sie darüber trug, und holte eine Silberkette hervor, an der glatt und dreieckig ein Edelstein baumelte.

»Ihr habt uns gesagt, der Stein der Könige wäre im Sa'Gra versteckt«, sagte Damra.

»Dann habe ich eben gelogen.« Der Kapitän zuckte mit den Schultern. »Aber der Monat, in dem ich das gesagt habe, hatte einen zweiten Vollmond.«

»Eine Lüge, die unter dem zweiten Vollmond in einem Monat ausgesprochen wird, zählt nicht als Lüge«, erklärte Shadamehr den anderen.

»Außerdem«, fuhr der Kapitän fort, und ihre Stimme wurde härter, »gab es einen Grund dafür. Wir haben entdeckt, dass eines dieser Geschöpfe, welche wir Seelendiebe nennen, unseren Stein der Könige sucht. Es glaubt, der Stein wäre im Sa'Gra. Es sucht dort danach. Nicht hier.« Sie schob den Stein wieder unter ihr Hemd.

»Was ist ein Seelendieb?«, fragte Wolfram verblüfft.

»Ein Vrykyl«, sagte Shadamehr. Das geistige Uhrwerk bewegte sich nun rasend schnell. »Dagnarus hat einen seiner Vrykyl die Gestalt eines Orks annehmen lassen, um ihren Stein zu stehlen.«

»Aber warum habt Ihr uns betäubt und gefesselt und zu Gefangenen gemacht?«, wollte Damra wissen. »Warum bringt Ihr uns hier in diese Höhle?«

»Ich weiß es!«, rief Shadamehr und wand sich vor Aufregung wie ein Schuljunge, der sich beim Lehrer einschmeicheln will.

»Ihr musstet uns betäuben, um uns von Alise und Griffith zu trennen. Eine sehr weise Idee. So weit hatte ich es schon herausgefunden. Das mit dem Zauber dauerte ein bisschen länger, aber ich habe auch das gelöst. Ihr musstet uns unter einem Bann halten, weil die Person, welche hinter dieser Sache

steckt, befürchtete, dass wir versuchen würden zu fliehen, bevor der Betreffende zu uns stoßen und es uns erklären konnte. Habe ich Recht?«

Der Kapitän nickte. Sie rief zwei Orks herbei und befahl ihnen, die Fesseln der Gefangenen zu lösen.

»Ihr musstet uns in der Höhle behalten«, fuhr Shadamehr fort, verzog das Gesicht und wackelte mit den Fingern, als das Gefühl in seine Hände zurückkehrte, »weil Ihr befürchtet habt, dass wir in unserer halb betäubten Verfassung nach draußen rennen und in die Orkschlucht fallen würden, denn dort sind wir, oder?«

»Wir mussten das Boot sichern«, sagte der Kapitän.

»Selbstverständlich«, meinte Shadamehr. »Was bedeutet, dass Ihr uns allein lassen musstet. Und Ihr habt unseren Freund Wolfram hier so unhöflich behandelt, weil die Person hinter dieser Sache will, dass alle vier Träger des Steins der Könige die Reise nach Alt-Vinnengael gemeinsam unternehmen. Habe ich wieder Recht?«

»Aber der Zwerg sagte, ein ›Schatten, der zum Leben erwachte‹, hätte ihn aufgehalten«, wandte Damra ein, »und er sei von ›der Sonne, die vom Himmel fiel‹, auf den Kopf geschlagen worden.«

»So war es auch«, bekräftigte Wolfram immer noch zornig.

»Ich glaube, auch das kann ich erklären«, sagte Shadamehr. »Das da ist Eure Sonne.«

Er zeigte auf den Kapitän.

Sie packte zur Antwort ein Medaillon, das sie an der gleichen Kette trug wie den Stein der Könige. Silberne Rüstung ergoss sich über ihren Körper. Ein Silberhelm in Form eines Delphins, der aus dem Wasser springt, schmückte ihren Kopf. Als sie so im Sonnenlicht in der Höhlenöffnung stand, sah sie tatsächlich ganz so aus, als wäre die Sonne auf die Erde gefallen.

»Und hier ist Euer Schatten«, fügte Shadamehr hinzu.

Ein schwarz gekleideter Elf schlüpfte in die Höhle. Er stellte sich neben den Ork und verbeugte sich vor der Gruppe.

»Silwyth«, sagte Damra, die endlich verstand.

»Eines Abends«, sagte der Kapitän, »als ich in meinem Boot zum Fischen draußen war, überfiel mich eine seltsame Müdigkeit. Ich träumte von einem Menschen, der zu mir kam. Er sagte, er hieße Gareth, und ich müsste den Orkteil des Steins der Könige nach Alt-Vinnengael bringen. Die Zeit sei gekommen, dass die Eidbrecher wieder gutmachen sollten, was sie vor langer Zeit falsch gemacht hatten.

Als ich wieder aufwachte, ruderte ich zum Ufer zurück. Ich rief die Schamanen und erzählte ihnen von meinem Traum. Ich bat sie darum, die Vorzeichen danach zu befragen, ob wir wirklich auf diesen Menschen hören sollten. Und etwas Seltsames geschah. Niemand hatte so etwas je zuvor gesehen. Die Vorzeichen waren gleichzeitig gut und schlecht.

Was hatte das zu bedeuten? Was sollte ich tun? Wer konnte es mir erklären? Meine Schamanen haben es versucht.« Der Kapitän machte eine verächtliche Geste. »Jene mit dem guten Vorzeichen sagten, ich müsse gehen, sonst wäre alles verloren. Die mit dem schlechten Vorzeichen meinten, ich dürfe auf keinen Fall gehen, sonst sei alles verloren. Die Schamanen haben sich wegen der Angelegenheit sogar geprügelt.

Mein Urgroßvater war der Kapitän der Kapitäne, welcher den Stein der Könige von König Tamaros entgegengenommen hat. Er war der Eidbrecher. Die Orks hatten danach eine schwere Zeit. Mein Urgroßvater glaubte schließlich, dass er uns mit seinem Eidbruch Unglück gebracht hat. Unser heiliger Berg wurde uns genommen. Viele Tausende von unserem Volk wurden in die Sklaverei verschleppt. Es ist an der Zeit, den Eid zu erfüllen und den Stein zurückzugeben. Das dachte ich jedenfalls. Aber was war mit dem schlechten Vorzeichen?

Da ich nicht wusste, was ich tun sollte, fuhr ich abermals in meinem Boot hinaus und hoffte, den Menschen aus meinem Traum wiederzufinden, wenn ich dort noch einmal einschlief. Während ich darauf wartete, angelte ich. Ich begann schon zu befürchten, dass sich die Götter von mir abgewandt hatten. Ich warf mein Netz ein letztes Mal aus, und diesmal fing ich etwas.«

Der Kapitän zeigte auf Silwyth. »Ich fing einen Elf.«

»Das kann ich nicht glauben«, murmelte Damra. »Nicht mal von ihm.«

»Aber seht Ihr denn nicht, wie schlau das ist?«, murmelte Shadamehr.

»Oh, er ist sehr schlau«, entgegnete Damra.

»Die Geschichten von Dunner berichten auch von diesem hier«, schloss sich Wolfram dem Gespräch an. »Silwyth die Schlange, hat Dunner ihn genannt. Er hat behauptet, es sei dieser Silwyth gewesen, der den jungen Prinzen in den Untergang gelockt hat.«

»Er beobachtet uns«, warnte Damra. »Seht Euch seine Miene genau an. Selbstgefällig und wissend. Als könnte er jedes Wort hören, das wir über ihn sprechen.«

Es war schwer, in den Falten der ledrigen Haut des Elfen noch so etwas wie einen Gesichtsausdruck zu finden. Er hatte die dunklen Augen auf sie gerichtet, und sie glitzerten von etwas, bei dem es sich durchaus um Selbstzufriedenheit handeln mochte oder auch Heiterkeit – oder Bosheit. Es war schwer zu sagen.

»Ihr traut ihm immer noch nicht?«, fragte Shadamehr.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Damra voller Unruhe. »Ich weiß es einfach nicht.«

Der Kapitän hatte mit der Geschichte innegehalten und beäugte sie nun grimmig. Sie wartete, bis sie wieder schwiegen.

»Verzeiht«, sagte Shadamehr demütig. »Ich wollte Euch nicht unterbrechen. Bitte erzählt weiter.«

»Ich zog den Elf in meinem Netz aus dem Wasser«, fuhr der Kapitän fort. »Er behauptete, die Götter hätten ihn geschickt, und er käme wegen des Steins der Könige. Ich erzählte ihm von den unterschiedlichen Vorzeichen, und er konnte mir erklären, wie es dazu gekommen war.«

»Da bin ich sicher«, meinte Damra.

Shadamehr versetzte ihr einen leichten Stoß, damit sie schwieg.

»Die Vorzeichen bedeuteten, dass es gut und schlecht für die Orks sein würde, wenn ich den Stein der Könige nach Alt-Vinnengael bringe. Aber dass das Gute das Schlechte überwiegt. Und das stimmt«, fügte der Kapitän hinzu. »Der Schamane mit dem guten Vorzeichen hat auch den mit dem schlechten Vorzeichen bei der Schlägerei besiegt. Ich beschloss, den Stein nach Alt-Vinnengael zu bringen und den Schwur meines Großvaters zu erfüllen.

Der Elf sagte mir, ich solle den Dunkelfluss hinauffahren. Ich hatte das ohnehin geplant, aber diese Froschsöhne in Krammes weigerten sich, mein Schiff durchzulassen – «

»Und daher habt Ihr sie angegriffen!«, sagte Shadamehr.

»In der Tat«, antwortete der Kapitän, und ihre Miene hellte sich auf, als sie sich an die Schlacht erinnerte. »Dann kam Kal-Gah und erzählte mir von seinen Passagieren, zwei Menschen und zwei Elfen, die vor diesem Lord Dagnarus in Neu-Vinnengael auf der Flucht waren. Der Elf hatte mir erzählt, dass auch Menschen, Elfen und Zwerge den gleichen Weg nehmen würden wie ich und dass es weise wäre, wenn wir zusammen reisten. Als ich hörte, was Kal-Gah zu sagen hatte, befragte ich also die Vorzeichen, und sie waren gut. Ich fand heraus, dass ihr tatsächlich die Steine dabei habt, und ich beschloss, euch mitzunehmen.

Ich wusste nichts von dem Zwerg«, fügte der Kapitän hinzu und nickte in Wolframs Richtung. »Der Elf kam heute früh zu mir und sagte mir, er bräuchte meine Hilfe dabei, den letzten Teil des Steins zu bekommen. Er sagte, ein Zwergenpaladin sei damit unterwegs, und nur ein anderer Paladin könnte ihn überreden. So bist du hergekommen, Zwerg.«

Wolfram rieb sich den schmerzenden Kopf. »Das nennst du überreden?«

»Ich hatte keine Zeit für Erklärungen«, gab der Kapitän ungerührt zurück. »Es war beinahe schon Zeit für den Flusszorn.«

Wolfram grunzte, rieb sich den Kopf und dann das Kinn. Er ließ seinen Blick nachdenklich über die Gruppe schweifen. Von draußen kam das Geräusch dessen, was die Orks den »Flusszorn« nennen, und hallte dröhnend durch die Schlucht.

»Ich habe den Flusszorn einmal miterlebt«, sagte Shadamehr. »Ein hinreißender Anblick. Es sei denn, man befindet sich zufällig in einem Boot mittendrin. Das Wasser kocht und brodelt, wenn der Fluss zum Meer rauscht. Zweimal am Tag beruhigt er sich jedoch, weil das Flutwasser die Strömung neutralisiert. Zu diesen Zeiten kann man den Fluss befahren. Was bedeutet, dass wir hier festsitzen, bis sich das Wasser beruhigt«, sagte Shadamehr. »Was haltet ihr von der ganzen Sache?«

»Griffith sollte bei mir sein«, erklärte Damra anklagend.

»Er ist kein Paladin«, sagte Silwyth ruhig. »Alt-Vinnengael würde ihn umbringen.«

Damra warf ihm einen Blick zu. Dann sah sie Shadamehr an. Dann wandte sie sich wieder ab.

Shadamehr hatte dieses eine Mal nichts zu sagen.

Unbehagliches Schweigen senkte sich herab, dann hob Wolfram die Stimme, aber nur gerade so, dass sie ihn über das tosende Wasser hinweg hören konnten.

»Dein vinnengaelischer Freund sagte, es wäre eine Falle.«

»Wie?«, fragte Shadamehr und riss den Kopf hoch. »Mein Freund? Sprecht Ihr von Ulaf?«

»Deshalb wollte er dich suchen«, sagte Wolfram. »Er sagte, er hätte gehört, wie der Vrykyl mit einem Söldner sprach. Der Vrykyl behauptete, Dagnarus hätte hier eine Falle für die Träger des Steins der Könige aufgestellt. Eine Falle in Alt-Vinnengael.«

»Und dennoch seid Ihr hierher gekommen«, sagte Shadamehr.

»Die Person, die mir gesagt hat, ich sollte den Stein dorthin bringen, würde mich nie in eine Falle führen«, erklärte Wolfram überzeugt.

»Aber es ist tatsächlich eine Falle«, sagte Silwyth. »Eine Falle in einer Falle in einer Falle. Der Jäger bindet eine Ziege an, um den Löwen anzulocken. Der Löwe verfolgt den Jäger. Der hungrige Drache beobachtet sie alle.«

»Warum habe ich dabei das Gefühl, die Ziege zu sein?«, flüsterte Shadamehr.

»Hattet Ihr vor, uns das zu sagen?«, wollte Damra wissen.

»Ihr wisst es bereits, Damra von Gwyenoc«, erwiderte Silwyth. »Ihr braucht mich nicht, um es Euch zu sagen.«

Draußen wurde das Geräusch des Wassers langsam leiser.

Der Kapitän lauschte, dann stand sie auf. »Der Flusszorn ist beinahe zu Ende. Wir müssen uns auf den Weg machen, bevor es wieder anfängt. Alle, die nach Alt-Vinnengael mitkommen wollen, finden mich am Ufer.«

Sie verließ die Höhle und begann, ihrer Besatzung mit dröhnender Stimme Befehle zu geben.

Wolfram erhob sich und warf den anderen einen trotzigen Blick zu.

»Ich gehe. Und wenn ich allein gehen muss, gehe ich eben allein.«

Er stapfte aus der Höhle.

Damra stand auf.

»Ich gehe ebenfalls«, sagte sie. »Ihr habt Recht, Silwyth. Ich habe die ganze Zeit gewusst, dass es eine Falle war. Wie der Minnesänger über die untreue Geliebte singt: ›Ich vertraue ihr, der ich nie vertrauen konnte.‹«

»Mögen der Vater und die Mutter Euch begleiten, Damra von Gwyenoc«, sagte Silwyth.

»Ich würde das gleiche Gebet für Euch sprechen, Silwyth aus dem Hause Kinnoth«, sagte Damra ernst, »aber ich weiß nicht, ob das ein Segen oder ein Fluch wäre.«

Sie verließ die Höhle.

»Ich gehe auch«, sagte Shadamehr, schlug sich auf die Knie und stand auf. »Ich habe ohnehin nichts Besseres zu tun – «

Er hielt inne. Noch einen Augenblick zuvor hatte Silwyth ruhig auf einem Stein gesessen. Jetzt stand er vor dem Höhleneingang, den Stab quer vor sich, sodass er Shadamehr den Weg versperrte.

»He da, was soll das?«, fragte Shadamehr spielerisch.

»Ihr dürft nicht gehen, Baron Shadamehr«, sagte Silwyth. »Ihr seid kein Paladin.«

»Ach, zum – « Shadamehr verkniff sich den Rest. Er sah den Elfen gereizt an. »Ich habe den Menschenteil des Steins der Könige. Wenn ich nicht gehe, wer sonst?«

Silwyth schüttelte den Kopf. »Ihr habt nicht die Billigung der Götter. Ihr habt nicht die gesegnete Rüstung. Ohne sie könnt Ihr den Gefahren von Alt-Vinnengael nicht widerstehen. Ihr werdet sterben, und dann ist die Mission zum Scheitern verurteilt.«

»Was soll ich also tun? Wieder nach Neu-Vinnengael reiten und Dagnarus darum bitten, mich zum Paladin zu machen? Sollte ich das tun, bevor oder nachdem er mich ermorden lässt? Ich bin ohne den Segen der Götter bis hierher

gekommen«, fuhr Shadamehr nun zorniger fort. »Ich habe gegen Bahk und Drachen gekämpft, gegen Trolle und Riesen, Klobber und Blauwurzeln und Geschöpfe der Leere, und ich habe sie alle besiegt – «

»Alle bis auf einen«, sagte Silwyth.

»Und wer soll das sein?«, fragte Shadamehr herausfordernd.

»Ihr kennt Euren Feind«, sagte Silwyth. »Ihr seid ihm viele Male im Kampf begegnet, und stets hat er Euch besiegt.«

Shadamehr starrte den Elf nur noch zornig an. Sein Spott war verschwunden.

»Denkt an Eure Kameraden«, sagte Silwyth und warf über seine Schulter hinweg einen Blick zu den anderen Paladinen. »Sie werden tun, was sie können, um Euch zu schützen, aber das wird sie und Eure Mission teuer zu stehen kommen.«

»Ich will ihre Hilfe nicht«, erklärte Shadamehr barsch. »Ich brauche sie nicht.«

Silwyth lächelte. »Euer Feind ist jetzt hier, falls Ihr gegen ihn kämpfen wollt.«

»Die Leere soll Euch holen«, knurrte Shadamehr.

Er stieß den Stab des Elfen beiseite und stolzierte aus der Höhle.

Shadamehr sah die Paladine nicht an, als er die Höhle verließ. Er wandte ihnen den Rücken zu und stieg über die Felsen am Fuß der steilen Klamm, durch welche der Dunkelfluss rauschte.

»Er ist ein guter Mann mit einem guten Herzen«, sagte Damra zu Silwyth, als die beiden beobachteten, wie Shadamehr über die Felsen kletterte. »Ich habe ihm einmal übel genommen, dass er sich geweigert hat, Paladin zu werden. Ich dachte, er wäre feige oder hätte uns damit verspotten wollen. Jetzt kenne ich ihn besser, und ich verstehe seine Gründe.«

»Nicht einmal er selbst versteht seine Gründe«, erwiderte Silwyth und hielt den Blick auf die einsame Gestalt gerichtet. »Und es gibt nicht so viele Männer mit gutem Herzen in dieser Welt, dass ich es riskieren würde, einen zu verlieren, nur weil ich mich nicht genug angestrengt habe.«

»Ihr glaubt wirklich, dass er umkommen würde?«, fragte Damra.

»Ich weiß es, Damra von Gwyenoc«, antwortete Silwyth.

»Ich habe viele Gerüchte über die Gefahren von Alt-Vinnengael gehört. Aber es waren Gerüchte. Seid Ihr dort gewesen?«

»Ja«, antwortete Silwyth.

»Und Ihr habt überlebt«, erwiderte sie kühl. »Und dennoch seid Ihr kein Paladin.«

»Ich habe überlebt, weil ich sie kannte«, sagte Silwyth leise, »und sie kannten mich.«

»Wer kannte Euch?«, fragte Damra verblüfft.

»Die Toten«, erwiderte Silwyth.

Damra erstarrte. Sie sah ihn an. »Magie der Leere?«

»Es gibt alle Arten von Magie in den Ruinen dieser einstmals so stolzen Stadt«, sagte Silwyth. »Ihr müsst darauf vorbereitet sein, oder sie wird Euch in den Tod und in etwas viel Schlimmeres ziehen. Der Segen der Götter ist Eure Rettung, er wird Euch über Wasser halten.«

»Werdet Ihr mit uns kommen?«, fragte sie plötzlich.

»Ich werde Euch dort treffen«, erwiderte Silwyth. »Aber was der Zwerg über eine Falle erzählt hat, beunruhigt mich. Ich muss herausfinden, was Shakur vorhat. Und daher verabschiede ich mich jetzt von Euch, Damra von Gwyenoc, bis wir uns Wiedersehen.«

»Sagt mir noch eins, Silwyth«, sagte Damra. »Wenn wir die vier Teile des Steins der Könige zum Portal der Götter bringen, wird dann all das ein Ende haben? Wird unsere Heimat sicher sein?«

»Fragt die Orks«, sagte Silwyth mit einem boshaften Lächeln. »Sie haben die Vorzeichen gesehen.«

Damra drehte sich um und schaute zum Flussufer hin, wo sich die Orks um ihr Boot versammelt hatten. Sie waren in eine angeregte Debatte verstrickt; einige zeigten flussaufwärts, andere schüttelten die Köpfe und zeigten flussabwärts.

»Silwyth – « Damra drehte sich wieder um, aber der uralte Elf war bereits verschwunden.

Sie suchte noch einen Augenblick nach ihm, aber sie war sicher, ihn in dem Durcheinander von Felsen und Büschen, welche sich an die Wände der Schlucht klammerten, nicht finden zu können. Sie dachte über seine Warnung nach, an die Gefahr für ihr Volk. Die Aussichtslosigkeit der Lage drohte sie

zu überwältigen. Von unten drangen die Stimmen der Orks zu ihr herauf, welche sich nun ernsthaft stritten. Über ihr saß Shadamehr allein auf einem großen Felsvorsprung und warf Kiesel über den Rand der Schlucht.

Damra fing an zu klettern.

»Möchtet Ihr Gesellschaft?«, fragte Damra. Shadamehr sah sie blinzelnd an. Er musste seine Augen gegen die nun tief im Westen stehende Sonne abschirmen. »Wenn es Eure Gesellschaft ist, ja, dafür wäre ich dankbar.« Er warf eine Hand voll Kiesel in die Schlucht und sah zu, wie sie über die größeren Felsen sprangen. »Die Gesellschaft, die ich bisher hatte, war schauerlich.«

»Und was war das für eine Gesellschaft?«, fragte Damra lächelnd.

Er rutschte beiseite, um für sie Platz zu machen. Sie setzte sich neben ihn, griff nach einer Hand voll Kieseln und fing an, die kleinen Steine nacheinander ins Wasser zu werfen.

»Mein Feind«, sagte er mit einem bedauernden Lächeln. »Der Feind, den ich nicht besiegen kann.«

Er warf die Kiesel mit einem Fluch vor sich auf den Boden, senkte den Kopf und stützte die Ellbogen auf die Knie.

»Alise wäre beinahe gestorben, als sie versuchte, mir das Leben zu retten, nachdem der Vrykyl mich mit seinem Blutmesser erwischt und fast getötet hatte«, sagte er leise. »Wusstet Ihr das?«

»Nein«, antwortete Damra. »Das hat keiner von euch beiden erwähnt.«

»Ich würde es auch jetzt nicht tun«, sagte Shadamehr, und man konnte sehen, wie sich in einem Schauder die Haare auf den Unterarmen sträubten, »aber es hat etwas mit den Dingen zu tun, über die ich nachgedacht habe. Als ich wieder zu mir kam, sah ich sie halb tot neben mir liegen, und nässende Wunden der Leere bedeckten ihr Gesicht und ihren Körper. Sie

hatte mich gerettet – unwürdiges Tier, das ich bin –, und ich konnte nichts tun, um ihr zu helfen. Genau wie ich nichts tun konnte, um Bashae zu retten. Damals wusste ich, dass alle beide überlebt hätten, wenn ich ein Paladin gewesen wäre. Nichts von diesen Dingen wäre überhaupt geschehen.«

»Es ist dumm, so zu denken«, erklärte Damra ernst. »Wenn Ihr den Weg eines Paladins gegangen wärt, wer weiß, wohin Euch das geführt hätte? Vielleicht viel weiter weg von den Orten, an denen man Euch brauchte.«

»Mag sein«, meinte Shadamehr, aber er klang zweifelnd. »Jedenfalls, das habe ich geglaubt – dass es ein schwerer Fehler gewesen ist, kein Paladin zu werden. Ich dachte, ich hätte die Gelegenheit verpasst. Ich habe das zweifellos bedauert, aber – «

»Aber – «, forschte Damra sanft nach.

»Aber offensichtlich nicht genug.« Er sah sie nicht an, sondern starrte mürrisch seine Stiefel an.

»Warum sagt Ihr das?«

»Weil ich eine weitere Chance erhalten werde.«

»Und?«

»Und ich werde sie nicht annehmen.« Shadamehr seufzte und verzog das Gesicht. »Ich stinke nach Fisch.«

»Das tun wir alle«, stellte Damra fest.

»Ich dachte daran, ein Bad im Fluss zu nehmen. Wollt Ihr mitkommen?«

»Warum wollt Ihr denn kein Paladin werden?«, fragte Damra. »Ihr habt mir Eure Gründe schon einmal genannt, aber das sind Gründe, die Ihr erfunden habt, um Euch selbst zu täuschen.«

»Wie aufmerksam von Euch«, sagte Shadamehr bewundernd. »Ihr und Silwyth. Ich wusste nicht, dass ich diese Gründe erfunden habe. Das weiß ich erst seit ein paar Augenblicken. Und Ihr wusstet es die ganze Zeit.«

»Und zu welchem Schluss seid Ihr gekommen?«

»Es ist nicht sehr angenehm«, warnte er sie.

»Ich glaube, ich kann es aushalten«, meinte sie lächelnd.

Er hielt inne, dann holte er tief Luft, als wolle er gleich in den Fluss tief unter ihnen springen. Er atmete langsam wieder aus, dann sagte er: »Es gefällt mir nicht, wenn ich mich bei jemandem bedanken muss.«

Damra starrte ihn an. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich das richtig verstehe.«

»Es ist ganz einfach«, sagte er achselzuckend. »Man erwartet von mir, dass ich mich bei den Göttern bedanke, wann immer sie sich einmischen, um meinen dummen Hals zu retten. Und das mache ich nicht. Ich will nicht, dass sie sich einmischen. Ich bin mein eigener Herr, auch was mein Schicksal anbetrifft, und ich gebe zwar zu, dass ich die ganze Sache ziemlich verfahren habe, aber es ist meine eigene Verfahrenheit; ich bin derjenige, welcher damit zurechtkommen muss. Es ist nicht das Durcheinander anderer Leute, wenn Ihr versteht, was ich meine. Und dann gibt es noch etwas anderes«, erklärte er todernst. »Wenn mich ein Schurke in einer dunklen Gasse angreift, möchte ich nicht plötzlich von Kopf bis Fuß in eine elegante Rüstung gehüllt sein und aussehen wie der Lord der versilberten Teekannen. Ich möchte im Stande sein, selbst mit diesem Mistkerl zurechtzukommen – Mann gegen Mann, Mensch gegen Mensch, Mensch gegen Ork, Zwerg oder Elf. Ich möchte die Herrschaft über mein Leben nicht verlieren«, schloss er. »Und nicht meine Menschlichkeit.«

»Ich verstehe«, sagte Damra kühl.

»Ach, verflucht!« Plötzlich wirkte er betroffen. »Ich wollte damit nicht sagen, dass Ihr die Herrschaft über Euer Leben verloren habt. Ihr und Eure Götter, ihr habt eine Übereinkunft. Ich und meine Götter – wir haben das nicht.«

Er nahm ihre Hand und zog sie an die Lippen. Dann hielt er sie weiterhin fest und sah Damra entschlossen an.

»Ich bin der Träger des Steins der Könige. Ich bin vielleicht nicht der auserwählte Träger, aber ich habe diese Last auf mich genommen, und ich werde sie bis zum Ende tragen, wie ich es Bashae versprochen habe. All mein Mut, mein Geist, meine Fähigkeiten und mein Glück stehen Euch zur Verfügung. Ich kann nichts weiter sein als das, was ich bin, aber alles, was ich bin – mein Leben und meine Ehre – gebe ich Euch und den anderen und der heiligen Sache, die uns zusammengebracht hat.«

Wieder küsste er ihre Hand, dann stand er auf.

»Ich glaube, jetzt werde ich baden.« Er machte sich auf den Weg über die Felsen.

Damra sah etwas Glitzerndes bei den Kieseln liegen, die Shadamehr weggeworfen hatte. Sie bückte sich und hob es auf.

»Shadamehr«, sagte sie. »Ich glaube, Ihr habt das hier verloren.«

Er kam zurück. »Was denn?«

Und dann sah er, um was es sich handelte. Er erstarrte und rührte es nicht an.

»Ich habe auch das hier gefunden«, sagte Damra. »Ich glaube, es gehört dazu.« Sie hielt einen Streifen Papier hoch. »Es steht etwas darauf.«

Sie las die Worte, die in der Allgemeinen Sprache geschrieben waren.

»Lord des Suchens.«

Shadamehr streckte langsam die Hand aus und nahm von ihr das heilige Medaillon eines Paladins entgegen. »Das verstehe ich nicht. Was ist mit der Verwandlung – zu Stein verwandelt und wiedergeboren werden…«

»Ihr seid gestorben«, sagte Damra leise. »Das habt Ihr mir gerade erzählt. Alise hat Euch zurückgeholt.«

»Alise – nicht die Götter.«

»Was sind denn die Götter, wenn nicht Liebe?«

Shadamehr starrte das Medaillon lange unentschlossen an, dann steckte er es seufzend und mit einem Schulterzucken in eine Hosentasche.

»Lord des Suchens«, meinte er kläglich. »Naja, allemal besser als Lord der versilberten Teekannen.«

Er sah Damra an. »Ich danke Euch, Damra. Vielen, vielen Dank.«

»Schon gut«, antwortete Damra. »Seht Ihr, so schwer war es doch gar nicht.«

Shadamehr ging zu den anderen am Flussufer und zeigte ihnen schweigend das gesegnete Medaillon, welches ihn zum Paladin machte. Wolfram kratzte sich am Kinn und zog die Brauen hoch. Der Kapitän brummte, als wäre das etwas, das sie ohnehin erwartet hatte, und machte sich wieder daran, ihre Mannschaft für irgendwelche Schwierigkeiten auszuschimpfen, die sie mit dem Boot hatten.

»Fühlt Ihr Euch irgendwie verändert?«, fragte Damra.

»Nein«, erwiderte er barsch. Er versuchte, sich das Medaillon um den Hals zu hängen. Er nestelte am Verschluss herum. »Ich kriege das dumme Ding nicht auf!«

»Lasst es mich versuchen«, sagte Damra. Ihr eigenes Medaillon hatte keinen Verschluss. Die Götter selbst hatten es ihr um den Hals gelegt.

Der Lord des Suchens. Sein Weg würde niemals einfach sein, aber er hatte es ja nicht anders gewollt.

»In Ordnung«, sagte sie und tätschelte die Kette.

»Es juckt«, murmelte er.

»Ihr werdet Euch schon daran gewöhnen.«

Er schwieg, aber er verdrehte die Augen.

»Haltet das hier einen Augenblick.«

Er reichte ihr den Rucksack, dann sprang er von den Felsen in den Fluss und landete mit einem Platschen, das alle, die dicht am Ufer standen, durchtränkte. Schnaubend und Wasser tretend kam er wieder an die Oberfläche.

Die Orks grinsten. Wolfram schnaubte angewidert. Er hatte nicht viel für Wasser übrig, ob es nun ums Waschen oder ums Trinken ging.

»Ist es kalt?«, fragte Damra.

»Ja«, erwiderte Shadamehr mit klappernden Zähnen und bläulichen Lippen.

Er tauchte unter, kam schnaubend wieder hoch, dann kletterte er ans Ufer zurück. Er schüttelte sich ausgiebig wie ein Hund. Wolfram wich mit mürrischer Miene zurück und wischte sich Wassertropfen vom Hemd.

»Menschen«, murmelte der Kapitän der Kapitäne. »Sie sind alle verrückt. Kein Wunder, dass die Vorzeichen schlecht waren.« Sie zeigte aufs Boot. »Rein mit euch.«

Einer der Orks, der immer noch grinste, reichte Shadamehr eine Decke, damit er sich abtrocknen konnte. Die anderen stiegen ins Boot. Die Ruderer nahmen ihre Plätze ein. Zuletzt kam der Kapitän und setzte sich ans Steuer.

Damra reichte Shadamehr den Rucksack. Er nahm ihn und schlang den Arm durch den Riemen. Er spürte, dass er sich anders anfühlte. Schwerer als sonst. Er nahm an, dass Damra ihm einen Streich gespielt hatte, öffnete den Rucksack und erwartete, einen Felsbrocken darin zu finden.

Das Sonnenlicht brach sich auf der kristallglatten Oberfläche des Steins der Könige.

Shadamehr starrte das glitzernde Juwel staunend an.

»Vielleicht fühle ich mich ja tatsächlich ein bisschen anders«, sagte er leise. Er holte den Stein heraus und hielt ihn ins Licht.

Der Stein war wunderschön. Er fühlte sich in Shadamehrs Hand schwer an, viel schwerer, als er seiner Größe nach hätte sein sollen. Die Kanten waren scharf, sodass er sie lieber nicht anfasste, um sich nicht zu schneiden. Die Seiten waren glatt, und es fühlte sich angenehm an, mit dem Finger darüber zu

streichen. Der Stein war kühl, aber er wurde wärmer, als Shadamehr ihn in der Hand hielt.

Er suchte nach seinem Spiegelbild auf der Oberfläche, aber er konnte sich nicht sehen. Es kam ihm allerdings so vor, als könne er die Augen von Millionen dort entdecken. Wenn er den Stein ein wenig drehte, konnte er durch den klaren Kristall die Felsen, das Wasser, die Wolken und die flackernden Flammen des Lagerfeuers sehen, und sie waren alle vergrößert und ganz nah. Wenn er den Stein in eine andere Richtung drehte, verschwamm alles in einem Durcheinander von Grau- und Grüntönen, von Blau und Orange. Er begann das Geheimnis des Steins zu verstehen, sein Wunder, und er wurde von Ehrfurcht und Demut erfüllt, wenn er daran dachte, dass eine solche Kostbarkeit ausgerechnet ihm zugefallen sein sollte.

Es war, als hielte er einen winzigen Splitter des Geistes der Götter in der Hand.

»Sind sie alle so schön?«, fragte er. »Darf ich sie sehen?«

Einer nach dem anderen holten die anderen ihre Teile des Steins der Könige heraus und hielten sie ins Sonnenlicht, sodass sie glitzerten. Shadamehr sah ihnen an, dass auch sie die gleiche Ehrfurcht, das gleiche Staunen empfanden.

»Ich habe eine Idee«, sagte er plötzlich begeistert. »Warum legen wir nicht alle vier Teile zusammen?«

Ihre Mienen veränderten sich und wirkten plötzlich finster und misstrauisch.

»Und wer soll den Stein dann tragen?«, wollte Wolfram wissen. »Ihr, nehme ich an.«

Shadamehr war verblüfft. »Ich weiß es nicht. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Ich denke…«

»Niemand trägt meinen Teil des Steins«, sagte Wolfram und runzelte die Stirn.

»Ich… ich möchte niemanden mit meinem belasten«, sagte Damra errötend.

»Nur ich kann den Orkteil tragen«, knurrte der Kapitän. »Niemand sonst.«

»Ich verstehe«, sagte Shadamehr leise. Er ließ den Stein der Könige wieder in den magischen Rucksack fallen. Er verschwand aus seiner Sicht. Jetzt, nachdem der Stein verborgen war, fühlte er sich wieder sicherer, aber die Begeisterung war ebenfalls verschwunden. Er fühlte sich plötzlich müde und bedrückt.

Shadamehr saß allein da und starrte ins dunkle Wasser. Er fragte sich, ob auch König Tamaros die Leere gesehen hatte, die sich im Herzen des Steins befand.

Und wenn das der Fall gewesen war, wieso hatte er ihn dann nicht zerschmettert?

Silwyth dachte bei Einbruch der Nacht immer noch über die Paladine nach. Er fragte sich, wo sie sein mochten, überlegte, ob Shadamehr die Götter akzeptiert hatte, und ob sie umgekehrt Shadamehr anerkannt hatten.

Dann wandten sich seine Gedanken Shakur zu, und schließlich Dagnarus. Er fragte sich, was der Lord der Leere wohl vorhatte. Diese Söldnertruppe, von welcher der Zwerg gesprochen hatte, war ein ganz neuer Faktor. Silwyth hatte sie nicht in seine Berechnungen mit einbezogen. Würden die Söldner seine Pläne vereiteln? Er musste mehr über sie herausfinden.

Silwyth bewegte sich geräuschlos. Er ging barfuß, denn seine Fußsohlen waren so fest und weich wie feinstes Stiefelleder. Er hatte so lange in der Wildnis gelebt – und von ihr –, dass er nun Teil von ihr war. Die Tiere regten sich nicht, wenn er vorbeiging. Das Wild graste weiter. Die Kaninchen schliefen.

Die Eichhörnchen hielten ihn für einen Baum. Die Schlange glitt über seinen Fuß. Der Fuchs huschte vorbei, ohne ihm einen Blick zu gönnen.

Silwyth hatte nahe dem Portal Anzeichen dafür bemerkt, dass sich eine große Gruppe von Reitern in der Nähe befand, aber er war mit dem Kapitän und Wolfram beschäftigt gewesen und hatte nicht genug Zeit gehabt, sich darum zu kümmern. Nun hatte er vor, zu dem Portal zurückzukehren, Klendists Spur aufzunehmen und ihr zu folgen. Sie waren alle zum gleichen Ort unterwegs – nach Alt-Vinnengael, wo er sich wieder mit den Paladinen treffen würde. Sie würden einen Führer durch die Ruinen brauchen, jemanden, der sich mit den Gefahren auskannte. Aber als Erstes würde er sich um diesen Klendist kümmern.

Silwyth kam zu einem kleinen Bach, der durch den Wald floss. Das Wasser war träge und nahm sich Zeit. Es gluckerte leise vor sich hin, wenn es über Steine floss und unter Weiden hindurchglitt, und das Laub des Winters schmückte die kleinen Wellen. Silwyth hatte gerade vor, den trägen Bach zu überqueren, als er spürte, wie ihn eine seltsame Teilnahmslosigkeit ergriff.

Er ließ sich schwerfällig auf einen moosigen Baumstumpf sacken. Die Schwäche hatte ihm die Kraft zum Gehen genommen. Er hatte solche Anfälle schon zuvor erlebt, aber noch nie so heftig. Er wusste sofort, was geschah. Er würde sterben.

Silwyth dachte an alles, was er noch tun musste, alles, was noch nicht zu Ende gebracht war. »Lasst mich leben«, betete er zu Vater und Mutter. »Nur noch ein klein wenig länger.«

»Lege deine Last ab«, lautete die Antwort. »Andere werden sie übernehmen. Das ist der Weg der Dinge.« Mit einem Seufzer ließ er los.

Er saß auf dem Stein und schaute ins Wasser mit seinen Sonnen- und Schattenflecken. Er sah sich selbst als ein weiteres braunes, vertrocknetes Blatt, das auf diese wellige Oberfläche gefallen war und zum endlosen Meer getragen wurde.

Nun, da seine Last von ihm genommen war, brachte die Lethargie Frieden. Er spürte keine Angst. Er wartete geduldig auf den Tod, so wie ein Liebender auf seine Geliebte wartet. Das Lied des Bachs, die Wärme der Sonne machten ihn schläfrig. Der Kopf sackte ihm auf die Brust. Er war dabei, in den Schlaf zu sinken, welcher das letzte Geschenk von Vater und Mutter ist, als ein Schatten auf ihn fiel.

Ein kalter, leerer Schatten.

Der Schatten, die Gefahr, weckten ihn und rissen ihn zurück. Silwyth öffnete die Augen.

»Lady Valura.«

Sie stand in Frauengestalt vor ihm, schön und jung, die Haut warm und wächsern wie die Blütenblätter der Gardenie, ihr Mund karneolrot, ihr Körper makellos in Gestalt und Anmut. Die Augen, diese leeren Augen, starrten auf ihn nieder.

»Falls Ihr Rache wollt, meine Dame«, sagte Silwyth, »kommt Ihr zu spät. Ich sterbe.«

»Lügner!« Sie spuckte das Wort geradezu aus. Höhnisch verzog sie die Lippen. »Du warst immer schon ein Lügner! Du könntest nicht einmal die Wahrheit sagen, wenn du es wolltest!«

»Ich habe Euch nie belogen, Lady Valura«, sagte Silwyth.

Sie bewegte sich näher zu ihm heran und beobachtete ihn misstrauisch. Er hatte sie schon zuvor betrogen, hatte sie hintergangen, sie gekränkt und erniedrigt. Sie traute ihm nicht, würde ihm niemals trauen, bis sie seinen erkaltenden Leichnam in ihren Armen hielt und seine Seele in die Leere saugte.

Silwyth regte sich nicht. In seinem Blick sah sie, was schon immer dort gestanden hatte: Mitleid. Wenn er tot war, würde sie ihm diese Augen ausreißen.

Valura griff an ihre Brust und zog das Blutmesser heraus, das aus ihrem eigenen Knochen hergestellt war.

»Du versuchst, Dagnarus' Pläne zu vereiteln«, sagte sie.

»Ich habe mein Bestes getan«, erwiderte Silwyth.

»Warum?«, wollte sie wissen.

»Ihr wisst, warum, Lady Valura.« Er blickte zu ihr auf, in diese leeren Augen. Vor langer Zeit einmal hatte er diese Augen in einem wunderschönen Garten gesehen.

»Dagnarus liebt mich!«, rief sie.

»Er hasst Euch. Er verabscheut Euch. Er hat Euch verstoßen. Er hat Euch weggeschickt. Er will Euch nicht in seiner Nähe…«

Sie umklammerte das Knochenmesser, lockerte den Griff wieder, packte es erneut fester.

»Er wird mich zu sich rufen, wenn ich ihm geholfen habe. Wenn ich ihm gegeben habe, was er will. Er wird mich lieben. Das wird er! Und du wirst Zeuge sein. Denn ich werde deinen Körper und deine Seele nehmen!«

Sie stach zu und traf Silwyth in die Brust. In ihrem Zorn hatte sie allerdings nicht besonders gut gezielt – das Messer drang nicht in sein Herz.

Wütend riss sie es heraus und wollte noch einmal zustechen.

Silwyth sah sein eigenes Blut auf dem Messer. Er sah es auf dem weißen Gewand der Frau.

»Ihr könnt vielleicht meinen Körper nehmen«, sagte er. »Aber meine Seele bekommt Ihr nicht. Die habe ich schon dem Vater – und der Mutter…«

Wieder stach Valura zu. Diesmal fuhr der Dolch ins Herz.

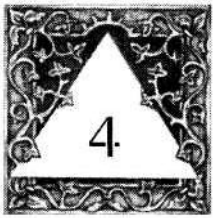
Ihre Gestalt veränderte sich. Valura verschwand. Silwyth stand an ihrer Stelle.

Seine Leiche blieb auf dem Baumstumpf sitzen, vornüber gesackt und aus den beiden Brustwunden blutend. Valura trat die Leiche in Richtung des Baches. Wieder und wieder trat sie zu, bis ihr Zorn vergangen war.

»Verflucht sollst du sein«, sagte sie mit Silwyths Lippen. »Ich verfluche dich zur Leere!«

Aber das geschah nicht. Der uralte Elf war dem Schicksal, das er verdient hatte, entgangen. Seine Leiche lag im Bach. Das Wasser färbte sich von seinem Blut. Sein totes Gesicht starrte zu ihr auf. In seinen Augen stand Mitleid. Sie hatte sein Gesicht genommen. Die Seele war ihr entkommen.

Valuras Blutmesser hatte einen Mann getroffen, der bereits tot gewesen war.



Auf K’lets Befehl hin zogen die Taan nach Osten. Sie bewegten sich rasch, verschlangen die Meilen mit kräftigen Beinen. Das Ziel war ihnen unbekannt.

Niemand bezweifelte jedoch, dass K’let ein Ziel hatte. Taan handelten nicht sinnlos. Kein Augenblick wurde leichtsinnig verschwendet. Selbst zu den seltenen Gelegenheiten, zu welchen den Taan ein Feiertag zugestanden wurde, verfeinerten sie beim Sport weiter jene Fähigkeiten als Krieger, die ihr Überleben sicherten.

Rabe führte seinen Stamm von Halbtaan an, eine Aufgabe, die sich als ausgesprochen schwierig erwies. K’let hatte zwar verlangt, dass die Taan die Halbtaan als gleichgestellt akzeptierten, aber nicht einmal der so hoch verehrte Kyl-sarnz konnte die Taan dazu zwingen, die Halbtaan mit Respekt zu behandeln. Sie wurden gemieden und gequält.

K’let hatte befohlen, dass die Halbtaan mit der Hauptarmee nach Süden marschieren sollten, damit sie geschützt waren. Das bedeutete, dass sich die Halbtaan am Ende der Marschordnung befanden und den Staub von Hunderten von Taan vor sich schlucken mussten. Die Taan durften sich die besten Lagerplätze auswählen, die Halbtaan nahmen, was übrig war. In der letzten Zeit waren die Taan dazu übergegangen, das Lager der Halbtaan bei Nacht zu überfallen, ihr Essen zu stehlen, die Zelte aufzuschlitzen und alles zu zerstören, was sie finden konnten.

Rabe beschwerte sich bei Dag-ruk und den anderen Nizam wegen dieses Verhaltens. Sie lachten nur und johlten. Was hatte er erwartet? Diese elenden Halbtaan konnten weder auf sich selbst aufpassen noch für sich selbst sorgen. Sogar K'let wusste das. Deshalb hatte er befohlen, dass sie mit ihren Beschützern marschierten. Halbtaan eigneten sich nur zum Dienen. Rabe erkannte bald, dass er die Einstellung der Taan nicht ändern konnte. Nur die Halbtaan selbst würden das erreichen können.

Rabe arbeitete mit den Halbtaan, unterrichtete sie im Gebrauch der Waffen, brachte ihnen Kampftaktik bei, lehrte sie, selbst zu denken und sich selbst zu achten. Dieser letzte und wichtigste Punkt erwies sich als der schwierigste. Jedes Mal, wenn ein Taan in ihr Lager kam, bebten die Halbtaan und duckten sich. Wenn Rabe sie dafür tadelte, bebten sie und duckten sich vor ihm.

Rabe hatte Geduld. Er hatte in Dunkarga mit unerfahrenen Rekruten gearbeitet, und er wusste, dass es Zeit brauchen würde, ihnen Selbstachtung beizubringen. Zum Glück machte sich bald das Taanblut in ihnen bemerkbar. Sie waren geborene Krieger. Es mochte ihren halb menschlichen Körpern zwar an der brutalen Kraft und dem Durchhaltevermögen der Taan fehlen, aber sie erwiesen sich als schneller und beweglicher. Jeden Tag wurden sie besser an den Waffen, und da sie mehr Selbstvertrauen als Krieger entwickelten, wuchs auch ihre allgemeine Selbstachtung. Rabe hoffte nur, dass das noch besser würde, bevor die Taan sie umbrachten.

Auf K'lets Befehl hin marschierten die Taan weiter nach Norden. Nun hatte ihr Ziel einen Namen, Krul-um-drelt, was »Geisterstadt« bedeutete. Einer der Halbtaan sagte Rabe, der Menschenname für diese Stadt laute Alt-Vinnengael.

Rabe riss die Augen auf, als er das hörte. Die Ruinen der Stadt Alt-Vinnengael hatten einen schlechten Ruf, nicht nur

bei seinen eigenen Leuten, sondern bei allen Völkern, denen er je begegnet war.

»Geisterstadt«, murmelte Rabe. »K'let wird da wunderbar hinpassen. Ich bin mir allerdings nicht sicher, was den Rest von uns angeht.«

Er versuchte, mehr darüber herauszufinden, aus welchem Grund sie nach Alt-Vinnengael unterwegs waren. Er sprach mit Dag-ruk darüber, aber falls sie es wusste, ließ sie nichts durchscheinen. Sie wurde nun oft mit dem Schamanen R'lt gesehen und hatte offen erklärt, sie würde ihn zum Gefährten nehmen. Dag-ruk behandelte Rabe kaum besser als einen Halbtaan und ließ sich nur dazu herab, mit ihm zu sprechen, wenn ihr danach war. Rabe verdoppelte seine Anstrengungen, die Halbtaan zu Kriegern auszubilden.

K'lets Stämme waren nur noch einen Tagesmarsch von Alt-Vinnengael entfernt, als man ihnen befahl, ihr Lager aufzuschlagen. K'let war seit einiger Zeit auf einer geheimnisvollen Mission unterwegs. Die Befehle kamen von Derl, der in K'lets Abwesenheit Kommandant war. Die Taan sollten ihr Lager aufschlagen und auf K'lets Rückkehr warten.

Rabe nutzte die Gelegenheit, um weiter mit seinen Halbtaan zu arbeiten. Er war sehr zufrieden mit ihren Fortschritten. Sie begannen, sich gerade zu halten und geradeaus zu schauen statt ständig den Blick zu senken. Er war so erfreut über ihre Fortschritte beim Kämpfen, dass er an diesem Tag zu Dag-ruk ging.

»Dur-zor«, sagte er, »sag Dag-ruk, dass ich einen Wettbewerb zwischen unseren beiden Stämmen vorschlage.«

Dag-ruk fing an zu lachen. Sie wandte sich den Taankriegern zu, die bei ihr saßen, und erzählte ihnen von Rabes Vorschlag. Die Taan johlten und grinsten.

»Weigert sie sich?«, fragte Rabe.

»Selbstverständlich, Rabe«, antwortete Dur-zor. »Es liegt keine Ehre darin, wenn ein Taan gegen einen Sklaven kämpft.«

»Aber die Halbtaan sind keine Sklaven«, widersprach Rabe. »Nicht mehr. K'let hat sie freigelassen.«

Dur-zor verzog das Gesicht.

»Was ist?«, fragte Rabe.

»Die Taan sehen das anders, Rabe«, erklärte Dur-zor. Sie warf ihm einen flehentlichen Blick zu. »Ich wollte dir nicht die Wahrheit sagen. Du warst so froh über das, was du erreicht hast.«

»Sag es mir«, forderte Rabe verärgert.

»Die Taan glauben, dass K'let dir die Halbtaan als deine eigenen Sklaven gegeben hat.«

Rabe starrte sie ungläubig an. »Aber – « Er hielt inne, dann verlangte er: »Sag ihnen die Wahrheit, Dur-zor. Sag ihnen, dass die Halbtaan ebenso wenig meine Sklaven sind, wie du es bist. Sag ihnen, die Halbtaan sind… sie sind…« – er suchte nach einem Wort – »sie sind meine Brüder.«

»Meinst du das ernst, Rabe?« Dur-zors Augen blitzten vor Freude.

»Selbstverständlich. Was glaubst du wohl, was ich während all dieser Wochen getan habe? Eine Armee von Sklaven zu meinem Schutz ausgebildet?«

»Nein, Rabe, selbstverständlich nicht«, sagte Dur-zor eilig. »Ich werde es Dag-ruk sagen.«

Aber die Taan war alles andere als beeindruckt. Sie verzog höhnisch den Mund und sagte etwas, das Rabe nicht verstehen konnte, dann ging sie davon. Als Rabe Dur-zor bat, ihre Worte zu übersetzen, meinte Dur-zor nur, dass Dag-ruk keinen Wettbewerb wolle.

Auf dem Rückweg zu ihrem Stamm war Rabe nachdenklich und still. Dur-zor kannte diese Miene inzwischen.

»Rabe, was hast du vor?«, fragte sie misstrauisch.

Er warf ihr einen Blick zu und lächelte. »Bin ich so leicht zu durchschauen?«

»Ich verstehe diesen Begriff nicht, Rabe.«

»Kannst du wirklich in mich hineinsehen? Siehst du meine Gedanken, so wie man in klarem Wasser die Fische sehen kann?«

»O ja, Rabe«, antwortete Dur-zor. Und als sie seinen Blick bemerkte, fügte sie hinzu: »War das die falsche Antwort?«

Er lachte bedauernd. »Wir halten uns alle gern für geheimnisvoll, aber ich fürchte, das bin ich nicht. Was ich vorhabe?« Sein Ton wurde finster. »Wir werden unseren Wettbewerb haben, ob Dag-ruk das nun will oder nicht.«

Dur-zor seufzte, aber sie achtete darauf, dass Rabe sie nicht hörte.

Als sie wieder im Lager waren, rief Rabe seine Halbtaan zusammen.

»Ich war bei Dag-ruk, um zu fragen, ob die Taankrieger in einem Wettbewerb gegen uns antreten wollen«, kündigte Rabe an.

Die meisten Halbtaan schienen erfreut. Nur ein paar schauten verblüfft drein, einige wenige erschrocken.

»Ihre Antwort lautet nein. Und nicht nur das, ihr ›Nein‹ war eine Beleidigung.«

Es freute ihn zu sehen, wie Zorn in den Augen der meisten Halbtaan aufblitzte, und er hörte mehrere knurren. Einige waren auch erleichtert, aber das war zu erwarten gewesen.

»Wir werden ihnen dieses ›Nein‹ in die Kehle zurückrammen!«, fuhr Rabe fort, und mehrere Halbtaan grinsten und schüttelten die Speere. »Tugi, du und Gar-dra und Mok, ihr kommt mit mir auf die Jagd. Wir werden das größte Tier fangen, das wir finden können, und es ins Lager schleppen. Sobald wir es haben, machen wir ein gewaltiges Theater. Wir werden überall im Lager verbreiten, dass wir

morgen Abend starkes Essen haben werden. Sie werden in unser Lager kommen, um unsere Jagdbeute zu stehlen. Wir verstecken uns in den Zelten, und wenn sie ins Lager schleichen, werden wir ihnen eine Lektion erteilen.«

Die Halbtaan fingen an zu grinsen. Einer johlte, aber Rabes Stirnrunzeln brachte ihn zum Schweigen. Nur wenige schienen sich zu fürchten. Rabe merkte sich, wer das war. Er achtete darauf, ihnen Arbeiten zuzuweisen, welche sie im Hintergrund beschäftigen würden, wo ihnen nichts zustoßen konnte. Insgesamt war er sehr zufrieden mit dem Ergebnis. Seine Halbtaan waren begierig, es den Taan zu zeigen. Jeder Gedanke daran, sich zu ducken und zu winden, war verschwunden.

Rabe sammelte seine Jäger und machte sich auf die Suche nach einem wilden Eber, der in der Nähe gesichtet worden war. Dur-zor blieb im Lager und führte mit jenen, die noch nicht so recht mit den Waffen zurechtkamen, die Ausbildung fort. Die Übungen wurden begleitet von Beleidigungen und Gelächter, als ein paar Taankrieger zum Zuschauen kamen. Taankinder warfen Steine nach ihnen. Dur-zor biss die Zähne zusammen und fuhr mit grimmiger Entschlossenheit fort.

Die Halbtaan töteten ihren Eber. Sie kehrten ins Lager zurück, weideten das Tier aus und hängten es hoch in einen Baum, um das Blut herauslaufen zu lassen. Dann verbreiteten sie überall, dass die Halbtaan morgen Abend ein Festessen haben würden. Starkes Essen.

Und im Lager übten sie weiter mit ihren Waffen und warteten begierig auf den Sonnenuntergang.

Klendist und seine Leute erreichten Alt-Vinnengael etwa zur gleichen Zeit wie die Taan, aber im Augenblick waren die beiden Armeen sich der Anwesenheit der anderen nicht bewusst. Klendist kam aus dem Osten und schlug sein Lager etwa zehn Meilen südlich der Ruinen der alten Stadt auf. Die

Taan hatten ihr Lager etwa zwanzig Meilen weiter westlich. An dem Morgen, als Rabe Dag-ruk wegen des Wettbewerbs fragte, schickte Klendist Spähtrupps aus, um die Umgebung zu erkunden. Er befahl seinen Männern, besonders nach kleinen Gruppen Ausschau zu halten, da die Paladine ohne große Eskorte reisten.

Die Späher verschwanden. Klendist blieb im Lager und wartete auf Shakur.

Der Tag verging, ohne dass der Vrykyl sich sehen ließ. Klendist fand das Warten langweilig. Er hatte keine Ahnung, wann er Shakur erwarten sollte, und schließlich musste er sich der Tatsache stellen, dass sie vielleicht tagelang hier festsitzen würden, wenn sie nicht das Glück hatten, schon bald über diese Paladine zu stolpern.

Die Späher kamen mit ihren Berichten zurück, und etwa zur gleichen Zeit kam Shakur ins Lager geritten. Er winkte Klendist gebieterisch zu, mit ihm zu reiten.

»Ich sehe, dass Eure Späher wieder da sind. Was haben sie gefunden?«, wollte Shakur wissen, sobald sie allein waren.

»Eine Gruppe von Bahk hat sich außerhalb der Ruinen der Stadt angesiedelt«, berichtete Klendist. »Meine Männer haben etwa fünfzehn gezählt, aber es könnten sich noch mehr in der Stadt selbst aufhalten.«

Shakur sah ihn an. »Das braucht Euch nicht zu interessieren, Klendist. Ihr braucht die Stadt nicht zu betreten. Es sei denn, Ihr und Eure Männer versagt bei eurer Aufgabe.«

»Wir werden nicht versagt«, erwiderte Klendist.

»Gut. Was gibt es sonst?«

»Keine Spur von diesen Paladinen – «, setzte Klendist an.

»Nein, es ist noch früh.«

»Aber das hier ist ein gewaltiges Gelände. Es gibt mehr Wege, die zu diesen Ruinen führen, als Löcher in einem Käse aus Dun-karga«, gab Klendist zu bedenken. »Wenn ich

fünfhundert Männer hätte, wären das immer noch zu wenig, um alle zu überwachen.«

»Ihr werdet keine fünfhundert Männer brauchen. Wahrscheinlich nicht einmal fünf. Die Paladine haben einen Führer, der sie direkt zu Euch führen wird.«

»Das hört sich schon besser an«, meinte Klendist. »Wer ist dieser Führer? Wir wollen ihn nicht aus Versehen umbringen.«

»Valura kann von solchen wie euch nicht getötet werden«, erwiderte Shakur kühl. »Und Ihr sollt ohnehin keinen töten.«

»Tut mir Leid. Mein Fehler. Aber diese Leute sind Paladine, Shakur. Mächtige Krieger, die von den Göttern gesegnet wurden. Wir haben vielleicht keine andere Wahl…«

Shakur beugte den behelmten Kopf näher heran.

Klendist war ein Barbar mit dem abgebrühten Mut eines Barbaren, aber er verspürte dennoch ein Ziehen in seinen Eingeweiden, als er in diese leeren Augen starrte und ihn ein Hauch des Geruchs von verwestem Fleisch streifte, welcher unter der Rüstung hervordrang.

»Ihr habt keine Wahl, Klendist«, zischte Shakur. Er zog das Blutmesser und hielt es in der Hand. »Das hier erwartet Euch, wenn es Euch nicht gelingt, sie lebendig zu fangen.«

Das Messer war mit den Jahren gelb geworden und hatte rostbraune Flecken vom Blut derer, deren Leben es genommen hatte.

»Ich verstehe schon, Shakur«, sagte Klendist eilig. »Steckt das verdammte Ding weg.«

»Ihr solltet Euch lieber vorsehen«, zischte Shakur und steckte das Messer wieder ein. »Die Paladine werden lebendig gefangen genommen.«

Klendist knurrte unzufrieden. Sein Pferd zuckte unruhig. »Ich habe darüber nachgedacht. Es wird nicht leicht sein, sie gefangen zu nehmen.«

»Ihr habt Zauberer, die sich um sie kümmern können, und Valura wird ebenfalls da sein, um Euch zu helfen.« Shakur verlor nun die Geduld. »Bei der Leere, Klendist, es sind nur vier! Ihr seid zweihundert. Schlimmstenfalls könnt ihr euch alle auf sie setzen.«

»Und was machen wir mit ihnen, wenn wir sie haben?«, erwiderte Klendist ungerührt. »Sie werden schwierig zu bewachen sein. Ich will nicht die Verantwortung für sie tragen.«

»Das werdet Ihr auch nicht lange, darauf könnt Ihr Euch verlassen«, sagte Shakur. »Unser Herr will sie so bald wie möglich sehen. Sobald Ihr sie habt, wird er kommen und sie holen.«

»Und uns bezahlen?«

»Und euch bezahlen.«

»Also gut«, sagte Klendist. »Wir warten, bis wir von Euch gehört haben. Aber nur mal so gefragt, Shakur – während wir uns mit den Paladinen abgeben, was macht Ihr?«

»Es gibt da draußen einen anderen Vrykyl, einen, welcher viel gefährlicher für meinen Herrn ist als meinethalben sogar zwölf Paladine. Meine Aufgabe besteht darin, mich um diesen Rebellen zu kümmern.«

Klendist stieß einen Pfiff aus. »So mächtig, wie? Würdet Ihr mir sagen, wer er ist oder wie er aussieht? Ich würde ihm nicht gern begegnen.«

»Wenn das der Fall wäre, wäre es egal«, meinte Shakur. »Denn bis Ihr gemerkt habt, was los ist, wäret Ihr schon tot.«

Der Vrykyl wendete sein Pferd und galoppierte davon.

Klendist starrte ihm wütend hinterher. Er tat das, bis er sicher sein konnte, dass Shakur weg war. Klendist glaubte diese Geschichte von einem rebellischen Vrykyl nicht. Shakur hatte etwas vor.

»Etwas ganz Privates«, murmelte Klendist. »All dieser Mist darüber, sich einem tödlichen Feind zu stellen. Als gebe es einen Feind, mit dem ein Vrykyl nicht zurecht käme! Nun, wer auch immer dieser Rebell sein mag, ich wünsche ihm Glück. Ich hätte nichts dagegen, mir anzusehen, wie diese von der Leere verfluchte Monstrosität von ihrem hohen Ross fällt.«

Als Klendist ins Lager zurückkehrte, fand er seine Männer in heller Aufregung vor. Die letzte Patrouille war eingetroffen und hatte gute Nachrichten gebracht.

»Habt ihr die Paladine gefunden?«, fragte Klendist und schwang sich aus dem Sattel.

»Nein, Sir, das nicht«, erklärte der Späher verächtlich. Dann grinste er breit. »Etwas viel Besseres. Wir haben Echsen gesehen.«

»Taan?«, fragte Klendist neugierig. »Oh? Wie viele?«

»Sieht aus, als wären es mehrere Stämme von ihnen. Sie lagern etwa zwanzig Meilen von hier entfernt, und zwar in dieser Richtung.«

Er zeigte nach Westen, wo sich Hügel im Zwielicht abzeichneten.

»Wie viele sind es nach deiner Einschätzung?«

»Nicht viele, Sir. Wir könnten sie schlagen.«

»Wir dachten, wir könnten sie bei Nacht angreifen, Sir«, meinte ein anderer. »Wenn sie nicht mit einem Angriff rechnen.«

»Echsen kämpfen nicht gern bei Nacht«, ergänzte ihn einer.

»Sie mögen es vielleicht nicht, aber sie sind auch bei Nacht noch verdammt gut«, erwiderte Klendist. »Sahen sie so aus, als wären sie auf Ärger gefasst?«

»Nein, Sir«, antwortete der Späher. »Sie haben Wachen aufgestellt, aber nur die übliche Anzahl. Es wird ein Leichtes sein, die zum Schweigen zu bringen.« Er fuhr sich mit dem Finger über die Kehle.

»Wir haben mit den Echsen leben müssen«, erinnerte sich einer. »Wir haben ihren Gestank und ihren Dreck monatelang ertragen. Jetzt ist es an der Zeit, es ihnen zurückzuzahlen. Wir kennen uns mit ihnen aus. Wir wissen, wo das Zelt ihres Anführers steht, und wir wissen, wo die großen Krieger mit den dicken Muskeln schlafen. Wir können uns reinschleichen und sie überraschen.«

»Wir können sie erledigen, Sir. Dafür sorgen, dass die kleinen Echsen nicht zu großen heranwachsen.«

»Bis sie aufwachen, haben sie schon unsere Speere im Bauch. Was meint ihr, Hauptmann?«

Klendist fühlte sich ehrlich versucht. Sicher, er arbeitete für Shakur, aber der Vrykyl hatte selbst gesagt, dass die Paladine noch ein paar Tage auf sich warten lassen würden. Nachdem die Söldner monatelang in der Nähe der Taan gelebt hatten, hatten sie sie hassen gelernt. Klendist hasste ihren Gestank, hasste ihre kleinen Reptilienaugen und ihr überlegenes Getue. Er dachte daran, was sie mit den menschlichen Gefangenen gemacht hatten – die Folterungen, die Vergewaltigungen, das Gemetzel, und dann… Nun, was die Taan danach taten, daran durfte man überhaupt nicht denken.

»Sattelt eure Pferde«, befahl Klendist laut und fügte dann, um sich über den Jubel hinweg verständlich zu machen, noch lauter hinzu: »Versucht, sie nicht alle umzubringen. Lasst ein paar am Leben, mit denen wir unseren Spaß haben können. Wir sitzen hier vielleicht für längere Zeit fest.«

Lachend ritten die Söldner in die Nacht hinaus und nahmen mehrere Weinschläuche mit, um sich die Langeweile zu vertreiben und sich für das kommende Gemetzel in Stimmung zu bringen.

Es wurde dunkler. Rabe hockte in seinem Zelt, den Blick auf die Zeltkappe gerichtet. Dur-zor kniete neben ihm, das Kep-ker in der Hand. Die anderen Halbtaan versteckten sich ebenfalls in ihren Zelten, beobachteten, warteten. Rabe hatte ihnen einen alten Trevinici-Trick für nächtliche Kämpfe beigebracht: Sie hatten sich mit Schlamm eingerieben, damit sie im Dunkeln schlechter zu sehen waren.

Ein Halbmond stand tief am Himmel. Die Sterne leuchteten hell. Kurz nach Mitternacht sah Rabe die hoch aufragenden Schatten von sechs Taankriegern, welche sich dem Lager näherten. Sie gaben sich nicht einmal die Mühe, sich richtig anzuschleichen, sondern lachten und kicherten. Sie streiften sorglos durch das Lager der Halbtaan, warfen Trockengestelle um und traten Kochtöpfe ins Feuer. Ein Taan blieb mit dem Fuß an einer Zeltstange hängen, und das Zelt stürzte ein. Der Taan lachte.

Rabe hielt den Atem an und hoffte, dass der Bewohner des Zelts – Gar-dra, einer der kriegerischen Halbtaan – die Falle nicht zu früh zuschnappen ließ. Rabe hörte ein Grunzen und einen leisen Fluch aus dem Zelt, aber Gar-dra blieb drinnen. Die Taan bemerkten nicht einmal das. Ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf das Wildschwein, welches von einem nahen Baum hing, damit die Kojoten und Wölfe es nicht erwischten. Die Taan schmatzten und sprachen darüber, wie gut sie an diesem Abend essen würden.

»Sklaven haben solch gutes Essen ohnehin nicht verdient«, sagte einer laut.

»Ich bin überrascht, dass es ihnen gelungen ist, so ein wildes Tier zu erlegen«, meinte ein anderer. »Vielleicht war das Tier alt und schwach, und dann ist es nicht würdig für das Festmahl von Kriegern.«

»Dann geben wir es eben den Kindern«, schlug ein dritter vor, und dann schrien alle vor Lachen.

Die Taan eilten auf den Baum zu, der ein wenig außerhalb des Lagers stand. In ihrer Überheblichkeit drehten sie sich nicht einmal um. Leise schlich Rabe aus seinem Zelt. Ein Winken brachte die Halbtaan an seine Seite. Gar-dra tauchte aus seinem eingestürzten Zelt auf, das Gesicht vor Zorn verzerrt, die Augen vor Wut blitzend. Die Halbtaan hatten die Beleidigungen alle gehört. Selbst die Zurückhaltendsten waren nun zornig.

Sie waren so zornig, dass Rabe anfing, sich Sorgen zu machen. Alle Halbtaan hatten Waffen. Er wollte den Taan zeigen, dass die Halbtaan kämpfen konnten, aber er wollte nicht, dass Taan umkamen, und er befürchtete nun, dass die zornigen Halbtaan in ihrer derzeitigen Stimmung durchaus einen Schädel einschlagen oder ein Genick brechen könnten.

Es war zu spät, um sie noch zurückzuhalten. Die Halbtaan hatten ihre früheren Herren beinahe eingeholt, deren Blicke immer noch ausschließlich auf das Wildschwein gerichtet waren. Aber nun ließ irgendetwas, entweder ein Rascheln im Gras oder auch nur der Instinkt eines Kriegers, einen Taan aufmerksam werden. Er sah sich um. Bevor er die anderen noch warnen konnte, hatte sich Rabe schon auf ihn gestürzt und zu Boden gerissen. Dur-zor stieß einen Kriegsschrei aus. Die anderen Halbtaan schlossen sich ihr an und stürzten sich auf die Taan. Fäuste und Keulen wurden geschwungen. Überall erklang Knurren und Fauchen und das gurgelnde Lachen der Halbtaan. Wenn es hin und wieder einen Schmerzensschrei gab, kam er von einem Taan.

Rabe drosch dem Taan die Faust ins Gesicht. Der Krieger lag am Boden, verblüfft, aber nicht bewusstlos. Bevor er sich erholen konnte, hatte Rabe die Handgelenke seines Gegners gepackt und mit einer Sehne gefesselt, dann band er die Fußknöchel des Taan zusammen. Inzwischen hatte der Krieger

begriffen, was geschah. Er wehrte sich vergeblich gegen die Fesseln und starrte Rabe wütend an.

Rabe schaute sich auf dem Kampfplatz um und entdeckte, dass der Kampf schon fast zu Ende war. Die Halbtaan schlugen sich gut. Alle Taan lagen am Boden, fauchten und schnappten und gaben leere Drohungen von sich. Die Halbtaan lachten und stießen sie mit Keulen oder Stöcken. Sie waren sehr mit sich zufrieden. Rabe freute sich ebenfalls. Er hatte seinen Leuten mehr Selbstvertrauen gegeben und den Taan etwas, worüber sie nachdenken konnten.

»Macht euch keine Sorgen, Freunde«, sagte Rabe mit Durzors Hilfe zu den zornigen Taan, »euch wird nichts zustoßen. Wir bringen euch nur wieder in euer Lager zurück.«

Darüber regten sich die Taan so auf, dass ihnen Schaum vor den Mund trat. So unwürdig wieder ins Lager zurückgeschleppt zu werden, als Gefangene ihrer ehemaligen Sklaven, würde sie vor den Stämmen lächerlich machen. Die Halbtaan schlangen Seile um die Brust ihrer Gefangenen und bereiteten sich darauf vor, sie über den Boden zu ziehen. Rabe erinnerte sich daran, wie man ihn selbst so herumgezerrt hatte, als er noch Gefangener der Taan gewesen war, und sonnte sich in seiner Rache.

Mit ihren Gefangenen, die so verschnürt waren wie Schweine, die zum Markt gebracht werden, begannen Rabe und seine Halbtaan den Triumphmarsch zum Taanlager.

Klendist konnte vom Hügel aus schon die Lagerfeuer der Taan sehen. Seine Männer waren aufgeregt und kampflustig. Sie hatten lange nichts mehr zu tun gehabt und sehnten sich nach einem ordentlichen Kampf. Sie lachten und prahlten damit, was sie mit den »Echsen« machen würden, wenn sie die Taan erreicht hatten. Sie waren schon nahe genug, um hin und wieder eine Gestalt erkennen zu können, die sich im Lager bewegte. Die meisten Taan schliefen schon, denn es war spät.

Die Späher hatten berichtet, dass es zwei Hauptlager und ein weiteres kleines Lager gab, das abgetrennt lag. Klendist wollte sich zuerst den beiden Hauptlagern zuwenden und anschließend das kleinere Lager erledigen.

Der Anblick der Taan verstärkte die Kampflust der Söldner nur noch. Sie spornten ihre Pferde an und preschten aufs Lager zu; jeder Mann begierig, als Erster zuzuschlagen. Klendist ritt an der Spitze.

Ein Taan erhob sich fast vor der Nase von Klendists Pferd aus dem hohen Gras. Er stieß einen unheimlichen Schrei aus, der durch die Nacht gellte und bewirkte, dass sich das Pferd erschrocken aufbäumte.

Rings um Klendist sprangen Taan aus dem Gras und heulten wie die Dämonen der Leere bei ihrer letzten Folterung. Pferde bockten und bäumten sich auf. Mehrere rannten mit ihren Reitern davon, die verzweifelt darum kämpften, die Herrschaft über die Tiere wiederzuerlangen. Bis Klendist sein Schwert gezogen hatte, waren die Taan schon in die Nacht hinausgerannt, um das Lager zu warnen.

Klendist fluchte. Sie hatten die Chance zu einem Überraschungsangriff verloren. Dennoch, er und seine Leute waren zu Pferd, während die Taan zu Fuß waren. Seine Söldner würden sich auf ihre Gegner stürzen, bevor diese Zeit hatten, sich zum Widerstand zu formieren.

»Jonson!«, brüllte er, als sich alle wieder erholt hatten. »Nimm die Hälfte der Männer und greife das große Lager da drüben an. Ich kümmere mich um dieses da. Wir treffen uns dann wieder hier!«

Er galoppierte vorwärts.

»Nun werden die Taan uns ernst nehmen müssen«, meinte Rabe zufrieden, als sie ihre Gefangenen auf Dag-ruks Lager zuzerrten.

»Entweder das, oder sie werden uns umbringen«, sagte Dur-zor. »Aber das war es wert.«

»Sie werden euch nicht umbringen«, sagte Rabe. »Das können sie nicht. Wir haben sie in einem gerechten Kampf besiegt – na ja, in einem beinahe gerechten Kampf.«

»Wir sind Sklaven, Rabe«, rief ihm Dur-zor ins Gedächtnis. »Und das werden wir immer für sie sein – Sklaven, die es gewagt haben, sich gegen ihre Herren zu erheben. Dafür werden wir sterben.«

»Du meinst das ernst, nicht wahr?«, fragte Rabe und blieb stehen. »Denken hier alle so? Glauben die Halbtaan, dass die Taan uns dafür töten werden?«

»O ja, Rabe«, sagte Dur-zor gehorsam.

Er warf einen Blick auf die Halbtaan, welche vergnügt über ihren Sieg lachten.

»Und sie haben es trotzdem getan?«, fragte er.

»Wie ich schon sagte, es war es wert.«

»Ich werde nicht zulassen – «, begann Rabe zornig.

Ein unirdisches Geräusch gellte durch die Nacht. Es kam von weit weg und hallte zwischen den Hügeln wider – Heulen aus vielen Taankehlen.

Die Halbtaan erstarrten und lauschten. Ihre Gefangenen hörten auf zu fluchen und zu drohen. Sie wanden sich in ihren Fesseln und versuchten verzweifelt zu sehen, was geschehen war.

»Was ist los?«, wollte Rabe wissen. Er hatte noch nie ein solch schreckliches Geräusch gehört.

»Das Lager wird angegriffen!«, keuchte Dur-zor.

Der Boden bebte unter ihren Füßen. Rabe hatte in zahllosen Schlachten gegen Kavallerie gestanden, und er erkannte das Dröhnen von Pferdehufen. Eine Streitmacht – eine große Streitmacht von Berittenen kam auf sie zu.

Die Taan ritten nicht; Taan haben nichts für Pferde übrig. Taankrieger kämpfen am besten zu Fuß, selbst gegen einen berittenen Gegner. Der Hufschlag kam näher. Schreie und Rufe hallten durch die stille Nachtluft. Rabe konnte auch andere Schreie hören und erkannte die Stimmen – Menschen.

Sein Herz zog sich zusammen. Plötzlich standen Tränen in seinen Augen. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er zum letzten Mal eine menschliche Stimme gehört hatte.

Das hier ist die Rettung, erkannte er. Ich kann endlich in meine Heimat, zu meinem Volk zurückkehren.

»Es sind Menschen, Rabe«, sagte Dur-zor. Sie war blass geworden. Sie kannte ihn so gut, dass sie wusste, was er dachte.

Die Halbtaan schauten ihn an und fragten sich, was sie tun sollten. Die Taangefangenen brüllten ihm zu, er sollte sie befreien.

»Schneidet sie los«, befahl Rabe und zog sein Messer.

Die Taan waren auf den Beinen und rannten beinahe schon los, bevor die Halbtaan damit fertig waren, die zähen Sehnen durchzuschneiden. Dann blieben sie noch einmal stehen und schauten zurück.

»Bgrt, Taan-helarrs«, rief einer den Halbtaan zu, dann drehte er sich um und rannte auf den Schlachtenlärm zu. Dur-zors Augen glitzerten vor Tränen.

»Wirst du bei uns bleiben, Rabe?«, fragte sie.

»Ich werde bleiben. Ihr seid jetzt mein Volk«, sagte Rabe. »Was hat dieser Taan gesagt?«

»Er sagte: ›Kommt mit uns zum Ruhm, Kriegen«, übersetzte Dur-zor stolz.

Klendist galoppierte ins Lager – Dag-ruks Lager, was er natürlich nicht wusste. Obwohl er neben den Taan gelebt hatte,

wusste er nichts über sie. Er erwartete, dass sie sich ähnlich verhalten würden wie Menschen in einer solchen Situation – dass sie in Panik gerieten, verwirrt durcheinander liefen und vielleicht versuchen würden, sich zu verteidigen –, aber er erwartete nichts, womit er und seine Männer nicht zurechtkommen könnten. Sie waren im Vorteil: Sie waren zu Pferd, sie hatten die überlegenen Waffen. Sie waren Menschen und keine Tiere.

Klendist ritt über Taanzelte hinweg und zertrampelte sie. Er hatte gehofft, die Taan schlafend in diesen Zelten zu finden und sie unter den Hufen seines Pferdes zerschmettern zu können. Er wurde enttäuscht. Die Zelte waren leer.

Seine Laune besserte sich, als er eine Taan mit einem kleinen Kind sah, die aus einem anderen Zelt gerannt kam. Klendist gab seinem Pferd die Sporen und holte sie rasch ein. Er schlug ihr und dem Kind mit einem einzigen Schwertstreich die Köpfe ab. Er lachte laut. Dann schwang er sein blutiges Schwert und drehte sich um, weil er sehen wollte, ob seine Männer auch Zeugen seines kleinen Tricks geworden waren.

Sie jubelten und lachten. Klendist galoppierte in die Mitte des Lagers, wo sich die Taankrieger sammeln würden, um ihren Anführer zu schützen.

Einer der Männer ritt neben ihn.

»Die Jungs wollen wissen, was wir tun sollen, wenn wir Menschenfrauen finden«, rief der Mann.

»Bringt sie um«, schrie Klendist zurück. »Sie haben Taankinder in den Bäuchen, wir tun ihnen einen Gefallen.«

Der Mann nickte und ritt zurück, um die Anweisung zu verbreiten.

Der Halbmond war inzwischen untergegangen, aber auch das strahlende Sternenlicht würde genügen. Die Taan standen alle beisammen. Das Licht glitzerte hier und da auf einer Waffe. Auch die Kinder drängten sich in dieser Gruppe.

Klendist verspürte erstes Unbehagen.

Diese Taan waren keine Krieger. Kriegern würde man nicht die Pflege von Kindern überlassen. So sehr Klendist die Taan auch verachtete, so wusste er doch, dass die Krieger sich auf keinen Fall davonmachen und ihre Kinder dem Tod überlassen würden. Aber wo waren sie?

Ein Kreischen gab die Antwort auf seine Frage. Die Krieger waren hinter ihm, rings um ihn herum. Sie stürzten aus den Schatten und griffen an. Er hatte seine Männer direkt in einen Hinterhalt geführt.

Taankrieger kamen aus dem Nichts, die Münder weit aufgerissen zu sabberndem Grinsen, und sie kreischten und heulten wie die Seelen der Verfluchten, die in die Leere gezerrt wurden.

Klendist riss sein Pferd so schnell herum, dass es beinahe gestürzt wäre. Er drehte sich gerade noch rechtzeitig um, um zu sehen, wie ein Taan einen seiner Männer angriff und den Reiter von seinem Pferd zerrte. Der Taan trieb seinen Speer in den zuckenden Mann und machte sich dann auf, um einen weiteren Reiter zu verfolgen.

Klendist neigte nicht dazu, um der Ehre oder des Heldentums willen gegen eine Übermacht zu kämpfen. Er wusste, wann er erledigt war. Er schwang sein Schwert mit wilder Wirksamkeit und schlug die Taan zurück, welche ihn umzingelt hatten.

»Rückzug!«, schrie er und schlug wild nach links und rechts. »Rückzug!«

Er beugte sich über den Hals des Pferdes und drosch dem Tier die Fersen in die Flanken. Das Pferd, ohnehin von dem Geschrei und dem Blutgestank in Panik geraten, raste mitten in die Taan, rannte sie um und trampelte über sie hinweg.

Klendist wollte jetzt nur noch entkommen. Er war von Zelten umgeben, von Taan umringt. Einer seiner Männer schrie nach

einem Befehl, aber er achtete nicht weiter auf ihn. Jetzt kämpfte jeder nur noch für sich.

Ein paar Söldner holten Klendist ein, und sie blieben zusammen und versuchten, aus dem Todesring herauszukommen, indem sie wild auf die Taan eindroschen, die kreischend aus dem Dunkel gesprungen kamen.

Klendist sah einen Weg nach draußen. Er raste darauf zu, und endlich hatte er das Lager hinter sich und befand sich auf offenem Gelände. Er hatte vielleicht zehn Männer bei sich, und die meisten von ihnen waren verwundet. Er allein war unverletzt.

Er warf einen Blick zurück zum Lager und stellte erleichtert fest, dass die Taan ihnen nicht folgten. Sie waren zu sehr mit Töten beschäftigt. Er konnte Schreie hören, Stöhnen und das Flehen seiner Männer, sie nicht zurückzulassen.

Er wusste genau, was mit denen geschehen würde, welche in den Händen der Taan blieben. Er hatte selbst gesehen, wie die Taan ihre Gefangenen behandelten. Er hatte gesehen, wie man Männern bei lebendigem Leib die Eingeweide herausgerissen und Arme und Beine abgehackt hatte.

Klendist knurrte und ritt weiter. Er hatte nicht vor, in dieses Dämonennest zurückzukehren. Nicht mit zehn Männern, von welchen einige ihrem Aussehen nach reitende Leichen waren. Er galoppierte weiter auf den Treffpunkt zu. Vielleicht hatte die andere Hälfte seiner Streitmacht mehr Glück gehabt. Er würde sich mit ihnen zusammentun, seine Männer neu formieren und zurückreiten, um diesen schleimigen Echsen den Garaus zu machen.

»Hauptmann! Seht!«, rief einer seiner Männer.

Klendist drehte sich im Sattel nach Norden. Ein orangefarbener Schimmer erhellte das Grasland aus der Richtung, in welcher das andere Taanlager lag. Klendist lächelte grimmig und trieb sein Pferd darauf zu in der

Hoffnung, zumindest noch rechtzeitig zu kommen, um ein paar Taan aufschlitzen zu können, bevor alle getötet worden waren. Ein Mann, der neben ihm geritten war, rutschte vom Pferd auf den Boden, zu schwach, um im Sattel zu bleiben. Klendist ritt einfach weiter.

Er war schon nahe genug, um zu sehen, wie sich schwarze Gestalten in den tanzenden Flammen bewegten, als eine Gestalt auf ihn zutaumelte. Klendist hob das Schwert gegen den vermeintlichen Feind.

»Hauptmann! Halt! Ich bin's, Jonson!«

Klendist hielt mitten im Schlag inne und riss fest an den Zügeln, um sein Pferd zum Stehen zu bringen.

»Sieht aus, als hättet ihr Spaß gehabt!«, rief er. Dann war er nahe genug, um Jonsons Gesicht zu sehen.

»Spaß!«, wiederholte Jonson tonlos. Er war totenbleich, und die Augen hatte er weit aufgerissen. Er war mit Blut überströmt, und die Hälfte seines Haares war verbrannt.

»Wir sind direkt in ein Hornissennest geritten! Oder noch schlimmer – ein Nest von Zauberern der Leere! Ich habe noch nie so etwas gesehen, Hauptmann, und ich hoffe und bete, dass ich es auch nie wieder muss. Dick Martle ritt direkt neben mir, und einer dieser schwarz gewandeten Dämonen kam heraus und zeigte auf ihn, und er… er…«

Der Mann würgte und beugte sich über sein Pferd, um sich zu übergeben.

»Nun?«, fragte Klendist zornig.

»Er verwandelte sich in eine lebende Leiche, während er noch im Sattel saß. Sie haben alles Leben aus ihm herausgesaugt, allen Saft, alles Fleisch. Einen Augenblick habe ich noch gesehen, wie sein Schädel mich angrinste, und dann war nichts mehr übrig als ein Haufen Asche – Ihr Götter! Es war schrecklich!« Wieder musste Jonson würgen.

»Aber wer hat das Feuer angezündet?«

»Sie waren es selbst«, sagte Jonson schaudernd. »Wer hätte gedacht, dass die Echsen ihr eigenes Lager abbrennen? Aber bei dem Licht können sie besser töten, nehme ich an. Hört Ihr die Schreie?«

Klendist strengte sich an, sie nicht zu hören. »Ja.«

»Sie werfen unsere Männer in die Flammen. Lebendig. Sie braten sie wie Schweine.«

»Wie viele sind mit dir entkommen?«

»Ich weiß es nicht, Sir«, sagte Jonson. »Ich wollte nur noch eins: raus aus dieser Grube der Leere! Ich habe nicht gewartet, um zu sehen, was sonst noch los war.«

Nun trafen noch ein paar seiner Männer ein, entweder einzeln oder in Zweier- und Dreiergruppen. Einige hatten ihre Pferde verloren und saßen hinter ihren Kameraden. Klendist zählte und kam auf dreißig. Dreißig von zweihundert. Er überlegte, was er tun sollte.

Er gab sich nur ungern geschlagen. Er fühlte sich versucht, mit seiner Truppe ins Taanlager zurückzureiten und Rache zu nehmen. Einige seiner Männer drängten ihn, genau das zu tun. Andere saßen zitternd und erschüttert im Sattel, kreidebleich von dem Schrecken, dessen Zeugen sie geworden waren.

Nein, ich sollte es lieber lassen, beschloss er. Shakur wird wütend genug sein. Zumindest habe ich genug Männer übrig, damit wir uns um die Paladine kümmern können –

Ein Pferd wieherte, jemand schrie, aber es war zu spät. Klendist dachte einen wilden Augenblick, dass die Nacht selbst lebendig geworden sei. Starke Hände packten ihn und rissen ihn aus dem Sattel.

Klendist landete schwer auf dem Boden. Er hatte sein Schwert verloren, aber ihm blieben immer noch Fäuste und Verstand. Er wusste, dass er so gut wie tot war, wenn er lange am Boden blieb, also bemühte er sich verzweifelt, wieder auf die Beine zu kommen. Er schlug nach dem ersten Gesicht, das

ihm nahe kam, und hörte das befriedigende Knirschen brechender Knochen.

Überall war er von Tod umgeben. Er sah Jonson mit eingeschlagenem Schädel stürzen. Dann traf ihn selbst etwas fest auf den Kopf. Der Schlag betäubte ihn beinahe, und er taumelte rückwärts und in starke Arme.

»Ich kann dich retten«, sagte eine Stimme dicht an seinem Ohr, eine Menschenstimme, welche die Allgemeine Sprache sprach. »Aber du musst den Mund halten und tun, was ich sage.«

Klendist nickte schlaff.

Ein Arm so fest wie ein Stahlband wand sich um seine Brust. Er spürte ein Messer an seiner Kehle, und jeder Gedanke, sich gegen seinen Gegner zu wehren, verschwand.

»Der hier gehört mir!«, sagte der Mensch barsch. »Er ist meine Beute.«

Klendist erkannte, dass seine Angreifer Halbtaan waren, diese verfluchte Brut von Menschen und Taan. Er war von diesen Monstern mit ihren halb menschlichen, halb tierischen Gesichtern und ihren halb menschlichen Stimmen umgeben. Sie betrachteten ihn mit wildem, zufriedenem Grinsen. Ihre Hände waren dunkel von Blut.

»Ich habe einen umgebracht, Rabe!«, rief eine Halbtaan aufgeregt. Sie trug kaum Kleidung. Ihre Brüste waren nackt und mit Schlamm beschmiert. »Ich habe ihn getötet, wie du es mir beigebracht hast.«

»Sie sind alle tot, Rabe«, sagte ein anderer. »Wie du es befohlen hast.«

»Das habt ihr gut gemacht«, sagte der Mensch, der Klendist gepackt hatte. »Schleppt die Leichen zurück in unser Lager. Wir haben den Taan gezeigt, dass wir sie überlisten können. Jetzt zeigen wir ihnen, dass wir Krieger sind!«

Die Halbtaan jubelten und schüttelten die Waffen.

»Dennoch, es wäre besser gewesen, wenn wir Sklaven genommen hätten«, meinte einer der Halbtaan. »Die Taan hätten dann noch mehr Respekt vor uns gehabt.«

»Nein!«, sagte der Mensch, und seine Stimme erklang laut in Klendists Ohr. »In unserem Lager wird es keine Sklaven geben. Eure eigenen Mütter waren Sklaven. Ihr wart Sklaven. Man hat euch gefoltert und gequält. Wollt ihr das nun anderen antun? Dann könnt ihr meinen Stamm verlassen. Raus mit euch, ich will euch nicht.«

Die Halbtaan ließen die Köpfe hängen.

»Es tut uns Leid, Rabe«, sagte eine Halbtaan ernüchtert. »Wir haben nicht nachgedacht. Du hast selbstverständlich Recht.«

»Wir töten sauber«, erklärte Rabe streng. »Diese Männer waren bewaffnet, und sie sind hergekommen, um zu kämpfen und zu töten. Wir sind gekommen, um zu kämpfen und zu töten. Das ist Krieg. Tod und Ruhm sind das Schicksal eines Kriegers, nicht Sklaverei. Und es ist nicht das Schicksal eines Kriegers, uns zu nähren. Wenn wir den Taan die Leichen gezeigt haben, werde ich euch beibringen, wie man einen Grabhügel für diese Männer errichtet und die Toten ehrt.«

Die Halbtaan waren von dieser Vorstellung verblüfft. Mehrere kratzten sich am Kopf, aber niemand widersprach.

»Was ist mit dem, den du da hast, Rabe?«, fragte die Frau. »Was wirst du mit ihm machen?«

»Er ist ihr Anführer, Dur-zor, ihr Nizam. Ich werde ihn verhören.«

Die Halbtaan lachten leise. Sie glaubten zu wissen, was dem Menschen bevorstand.

»Dürfen wir zusehen?«, fragte einer eifrig.

»Nein. Er wird offener reden, wenn ich mit ihm allein bin.«

Die Halbtaan waren enttäuscht, aber der Mensch versuchte, sie abzulenken. »Ihr könnt euch die Rüstungen und die Waffen der Toten nehmen. Das ist ehrenhafte Kriegsbeute. Und wir

behalten die Pferde. Ich werde euch das Reiten beibringen. Kein Laufen mehr. Laufen«, fügte er grinsend hinzu, »ist etwas für Taan. Jetzt werden *sie* unseren Staub fressen!«

Die Halbtaan jubelten abermals, aber deutlich leiser. Sie freuten sich über die Rüstungen, aber den Pferden warfen sie unsichere Seitenblicke zu und waren alles andere als begeistert über die Aussicht, sich mit diesen großen, Furcht erregenden Tieren abgeben zu müssen.

Der Mensch gab Klendist in die Obhut der Halbtaan, die er Dur-zor genannt hatte. Klendist war dank der Art, wie sie den Menschen ansah und mit ihm sprach, zu dem Übelkeit erregenden Schluss gekommen, dass diese Halbtaan seine Gefährtin sein musste. Es überraschte ihn jedoch nicht. Dieser Rabe war ein Trevinici, Angehöriger eines Stammes, der kaum besser war als diese Wilden.

Die Halbtaan fesselte Klendist mit erfahrenen Griffen an Händen und Füßen und ließ ihn am Boden liegen. Von dort aus sah Klendist zu, wie die Halbtaan die Leichen seiner Leute über die Sättel warfen und sie sicher anbanden. Nachdem das erledigt war, zeigte Rabe den Halbtaan, wie man die Pferde am Zügel führte und wie man ein unruhiges Pferd beruhigte, indem man ihm die Nase rieb und sanft auf es einsprach. Die Halbtaan waren offenbar dazu begabt, denn die Pferde blieben ruhig. Das ließ auch die Halbtaan ein wenig zuversichtlicher werden.

»Werde ich bei dir bleiben, Rabe?«, fragte Dur-zor.

»Nein, du kehrst ins Lager zurück. Sorge dafür, dass meine Befehle ausgeführt werden«, sagte Rabe. »In meiner Abwesenheit bist du Nizam.«

Angst zeichnete sich auf ihren Zügen ab. Sie schaute von Rabe zu Klendist, der am Boden lag.

»Lass mir dieses Pferd da«, sagte Rabe und zeigte auf ein Tier. »Das ist dein Pferd, nicht wahr?«, fragte er Klendist, der zur Antwort nickte.

»Rabe – «, sagte Dur-zor unsicher. Sie berührte ihn sanft am Arm. »Rabe, wirst du…« Sie konnte nicht weitersprechen. Sie verlor den Mut.

Er strich ihr über die Wange, beugte sich vor und küsste sie auf den Mund. Klendist befürchtete, sich übergeben zu müssen.

»Geh zurück ins Lager, Dur-zor«, sagte Rabe. »Pass auf unsere Leute auf.«

»Ja, Rabe«, antwortete sie leise.

Sie rief die anderen zusammen und führte sie davon. Sie schaute nur einmal zurück, und als sie das tat, lächelte Rabe sie an, und sie erwiderte das Lächeln zögernd. Dann drehte sie sich um und ging weiter. Ihre Leute folgten ihr und führten die Pferde mit ihrer grausigen Last.

Rabe schaute ihnen hinterher, bis sie außer Sichtweite waren, und gönnte seinem Gefangenen keinen Blick. Klendist hatte viel Zeit nachzudenken, und schließlich begriff er alles.

»Du bist jetzt ein freier Mann, Trevinici«, sagte Klendist. »Schneide die Fesseln durch, und wir verschwinden hier, bevor den Echsen auffällt, dass wir weg sind. Mein Pferd kann uns beide tragen, zumindest bis zu meinem Lager.«

Der Himmel im Osten war grau vom ersten Licht des Tages. Rabe hockte sich neben Klendist und sah ihm ins Gesicht.

»Das war kein Trick«, sagte er. »Ich gehöre zu ihnen. Ich erwarte nicht, dass du das verstehst.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich bin nicht sicher, ob ich es selbst verstehe. Aber so ist es.«

Klendist verzog das Gesicht und wand sich in seinen Fesseln. »Ich hätte es wissen sollen. Du bist ein verfluchter Wilder, nicht besser als diese Echsen.«

»Und du bist dem Gestank nach zu schließen ein vinnengaelischer Söldner«, sagte Rabe. »Wer hat dich dafür bezahlt, uns anzugreifen? Wer weiß, dass wir hier sind? Die Armee von Vinnengael? Ein Lord aus der Nähe? Wer?«

»Die Echsen sind die Brut der Leere!«, knurrte Klendist. »Niemand hat mich dafür bezahlt, sie anzugreifen. Ich musste monatelang bei ihnen leben. Aber ich bin nie zu einem von ihnen geworden. Ich habe nie mein eigenes Volk verraten! Es ist die Pflicht aller Menschen, diese Ungeheuer aus Loerem zu vertreiben. Es ist die Pflicht eines jeden Menschen!« Er warf Rabe einen zornigen Blick zu.

»Dann würde ich behaupten, du hast bei deiner Pflicht gründlich versagt«, stellte Rabe grinsend fest. »Du willst mir also weismachen, dass du diesen Überfall auf eigene Faust durchgeführt hast? Du bist entweder ein großer Dummkopf oder ein schlauer Lügner.«

Er sah Klendist forschend an.

»Ich glaube dir«, sagte er schließlich. »Was bedeutet, dass du ein großer Dummkopf bist.«

»Schneide mich los!« Klendist fluchte. »Ich werde dich mit bloßen Händen bekämpfen.«

»Ich werde dich losschneiden«, sagte Rabe kühl. »Aber ich werde nicht kämpfen. Ich könnte die gelbe Farbe deines feigen Bluts nie wieder abwaschen.«

Er durchschnitt Klendists Fesseln. Klendist rieb sich die Handgelenke und sah sich nach seinem Schwert um. Er sah es in der Nähe liegen.

»Ich werde dein Pferd nehmen«, sagte Rabe. »Ein edles Tier, viel zu edel, um einen wie dich zu tragen – «

Klendist sprang auf seine Waffe zu. Er packte den Griff. Er drehte sich um und holte gleichzeitig mit dem Schwert aus.

Rabe wich dem wilden Schlag aus. Er trat Klendist zwischen die Beine, und der Söldner kippte vornüber. Er lag am Boden,

drückte sich die Hände auf die Genitalien und wälzte sich vor Schmerzen.

»Ich würde an deiner Stelle nicht lange hier bleiben«, riet ihm Rabe. »Die Taan werden sicher Späher ausschicken. Und du willst doch nicht, dass sie dich finden.«

»Das wird dir noch einmal Leid tun«, keuchte Klendist. »Ich werde mich an dich erinnern. Glaube nicht, dass ich dich vergesse. Ich werde eine Belohnung auf dich aussetzen, Trevinici. Jeder Kopfgeldjäger von hier bis Dunkarga und zurück wird dich suchen, du elender Echsenfreund.«

»Du hast schon viel wertvolle Zeit verschwendet«, sagte Rabe.

Er griff nach Klendists Schwert und schwang sich auf das Pferd des Söldnerführers. Mit einem Lächeln und einem spöttischen Salut ritt er davon und war bald in den Hügeln verschwunden.

Klendist, nun allein auf dem blutdurchtränkten Boden, versuchte seine Lage zu erfassen. Er dachte an Shakur. Er dachte an die Taanspäher. Danach kam er zu dem Schluss, dass der Rat des Trevinici vernünftig gewesen war. Er biss die Zähne zusammen und kam mühsam auf die Beine. Er massierte seine brennenden Genitalien und taumelte in Richtung Norden davon.

Klendist hatte an diesem Tag einen langen Weg vor sich. Und er musste nicht nur den Taan entkommen.

Er musste auch vor Shakur fliehen.

Gegen Mittag stieg Rabe aufs Pferd und ritt in Dag-ruks Lager. Sein Halbtaanstamm folgte ihm zu Fuß und führte die Pferde am Zügel. Im Taanlager war es still, wenn man vom Stöhnen der sterbenden Gefangenen absah, welche im hohen Gras an Pfähle angebunden waren. Die Taankrieger sammelten sich um Rabe, aber sie schwiegen und unternahmen nichts. Sie betrachteten die Leichen, welche die Halbtaan mitbrachten, die Pferde, die sie führten, die blutigen Waffen, die sie trugen. Sie bemerkten, dass die Halbtaan die Köpfe hoch erhoben hielten und sich so stolz bewegten wie Taan.

Rabe würdigte die Krieger keines Blickes, sondern behielt Dag-ruks Zelt im Auge.

Sie erschien, als Rabe vor das Zelt ritt. Er stieg ab und stand ihr gegenüber. Dur-zor eilte herbei, um zu übersetzen. Sie kniete nicht vor Dag-ruk nieder, wie sie es früher einmal getan hatte, sondern blieb stolz an Rabes Seite stehen.

Dag-ruk sah die Leichen an. Sie sah die Halbtaan an. Endlich wandte sie sich Rabe zu.

»Diese Menschen sind deinen Kriegern entkommen«, sagte Rabe zu ihr. »Sie hatten sich gerade gesammelt, um dein Lager noch einmal anzugreifen. Wir haben sie aufgehalten.«

Dag-ruks Blick flackerte. Sie schien nicht so recht zu wissen, wie sie sich verhalten sollte. Sie konnte nicht leugnen, dass einigen Feinden die Flucht gelungen war. Ebenso wenig wie

sie abstreiten konnte, dass die Halbtaan diese Feinde besiegt hatten.

Rabe wartete darauf, dass sie etwas sagte, und als schließlich klar wurde, dass sie nichts zu sagen hatte, stieg er wieder aufs Pferd. Er griff nach unten, packte Dur-zors Hand und zog sie hinter sich.

»Wir werden jetzt in unser Lager zurückkehren«, erklärte er, »um unseren Sieg zu feiern und die Toten zur Ruhe zu betten.«

Dag-ruk fand schließlich doch ihre Stimme. »Sie sind starkes Essen. Deine Krieger werden heute Abend ein Festessen haben.«

Rabe verstand das Kompliment, und er war ausgesprochen erfreut darüber. Aber er achtete darauf, seine Freude nicht zu zeigen. »Wir werden den Wildeber essen, den wir gestern getötet haben.« Sein Blick schweifte zu den sechs Taan, die versucht hatten, ihn zu stehlen. »Die Toten werden wir begraben.«

»Das ist nicht die Art der Taan«, sagte Dag-ruk kühl.

»Nein«, erwiderte Rabe. »Es ist die Art der Halbtaan.«

K'let kehrte am Morgen nach dem Überfall ins Taanlager zurück. Er warf einen neugierigen Blick auf die Gefangenen, als er durchs Lager ging. Er sagte jedoch nichts und stellte keine Fragen, bis er sein Zelt erreichte. Dann schickte er sofort nach Derl.

Der alte, verhutzelte Schamane hatte schon auf K'let gewartet und kam augenblicklich. K'let nahm seine bevorzugte Gestalt an, nämlich die des Albino-Taan, welcher er im Leben gewesen war. Er grüßte Derl mit einem Stirnrunzeln, denn der Schamane musste sich ins Zelt helfen lassen und sich auf die Schulter eines seiner Schüler stützen.

»Was hast du angestellt?«, wollte K'let wissen.

»Ich wurde bei dem Kampf letzte Nacht verletzt«, erwiderte Derl mit einem stolzen Glitzern in den Augen. »Ein verrenkter Knöchel, nichts weiter.«

»Er hat den Angriff angeführt, Kyl-sarnz«, berichtete der Schüler. »Er hat viele getötet, bevor er in einer Blutlache ausrutschte und fiel. Zum Glück haben die Krieger ihn gleich gefunden und in Sicherheit gebracht.«

»Dass ich den Tag erleben muss, an dem ich in Sicherheit getragen werde«, murmelte Derl zornig.

»Die Krieger haben das ganz richtig gemacht«, stellte K'let fest. »Ich kann es mir nicht leisten, dich zu verlieren, mein Freund. Nicht jetzt. Geh, Schamane. Ich werde mich um dich kümmern.«

Der junge Schamane ließ Derl sanft auf den Boden niedergleiten. Der alte Taan schien so gebrechlich, dass man hätte glauben können, seine Knochen würden bei einer einzigen Berührung brechen. K'let gab sich nicht übermäßig besorgt, denn das hätte sie beide gedemütigt. Er befahl, dass man starkes Essen für Derl brachte, und ermutigte ihn zu essen, damit er seine Kraft wiedererlangte.

Derl hatte schon vor langer Zeit jeden Appetit auf Essen jedweder Art verloren, aber er aß ein wenig, aus Respekt vor seinem Gastgeber.

»Was ist hier passiert?«, fragte K'let, als Derl schließlich die Schale wegschob.

»Menschen haben uns überfallen«, sagte Derl, und mehr brauchte über dieses Thema nicht gesagt zu werden. »Aber was ist aus deiner Mission geworden, K'let? Hast du den Stein der Könige?«

»Nein«, erwiderte K'let.

»Nein?« Derl war enttäuscht. »Hat Tash-ket versagt?«

»Nein«, erwiderte K'let. »Er hat den Stein gefunden, welchen die Gdsk hatten, und ihn genommen. Ich hätte ihn haben können. Ich habe beschlossen, ihn nicht zu nehmen.«

»Aber K'let, dein Plan – « Derl war verblüfft.

»Mein Plan.« K'let lachte leise. »Warum nur einen einzigen Stein nehmen, wenn ich alle vier und Dagnarus dazu haben kann?«

Derl starrte ihn an.

K'let war sehr zufrieden mit sich. Er setzte dazu an, Derl einen freundschaftlichen Schlag aufs Knie zu versetzen, dann hielt er sich jedoch zurück. Er würde vielleicht etwas zerbrechen. Er gab sich damit zufrieden, den alten Schamanen leicht vor die Brust zu stoßen.

»Du hast immer gesagt, dass die Götter der Taan mit uns sind, sogar in diesem fremden Land. Und du hast Recht. Ich war auf dem Weg, mich mit Tash-ket zu treffen, um den Stein abzuholen, als ich Shakur begegnet bin. Es scheint, Dagnarus hat herausgefunden, dass Tash-ket den Stein für mich gestohlen hat. Dagnarus war wütend, und er hat Shakur auf mich gehetzt.«

»Shakur!« Derl spuckte aus. »Hast du ihn in die Leere geschickt, wo er hingehört?«

»Shakur ist ein Sklave«, sagte K'let verächtlich. »Welche Ehre liegt darin, gegen einen Sklaven zu kämpfen? Es ist sein Herr, den ich suche.«

»Und du hast eine Möglichkeit gefunden?«

»Ja. Die Götter haben mir die Gelegenheit gegeben, Shakur dabei zu belauschen, wie er einem seiner menschlichen Speichellecker erzählte, dass Dagnarus eine Falle für die vier Steine gestellt hat. Noch während wir uns hier unterhalten, sind auserwählte Krieger jedes Volkes mit den Steinen auf dem Weg nach Alt-Vinnengael. Und dorthin wird sich auch

Dagnarus begeben. Die Götter sind mit uns, Derl«, sagte K'let und nickte. »Die Götter sind mit uns.«

»Wir werden heute Abend L'K'kald und Lokmirr für ihren Schutz danken«, erklärte Derl und nickte. »Bist du sicher, dass dieser Stein Dagnarus so viel bedeutet, dass er kommen wird, um ihn sich zu nehmen?«

»Alles, was er in diesem Land getan hat, all das Blut unseres Volkes, welches er vergossen hat, galt den Steinen. Er wird kommen und sie sich holen.«

»Diese Steine müssen über sehr mächtige Magie verfügen«, überlegte Derl, und seine wässrigen Augen blitzten vor Gier. »Vielleicht war es ein Fehler, dass du den einen nicht genommen hast.«

»Bah!« K'let schnaubte. »Xkes-Magie. Wertlos. Der Dolch der Vrykyl jedoch – das ist Magie der Leere. Mit ihm kann ich eine ganze Armee von Kyl-sarnz schaffen. Wenn wir in unser Land zurückkehren, werden wir unbesiegbar sein. Niemand kann sich uns entgegenstellen.«

»Was machen wir jetzt? Wie lauten deine Befehle?«

»Du und die Stämme, ihr werdet hier bleiben und auf Nb'arsk und L'nkst und ihre Leute warten, die sich mit uns zusammentun wollen. Ich werde nach Alt-Vinnengael voraneilen. Wenn ich mit dem Dolch und meinen Sklaven zurückkehre, werden wir zu dem Loch in der Luft reisen und in unser Land zurückkehren.«

»Dein Sklave!« Derl rieb sich die welken Hände. »Ich weiß, wer das sein wird – «

K'let lachte dröhnend. »Dann wird Dagnarus zur Abwechslung einmal *mir* dienen. Die Ewigkeit wird nicht lange genug sein für meine Freude bei seinem Anblick, wenn er vor mir kniet.«

»Aber wer soll dein anderer Vrykyl sein?«, fragte Derl. Er senkte den Kopf. »Ich hoffe, dass du mir eines Tages diese

Ehre erweisen wirst, aber ich spüre, dass ich dir lebendig immer noch mehr nützen werde – «

»Nicht du, mein Freund«, sagte K'let und legte Derl die Hand auf die Schulter. »Eines Tages, wie du sagst, aber nicht jetzt. Du musst uns zu den Göttern zurückführen, zum alten Weg.«

»Wer dann?«

K'let stand auf. Er ging zum Zelteingang und schlug die Klappe zurück. »Schickt nach R'b. Sagt ihm, er soll Essen, Wasser und seine Waffen mitbringen. Ich werde eine Reise unternehmen, und er wird mich begleiten. Wir gehen zur Geisterstadt.«

Dur-zor und die anderen Halbtaan waren begeistert, als der Bote eintraf und verkündete, dass K'let Rabe auserwählt hatte, ihn auf seiner geheimnisvollen Reise zur Geisterstadt zu begleiten. Dur-zor konnte ihre Freude kaum verbergen, als sie hörte, was K'let befohlen hatte, und die anderen Halbtaan johlten und riefen Rabes Namen. Der Lärm wurde so gewaltig, dass ein paar jüngere Taankrieger aus Dag-ruks Lager herüberkamen, um herauszufinden, was los war.

Dur-zor erzählte ihnen stolz, was geschehen war.

Die jungen Krieger sahen Rabe neidisch und bewundernd an. Einige berührten ihn sogar in der Hoffnung, dass sein Glück ansteckend war.

Rabe sagte die Worte, die seine Leute seiner Meinung nach von ihm hören wollten. Er sprach von der großen Ehre, die ihm zuteil wurde, dann ging er in sein Zelt, um alles zu packen, was er für die Reise brauchte.

Dur-zor folgte ihm. »Rabe, der Bote wird ungeduldig. Was ist denn los?« Beunruhigt packte sie seinen Arm. Sie starrte ihn an und verzog entsetzt das Gesicht. »Rabe! Das hatte ich

vollkommen vergessen! Er beansprucht dein Leben – du darfst nicht gehen!«

»Ich muss. Es ist eine große Ehre. Dag-ruk würde jeden einzelnen magischen Stein in ihrer Haut geben, um eine solche Ehre zu erringen.«

Er lächelte sie an und zuckte mit den Schultern. »Ich bin ein Nizam, Dur-zor, und eine der Verpflichtungen eines Nizams besteht darin, sich um das Wohl des Stammes zu kümmern. Wenn ich mit K'let gehe, ist das eine hohe Ehre für die Halbtaan, und sie werden von den Taan akzeptiert werden, selbst wenn ich nicht mehr hier bin, um über sie zu wachen.« Er griff nach seinem Gepäck. »Du bist in meiner Abwesenheit Nizam.«

Dur-zor warf sich ihm in die Arme. »Ich werde auf dich warten. Ich werde hier sein. Wir werden alle hier sein und auf dich warten. Ich werde für dich zu den Göttern beten. Zu deinen Göttern.«

»Das würde mir gefallen, Dur-zor«, sagte er.

Als Rabe das Lager verließ, jubelten die Halbtaan ihrem Nizam zu, und zu seinem Erstaunen erklang auch Jubel aus Dag-ruks Lager.

Rabe ließ den Jubel hinter sich, ließ alles, was ihm etwas bedeutete, hinter sich. Als er zurückschaute, sah er Dur-zor inmitten des Stammes, der nun ihr Stamm war. Sie hob die Hand und winkte Rabe zu. Er winkte zurück, dann wandte er sich nach vorn. Er erwartete nicht, dass er sie je Wiedersehen würde, und es verblüffte ihn, wie weh ihm dieser Gedanke tat.

Er hatte etwa zwei Meilen zurückgelegt, als ein dunkler Schatten auf riesigen Flügeln über ihn hinwegsegelte. Rabe hob den Kopf und starrte in den kobaltblauen Himmel.

Ein Drache flog durch die Wolken.

Rabe hatte sein Leben lang von diesen wunderbaren Geschöpfen gehört, aber nie die Gelegenheit gehabt, einen zu

sehen. Er blieb stehen, um ihn zu betrachten, bezaubert von der wunderbaren, tödlichen Schönheit des Drachen.

Der Drache flog weit, weit über ihm, aber selbst in dieser Höhe konnte er die Sonne auf den roten Schuppen leuchten sehen, sodass sie glühten wie Feuer. Er konnte die anmutige Biegung des Drachenhalses erkennen, den glitzernden Schwanz, das Heben und Senken der gewaltigen Flügel. Der Drache flog zu hoch, um Rabe ausmachen zu können, oder er bemerkte wahrscheinlich nur einen Fleck im Hügelland.

Der Drache flog weiter. Rabe sah ihm nach, bis er aus seinem Blickfeld verschwunden war. Er würde nie erfahren, dass er in diesem Augenblick seine eigensinnige Schwester Ranessa erblickt hatte. Aber auf seltsame Weise gab der Anblick des Drachen ihm Mut und Hoffnung.

Die Menschen von Neu-Vinnengael bereiteten sich auf das alljährliche Frühlingsfest vor. Sie hatten schwer daran gearbeitet, alle Spuren der Taan zu tilgen, hatten Häuser repariert, die beschädigt worden waren, und hatten den schwarzen, fettigen Ruß von den Mauern geschrubbt, der am Tag nach der Verbrennung der Leichen vom Himmel gefallen war. Sie hatten die meisten Blutflecken von den Straßen gewaschen. Die Verwundeten waren inzwischen gesund geworden, wenn sie auch die Narben der Schlacht bis ans Ende ihres Lebens tragen würden. Nur wenige würden sie stolz vorführen und vor ihren Enkeln damit prahlen. Niemand war stolz auf das, was an diesem Tag geschehen war. Alle freuten sich sowohl auf den duftenden Frühlingswind, der den letzten Rest des Todesgestanks wegwehen würde, wie auch auf den sanften Frühlingsregen, der die Blumen auf dem mit Blut durchtränkten Boden wieder zum Blühen bringen würde.

Obwohl es noch einen ganzen Monat bis zu dem Fest war, schickten die Ladenbesitzer ihre Lehrlinge nach draußen, um die Häuser frisch anzustreichen. Schildermaler malten die bunten Schilder neu oder besserten sie zumindest aus. Schneider arbeiteten auch noch bei Kerzenlicht weiter, denn alle adligen Damen brauchten neue Gewänder für das Frühlingsfest seiner Majestät.

Vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung hörte man Hämmern und Sägen, denn die Zimmerleute waren eifrig damit beschäftigt, auf dem Festplatz Buden zu errichten.

Kleine Jungen wurden dafür bezahlt, die Steine und Stöcke von jedem Quadratzoll Boden aufzulesen. Die Wirte, Gasthausbesitzer und Heiler legten sich neue Vorräte an, denn dies war für alle die geschäftigste Zeit des Jahres. Das Frühlingsfest lockte Leute aus allen Teilen Vinnengaels in die Stadt. Kaufleute kamen aus Dunkarga, Nimra und Nimorea. Trotz des Bürgerkriegs in Tromek erwartete man auch Kaufleute aus dem Elfenland und ein paar Zwergenkaufleute aus Saumel. Orkschiffe, die hoch mit Waren beladen waren, drängten sich bereits im Hafen.

Das Wetter mochte zwar grau, trüb und regnerisch sein, aber beim Frühlingsfest schien immer die Sonne. Die Leute hörten zu, wie der Regen fiel, schlossen die Augen und stellten sich warme Sonnenstrahlen und lachende Kinder vor.

Die Zeiten waren gut für die Bewohner von Neu-Vinnengael. Sie waren zufrieden mit ihrem neuen König, und dafür hatten sie auch allen Grund. Dagnarus war vielleicht über die Leichen von Hunderten zum Thron aufgestiegen, aber sobald er dort angekommen war, wusch er sich das Blut von den Händen und tat sein Bestes, das zu erreichen, was er für richtig hielt.

»Eines Tages wird man über König Dagnarus nur noch Gutes hören«, murmelte er, als er vor dem Porträt seines Vaters stand. »Und ich werde das noch erleben, denn ich werde nicht tot sein. Ich werde ihr lebendiger König sein und Zeitalter um Zeitalter regieren und Vinnengael zu ewigem Wohlstand führen.«

Er hatte lange darüber nachgedacht, wie er seinen Leuten erklären sollte, dass er weder alt wurde noch starb. Die Wahrheit konnte er ihnen selbstverständlich nicht sagen – dass er sich von Leben ernährte und seine Lebenskraft aus den Seelen bezog, welche er mit Hilfe des Dolchs der Vrykyl stahl. Seit er König geworden war, hatte er bereits zwei Personen gefunden, die willig ihre Seelen der Leere überantwortet

hatten, um die Gunst ihres königlichen Herrn zu erlangen. Diese Gunst war nicht ganz das, was sie sich vorgestellt hatten. Der Dolch der Vrykyl hielt sie beide für geeignete Kandidaten, und nun hatte Dagnarus zwei neue Vrykyl, einer davon ein Adliger, der im Rat für ihn spionierte, und der andere ein Tempelmagier. Dagnarus beschloss, seinem Volk zu erzählen, die Götter hätten ihm zur Belohnung dafür, dass er den heiligen Stein der Könige wiedererlangt hatte, ewiges Leben geschenkt. Die Kirche würde sich zweifellos entsetzt zeigen. Er würde sie ihrem Zorn überlassen und jene, die zu anstrengend wurden, zum Schweigen bringen. Er hatte genügend Magier, die ihn unterstützten, und die würden sich schließlich durchsetzen. Und inzwischen würden die Menschen ihren jungen, gut aussehenden König mit dem Stein der Könige in der Hand sehen, dessen vier Teile wieder vereint waren, so wie es von Anfang an hätte sein sollen. Schließlich würde der Lärm verklingen. Seine Gegner würden weniger werden. Jene, die heute noch kleine Kinder waren, würden unter seiner Herrschaft alt werden und ihn auf dem Totenbett ihren eigenen Kindern empfehlen.

Alles war bereit für den Stein der Könige. Dagnarus hatte einen neuen Marmoraltar meißeln lassen, auf welchem der Stein liegen sollte. Alle waren neugierig, wem dieser Altar gewidmet sein würde, aber Dagnarus sagte nur, er würde das größte Geschenk tragen, das die Götter der Menschheit je gemacht hatten.

Dagnarus traf sich gerade mit seinem Staatsrat, als er spürte, wie der Dolch der Vrykyl an seiner Haut angenehm warm wurde. Er hatte den Dolch immer dabei, hatte ihn unter dem Seidenhemd in den Gürtel gesteckt. Die Wärme bedeutete, dass einer seiner Vrykyl versuchte, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Er hoffte und erwartete, dass es sich um Shakur handelte, denn der letzte Bericht, welchen er von Gareth

erhalten hatte, wies darauf hin, dass die vier Paladine mit den Steinen schon nahe an den Ruinen von Alt-Vinnengael waren.

»Meine Herren«, sagte Dagnarus und erhob sich. »Nein, bitte bleibt sitzen. Ich muss einen Augenblick um euer Verständnis bitten. Ich unterbreche unser Gespräch nur ungern, aber ich muss ein gewisses verschwiegenes Örtchen aufsuchen, um mich einen Augenblick mit mir selbst zu beraten.«

Die Anwesenden lachten. Sie lachten immer über die Witze des Königs.

Es gelang Dagnarus, auch die Höflinge und Diener loszuwerden, die ihm ununterbrochen folgten. Er erinnerte sich daran, wie gut es Silwyth gelungen war, das königliche Leben mit Höflingen zu füllen, wenn man sie brauchte, und sie wegzuscheuchen, wenn sie unerwünscht waren. Der Elfenkämmerer hatte ihm alles über die Intrigen höfischen Lebens beigebracht. Dagnarus nahm an, dass Elfen eine natürliche Begabung für so etwas hatten. Sein derzeitiger Kämmerer war ein Idiot. Dagnarus nahm sich vor, sich mit dem Schild in Verbindung zu setzen und ihn darum zu bitten, ihm einen Elfen für diese Position zu schicken.

Sobald er das königliche Schlafgemach erreicht hatte, befahl Dagnarus seinem Kämmerer, die Tür zu schließen, und seinen Wachen, niemanden hereinzulassen. Dagnarus gab vor, ein prüder Mann zu sein, der gewisse Dinge am liebsten in vollkommener Abgeschiedenheit erledigte, und hatte sich in seinen Gemächern ein Wasserklosett für seine persönlichen Bedürfnisse bauen lassen. In dieser fensterlosen Kammer mit den Steinmauern, dem Steinboden und der schweren Tür antwortete Dagnarus auf den Ruf des Vrykyl.

»Es läuft hier nicht alles nach Plan, Herr«, sagte Shakur. »Klendist war nicht am Treffpunkt. Ich habe Euch ja schon gesagt, dass er unzuverlässig ist – «

»Was ist ihm zugestoßen? Es muss etwas passiert sein.«

»Ich habe keine Ahnung, Herr. Als ich eintraf, war das Söldnerlager leer. So, wie es aussah, waren sie schon mehrere Tage nicht da gewesen. Ich habe noch einen Tag gewartet, aber sie sind nicht zurückgekehrt.«

»Und die Paladine? Der Stein der Könige?«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Shakur mürrisch. »Ich habe jede Spur von ihnen verloren. Es war nicht meine Sache – «

»Wenn dir deine Zunge wichtig ist, Shakur, solltest du damit aufhören, sie zu wetzen«, knurrte Dagnarus.

»Ja, Herr.«

»Ich hätte diese Angelegenheit nicht irgendwelchen Bediensteten überlassen sollen«, murmelte Dagnarus. »Aber wie hätte ich so plötzlich hier verschwinden können? Es gibt gewisse Nachteile, was das Königsein betrifft. Es schränkt die Bewegungsfreiheit ein. Bei der Leere! Wenn ich nur eine Möglichkeit finden könnte, mich zu teilen und an zwei Orten gleichzeitig zu sein.«

»Ja, Herr«, sagte Shakur. »Wie lauten Eure Befehle?«

»Ich werde mich selbst um die Angelegenheit kümmern. Das hätte ich schon die ganze Zeit über tun sollen.«

»Ja, Herr. Übrigens, K'let ist hier, mit einer großen Streitmacht von Taan.«

»Falls du geglaubt hast, dass diese Nachricht mich erschreckt, Shakur, dann hast du dich geirrt. Ich weiß, was K'let vorhat. Der Taan mag ja ganz schlau sein, aber Raffinesse gehört nicht zu seinen Stärken. Ich werde mich um ihn kümmern, sobald ich die Paladine habe.«

»Sehr gut, Herr.«

»Ich werde bald eintreffen, Shakur«, sagte Dagnarus und brach den Kontakt ab.

Zum Glück hatte er bereits Vorkehrungen für seine Abwesenheit getroffen. Er hatte alle wissen lassen, wie gern er jagte. Der ehemalige König hatte ein Jagdhaus in den Illanof-

Bergen gehabt. Dagnarus behauptete, dem Hofleben entfliehen zu müssen, und ging nun angeblich auf die Jagd. Der Drache der Leere, einer der fünf, welche auf dem Drachenberg lebten, wartete bereits auf Dagnarus' Ruf und würde ihn schnell nach Alt-Vinnengael tragen. Sobald er dort angekommen war, würde er nach den vier Paladinen suchen und sie finden.

Er fuhr mit dem Finger über die scharfe Kante des Dolchs der Vrykyl.

»Wo ist Silwyth?«, fragte Shadamehr.

Damra sah sich um. »Ich dachte, er wäre dabei, Euch und dem Kapitän mit dem Boot zu helfen.«

»Und ich dachte, er wäre mit Euch vorausgegangen, um das Gelände auszuspähen«, sagte Shadamehr. »Und jetzt scheint er verschwunden zu sein.«

Auf Anraten von Silwyth hatten die Paladine ihr Boot in einigem Abstand von den Ruinen von Alt-Vinnengael zurückgelassen. Sie gingen nun eine alte Straße entlang, die an der Getreideküste entlangführte, einer fruchtbaren Region, die Vinnengaels Brotkorb genannt wurde. Selbst jetzt waren hier noch Überreste von Bauerndörfern zu sehen. Die Dörfer waren zwar den Auswirkungen der magischen Explosion entgangen, aber nicht dem Krieg als solchem. Dagnarus' Soldaten hatten die Höfe geplündert, das Essen gestohlen, Vieh geschlachtet und alles angezündet, das sie nicht hatten wegschleppen können.

»Guter Boden hier«, meinte Shadamehr. Er bückte sich, um eine Hand voll der schwarzen Erde aufzuheben, und ließ sie durch seine Finger rieseln.

»Es wundert mich, dass niemand zurückgekommen ist, um dieses Land zu bebauen«, sagte Damra. »Es ist ziemlich weit

von den Ruinen der Stadt entfernt. Sie könnten ihre Waren flussabwärts schiffen.«

»Das da ist der Grund«, erklärte Shadamehr und zeigte auf den Straßenrand. »Bahkspuren. Frische.«

»Diese Spuren sind ja riesig!«, staunte Damra ehrfürchtig. »Ich könnte mich ganz in eine hineinlegen.«

»Ja, Bahk sind ziemlich unangenehm. Ich habe gegen einen oder zwei gekämpft, und es hat mir nicht viel Spaß gemacht.«

»Kann ich mir vorstellen. Und da wir die Steine der Könige bei uns haben«, warf Wolfram ein, der von ein paar Schritten ins Gebüsch zurückgekehrt war, »werden sie uns von oben bis unten voll sabbern.«

»Keine Sorge, Wolfssohn«, sagte der Kapitän mit wohlklingender Stimme. »Sie sabbern erst, nachdem sie einen zerrissen haben.«

»Wolfram!«, rief der Zwerg verärgert. »Ich sage dir immer wieder, mein Name ist *Wolfram.«*

Der Kapitän grinste und zuckte mit den Schultern, wie sie es immer tat, wenn der Zwerg sie verbesserte, was mindestens drei Mal am Tag geschah. Die Orkfrau hatte Namen für alle erfunden. Shadamehr war Schattenmann, und Damra war Dame Rah. Der Kapitän mochte diese Namen und hielt sich daran, und nur den Zwerg störte es. Etwas an seinem Spitznamen schien ihn irgendwie zu beunruhigen, und das war dem Kapitän nicht entgangen. Nur Silwyth hatte sie keinen Spitznamen gegeben, und das lag wohl vor allem daran, dass der Kapitän kaum je direkt mit ihm sprach, obwohl sie viel Zeit damit verbracht hatte, ihn mit ernster und beunruhigter Miene zu beobachten.

Wohin sie auch gingen, sah der Kapitän Vorzeichen. Während die anderen die Bahkspur betrachteten, verließ der Kapitän die Straße und stürzte sich ins Gebüsch. Sie kam mit dem Kadaver eines Eichhörnchens zurück. Sie murmelte ein

paar Worte darüber, dann blieb sie stehen und starrte ihn mit geschürzten Lippen an.

»Was ist denn?«, fragte Shadamehr.

Der Kapitän schüttelte den Kopf.

»Ich kann es nicht sagen. Ich habe meinen Schamanen nicht dabei«, erklärte sie.

Sie hatte die anderen Orks am Boot zurückgelassen und ihnen die Anweisungen gegeben, einen halben Mondzyklus auf sie zu warten. Wenn sie bis dahin nicht zurückgekehrt war, sollten die Orks nach Hause zurückkehren und einen neuen Kapitän wählen.

»Ich deute es vielleicht nicht richtig.«

»Aber ist es ein gutes oder ein schlechtes Vorzeichen?«, drängte Shadamehr.

Der Kapitän hielt ihm den von Maden wimmelnden Kadaver hin.

»Sieh selbst.«

»Ich kann deutlich erkennen, dass die Vorzeichen schlecht für das Eichhörnchen waren«, meinte Shadamehr und verzog das Gesicht.

Der Kapitän schüttelte den Kopf.

»Werden die Bahk uns angreifen?«, fragte Damra. »Ich habe noch nie einen Bahk gesehen, aber ich weiß, dass sie von magischen Gegenständen angezogen werden, und wie Wolfram schon sagte, wir haben die vier mächtigsten magischen Gegenstände in der Welt dabei.«

»Es hängt davon ab, wo sie ihre Höhlen haben. Silwyth sagt, er weiß – «

Shadamehr drehte sich um und sah Silwyth neben sich stehen. »Verflucht!« Shadamehr wich unwillkürlich einen Schritt zurück. »Schleicht Euch nicht so an mich an. Ihr habt mich gerade zehn Jahres meines Lebens gekostet. Selbstverständlich immer vorausgesetzt, dass mir noch zehn

Jahre bleiben, was mir im Augenblick als ausgesprochen zweifelhaft erscheint. Ihr solltet wirklich irgendein Geräusch machen, alter Junge«, fügte er in ernstem Ton hinzu. »Rülpsen oder niesen oder so etwas. Selbst die Toten machen mehr Krach als Ihr.«

Silwyth verbeugte sich und trat einen Schritt zurück. »Es tut mir Leid, wenn ich Euch gestört habe.«

»Schon gut, schon gut.« Shadamehr wischte sich die Stirn mit dem Hemdsärmel. »Habt Ihr die Bahkspuren gesehen?«

»Ja, Baron. Ich bin ihnen etwa eine Meile gefolgt.« Silwyth zeigte nach Norden. »Sie führen nach Norden, auf die Ruinen zu. Ein einzelner Bahk, nach der Größe und Tiefe der Spuren zu schließen, ein älteres Tier.«

»Und direkt nach Alt-Vinnengael unterwegs?«

»Ja«, erwiderte Silwyth. »Es gibt viele Bahk in dieser Gegend. Die Spuren von diesem gesellen sich zu denen von anderen, und alle führen nach Norden. Ich nehme an, sie hausen in diesen Klippen dort im Osten. Das sind Kalksteinfelsen, und es wimmelt nur so von Höhlen.«

»Warum sind sie hier?«, fragte Damra.

»Es gab einen Teil der Stadt, welcher Mysterium genannt wurde und wo man magische Artefakte aus ganz Loerem kaufen konnte. Hunderte von diesen Artefakten liegen immer noch unter den Trümmern begraben. Die Bahk werden von ihnen angezogen und suchen nach ihnen.«

»Und wie können wir ihnen aus dem Weg gehen? Und was machen wir, wenn wir einem begegnen?«

»Wegrennen«, sagte Shadamehr sofort. »Nein, das meine ich ganz ernst. Die Bahk sind riesige Geschöpfe. Sie bewegen sich ziemlich langsam, und meistens kann man vor ihnen davonrennen.«

»Wir werden ohnehin nicht in die Nähe von Mysterium kommen, also hoffe ich, dass wir auch keinem begegnen

werden«, sagte Silwyth. »Sollte ich mich jedoch irren, ist der Rat des Barons durchaus beachtenswert.«

Alt-Vinnengael lag direkt nördlich von ihnen. Im Osten befand sich das fruchtbare Tal, umgeben von den Kalksteinklippen. Im Westen lag der Ildurel-See. Das Seewasser schimmerte in tiefem, tiefem Blau, und in der Morgensonne sah es kalt und dunkel aus. Wolken verhüllten die Ruinen der Stadt, eine Tatsache, die Shadamehr seltsam fand, denn es war warm und trocken, und aus dem reglosen See stieg kein Nebel auf.

»Wo kommt dieser Nebel her?«, fragte er.

»Der Wasserfall«, antwortete Silwyth. »Es gab hier einmal Regenbögen, aber jetzt nicht mehr, jetzt gibt es nur noch grauen Nebel.«

Sie gingen schweigend weiter, und vielleicht dachten alle an die Regenbögen.

»Es war ein Bahk, der Dagnarus den Stein der Könige abgenommen hat«, sagte Silwyth so leise, als spräche er mit sich selbst.

»Wie?«, fragte Wolfram scharf. »Woher wisst Ihr das?«

»Es ist eine der Sagen meines Volkes«, erwiderte Silwyth mit einem Seitenblick auf den Zwerg. »Ich weiß es selbstverständlich nicht mit Sicherheit.«

»Nun, Eure Sagen erzählen die Wahrheit«, erklärte der Zwerg schlicht. »Ich war bei Ritter Gustav, als er starb. Er hat den Stein der Könige bei der Leiche eines Bahk gefunden.«

»Kommt, Silwyth«, sagte Shadamehr. »Erzählt uns mehr von dieser Sage.«

Die Miene des Elfen verfinsterte sich. Er schien zu bedauern, dass er überhaupt etwas gesagt hatte.

»Nach allem, was ich gehört habe, hat die magische Explosion, welche den größten Teil der Stadt zerstörte, Dagnarus nicht getötet. Wie ist das möglich, wollt Ihr wissen? Nur der Vater und die Mutter wissen das.«

»Oder die Leere«, warf Damra kühl ein.

Silwyth warf ihr einen Blick zu, aber er antwortete nicht. Er fuhr mit seiner Geschichte fort. »Dagnarus kam in einem Waldland wieder zu sich, das er nicht kannte. Er war schwer verletzt, aber er lebte noch, und er hatte das, wofür er so viel geopfert hatte, nämlich die Beute, welche ihm ohnehin von Rechts wegen zustand. Er hatte den gesegneten Stein der Könige.«

»Der ihm ohnehin von Rechts wegen zustand?«, wiederholte Damra. »Ich dachte, Ihr wäret auf unserer Seite, Silwyth.«

»Ich wiederhole die Überlieferung so, wie ich sie gehört habe, Damra von Gwyenoc«, entgegnete Silwyth.

Damra und Shadamehr wechselten Blicke.

»Das gefällt mir nicht besonders«, flüsterte Shadamehr und runzelte die Stirn.

»Mir auch nicht«, sagte Damra. »Tatsächlich denke ich, dass unser Silwyth sich in letzter Zeit sehr merkwürdig verhalten hat.«

Silwyth erzählte weiter, und seine Stimme klang leise und tonlos. »Dagnarus dankte den Göttern dafür, dass sie ihm den Stein gegeben hatten, und er schwor, dass er sich ihres Vertrauens würdig erweisen würde. In diesem Augenblick kam ein Ungeheuer von einer Art, welche er noch nie zuvor gesehen hatte, aus dem Wald – ein Bahk. Der Bahk war vom Stein der Könige angezogen worden und griff Dagnarus an. Dagnarus kämpfte mit dem letzten Rest der Kraft, die ihm noch verblieben war, kämpfte, um zu retten, was die Götter ihm gegeben hatten. Aber er war zu schwach. Der Bahk riss ihm den Stein aus der Hand und nahm ihn mit. Dagnarus verlor

das Bewusstsein. Er war zu schwach und zu schrecklich verwundet, um sofort nach dem Stein zu suchen. Und viele lange Jahre danach suchte er vergeblich.«

Dann blickte er auf. »So erzählt die Überlieferung.«

»Seltsam«, sagte Damra. »Ich habe diese Geschichte nie gehört.«

»Ihr kommt auch nicht aus dem Haus Kinnoth«, entgegnete er.

»Wir sollten schneller weiterziehen. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Nach Einbruch der Dunkelheit sollten wir nicht in Alt-Vinnengael sein.«

»Wo gehen wir hin, sobald wir die Stadt erreicht haben?«, wollte Shadamehr wissen. »Zum Tempel? Zum Palast? Zu Eurer Lieblingskneipe?«

»Wir gehen zum Tempel der Magier oder dem, was davon übrig ist«, sagte Silwyth. »Zum Portal der Götter.«

»Werden wir uns dort mit Dagnarus treffen?«, fragte Shadamehr lässig.

Silwyth blieb ruhig. Seine Miene veränderte sich nicht, aber es war ohnehin schwierig, unter all den vielen Falten seine Miene zu deuten. Silwyths mandelförmige Augen lagen stets tief und von Schatten umgeben. Der Elf hatte in der letzten Zeit niemanden mehr direkt angesehen – eine Tatsache, die Shadamehr äußerst interessant fand.

Er schaute nun in diese Augen und hoffte, dort eine Spur von Überraschung zu erkennen, von Zorn oder Angst – er war nicht sicher, was er eigentlich erwartete. Aber was er tatsächlich sah, verblüffte ihn so sehr, dass er beinahe seine Frage vergaß.

»Ich weiß nicht, was Ihr meint«, sagte Silwyth, und seine Stimme klang ruhig. Aber er hatte einen Augenblick zu lange gezögert.

»Ich bin… äh… sicher, dass Ihr Euch daran erinnert«, sagte Shadamehr, der sich mit einiger Anstrengung zusammenriss.

»Worüber wir in der Höhle gesprochen haben. Dass Lord Dagnarus…«

»Er ist nun Euer König«, verbesserte ihn Silwyth.

»Ich bitte ihn um Verzeihung«, sagte Shadamehr. »Dass Seine Majestät König Dagnarus eine Falle für uns aufgestellt hat. Wolfram hat es uns gesagt. Er hat es von meinem Freund Ulaf gehört. Ihr erinnert Euch doch sicher daran.«

»Ihr müsst einem alten Mann verzeihen«, sagte Silwyth, »der in den letzten Jahren vergesslich geworden ist.« Er zeigte auf die Sonne, die sich nun nach Westen wandte. »Wir sollten uns beeilen. Wir können noch ein paar Meilen hinter uns bringen, ehe es dunkel wird. Wir sollten die Stadt am Morgen betreten, und wir werden den ganzen Tag brauchen, um unser Ziel zu erreichen. Wir wollen doch hier nicht nach Einbruch der Dunkelheit festsitzen.«

»Wo wir gerade von Festsitzen reden«, sagte Shadamehr vergnügt, »ich frage mich gerade, ob Dagnarus seine Falle für uns am Portal gestellt hat oder woanders.«

»Die anderen finden das vielleicht amüsant, Baron«, erwiderte Silwyth, »aber ich fürchte, ich kann nichts Komisches daran finden. Man hat jedem von euch gesagt, ihr solltet den Stein der Könige zum Portal der Götter bringen. Ich werde euch dorthin führen oder nicht, ganz wie ihr wollt.« Er zuckte mit den Schultern. »Wenn Ihr glaubt, Baron, dass es eine Falle ist, dann kommt einfach nicht mit.«

Er verbeugte sich und ging weiter die Straße entlang. Der Zwerg stapfte hinter ihm her, und der Kapitän folgte Wolfram. Damra wollte sich ihnen gerade anschließen, als Shadamehr sie am Arm zurückhielt. »Seht ihm in die Augen«, sagte Shadamehr leise.

Damra starrte ihn an. »Was –?«

»Ich habe schon einmal in solche Augen geschaut. Im Palast in Vinnengael. Als ich den jungen König hochgehoben habe.«

»Ihr wollt sagen, dass Silwyth – «

»Er ist nicht Silwyth«, erklärte Shadamehr finster. »Nicht mehr. Er ist ein Vrykyl.«

Die Stadt Alt-Vinnengael war im Jahr eins von Verdic Ildurel gegründet und am Ufer des Sees errichtet worden, welcher eines Tages den Namen des Gründers tragen würde. Sie hatte ursprünglich als Festung gedient, aber sie war schnell gewachsen, und so war man dazu gezwungen gewesen, auch auf die Klippen zu bauen. Im Lauf der folgenden Jahre bauten Magier, die sich mit der Manipulation von Steinen und Felsen auskannten, Rampen und Treppen, welche von einer Ebene zur anderen führten und Wagen und Fußgängern Zugang gewährten. Brücken überspannten die Schluchten. Orks bauten wunderbare Krane, die Waren hoben und senkten, welche zu schwer waren, um von Wagen bewegt werden zu können. Wohlstand strömte auf dem Wasser- und dem Landweg in die Stadt, und Erdmagier errichteten weitere glatte, gerade Straßen, die von der Armee von Vinnengael bewacht wurden.

Die Stadt war bereits der Mittelpunkt von Loerem, als sie unter der Regierung von König Tamaros durch die magischen Portale auch zum Mittelpunkt des Universums wurde. Errichtet von Magiern aller Elemente, führten diese Portale in die Heimat der anderen Völker und brachten Elfen, Orks und Zwerge nach Vinnengael. Reisen, die einst Monate oder gar Jahre gedauert hatten, wurden auf Tage und Wochen verkürzt. Nun trieben alle Völker mit Vinnengael Handel. Die Elfen, Orks und Zwerge mochten vielleicht nicht viel für Menschen übrig haben, aber sie hatten nichts gegen die glitzernden

Silbermünzen, die man zu Ehren von Vinnengaels König Tamaros Tams nannte.

König Tamaros stellte sich eine Welt vor, in welcher alle Völker in Frieden leben konnten, und daher ermutigte er alle, nach Alt-Vinnengael zu kommen, und tat alles, was in seiner Macht stand, damit sie sich dort willkommen fühlten. Dies war die Blütezeit der Stadt.

Der wunderbare Palast des Königs, der vor den Sieben Wasserfällen stand, wurde als eines der Weltwunder betrachtet, und viele stiegen die steilen, von Klippe zu Klippe führenden Treppen hinauf, um ihn anzustarren und jene zu beneiden, die das Glück hatten, in einer solchen Umgebung zu leben. Der Neid hätte sich jedoch schnell in Mitleid verwandelt, wenn sie von der Eifersucht, der Bosheit und dem Kummer gewusst hätten, die hinter diesen schimmernden Mauern unter den glitzernden Regenbögen herrschten. Aber Besucher konnten das natürlich nicht wissen, und so betrachteten sie den Palast und dachten daran, wie groß und weise ihr König war und dass seine Herrschaft, so wie sie in diesem Gebäude verkörpert war, niemals ins Schwanken geraten würde.

Tamaras' jüngerer Sohn Dagnarus entschied, er müsse König werden. Er trotzte den Göttern und machte sich zum Auserwählten der Leere. Er wurde Lord der Leere und erhielt den Dolch der Vrykyl. Von seinem älteren Bruder Helmos aus dem Königreich verbannt, kehrte Dagnarus ein Jahr später zurück, um sich den Thron mit Gewalt zu nehmen, und brachte Feuer und Tod über die Stadt. Mit der Hilfe von Gareth, seinem Jugendfreund, welcher ein mächtiger Magier der Leere geworden war, ließ Dagnarus den Hammerklauenfluss austrocknen, auf den Vinnengael bei der Verteidigung seiner Mauern zählte, und schickte seine Armee durch das trockene Flussbett von hinten in die Stadt. Angeführt von Vrykyl, denen

sich nur wenige widersetzen konnten, griffen andere Truppen die Stadt von vorn an. Belagerungstürme schleuderten brennendes Orkgelee auf die Häuser, und schon bald tosten Feuer in den Straßen.

Dagnarus' Ziel bestand darin, sich den Stein der Könige zu verschaffen und sich selbst zum König zu machen. Um das zu erreichen, musste er seinen älteren Bruder Helmos beseitigen. Er suchte im Palast nach ihm, konnte ihn aber nirgendwo finden. Er kam zu dem Schluss, dass Helmos zu den Göttern geflohen sein musste, also ging er zum Portal der Götter, welches sich im Tempel der Magier befand.

Die Überlieferung behauptet, dass Dagnarus und sein Bruder Helmos um den Stein kämpften. Die magischen Kräfte, die in dieser schrecklichen Schlacht freigesetzt wurden, gerieten außer Kontrolle und schlugen zu wie Peitschen, die gerissen waren. Die daraus entstehende Explosion zerstörte den Tempel und die Gebäude der Umgebung und entsandte Druckwellen durch die Stadt. Gebäude brachen zusammen und stürzten auf die Straßen, in denen sich die fliehenden Bürger und kämpfende Soldaten drängten. Risse öffneten sich in den Rampen, und Menschen stürzten in den Tod. Die großen Krane fielen um und zerschmetterten viele unter sich.

Tod und Zerstörung kamen nach Vinnengael und zu seiner Bevölkerung. Die Überlebenden flohen. Die Stadt wurde ihren Geistern überlassen.

Die Paladine und ihr seltsamer Führer betraten die Außenbezirke der Stadt im Morgengrauen. Sie standen am Seeufer, wo das trübe Wasser um ihre Füße schwappte. Die Überreste dessen, was einmal der geschäftige Hafen der Stadt gewesen war, umgaben sie.

Dieser Teil der Stadt war am weitesten von der Explosion entfernt gewesen und daher nicht allzu sehr zerstört worden. Hier hatte Feuer die schlimmsten Schäden angerichtet. Das Feuer hatte mit Orkgelee begonnen, das die hölzernen Kais in Brand gesetzt, die Lagerhäuser mit ihren vielen Waren zerstört und die Gasthäuser und Bordelle und die Häuser von Seeleuten und Fischern niedergebrannt hatte. Die Überreste der Kais waren immer noch zu sehen – geschwärzte Finger aus verkohltem Holz, die bis in den Ildurel-See hineingriffen wie die verkohlten Hände der Brandopfer, die sich in das kalte Wasser geworfen hatten, um ihrem schrecklichen Schmerz zu entgehen. Die meisten von ihnen hatten nur Erleichterung im Ertrinken gefunden.

»Die Menschen sind vor den Flammen von den oberen Ebenen zum See geflohen«, erzählte Silwyth und wies auf die Klippen hoch über ihnen, die in dem seltsamen grauen Nebel, welcher über den Ruinen hing, kaum zu sehen waren. »Alle, die stolperten, wurden von den panischen Massen niedergetrampelt. Wer den See erreichte, konnte nicht weiterfliehen, denn es gab keine Boote. Sie saßen am Ufer in der Falle, das tiefe Wasser des Sees vor und das Feuer hinter sich.«

Die Paladine standen bedrückt inmitten der Trümmer. Sie hatten ihr Leben lang von dieser schrecklichen Tragödie gehört, aber es war eine Sage, eine Geschichte, die im Zwielicht erzählt wurde. Nun waren sie mittendrin. Der Geruch nach verbranntem Holz biss in ihre Nasen. Das Wasser, das ans Ufer schwappte, war schmutzig und voller Schutt. Der graue Nebel der Wasserfälle sammelte sich auf ihrer Haut und bewirkte, dass sich alles, was sie berührten, nass anfühlte, ihre Kleidung eingeschlossen. Es war kalt. Die Sonne schien auf den See. Aber sie konnte nicht diesen wässrigen Nebel wegbrennen, der alles verzerrt und verformt

aussehen ließ. Die Straßen waren unter Schutthaufen verschwunden, bei denen es sich einmal um Gebäude gehandelt hatte. Die Paladine betrachteten das alles entsetzt, überwältigt von dem schrecklichen Ausmaß der Zerstörung. Jeder fragte sich, wie sie hier ihren Weg finden sollten.

Es war der wie immer praktisch denkende Kapitän, der diesen Gedanken in Worte fasste.

»Wenn die Rampen, die auf die oberen Ebenen führen, zerstört sind, wie kommen wir dann zum Tempel?«

»Ich sagte nicht, dass die Rampen zerstört sind«, erwiderte Silwyth. »Ich sagte, sie haben Risse. Die Rampen sind immer noch da und können bewältigt werden, wenn man nur genug Mut aufbringt.«

»Aber wenn wir durch all dieses Durcheinander kriechen und uns den Weg freischaufeln und -hacken müssen, wird es Tage – vielleicht sogar Monate – dauern, bis wir unser Ziel erreichen«, sagte Shadamehr.

»Und Ihr habt uns davor gewarnt, uns nach Einbruch der Dunkelheit hier aufzuhalten«, fügte Wolfram hinzu. Er zeigte auf die Trümmer, die sich zu großen Haufen stapelten. »Hah!«

»Aber es gibt einen Weg«, erklärte Silwyth. »Bleibt hier, während ich danach suche.«

»Wartet, Silwyth!«, rief Shadamehr. »Ich komme mit – «

Silwyth war bereits verschwunden. Wolfram stürzte sich in den Nebel und suchte nach ihm, aber er kehrte allein zurück.

»Ich denke, der da besteht aus Nebel«, meinte der Kapitän.

»Oder Schlimmerem«, erklärte Damra. Sie warf Shadamehr einen Blick zu. »Sollen wir es ihnen sagen?«

»Uns was sagen?«, fragte Wolfram.

»Dass Silwyth nicht mehr Silwyth ist«, sagte Shadamehr. »Wir glauben, dass der echte Silwyth umgebracht wurde und dieser hier ein Vrykyl ist.«

Wolfram griff nach seinem Schwert. »Dann sollten wir ihn töten.«

»Was bringt euch auf diese Idee?«, fragte der Kapitän und legte dem Zwerg die Hand auf die Schulter, um ihn zurückzuhalten.

»Er hat sich verändert«, sagte Damra. »Als ich ihn kennen lernte, habe ich ihm vertraut, obwohl ich ihm nicht vertraute. Jetzt« – sie schüttelte den Kopf – »vertraue ich ihm überhaupt nicht mehr.«

»Ich habe ihm nie über den Weg getraut«, erklärte Wolfram.

»Ich bin der gleichen Ansicht wie Dame Rah«, sagte der Kapitän. »Er hat sich verändert. Ich habe dem Silwyth getraut, den ich in meinem Fischernetz gefangen habe. Aber nicht dem, der uns hierher gebracht hat.«

»Die Frage ist, was sollen wir tun?«, fragte Shadamehr.

»Stellen wir uns ihm und riskieren damit, dass er uns angreift?«

»Ja«, sagte Wolfram und hob sein Schwert.

»Ich glaube, das müssen wir«, stimmte Damra zu.

»Nein«, widersprach der Kapitän. Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Wir sagen kein Wort zu ihm.«

»Ich bin der Ansicht der anderen«, sagte Shadamehr. »Warum sollten wir weiterhin diesem Wesen folgen?«

Der Kapitän zuckte die massigen Schultern. »Jedem von uns wurde aufgetragen, den Stein zum Portal zu bringen. Und das müssen wir tun. Kennt ihr den Weg zum Portal der Götter?«

»Aber der Vrykyl führt uns wahrscheinlich in eine Falle«, wandte Shadamehr ein.

»Umso besser«, sagte der Kapitän.

»Wartet!« Shadamehr hob die Hand. »Ich bin vom Wagen gefallen, als Ihr diese Kurve genommen habt. Bitte erklärt das näher.«

»Wenn der Elf ein Vrykyl ist und der Vrykyl vorhatte, uns zu töten, hätte er das schon längst tun können«, sagte der Kapitän. »Stattdessen verspricht dieser Vrykyl, uns zum Portal der Götter zu bringen. Vielleicht ist es so, wie du sagst, Schattenmann, und er will uns in die Falle dieses Lords der Leere führen. Also wird der Vrykyl dafür sorgen, dass wir das Portal sicher erreichen.«

»Um uns umzubringen, sobald wir es erreicht haben«, knurrte Shadamehr.

»Der Fisch, den du gegessen hast, hat deinem Hirn gut getan, Schattenmann«, stellte der Kapitän mit anerkennendem Nicken fest. »Sobald wir das Portal erreichen, können wir uns dem Vrykyl und diesem Lord der Leere stellen und tun, was getan werden muss.«

»Ich wünschte, ich könnte dem so ruhig entgegensehen wie Ihr. Immerhin, wir sind gewarnt«, sagte Shadamehr nachdenklich. »Und wir können uns vorbereiten.« Er zuckte mit den Schultern und trat gegen ein Stück verkohlten Holzes, das vor seinen Füßen lag. »Ich werde hier bleiben und auf unseren Freund warten. Ihr anderen könnt euch vielleicht umsehen, ob es irgendwo Spuren von Bahks gibt.«

Sie trennten sich. Wolfram und der Kapitän machten sich daran, die Ruine eines großen Gebäudes zu untersuchen. Damra ging am Ufer entlang, an dem überall die ausgebrannten Rümpfe von Schiffen, verzogenes, verbogenes Eisen und verfaulende Netze lagen. Sie trat auf etwas, und als sie nach unten schaute, erkannte sie, dass es sich um einen Schädel handelte, der halb im Sand verborgen war.

Elfen verehren den Tod, denn im Tod wird die Seele frei und kann zu Vater und Mutter zurückkehren, um mit ihnen in ihrem wunderbaren schimmernden Himmelsreich zu wandern. Die Elfen behandeln ihre Toten mit gewaltigem Respekt; die Leichen werden verbrannt, damit die Seele frei ist, sich auf

dem Atem der Götter zum Himmel zu erheben. Dieser Schädel schien alles zu verhöhnen, woran Damra glaubte.

Es gibt keine Götter, sagten die leeren Augen. Der Tod ist die Leere, und dahinter gibt es nichts weiter.

Shadamehr hörte ihren Aufschrei und kam zu ihr geeilt. Er umarmte sie und zog sie fest an sich. Seine Arme waren stark, warm und tröstlich.

»Es tut mir Leid, dass ich Euch erschreckt habe. Es ist nur ein… Totenschädel. Aber es gibt hier so viel Tod. So viel Schrecken und Verzweiflung.« Damra drückte die Hände auf die Augen. »Es ist einfach zu schrecklich, zu traurig.«

»Ich weiß«, sagte Shadamehr ernst, denn auch er war bedrückt. »Ich verstehe.«

»Tatsächlich?« Sie blickte mit gerunzelter Stirn zu ihm auf. »Ich glaube Euch nicht. Ihr nehmt doch nie etwas ernst.«

»Ich verrate Euch ein Geheimnis«, sagte Shadamehr. »Ich lache nur, damit meine Zähne nicht so laut klappern.«

Er schaute zu den Klippen, auf die sie steigen sollten, zu den eingestürzten Gebäuden, den aufgerissenen Straßen und den bröckelnden Treppen. In der Ferne konnte er das Tosen der Wasserfälle hören.

»Und ich verrate Euch noch etwas, Damra«, sagte er ernst. »Von jetzt an wird alles nur noch schlimmer werden.«

»Ich habe etwas gehört!«, sagte Wolfram. Er zeigte auf die Ruinen des Gebäudes. »Es kam von dort.«

»Ich habe es auch gehört«, bestätigte der Kapitän. Sie zog ihr riesiges Krummschwert aus dem breiten Ledergürtel.

»Das hier war vielleicht einmal ein Lagerhaus«, meinte Wolfram und betrachtete die Trümmer misstrauisch.

»Was immer es gewesen sein mag«, sagte der Kapitän, »es ist es nicht mehr.«

Die beiden gingen näher heran und betrachteten forschend die Trümmer.

»Was hast du gehört?«, fragte Wolfram leise. »Wie hat es geklungen?«

»Wie wenn ein Brett verrutscht«, erklärte der Kapitän. »Aber ich kann nichts Verdächtiges sehen. Du?«

Drei der vier Mauern des Lagerhauses standen noch. Sie waren aus Ziegeln erbaut und hatten dem Feuer widerstanden, das andere Gebäude zerstört hatte. Das Dach war jedoch eingestürzt und hatte den größten Teil der vorderen Mauer des Gebäudes mitgenommen. Mit dem Schwert in der Hand spähte Wolfram durch den Nebel ins Dunkel. Er lauschte angestrengt, aber er konnte nichts weiter hören als den rauen Atem der Orkfrau. »Warum könnt ihr Orks nicht durch die Nase atmen wie wir anderen?«, fragte Wolfram gereizt. »Ich kann nichts hören, solange du schnaubst wie ein Blasebalg.«

»Unsere Nasen sind nun mal kleiner als unsere Lungen«, sagte der Kapitän. »Wenn wir durch den Mund atmen, bekommen wir mehr Luft.«

Wolfram dachte darüber nach. Er konnte keinen Makel an dieser Erklärung finden, also ließ er das Thema fallen. Er stocherte in den Trümmern herum.

Ein Brett verrutschte. Etwas bewegte sich, und Wolfram wich zurück.

»Da!«, keuchte er.

»Eine Ratte«, sagte der Kapitän und steckte angewidert den Säbel ein.

»Was ist denn los?«, fragte Shadamehr, der mit Damra näher gekommen war.

»Wir haben ein Geräusch gehört. Aber es war nur eine Ratte«, sagte der Kapitän.

»Vielleicht«, sagte Wolfram, der immer noch in die Trümmer spähte. »Und vielleicht auch nicht. Es klang größer als eine Ratte.«

Er spähte noch einmal angestrengt in die von Nebel umhüllten Schatten, aber er konnte nichts erkennen. Selbst die Ratte war geflohen.

»Schlauer kleiner Bursche«, murmelte er. »Schlauer als wir.«

»Silwyth ist schon ziemlich lange weg«, stellte Damra fest und erschauerte in der kalten, dunklen Luft. »Vielleicht wird er nicht zurückkommen.«

»Ich würde es an seiner Stelle jedenfalls nicht tun«, sagte Wolfram.

»Aber Ihr seid nicht ich, Zwerg. Ich bin wieder da, und ich habe einen Weg durch die Ruinen gefunden«, verkündete Silwyth, der plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht war. »Der Weg wird uns zur ersten Rampe bringen. Von da an müssen wir klettern. Ich werde euch den Weg zeigen.«

Er machte sich auf, dann bemerkte er, dass ihm niemand folgte. Er schaute zurück.

»Kommt ihr? Oder wollt ihr lieber weiter Ratten jagen?«

»Wir haben schon eine gesehen«, sagte Shadamehr. »Und eine ist mehr als genug. Geht voran, Silwyth. Wir sind direkt hinter Euch.«

Auf eine Geste von K'let hin verließ Rabe die nebelverhangenen Schatten des Lagerhauses, in dem sie Zuflucht gefunden hatten, und sah sich um. Der Zwerg und seine Begleiter waren schon weit weg. Es hatte den Trevinici verblüfft, diesen Zwerg hier zu sehen, aber Rabe brauchte K'lets scharfes, warnendes Zischen nicht, um zu schweigen. Der Zwerg stammte aus einer anderen Welt, einer anderen Zeit. Er hatte nichts mit Rabe zu tun, und Rabe wollte nichts

mit ihm zu tun haben. Er hatte genug von Zwergen und Menschen, Orks und Elfen. Sollten sie doch ihres Weges gehen. Er würde seinen eigenen Kurs einschlagen.

Die Geisterstadt war ohnehin eine Stadt des Schweigens. In diesen rußigen Ruinen zu sprechen, wäre ebenso respektlos, als brüllte man in einem Grabmal.

Rabe bemerkte, dass K'let nicht überrascht war, den Zwerg und seine seltsamen Begleiter hier in den Ruinen zu finden. K'let hatte sie vielleicht sogar erwartet und nach ihnen Ausschau gehalten, denn er und Rabe hatten die Stadt lange beobachtet, bevor sie sie betreten hatten. Der Taanvrykyl hatte Rabe zu dem zerstörten Lagerhaus gebracht, wo sie im Schatten hockten und zusahen, wie der Zwerg und seine Freunde das alte Hafengelände betraten, sich kurz unterhielten und dann weitergingen.

Überzeugt davon, dass sie jetzt allein waren, kehrte Rabe in das Lagerhaus zurück, wo K'let auf ihn wartete.

Der Vrykyl hatte seine Taangestalt auf dem gesamten Weg beibehalten. Rabe hatte den Eindruck, dass K'let seine schwarze, von der Leere gemachte Rüstung nicht sonderlich mochte, und dafür war er dankbar. Manchmal konnte der Trevinici sich beinahe vormachen, dass er mit einem Taan unterwegs war und nicht mit einem schauerlichen Geschöpf der Leere.

Der Weg hierher war seltsam gewesen. K'let konnte Rabes Sprache nicht sprechen, aber Rabe hatte das Gefühl, dass der Vrykyl viel von dem verstand, was er sagte. Rabe beherrschte die Taansprache nicht – seine Kehle konnte diese knackenden, ploppenden und pfeifenden Geräusche nicht hervorbringen –, aber er verstand viele Wörter. Irgendwie gelang es ihnen, sich miteinander zu verständigen.

»Sie sind weg«, berichtete Rabe.

Er wollte noch mehr sagen, als er spürte, wie der Boden unter seinen Füßen zu beben begann. Die verfaulten, verkohlten Balken zitterten.

K'let gab ein weiteres Zischen von sich und fletschte die Zähne. Er duckte sich wieder in den Schatten und bedeutete Rabe, seinem Beispiel zu folgen.

»Bahk!«, flüsterte K'let und zeigte geradeaus.

Ein riesiges, über zwanzig Fuß hohes Geschöpf schleppte sich träge über die von Trümmern überzogene Straße. Rabe hatte schon von diesen Ungeheuern gehört und von Kriegern, die angeblich gegen sie gekämpft hatten, aber er hatte die Geschichten nie richtig geglaubt. Nicht bis zu diesem Augenblick.

Der gewaltige Kopf des Bahk mit den kleinen, von einer wulstigen Stirn überschatteten Augen schwang beim Gehen hin und her. Seine Schultern waren gebeugt und rund. Knochenvorsprünge zogen sich über den Rücken. Die riesigen Füße erschütterten den Boden, wenn der Bahk sich bewegte. Er hielt inne, als er sich dem Lagerhaus näherte. Er bewegte den riesigen Kopf und richtete die kleinen, matten Augen auf das Gebäude.

K'let fauchte leise und kehlig. Rabe regte sich nicht und wagte nicht einmal zu atmen. Der Bahk grunzte und stapfte weiter auf die Stadt zu. Noch lange Zeit nachdem er verschwunden war, konnte Rabe das Krachen und Rutschen von Balken und das Poltern fallender Steine hören – der Bahk bahnte sich einen Weg durch den Schutt.

K'let witterte und schien zufrieden. Er verließ das Lagerhaus und bedeutete Rabe, ihm zu folgen.

Rabe blieb stehen und schüttelte den Kopf.

»Du kannst mich verstehen, nicht wahr, K'let? Du warst lange genug unter Menschen, und selbst wenn du die Sprache nicht aussprechen kannst, verstehst du doch, was ich sage. Ich

will jetzt wissen, was wir hier in dieser verfluchten Geisterstadt machen.«

Rabe zwang sich dazu, dem Vrykyl direkt in die leeren Augen zu schauen, obwohl das war, als schaue man in einen Brunnen voller Dunkelheit.

K'let machte einen Schritt vorwärts und stieß mit einem Krallenfinger gegen Rabes Brust. Bei der Berührung konnte Rabe durch die Fassade von Taanfleisch und Taanhaut in den lebendigen Tod blicken – den tierischen Schädel, verunstaltet von Rissen alter Wunden; die gelben Zähne, die leeren Augenhöhlen. Er roch den Gestank der Verwesung.

K'let stieß noch einmal gegen Rabes Brust. »Ich habe dich zum Nizam gemacht. Im Gegenzug hast du mir dein Leben versprochen.«

Rabe schwieg. Er starrte weiter in die dunklen Augen.

»Es ist an der Zeit, dein Versprechen zu erfüllen«, sagte K'let. Er runzelte die Stirn und starrte Rabe an. »Oder bist du nur ein weiterer eidbrechender Xkes?«

»Ich halte meine Versprechen«, sagte Rabe.

»Gut«, erwiderte K'let knurrend. Dann drehte er sich um und ging in den dunklen Nebel hinein.

Rabe blieb noch einen Augenblick stehen und dachte an Durzor und seine Leute.

»Ich halte meine Versprechen«, wiederholte er und folgte dem Vrykyl.

Die Paladine verloren jedes Zeitgefühl, denn hinter dem wogenden Nebel war die Sonne nicht mehr zu sehen. Zuerst fiel es ihnen leicht, ihren Weg durch die Trümmer zu finden. Die Straßen der unteren Ebene waren frei geräumt und die Trümmer beiseite geschoben worden. Der Schutt lag in rutschenden Haufen am Straßenrand, oder man hatte ihn in die Gassen gefegt. Sie wunderten sich, bis Shadamehr es erklärte.

»Das haben die Bahk getan«, sagte er. »Sie haben sich einen bequemen Weg ins Stadtinnere geschaffen.«

»Aber sie gehen nicht nach oben«, sagte Wolfram und legte den Kopf schief, um durch die grauen Nebelranken zu spähen, welche sich über die höheren Ebenen der toten Stadt zogen.

»Nicht, wenn man Silwyth glauben darf«, meinte Shadamehr.

Wolfram legte die Hand auf eine riesige Eisenstrebe, die zu einem der gewaltigen Kräne gehört hatte, die die Orks gebaut hatten. Die Strebe war vierzig Fuß lang und so schwer wie ein Haus, und sie war aufgehoben und beiseite geworfen worden, als wöge sie nicht mehr als ein Zweig.

»Ein Tier, das einen solchen Kran bewegen kann«, sagte Wolfram, »soll Angst davor haben, dort hinaufzugehen?« Er schüttelte finster den Kopf, seufzte und ging weiter.

Sie folgten den von den Bahk frei geräumten Straßen über die erste Ebene zur zweiten, wo es erheblich schwieriger wurde, sich weiterzubewegen. Silwyth entschloss sich, die Innenstadt, die von den Bahk heimgesucht wurde, weiträumig zu

umgehen, und daher fanden sie keine vom Schutt geräumten Straßen mehr vor.

Sie stiegen über Trümmer oder umgingen sie, und manchmal mussten sie sich darunter durchgraben. Bald schon waren sie müde, nass und schmutzig. Ohne Silwyths Führung hätten sie vollkommen die Orientierung verloren, denn der Nebel wurde dichter, je mehr sie sich den Wasserfällen näherten, und nach kurzer Zeit konnten sie die Klippen über sich nicht mehr sehen. Die Häuser auf der zweiten Ebene waren besser gebaut gewesen als die im Hafen. Viele hatten das Feuer und die Explosion überlebt. Sie standen inmitten der Trümmer und wirkten mit ihren ausgeschlagenen Fensteraugen und vernarbten Gesichtern wie Wachtposten, die einsam Wache über die Toten hielten. Hier und da war eines endgültig eingestürzt, und die Trümmer verstopften die Straße. Aber obwohl in diesem Teil der Stadt weniger zerstört war, schienen hier Traurigkeit und Kummer noch schwerer zu lasten. Die Häuser waren einmal lebendig gewesen, und die Abwesenheit von Leben wurde von einzelnen schlichten Gegenständen nur noch betont: Stühle und Tische, Krüge und Becher. Ein Spinnrad in einer Ecke neben einem Kamin. Ein Kessel über der Feuerstein. Eine Stoffpuppe. Ein Holzschwert. Verstaubt. Von Spinnennetzen überzogen. Gut erhalten. Zerbrochen. Manchmal lagen solche Gegenstände auch auf den Straßen, als hätten ihre Besitzer sie auf ihrer panischen Flucht mitgenommen und dann weggeworfen oder verloren. Vielleicht waren sie zu schwer gewesen. Hatten sie behindert. Oder vielleicht hatten die Menschen begriffen, dass diese Kleinigkeiten, an welche sie sich so verzweifelt klammerten, nutzlos und bedeutungslos waren.

»Wie ungerecht es scheint«, sagte Shadamehr und hob einen Becher auf, der auf die Straße hinausgerollt war, »dass etwas so Unbedeutendes wie dieser Becher überleben sollte und die

Hände, welche ihn hergestellt haben, längst verwest sind. Das macht einen ziemlich nachdenklich, oder? Nach so viel Anstrengung und Leid im Leben ist alles, was am Ende von uns bleibt, ein Zinnkrug.«

»Das ist die Leere, die dort spricht«, sagte Damra leise.

»Vielleicht sagt sie ja die Wahrheit«, erwiderte Shadamehr verbittert und warf den Becher beiseite.

Auf dieser Ebene waren auch Leichen zu finden, Skelette, die liegen geblieben waren, wo die Bewohner vor zweihundert Jahren gestorben waren. Oft handelte es sich um die Überreste von Soldaten, die in den Straßen gekämpft hatten. Einige lagen auf dem Pflaster dicht nebeneinander, und die Schäfte von Pfeilen und rostige Schwerter mischten sich mit ihren Knochen. Einige waren auf Türschwellen zusammengesackt, als wären sie vom Blutverlust schwach geworden und hätten sich hingesetzt, nur um in einen Schlaf zu fallen, aus dem sie nie wieder erwacht waren. Eine Gruppe von Leichen hatte Schilde mit den Wappen elfischer Adliger. Sie lagen rings um eine einzelne Leiche, wahrscheinlich ihren Kommandanten.

Die Leichen gewöhnlicher Bürger waren hier ebenfalls zu finden. Wer auch immer zu lange gewartet hatte, um aus dem Haus zu fliehen, oder wegen des Kampfs oder der Feuersbrunst festgesessen hatte, war am Rauch erstickt oder von einem einstürzenden Gebäude erschlagen worden. An einer Stelle fanden sie die Überreste einer ganzen Familie: Mann, Frau, Kind und das kleine Skelett eines Hundes.

Dieser erschütternde Anblick lastete schwer auf den Herzen der vier und nagte an ihren Seelen.

»Ich höre ihre Stimmen«, sagte Wolfram tonlos, »und ich spüre ihre Berührung. Sie wollen uns hier nicht haben.«

»Hört auf«, verlangte Shadamehr in scharfem Ton. »Wir jagen uns selbst Angst ein. Sie sind tot. Sie sind vor langer Zeit gestorben.«

»Wo immer ihre Geister sein mögen, sie haben Ruhe gefunden«, fügte Damra leise hinzu und flüsterte ein Gebet.

»Die Elfen ruhen nicht«, sagte Silwyth. »Sie waren Verräter, die ehrlos gestorben sind. Sie liegen hier unbegraben; ihren Geistern wird der Zugang in das gesegnete Reich von Vater und Mutter verwehrt.«

Zum ersten Mal, seit Damra Silwyth kannte, hatte der Elf sich Gefühle anmerken lassen. Als er »verwehrt« sagte, war sein Tonfall von bitterem Bedauern erfüllt gewesen.

War das die Stimme von Silwyth?, fragte sich Damra. Oder die des Vrykyl, welcher von ihm Besitz ergriffen hatte? Oder sind sie beide so eng miteinander verbunden, dass der Lebende und der Tote wie ein einziges Wesen sprechen?

Sie war versucht zu fragen, aber dann trat Silwyth plötzlich heftig nach der Leiche des Elfen.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte er dann und führte sie weiter.

Es war gegen Mittag – das nahmen sie jedenfalls an –, als sie eine der Rampen erreichten, welche von der zweiten Ebene zum höchsten Punkt der Klippe führten, wo der wunderbare Tempel der Magier und der großartige Palast vor den Sieben Wasserfällen gestanden hatten. Sie konnten das Tosen des Wassers hören, obwohl die Fälle selbst im Nebel verborgen blieben.

Die Rampe war von Erdmagiern aus dem Stein geschnitten worden. Sie führte nicht direkt nach oben, denn die Steigung wäre zu steil für Wagen und Fußgänger gewesen. Stattdessen zog sie sich in einer sanften Biegung um die steil aufragenden Felsen herum.

An einem hellen Sonnentag in Alt-Vinnengael wäre es eine angenehme Erfahrung gewesen, diese Rampe hinaufzugehen. Man hätte auf die große, geschäftige Stadt drunten hinabblicken können und auf den blauen See, und über sich

hätte man den Palast mit den glitzernden Türmen und den tanzenden Regenbögen gesehen.

Die Regenbögen waren nun grau, und die glitzernden Türme lagen in Trümmern. Der Nebel ließ alles verschwinden außer der Rampe, die glatt und schleimig war und breite, klaffende Risse aufwies. Jeder in der Gruppe wusste, dass diese Rampe sie zu ihrem Schicksal führte.

Was für ein seltsamer und schrecklicher Weg, um uns zu den Göttern zu bringen, überlegte Damra.

Ich wünschte, ich hätte ein Seil mitgebracht, dachte Shadamehr. Ein paar Längen eines festen Seils wären hier eine große Hilfe.

»Dunner ist hier hinaufgegangen«, sagte Wolfram zu Gilda, deren Geist er ganz in seiner Nähe spürte. »Ich wandele in seinen Fußstapfen. Ich darf nichts tun, das ihn entehren würde.«

Die Schamanen hatten die Vorzeichen gelesen, erinnerte sich der Kapitän der Kapitäne. Die Vorzeichen waren schlecht für die Menschen gewesen, aber gut für die Orks – das hatte die Schamanin jedenfalls gesagt. Vorzeichen logen nicht, aber manchmal sagten sie auch nicht die ganze Wahrheit.

»Bist du hier, Herr?«, sprach Valura lautlos Dagnarus an. »Bist du bereit? Ich bringe dir das Geschenk, das du schon so lange haben wolltest. Sie folgen mir wie Schafe, unwissend und vertrauensvoll. Es wird leicht sein, sie zu überraschen. Sag mir, dass du hier bist, Herr. Sag mir, dass du hier bist und auf mich wartest.«

Aber sie vernahm keine Antwort, nur das Rauschen und Tosen des Wassers, das über die Klippen stürzte.

Der Aufstieg war lange und anstrengend und der Stein so glatt und gefährlich, dass sie stellenweise auf allen vieren kriechen mussten. Ihre Hände und Knie waren bald schon aufgeschürft und verkratzt, ihre Kleidung klatschnass,

zerrissen und von Schleim bedeckt. Sie hielten sich vom Rand der Rampe fern, damit sie nicht wegen eines einzelnen Fehltritts herunterstürzen würden. An einer Stelle rutschte Shadamehr ab und halb die Rampe hinunter, bevor er sich fangen konnte. An einer anderen kamen sie zu einem Riss in der Rampe, der so weit war, dass Wolfram mit seinen kurzen Beinen nicht darüber springen konnte. Der Kapitän packte den Zwerg. Sie holte mit den langen Armen Schwung und warf den erschrockenen Wolfram hinüber. Er landete mit einem Krachen auf der anderen Seite, atemlos vom Aufprall.

Während sie weiterkletterten, wurde das Gefühl drohenden Unheils immer stärker, und es war dunkler als selbst der Nebel.

»Was hast du gesagt?« Wolfram drehte sich zum Kapitän um.

»Ich? Ich habe gar nichts gesagt«, erwiderte die Orkfrau. »Ich brauche meinen Atem für wichtigere Dinge – Atmen zum Beispiel.«

»Du hast etwas gesagt«, sagte Wolfram anklagend. »Das habe ich ganz genau gehört.«

Der Kapitän schüttelte den Kopf und kletterte weiter.

»Was ist denn?«, fragte Shadamehr erschrocken und fuhr zu Damra herum.

»Was soll sein?« Sie starrte ihn verwirrt an.

»Ihr habt mich am Arm gepackt«, sagte er. »Ich dachte, Ihr wolltet etwas von mir.«

»Ich habe Euch nicht angefasst«, entgegnete Damra. Sie klammerte sich mit beiden Händen an einen Stein, der aus der Steilwand ragte. »Ich wage es nicht, diesen Halt loszulassen. Wenn ich das täte, könntet ihr mich da unten wieder auflesen.«

»Etwas hat mich berührt«, beharrte Shadamehr.

»Und ich habe eine Stimme gehört«, sagte Wolfram.

Dann hörten sie alle die Stimmen, unklar und aus weiter Ferne, Echos von Schreien, die Jahrhunderte zuvor erklungen waren. Sie spürten die Hände, unsichtbare Finger, welche sich

an sie klammerten, drückten, zwickten. Sie begannen, Dinge zu sehen – es war, als ob man etwas aus dem Augenwinkel bemerkte, das dann verschwunden ist, wenn man es direkt anschauen will.

»Lass mich los!«, rief Wolfram und schlug nach etwas.

Er verlor das Gleichgewicht und wäre in einen Riss gefallen, wenn der Kapitän ihn nicht am Gürtel gepackt und zurückgezerrt hätte. Sie befanden sich nahe dem Rand der Klippe. Der Weg war hier steiler und gefährlicher, denn Teile der Rampe waren unter Gerölllawinen begraben. Der Nebel wurde dichter. Sie konnten das Tal nicht mehr sehen und auch nichts, was über ihnen lag. Sie schienen im Nichts zu hängen.

Es war schwer, sich zu bewegen, schwer, weiterzumachen. Unsichtbare Körper stießen gegen sie, drängten und stießen. Ich halte das nicht viel länger aus, erkannte Shadamehr und rang nach Atem. Er schauderte vor Kälte; Schweiß stand ihm auf der Stirn und lief ihm in den Nacken. Er rutschte bei jedem Schritt vorwärts zwei Schritte zurück. Dann stieß etwas gegen ihn und warf ihn um. Er fiel mit Händen und Knien auf den regenglatten Stein. Die Menschenmenge drängte sich gegen ihn. Sie trugen ihn über den Rand der Klippe –

Hört auf!, flehte Damra lautlos.

Ihre Stimmen klirrten in ihren Ohren, alle von Schrecken und Schmerzen erfüllt.

Bitte hört auf! Ich kann euch nicht helfen! Sie drückte sich gegen die Wand und schrie ihnen zu, sie sollten aufhören.

Der Kapitän kämpfte weiter, dann wurde sie von einer unsichtbaren Kraft gegen die Klippe geschmettert und dort festgehalten. Stimmen kreischten und heulten, sodass sie glaubte, den Verstand zu verlieren oder taub zu werden. Fäuste schlugen auf sie ein, Füße traten sie.

Valura, die sich innerhalb der Leere bewegte, konnte sehen, was die anderen nicht sahen. Sie erblickte die schreienden

Münder und die vor Schreck weit aufgerissenen Augen, die geballten Fäuste und die blutigen Hände. Die Menge packte sie und trug sie in der Zeit zurück zu jener Nacht, die ein Triumph für ihren Herrn hätte sein sollen, in der aber so schreckliche Dinge passiert waren. Gefangen in der Zeit, konnte sich Valura nicht bewegen. Sie kämpfte verzweifelt dagegen an, aber Jahrhunderte standen ihr im Weg.

»Herr!«, schrie sie in stummem Flehen, »die Toten haben uns umzingelt. Wir sind in Sichtweite des Tempels, aber wir können dich nicht erreichen! Unser Weg ist blockiert. Wenn du mir nicht zur Hilfe kommst, werde ich es nicht schaffen!«

Aber er antwortete entweder nicht, oder sie konnte seine Stimme über die schrillen Schreie der Sterbenden hinweg nicht hören.

Gefangen in der unsichtbaren Flut des Schreckens, konnte Wolfram nicht über die Mengen, die ihn umdrängten, hinwegsehen, und er hörte nur noch das Gellen der Schreie.

Ich muss weg von hier, dachte er, und sein Herz zog sich in Panik zusammen. Ich muss vor diesen Flammen, den herabfallenden Steinen und diesen Soldaten fliehen. Der Tod ist mir auf der Spur. Ich muss vor dem Tod fliehen, und niemand wird mir im Weg stehen. Das da sind keine Leute, die mir im Weg sind, es sind Tiere, die versuchen, ihr Leben auf Kosten des meinen zu retten.

Mit einem Brüllen drehte er sich um und fing an, die Rampe wieder hinunterzulaufen, aber er stolperte und fiel. Dann blieb er am Boden liegen, schrie und schlug um sich. Shadamehr lag auf den Knien, die Hand in einem vergeblichen Versuch erhoben, sich zu schützen. Damra hatte sich in einen Riss in der Wand geduckt und presste die Hände auf die Ohren. Der Kapitän kämpfte gegen unsichtbare Feinde und schlug in Panik auf den grauen Nebel ein.

»Was ist das, das uns hier den Weg versperrt?«, schrie Shadamehr.

»Geister«, antwortete Silwyth. »Geister der Verzweiflung. Geister des Schreckens. Geister der Angst. Sie sind Gefangene der unberechenbaren Magie und schreien endlos, fliehen endlos, versuchen endlos, dem Unausweichlichen zu entkommen. Niemand kann ihnen widerstehen. Sie treiben alle in einer wahnwitzigen Flut auf ein Ende zu, das für sie nichts weiter ist als ein weiterer schrecklicher Anfang.«

Ein kaltes, bleiches Licht schimmerte vor ihnen, brannte wie Eis auf nasser Haut. Die Gestalt einer Frau in Helm und Rüstung erschien aus dem Nebel.

»Hat mein Herr dich geschickt?«, rief Valura.

»Ich bin hier«, sagte die eisige Stimme.

»Das ist keine Antwort«, entgegnete Valura.

»Es ist die einzige Antwort, die du erhalten wirst«, erklang die Antwort.

»Du bist ein Paladin, das sehe ich an deiner Rüstung.«

»Ja, das bin ich.«

»Was bist du also?«, schrie Valura. »Wie nennt man dich?«

»Lord der Geister.«

Die Frau stand vor ihnen, gekleidet in eine Rüstung, welche flüchtig und wunderschön leuchtete wie Mondlicht auf einem Spinnennetz. Ihr Helm war eine Maske ihres Gesichts, das in der kühlen Gelassenheit des Todes erstarrt war. Sie trug keine Waffen. Die Toten kämpfen nicht und kennen keine Angst.

Als sie sprach, verstummten die gellenden Stimmen. Sie hob die Hand, und das Stoßen, Drängen und Zerren hörte auf. Die Geister hielten in ihrer schrecklichen Flucht inne, wichen zurück, machten Platz. Sie verbeugten sich vor ihr und ließen sie durch.

Der Lord der Geister.

Sie hatte die Prüfungen zum Paladin bestanden. Sie hatte sich der Veränderung unterzogen und den Segen der magischen Rüstung erhalten. Aber obwohl ihr Geist stark war, war ihr Körper nicht kräftig genug. Ihr Herz war geborsten, und sie war vor dem Altar tot zusammengebrochen.

Der Lord der Geister winkte den vier Paladinen, forderte sie auf, vorwärts zu kommen.

»Ich habe euch lange Zeit beobachtet«, sagte der Lord der Geister. »Ebenso wie andere. Sie erwarten euch im Portal der Götter.«

»Wer wartet im Portal der Götter auf uns?«, fragte Shadamehr und rührte sich nicht von der Stelle.

»Ihr wartet dort«, sagte der Lord der Geister.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Shadamehr.

»Das sollt Ihr auch nicht.«

»Ich komme«, sagte Damra und packte das Medaillon, das sie um den Hals trug.

»Wir kommen ebenfalls«, erklärte Wolfram entschlossen. »Gilda und ich.«

»Ich komme, um den Schwur zu erfüllen«, erklärte der Kapitän. »Und um den schlechten Vorzeichen ein Ende zu machen.«

Einer nach dem anderen verschwanden sie. Nur Shadamehr blieb zurück. Er und der Lord der Geister. Seiner Geister. Geister des Bedauerns, verpasster Gelegenheiten, vergangener Fehler.

»Ich komme«, erklärte Shadamehr demütig.

Damit blieb nur noch Valura in der Gestalt von Silwyth übrig, die mit dem Lord der Geister auf der Rampe stand. Das ruhige, gelassene Gesicht des geheiligten Todes schaute in die hohlen Augen des schauerlichen, verwesenden Schädels.

»Ihr könnt nicht mitkommen«, sagte der Lord der Geister.

Angst und Verzweiflung erfüllten die Leere. Aber Valura wich nicht zurück. Sie stellte sich ihrem Schicksal. Sie schaute den Paladin vor sich an.

»Du kannst mich nicht aufhalten. Nichts kann mich aufhalten«, sagte Valura. »Mein Herr will mich neben sich. Ich habe all das aus Liebe zu ihm getan.«

»Eine Liebe, die dich deine Ehre gekostet hat«, erwiderte der Paladin streng. »Eine Liebe, die nichts gegeben und alles genommen hat. Eine Liebe, die sich von sich selbst und von dir genährt hat.«

»Dennoch«, antwortete Valura und starrte direkt in das kalte, brennende Licht, »es war die einzige Liebe, die ich kannte.«

Viele Tage war Rabe mit dem lebenden Tod in Gestalt des Taanvrykyl unterwegs gewesen. Vielleicht hatte ihn das gegen die schrecklichen Dinge abgehärtet, die er in den Ruinen von Vinnengael zu sehen bekam. Oder vielleicht hatten ihn seine Jahre auf dem Schlachtfeld hart werden lassen. Er verspürte beim Anblick der Unschuldigen, die gestorben waren, so etwas wie unpersönliches Mitgefühl, aber ein Krieger weiß, dass der Kriegsgott keinen Unterschied macht, ob einer nun für das Bluten bezahlt wird oder unwissend in seine Klauen taumelt. Rabe spürte überhaupt nichts, als er die Leichen unbegrabener Soldaten fand, er wiederholte nur in seinem Herzen das Gebet des Kriegers, dass ihm ein solches Schicksal erspart bleiben oder, falls es sich nicht verhindern ließe, der Kriegsgott seinen Geist dennoch aufnehmen möge.

Er und K'let nahmen einen anderen Weg als die Paladine. Sie benutzten die Rampe nicht. Sie beobachteten einen Augenblick, wie die anderen hinaufstiegen, dann zeigte K'let auf eine Treppe. K'let ging voran, und Rabe folgte ihm. Er wusste nicht, worin sein Schicksal bestehen würde, aber er akzeptierte es, machte seinen Frieden damit.

Ihr Ziel lag irgendwo oben auf dem Berg, in welchen die Stadt gebaut worden war. Jedes Mal, wenn sie eine Rast einlegten, wandte sich K'let in diese Richtung. Rabe hatte keine Ahnung, was sich dort befand. Er wusste wenig oder gar nichts über die Stadt. Er hatte Geschichten über ihre Zerstörung gehört, aber er konnte sich nicht an die

Einzelheiten erinnern. Städte im Belagerungszustand sind für Trevinicikrieger Nebensache. Anständige Schlachten werden in weit offenem Gelände ausgetragen, mit Armeen, die einander angreifen und mit ohrenbetäubendem Waffenklirren aufeinander stoßen. Brennendes Gelee auf wehrlose Leute zu schleudern, die hinter Mauern festsitzen, ist nicht das, was sich ein Trevinici unter Krieg vorstellt.

Was immer dort oben sein mochte, K'let hatte es eilig, es zu erreichen. Der Taan stieg rasch und zielbewusst nach oben und benutzte Hände und Füße, um die abbröckelnde Treppe hinauf zugelangen. Rabe, dem die untote, ausdauernde Kraft des Vrykyl fehlte, kletterte langsamer und musste häufig innehalten, um nach Luft zu schnappen. Er konnte jedes Mal spüren, wie K'let ihn wütend anstarrte, und da es unangenehm war, in die toten Augen des Taan zu schauen, zwang sich Rabe dazu, so gut wie möglich Schritt zu halten.

Sie hatten etwa die Hälfte des Weges hinter sich gebracht, als Rabe die Berührung an seinem Arm spürte und den Schrei hörte. Er zog sein Messer und sah sich rasch um. Er hörte nichts. Seine Haare sträubten sich. Trevinici erzählen keine Geistergeschichten. Ihr Respekt für die Toten ist zu groß, und Rabe hatte nicht vor, seiner Phantasie nachzugeben.

»Spinnweben«, sagte er sich und machte weiter.

Die Hände zerrten an ihm, stießen ihn und versuchten, ihn von der Treppe zu schieben. Stimmen klirrten in seinen Ohren, heulten und kreischten, sodass er sich beinahe taub fühlte. Er versuchte, nicht weiter auf diesen unsichtbaren Feind zu achten und weiterzuklettern, aber er fiel weiter und weiter zurück. Der Kampf nahm ihm die Kraft. Er keuchte. Jede Bewegung war ein Sieg. Die Treppe schien sich endlos auszudehnen, und die nebelverhangene Klippe befand sich immer noch hoch über ihm.

Rabe brach zusammen. Er konnte nicht mehr weiter. Er duckte sich, wehrte unsichtbare Fäuste und Füße ab, fluchte und schlug um sich.

Eine Hand packte ihn am Arm.

Rabe keuchte, schauderte und schrie schmerzerfüllt auf. Es war die Hand des Vrykyl, und die Berührung war die Berührung der Leere. Die Hand brannte mit einer schrecklichen Kälte, welche Rabe tief ins Herz traf.

K'lets Klauen gruben sich in Rabes Fleisch. Blut rann über Rabes Arm. K'let zerrte den Krieger auf die Beine.

Rabe versuchte, sich loszureißen, aber K'let hielt ihn fest gepackt. Rabe konnte ihn nicht abschütteln.

»Lass mich los«, sagte der Trevinici durch zusammengebissene Zähne, denn die Berührung des Vrykyl tat furchtbar weh. »Ich komme allein zurecht.«

K'let starrte ihn aus leeren, dunklen Augen an.

»Ich schaffe es schon«, wiederholte Rabe. »Die Geister sind verschwunden.«

K'let starrte ihn noch einen Moment lang an, dann ließ er ihn mit einem Knurren los und stieg weiter nach oben.

Rabe schaute seinen Arm an. Die Haut war geisterhaft weiß, und der Abdruck von K'lets Hand zeichnete sich deutlich darauf ab. Er rieb die Stelle und versuchte, wieder Farbe hineinzumassieren, aber er konnte nicht einmal seine eigene Berührung spüren. Es war, als berührte er die Haut eines Toten. Aber zumindest konnte er seine Hände noch benutzen, und er verwendete sie zu einem guten Zweck. Er stieg schnell weiter, und die Angst gab ihm neue Kraft. Er war vielleicht immer noch von Geistern umgeben, aber sie konnten ihn nicht mehr schrecken.

Der Drache der Leere umkreiste die Ruinen von Vinnengael. Er war riesig, der größte, den es je in Loerem gegeben hatte, und er war schon einmal hier gewesen. Damals war er in die Ruinen dessen, was einmal die stolze Stadt Vinnengael gewesen war, hinabgestoßen und hatte die Leiche des Mönchs vom Drachenberg aus dem zerstörten Tempel der Magier geholt. Der Mönch war hergekommen, um eine Geschichte von Selbstüberschätzung und Eifersucht, verräterischem Ehrgeiz und blindem Stolz, herzzerreißendem Kummer und edler Selbstaufopferung aufzuzeichnen, und der Drache war geschickt worden, um den toten Mönch nach Hause zu holen.

Nun zerfetzte er den grauen Nebel mit seinen schwarzen Flügeln und ließ sich schließlich auf dem Trümmerberg nieder, welcher vom Tempel der Magier übrig geblieben war.

Der Drache war der älteste seiner Art in Loerem und der einzige Drache, der vollkommen der Leere ergeben war. Wie viele Jahre er schon lebte, wusste nicht einmal er selbst, denn der Wechsel der Jahreszeiten bedeutete ihm nicht viel. Er war schon ein älterer Drache gewesen, als König Tamaros zur Welt gekommen war. Er hatte Dagnarus' Aufstieg als Lord der Leere beobachtet. Der Drache war Zeuge des Falls von Alt-Vinnengael geworden und hatte die Leiche des Mönchs aus der zerstörten Stadt geholt, damit die Aufzeichnungen über diesen Augenblick erhalten blieben.

Im Allgemeinen kümmerte er sich nicht um die Angelegenheiten der Menschen, es sei denn als einer der fünf

Hüter der Mönche auf dem Drachenberg. Der Drache der Leere hatte wenig für Menschen übrig, aber ihre Anstrengungen auf ihrem kurzen Lebensweg waren für ihn ein endloser Quell der Heiterkeit, und daher hatte er zugestimmt, einer der Drachen zu werden, die auf dem Drachenberg über jene wachten, welche diese Anstrengungen aufzeichneten.

Im Laufe der Jahrhunderte war der Drache auch Zeuge eines anderen Kampfes geworden – eines ewigen Kampfes zwischen den Göttern und der Leere um die Seelen der Menschen. Der Drache der Leere hatte die Gezeiten dieses Kampfes beobachtet, bei denen manchmal eine Seite dem Sieg näher war, dann die andere. Er war davon ausgegangen, dass keine von beiden gewinnen würde (oder je gewinnen sollte, wie das die Elementedrachen immer wieder predigten). Dann hatte Dagnarus in den Stein der Könige geschaut. Er hatte die Leere gesehen und sich ihr hingegeben. Er hatte den Dolch der Vrykyl für sich beansprucht. Der Drache war fasziniert gewesen.

Er sah voraus, dass Dagnarus' Feuer sich nicht so rasch selbst verzehren würde wie die Feuer so vieler vor ihm, die das Vakuum der Leere zum Verlöschen gebracht hatte. Dagnarus' Feuer brauchte keine Luft. Es brannte aus sich selbst heraus, und es hatte alle Voraussetzungen, lange und hell zu brennen. Durch ihn erhielt die Leere Macht, und der Drache konnte sich nun tatsächlich vorstellen, dass die Leere einmal die Oberhand in der Welt gewinnen würde.

»Die Götter sammeln ihre Truppen«, warnte der Drache Dagnarus nun, als der Lord der Leere von seinem Rücken stieg. »Sie haben ihre Auserwählten geschickt, um dich zu prüfen.«

Dagnarus lachte. »Die Götter glauben nur, dass sie sie geschickt haben. Die Auserwählten sind auf meine Veranlassung hin hier.«

Der Drache war beunruhigt. »Du solltest deinen Freunden nicht trauen, Lord der Leere. Und deine Feinde nicht unterschätzen.«

»Ich habe keine Freunde«, erwiderte Dagnarus. »Und meine Feinde stürzen vor mir nieder. Heute wird der Stein der Könige endlich mir gehören.«

»Gib den Stein der Könige auf«, sagte der Drache verächtlich. »Du brauchst ihn nicht.«

»Ich brauche ihn nicht«, stimmte Dagnarus ihm zu. »Aber ich will ihn haben. Lebe wohl, weiser Meister, und ich danke dir, dass du mich zu meinem Schicksal getragen hast.«

Der Drache breitete die schwarzen Flügel aus. Nacht senkte sich über Alt-Vinnengael, sodass man den Nebel nur noch spüren, aber nicht mehr sehen konnte. Die Regenbögen waren schon lange verschwunden.

Der Drache verharrte noch einen Augenblick.

»Lord der Leere«, rief er Dagnarus hinterher, »was wirst du mit dem Stein der Könige anfangen, wenn er dir gehört?«

Dagnarus stand auf dem Berg von Trümmern, welche einmal der Tempel der Magier gewesen waren. Die Trümmer waren unsicher und verrutschten unter seinem Gewicht. Er hatte immer über eine katzenhafte Anmut verfügt und einen festen Stand bewahren können, ganz gleich, wie gefährlich der Boden auch sein mochte, auf dem er sich bewegte, und er behielt auch hier sein Gleichgewicht.

»Ich werde dem Reich Frieden bringen«, antwortete Dagnarus. »Ich werde alle Kriege zwischen den Völkern beenden. Ich werde Auseinandersetzungen ein Ende machen, sodass die Völker in Wohlstand leben können.«

»Der Traum deines Vaters«, sagte der Drache.

»Ich werde ihn Wirklichkeit werden lassen.«

»Als dein Vater den Stein der Könige erhielt, hat man ihm beschieden, er solle sich vor dem bitteren Kern in Acht nehmen«, sagte der Drache der Leere.

»Du vergisst«, antwortete Dagnarus mit einem liebenswerten Lächeln, »dass ich derjenige war, welcher direkt in diesen bitteren Kern geblickt hat.«

»Das habe ich nicht vergessen«, sprach der Drache. »Aber du anscheinend.«

Der Drache breitete die Flügel aus und verschmolz mit der Dunkelheit.

»Du irrst dich«, sagte Dagnarus leise. Er stand immer noch oben auf den Trümmern und sah sich nun um, sah die Zerstörung, die von ihm ausgegangen war. Er sah die Geister, die endlos in den Untergang rannten. Er sah die Asche, den Schutt und die Leichen zwischen den Trümmern.

»Ich habe das alles nicht gewollt«, rief er den Göttern zu und versuchte, mit seinem Blick den brodelnden Nebel zu durchdringen und den Himmel zu sehen. »Es wäre nie geschehen, wenn ihr mir gegeben hättet, was mir bestimmt war. Ich werde das Geschenk nehmen, das ihr meinem Vater gegeben habt, und ich werde tun, was ihr hättet tun sollen!«

Rabe beobachtete staunend den gut aussehenden, aufwändig gekleideten Mann, der mit katzenhafter Anmut und Sicherheit über die Trümmer dessen kletterte, was einmal ein Tempel gewesen war.

»Wer ist dieser Mann?«, fragte er.

»Ko-kutryx«, sagte K'let.

»Dagnarus? Euer Gott?«

K'let verzog höhnisch den Mund. »Ko-kutryx«, wiederholte er und spuckte auf den Boden.

Rabe sah in den leeren Augen des Taan das Spiegelbild des gut gekleideten, mutigen und furchtlosen Mannes.

K’let zeigte auf den Mann, dann legte er den Finger an die Lippen.

Rabe nickte. Sie würden diesem Ko-kutryx folgen und dorthin gehen, wohin er sie führte, ohne es ihn wissen zu lassen.

Dagnarus ging selbstsicher auf sein Ziel zu. Entweder dachte er nicht einmal daran, dass er verfolgt wurde, oder er hatte keine Angst. Er sah sich nicht um. K’let stand auf und bedeutete Rabe, das Gleiche zu tun.

»Was ist mit den vier Paladinen?«, fragte Rabe.

K’let lachte leise und zuckte mit den Schultern. Dagnarus bog um eine Ecke des zum Teil zerstörten Tempels, eines der wenigen Gebäude, die noch standen. K’let und Rabe folgten ihm.

Der Taan bewegte sich rasch über das gerissene, aufgeworfene Pflaster und benutzte seine Zehen mit den langen Klauen, um sich an den zerbrochenen Pflastersteinen festzukrallen. Rabe musste vorsichtiger sein und jeden Schritt genau planen, denn er wollte auf keinen Fall, dass ein Stein unter ihm umkippte und er sich den Knöchel verrenkte.

Er brauchte sich keine Gedanken zu machen, dass der Mann, den sie verfolgten, auf sie aufmerksam werden würde. Das Tosen der nahen Wasserfälle war so laut, dass es schon schwer fiel, auch nur darüber hinweg zu denken, geschweige denn die Schritte von Verfolgern zu hören. Rabe versuchte, die Wasserfälle zu erspähen, aber das nahende Zwielicht und die Nebelschwaden, welche aus der Schlucht aufstiegen, in die das Wasser stürzte, versperrten ihm die Sicht.

»Hier hinein!«, sagte K’let und zeigte auf den Tempel.

Rabe nahm an, dass das hier einmal ein heiliger Ort gewesen war, denn in die Marmorblöcke hatte man vier Mandalas gemeißelt. Dieser Teil des Gebäudes war einigermaßen unzerstört geblieben und wies nur ein paar Risse in den

Mauern und ein zum Teil eingestürztes Dach auf. Sein Grundriss erinnerte stark an den des Tempels der Magier in Dunkar, war jedoch viel, viel größer und erheblich großartiger.

Rabe fühlte sich in Tempeln nicht so recht wohl. Die Götter der Trevinici waren Götter von Bäumen, Erde, Sonne, Mond, Sternen, Wasser, Feuer und Luft. Es gab Götter des Lebens, Götter des Todes und Kriegsgötter. Solche Götter lebten nicht inmitten erdrückender Mauern und wurden auch nicht unter Kuppeldecken oder hinter Toren gefangen gehalten.

Als Rabe tiefer in die Ruinen hineinging, wurde sein Unbehagen noch größer. Er hatte kein Licht. K'let brauchte offensichtlich keines, denn er ging unbeirrt weiter und folgte dem Klang von Dagnarus' Schritten, die hohl in den leeren Fluren widerhallten. Rabe stolperte so gut er konnte weiter, stieß gegen Dinge und machte Lärm.

K'let knurrte und zischte ihm ungeduldig zu, er solle sich beeilen. Rabe tat, was er konnte, aber an einer Stelle fiel er über etwas und taumelte vorwärts. Er versuchte, den Fall mit den Händen abzufangen. Seine Finger berührten kalten, glatten Stein, und er fand sich einem Schädel gegenüber. Er erkannte voller Entsetzen, dass er in ein Grab gefallen war, und kletterte so schnell wie möglich wieder hinaus. Er glaubte normalerweise nicht an Vorzeichen, wie es die Orks taten, aber nun fragte er sich doch mit einem Schaudern, ob das hier nicht eine Art von Omen war. Vielleicht würde das Grab, in das er gefallen war, auch sein eigenes sein.

Dann biss er die Zähne zusammen und stolperte weiter hinter K'let her.

Nur zweimal zuvor war Dagnarus durch den Flur gegangen, an dessen Ende sich das Portal der Götter befand – das erste Mal an jenem Abend, als er seinen Bruder dort gesucht hatte, und das zweite Mal bei seiner vergeblichen Suche nach dem Stein der Könige.

Beim ersten Mal hatte er das Portal mühelos gefunden. Beim zweiten Mal hatte er viele, viele Tage danach suchen müssen. Das Portal war nicht, wie man vielleicht erwartet hätte, ein großartiger Saal, sondern eine kleine Mönchszelle, die sich in einem abgelegenen Teil des Tempels befand, welcher meist übersehen wurde. Schließlich jedoch hatte er es gefunden, oder das Portal hatte ihn gefunden – er war nicht ganz sicher, was wirklich passiert war. Diesmal wusste er genau, wohin er ging. Er hatte sich den Weg gut gemerkt.

Er hatte auch daran gedacht, eine Lampe mitzubringen, denn das Portal befand sich in einem Teil des Tempels, der inzwischen vollkommen dunkel war. Das Lampenlicht führte ihn, und Dagnarus ging weiter durch die stillen Flure und leeren Korridore. Einmal blieb er stehen, weil er Schritte und ein Kratzen hörte, als wäre jemand gestürzt.

»Die Paladine«, sagte er lächelnd, »die hinter mir herstolpern. Sie bringen den Stein der Könige zu mir ins Portal der Götter. Endlich wird mein Traum wahr werden.«

Er trug die schwarze Rüstung der Leere, aber nun beschwor er die Leere, diesen Schutz von ihm zu nehmen. Sollten die Paladine doch in Rüstung und bis an die Zähne bewaffnet zu ihm kommen – er würde seinen Reiseumhang und ein Seidenwams tragen. Er hatte keine Angst vor ihnen. Sollten sie ihn doch angreifen, ihn erstechen, ihm den Kopf abschlagen, ihn vergiften. Sie konnten all das und mehr tun, sie konnten ihn dreißig Mal töten. Er dagegen brauchte jeden von ihnen nur ein einziges Mal umzubringen.

Dagnarus wusste, dass er das Portal erreicht hatte, als das Licht seiner Lampe auf das Skelett seines Prügelknaben Gareth fiel.

Die Knochen lagen in dem Flur, der zum Portal führte, in einem Haufen an einer Wand. Der Schädel war zertrümmert. Die Blutspur an der Wand, wo der Erschlagene nach unten

gerutscht war, konnte man noch deutlich erkennen. Der Anblick des Bluts ärgerte Dagnarus, denn er musste daran denken, wie er Gareth getötet hatte – etwas, das er sein Leben lang bedauert hatte. Es war nicht notwendig gewesen, Gareth umzubringen. Dass er es dennoch getan hatte, und noch dazu aus zorniger Eifersucht heraus, zeugte von schlechtem Urteilsvermögen und ließ ihn kleinlich, schwach und rachsüchtig erscheinen.

Der Anblick des Blutflecks brachte auch viele Erinnerungen zurück – Erinnerungen an Gareth und ihre gemeinsame Kindheit. Und das wieder führte zu Erinnerungen an seinen Vater und schließlich an Helmos. Dagnarus fühlte sich, als ob er in einen Brunnenschacht der Erinnerungen stürzte.

»Wenn ich den Stein der Könige erst habe, werde ich als Erstes diesen verfluchten Fleck wegwaschen«, nahm er sich vor.

Gareth war nahe bei der kleinen Zelle gestorben, die das Portal der Götter beherbergte. Dagnarus versuchte in diese Zelle hineinzuspähen, aber es gelang ihm nicht. Er musste über Gareths Leiche steigen und die Lampe hochhalten, um das Zimmer zu beleuchten.

Es sah ganz so aus wie eine Mönchszelle, klein und fensterlos, still und schlicht ausgestattet mit einem Bett, einem Stuhl und einem Schreibtisch. Dagnarus war enttäuscht. Das hier war nicht der Raum, an den er sich erinnerte.

Er achtete selten auf Einzelheiten und erinnerte sich nicht oft daran – aber es gab eine Ausnahme: Er konnte sich an jedes noch so kleine Detail seiner letzten Begegnung mit seinem Bruder Helmos erinnern. Er erinnerte sich an jede Einzelheit des Portals der Götter.

»Ein gewaltiger Raum«, sagte Dagnarus und ließ das Licht ins Zimmer fallen. »Ohne Wände und mit der Himmelskuppel als Decke. Die Kuppel war von Licht erfüllt. In der Mitte der Stein der Könige – ein Viertel des Steins der Könige –, der in dem strahlenden Licht glitzerte wie der Abendstern bei Sonnenuntergang.«

Nur sein Bruder hatte zwischen ihm und seinem größten Wunsch gestanden.

Sein Bruder war allein gewesen.

Helmos' Miene war ernst. Das Licht des Portals schimmerte in seinen Augen.

»Das ist alles nur deine Schuld«, sagte Dagnarus zu seinem Bruder. »Wenn du mir gegeben hättest, was mir gehörte, wäre das nicht geschehen. Ich werde es nun endlich in Ordnung bringen, aber du wirst nie erfahren, wie viel es mich gekostet hat. Verflucht sollst du sein, Helmos. Deine Seele soll von der Leere verschlungen werden, so wie meine all diese Jahre verflucht war. Diese leeren, leeren Jahre – «

Er hielt die Laterne hoch und schaute in das kleine Zimmer mit vier Wänden, einer Decke und Bett, Stuhl und Tisch.

»Wenn ich den Fleck beseitigen lasse, werde ich auch dieses Portal abschaffen«, schwor Dagnarus. »Ich brauche keine Straße zu den Göttern. Wenn die Götter etwas von mir wollen, können sie zu mir kommen. Ich werde diesen Tempel abtragen lassen, dann auch den Palast und alles andere, das an diesem schrecklichen Ort noch steht, dem Erdboden gleichmachen. Ich werde hier eine neue Stadt errichten, meine eigene Stadt. Ich werde diesen Ort von seinen Gespenstern befreien.«

Als Dagnarus einen Schritt auf das Portal zu machte, erhob sich eine bleiche, durchsichtige Gestalt von den Knochen auf dem Boden.

»Mein Prinz.« Gareths Geist verbeugte sich, aber als Dagnarus versuchte, an ihm vorbeizukommen, fand er den Weg versperrt.

Gareth sah im Tod ebenso aus wie im Leben. Er trug das schwarze Gewand eines Zauberers der Leere. Er hatte ein Geburtsmal im Gesicht, welches Dagnarus als Kind dazu veranlasst hatte, ihn »Fleck« zu nennen.

»Ich möchte hinein, Gareth«, sagte Dagnarus. »Tritt beiseite.«

»Ich halte Euch nicht auf, Eure Hoheit«, erwiderte Gareth.

Dagnarus warf einen Blick an dem Geist vorbei ins Portal. Schulterzuckend wandte er sich ab. Er würde hineingehen, wenn er erst den Stein der Könige hatte. Oder vielleicht auch nicht. Er war schließlich nicht dazu gezwungen, oder?

»Hast du getan, was ich dir befohlen habe? Sind die Paladine auf dem Weg? Bringen sie die vier Teile des Steins der Könige?«

»Ja, Euer Hoheit«, antwortete Gareth.

»Ich bin jetzt König«, sagte Dagnarus scharf. »König von Neu-Vinnengael.«

»Ja, Euer Majestät«, verbesserte sich Gareth. »Es tut mir Leid. Ich habe mich so an die alte Anrede gewöhnt.«

»Schon gut«, murmelte Dagnarus. »Du kannst mich anreden, wie du willst. Das andere klingt komisch, wenn du es sagst.«

»Danke, Euer Hoheit.«

Dagnarus ging in dem schmalen Flur auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und sein Blick fiel immer wieder auf diesen ärgerlichen Blutfleck an der Wand.

»Werden sie noch lange brauchen?« Er fuhr zu Gareth herum. »Ich warte nicht gern, das weißt du doch.«

»Sie haben einen schwierigen Weg, Herr«, erklärte Gareth. »Ihr erinnert Euch vielleicht – «

»Ich erinnere mich an zu verdammt viel«, fauchte Dagnarus und starrte wütend den Fleck an der Wand an. »Das tut mir Leid, Fleck«, sagte er abrupt.

»Was, Herr?«

»Das da.« Dagnarus berührte die Knochen mit der Stiefelspitze. »Du hast mir gut gedient. Du hast versucht, mich vor dem zu warnen, was geschehen würde, wenn ich mich den Göttern widersetze. Vielleicht hätte ich auf dich hören sollen, Gareth. Was meinst du? Hätte ich davonschleichen sollen wie ein getretener Hund, den Schwanz zwischen den Beinen? Hätte ich mein Leben in dem kleinen, engen Raum der Wohltätigkeit meines Bruders verbringen sollen?«

»Ich weiß es nicht, Euer Majestät«, sagte Gareth leise.

»Ich auch nicht, obwohl ich manchmal – « Dagnarus drehte sich um. »Bist du das, Shakur?«

Der Vrykyl kam aus dem Schatten des schmalen Flurs. »Ich habe versucht, mit Euch zu sprechen, Herr – «

»Du hast versucht, mit mir zu sprechen. Valura hat versucht, mit mir zu sprechen!« Er machte eine ungeduldige Geste. »Ich kann kaum mehr meine eigenen Gedanken hören, so viel Geschwätz dringt in meinen Kopf. Nun, rede jetzt mit mir. Was willst du?«

»Ich habe herausgefunden, was aus Klendist und seinen Leuten geworden ist.«

»Wie im Namen der Leere kommst du darauf, dass mich das auch nur einen Deut kümmert?«, fragte Dagnarus gereizt.

»Er ist K'let begegnet.«

Dagnarus schwieg. Shakur, der keine gegenteiligen Befehle erhalten hatte, sprach weiter.

»Ich habe Euch doch von den Taan erzählt, die in der Nähe von Alt-Vinnengael lagerten. Ich weiß nicht mit Sicherheit, was passiert ist, denn es gab keine Überlebenden, aber ich nehme an, dass Klendist und seine Männer die Taan gefunden

und den Entschluss gefasst haben, das Lager zu überfallen. Leider stellte sich heraus, dass es sich um das Lager von K'let handelte.«

»K'let ist also in der Nähe – «, murmelte Dagnarus.

»K'let ist sehr nahe«, sagte in diesem Augenblick der Taan. »K'let steht vor dir.«

»Gareth, Shakur und nun K'let. Es wird ziemlich eng hier. Shakur, lass uns allein.«

»Niemals, Herr!«, widersprach Shakur.

»Ich sagte, lass uns allein, Shakur. Finde heraus, was diese Paladine und meinen Stein der Könige aufhält.«

Shakur warf einen hasserfüllten Blick auf den Taan. »K'let hat jemanden mitgebracht. Einen Menschenkrieger.« Shakur deutete in den Schatten.

»Ich werde schon mit K'let und seinem Menschen zurechtkommen«, sagte Dagnarus. »Shakur, du hast einen Befehl.«

Mürrisch machte sich der Vrykyl davon. Dagnarus stellte die Lampe auf den Boden, gleich neben Gareths toter, ausgestreckter Hand. »Komm näher, K'let, damit ich dich sehen kann. Es sei denn, du hast Angst vor mir.«

»Wie oft haben wir zusammen gekämpft, Ko-kutryx?«, fragte K'let und tat einen Schritt vorwärts. Er behielt weiterhin die Gestalt eines Taankriegers bei – eines stolzen Taankriegers. Die Narben seiner Triumphe zeichneten sich auf der weißen Haut ab. Er hatte nicht die Rüstung der Leere angelegt. Er trug eine Rüstung der Art, welche die Taan in ihrer Heimat herstellen, einen Panzer aus Knochen, Haut und Sehnen. »Hatte ich in all dieser Zeit ein einziges Mal Angst? Selbst bei meinem letzten Kampf, Ko-kutryx, hatte ich da Angst? Als du mich erstochen hast, habe ich da auch nur gezuckt oder geschrien?«

»Nein, K'let«, antwortete Dagnarus. »Das hast du nicht. Von allen, die mir gedient haben, warst du der Beste und Mutigste. Wir hätten Brüder sein können, du und ich. Und deshalb hat dein Verrat mich so gekränkt, K'let.«

»Mein Verrat!« K'let zischte die Worte in der Taansprache. »Was ist mit deinem Verrat, Ko-kutryx? Was ist mit den fünftausend Taan, die für dich gekämpft und dir Sieg um Sieg gegeben haben? Tod war ihre Belohnung. Und was ist mit den anderen Taan, welche du in dieses götterlose Land gebracht hast? Wird Tod auch ihre Belohnung sein?«

»Ich habe versprochen – «

K'let zeigte mit einem Krallenfinger auf ihn. »Du hast viel versprochen, Ko-kutryx! Und alles, was wir von diesem Versprechen gesehen haben, war Tod!«

»Hörst du eigentlich selbst, was du da brabbelst, K'let?«, fragte Dagnarus verächtlich. »Du wimmerst wie ein Sklave. Ich habe die Taan in dieses fette Land gebracht. Ich habe den Taan Frauen und starkes Essen gegeben. Die Taan haben Sklaven, Rüstungen und Waffen im Überfluss gehabt. Eure Bäuche und Wasserschläuche waren immer voll. Eure Kinder sind zu mächtigen Kriegern herangewachsen. Ja, viele Taan sind gestorben, aber kann sich ein Krieger denn ein besseres Schicksal wünschen als den Tod in der Schlacht? Welches Schicksal wünscht er sich?

Du hast dir und deinen Leuten keinen Gefallen getan, als du mir getrotzt hast, K'let. Ich hätte dich mächtig gemacht – du wärst König gewesen. Ich hätte den Taan alles Land und alle Sklaven gegeben, die sie wollten, und starkes Essen zu jeder Mahlzeit. All das und mehr hätte ich für dich getan, K'let«, schloss Dagnarus. »Wenn du mich nicht verraten hättest.«

K'let schwieg nachdenklich.

»Ich wusste das nicht, Kokutryx«, erklärte K'let schließlich. »Du hast Recht. Das Schicksal eines Kriegers ist der Tod. Von den Göttern genommen zu werden…«

»Von einem Gott, K'let«, unterbrach ihn Dagnarus. »Ich bin der Gott der Taan.«

»Du bist der Gott der Taan, Ko-kutryx«, bestätigte K'let. Er löste die geballten Fäuste, und er schaute reuig drein. »Was ich zuvor gesagt habe, tut mir Leid. Ich bin hierher gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten, damit ich deine Gunst wieder erlangen kann. Der Zorn hat sich meiner Zunge bemächtigt. Wirst du mir verzeihen?«

»Das werde ich«, erwiderte Dagnarus. »Und wenn das alles war, kannst du jetzt gehen. Ich werde später Befehle für dich haben. Du bist entlassen.«

Er wandte sich Gareth zu. »Wo sind die Paladine?«, fragte er.

»Sie werden bald hier sein, Euer Majestät«, sagte der Prügelknabe. »Bald.«

Dagnarus verzog mürrisch das Gesicht. »Wenn du versagt haben solltest, Gareth…«

»Nein, Herr.«

»Ko-kutryx«, sagte K'let und trat noch einmal vor. »Um meine Treue zu beweisen, habe ich dir ein Geschenk gebracht.«

»Also gut«, meinte Dagnarus ungeduldig. »Und was ist dieses Geschenk?«

»Er«, sagte K'let.

Rabe stand in einer dunklen Ecke dieses seltsamen Ortes und versuchte zu begreifen, was geschah. Er war erschöpft von dem langen, anstrengenden Aufstieg und verwirrt von der Dunkelheit und dem Irrgarten der Flure. Und dann stand er

plötzlich dem erschreckenden Dagnarus gegenüber, dem Lord der Leere, und war bis in die Tiefe seiner Seele erschüttert.

Dur-zor hatte Rabe von Dagnarus erzählt, denn sie hatte den Lord der Leere einst angebetet, bis Rabe ihr von seinen Göttern erzählt hatte. Und obwohl sie behauptete, dass sie an alles glaubte, woran er glaubte, nahm Rabe an, dass Dur-zor noch nicht ganz davon abgelassen hatte, ihren Ko-kutryx anzubeten. Als er nun vor ihm stand, verstand Rabe den Grund.

Rabe war ein Soldat, und er beurteilte Männer nach den Maßstäben eines Kriegers. Er wusste sofort, dass er hier einen geborenen Soldaten, einen geborenen Befehlshaber vor sich hatte. Dagnarus war kein Gott, aber er war ein Mann, dem andere Männer in die Leere und wieder zurück folgen würden.

In die Leere. Das alte Wort hatte nun eine neue Bedeutung für Rabe. Dieser Dagnarus hatte seine Seele der Leere verschrieben. Er verdankte seine Macht und sein langes Leben der Leere. Dieser gut aussehende, starke, beherrschende Mann, der sich K'let gestellt und den schauerlichen Taanvrykyl mit einem Fingerschnippen in die Schranken verwiesen hatte, war der Lord der Leere.

Rabe hatte sich in den Schatten gedrängt und sich gefragt, was er hier eigentlich tat.

Er war imstande gewesen, dem Gespräch zwischen Dagnarus und K'let zu folgen. Der Taan sprach in seiner eigenen Sprache, Dagnarus in der Allgemeinen Sprache, mit der er aufgewachsen war. Selbst wenn Rabe sie nicht verstanden hätte, sprach K'lets Zorn deutlich genug für sich selbst. Rabe bewunderte K'lets Verwegenheit, aber er hielt es nicht für sehr klug, diesem Lord der Leere zu trotzen. Tatsächlich war er sehr überrascht, dass Dagnarus K'let nicht vernichtete. Die beiden schienen sich zu versöhnen. Rabe nahm an, dass die

Angelegenheit damit ihr Ende gefunden hatte und sie gehen könnten. Er konnte es kaum erwarten, diesen Ort zu verlassen.

Und dann sagte K'let: »Ich habe dir ein Geschenk gebracht.«

Rabe verstand das Taanwort für »Geschenk«, aber er begriff zuerst nicht, dass es dabei um ihn ging. Das fand er erst heraus, als K'let ihn am Arm packte und so fest daran zerrte, dass er den Arm beinahe aus dem Gelenk gerissen hätte.

K'let zog Rabe vorwärts und schleuderte ihn vor Dagnarus.

Der Lord der Leere warf Rabe einen gelangweilten Blick zu. »Ein hübsches Exemplar, K'let, aber im Augenblick habe ich schon genug Barbaren.«

»Du hast nicht alle Vrykyl, die du brauchst, Ko-kutryx«, entgegnete K'let. »Dieser R'b ist ein tapferer Krieger und ein hervorragender Befehlshaber. Er hat aus einem Haufen nutzloser Halbtaan einen Trupp von Kriegern gemacht, die so gut und mutig sind wie er selbst. Ich weiß, wie sehr du Shakur verabscheust. Ich weiß, dass du denkst, dass er zu nichts mehr nütze ist. Dieser hier wäre ein guter Ersatz. Nimm diesen Xkes an und mache ihn zu einem Vrykyl. Ich werde mich dann um Shakur kümmern, wenn du es befiehlst.«

Dagnarus hasste Warten und Unsicherheit. Er fing an, sich über diesen Aufenthalt zu ärgern. Er wollte, was er wollte, wann er es wollte. Die Tatsache, dass er es nicht haben konnte, bedeutete, dass er die Lage nicht vollkommen unter Kontrolle hatte. Hier war K'let, der nicht hier sein sollte. Die Paladine hingegen waren *nicht* hier, vom Portal der Götter ganz zu schweigen.

»Gibt es eine Spur von den Paladinen, Fleck?«, fragte Dagnarus.

»Herr, Ihr müsst Geduld haben – «, begann Gareth.

»Ach, halt den Mund«, fauchte Dagnarus. Er starrte Rabe an, welcher den Blick verblüfft erwiderte. Dagnarus musste etwas tun. Er musste zeigen, dass er die Lage immer noch

beherrschte. Er griff unter seinen Umhang und holte den Dolch der Vrykyl heraus.

Der Dolch war geformt wie ein Drache – der Körper war die Klinge, der Kopf der Griff, die Flügel der Handschutz –, und er sah über alle Maßen widerwärtig aus.

»Du hast Recht, K'let.« Dagnarus packte den Dolch fest. Es war auf seltsame Weise tröstlich, den Griff zu berühren, und er schmiegte sich sicher in seine Hand, beinahe so, als wäre er ein lebendes Wesen. »Ich habe genug von Shakurs Gewinsel und seiner Widerspenstigkeit. Ich brauche einen neuen Befehlshaber der Vrykyl. Dieser Mann ist ein Soldat. Wo hast du gedient, Mann?«

Rabe starrte den Mann vor sich an und dann den Dolch.

»Ich war Hauptmann in der Armee von Dunkar, Herr«, brachte er schließlich hervor.

Er musste zweimal dazu ansetzen, weil sein Mund fast zu trocken war, um die Wörter herauszwingen zu können. Er wusste nicht, was hier geschah, aber er spürte, dass er in Gefahr war. Er sah sich rasch um und suchte nach einer Fluchtmöglichkeit. Jeder Trevinici weiß, dass es eine Zeit zum Kämpfen gibt und eine Zeit, in welcher man um sein Leben rennt. Im Augenblick empfahl sich die letztere Möglichkeit. Der Lord der Leere stand vor ihm, und hinter ihm befand sich eine Sackgasse, nichts als ein kleiner, fensterloser Raum. Der Weg zurück wurde von K'let versperrt, und auf den beiden anderen Seiten waren die Wände des Flurs. Er starrte das Gerippe am Boden an, und seine Kehle zog sich zusammen.

»Siehst du, Gareth«, sagte Dagnarus, »dieser Mann hier ist daran gewöhnt zu gehorchen. Sieh ihn dir an. Er nimmt an, dass er nun sterben muss, aber er gerät nicht in Panik, er duckt sich nicht, er fleht nicht. Er sucht nach einem Ausweg, aber er sieht keinen. Seine Hand bewegt sich zum Schwert. Ich habe in meiner Jugend gegen die Trevinici gekämpft, Rabe. Dein Volk

hat meinen Vater halb in den Wahnsinn getrieben. Sie sind alle mutige Krieger, die Frauen so stark und so wild wie die Männer. Ich würde gern gegen dich kämpfen, Rabe, Soldat gegen Soldat«, fuhr Dagnarus fort, »aber ich habe nicht die Zeit dazu. Ich erwarte Gäste.«

Er hob den Dolch.

»Tut das nicht, Euer Majestät«, warnte Gareth. »Er hat sich nicht der Leere verschrieben.«

»Unsinn, Fleck«, schnaubte Dagnarus. »Dieser Mensch lebt bei den Taan! Hast du das nicht gesagt, K'let?«

»Das stimmt«, erwiderte K'let. »Er hat bei den Taan gelebt, wie du es getan hast, Ko-kutryx. Rabe hat sogar Menschen getötet, um Taan zu verteidigen.«

»Siehst du, Gareth? Ich werde dich töten, Hauptmann«, sagte Dagnarus. »Dein Tod wird schnell und schmerzlos sein. Ich werde dich zu dem machen, was K'let hier ist, zu einem Vrykyl. Ich hoffe nur, dass du vernünftiger sein wirst als K'let und mir nicht trotzt.«

Rabe verstand, welches Schicksal ihn erwartete. Er würde eine Abscheulichkeit werden, ein Werkzeug der Leere. Jedes lebende Wesen und alle, die ehrenvoll gestorben waren, würden ihn verfluchen. Seine Seele schrumpfte vor Entsetzen. Angst erfasste ihn, blinde Panik. Er keuchte und schauderte. Er hob den Blick und sah den Dolch mit dem Drachenkopf über sich.

»Halte ihn fest, K'let«, sagte Dagnarus. »Ich muss ihn ins Herz treffen.«

K'let streckte die Hände aus. Blitzschnell packte er den Dolch der Vrykyl und entwand ihn Dagnarus.

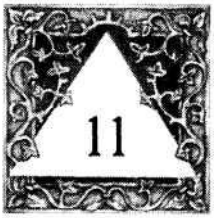
Rabe warf sich zur Seite und gegen die Wand. Er stieß so fest dagegen, dass er beinahe das Bewusstsein verloren hätte. Halb betäubt und nicht ganz sicher, was eigentlich geschehen war, glitt er zu Boden. Neben ihm lag das Skelett des Ermordeten.

Rabe fühlte sich diesem Toten seltsam verwandt. Er sackte neben den zerschmetterten Schädel und die ausgestreckten knochigen Hände und verharrte so reglos wie die Leiche selbst.

»Diesmal, K'let«, sagte Dagnarus kalt vor Zorn, »wird es kein Verzeihen mehr geben. Ich werde deine Seele in die Leere schicken! Gib mir den Dolch zurück!«

»Mein Prinz«, sagte Gareth und stellte sich zwischen Dagnarus und K'let, wie er einmal zwischen Dagnarus und Helmos gestanden hatte. »Lasst ihn gehen. Ihr braucht den Dolch nicht, Ihr habt den Stein der Könige.«

Dagnarus schaute ins Portal der Götter, und dort, unter der weiten Himmelskuppel, standen die vier Paladine in Rüstungen aus Licht und dem Segen der Götter. Jeder von ihnen trug ein Viertel des Steins der Könige um den Hals, direkt über dem Herzen ruhend, glitzernd im strahlenden Licht wie der Abendstern im Sonnenaufgang.



Die Paladine standen unter der Himmelskuppel und schauten zu den Sternen auf und zu der endlosen, ewigen Dunkelheit, welche die Sterne miteinander verband, und sie wussten, dass sie gleichzeitig sehr klein und sehr groß waren, denn sie waren aus Sternen und Dunkelheit gemacht.

Ein älterer Mann kam aus der Dunkelheit und den Sternen auf sie zu. Seine Miene war wohlwollend, sein Blick weise. Die strengen Linien der Überheblichkeit und des Stolzes, die einmal sein Gesicht gezeichnet hatten, waren weicher geworden. Er war so königlich, wie die Porträts ihn darstellten, aber gebrechlicher und verwundbarer. Er hatte alle Zeichen seines Königtums abgelegt – die Krone, das Gewand, das Zepter. Er hatte seinen menschlichen Körper abgestreift. Er war, was wir alle am Ende und am Anfang sind: ein Kind der Götter.

Die Paladine erkannten Tamaros, erkannten ihn in ihrer Seele, und sie erwiesen ihm ihren Respekt, jeder auf seine Weise. Er sprach, und sie antworteten, aber die Worte waren lautlos wie der Raum zwischen den Sternen.

»Kapitän der Kapitäne«, sagte Tamaros, »Kind Dunners, Lady Damra und Lord des Suchens, ich würde behaupten, dass ihr den Schwur erfüllt habt, den ich einmal jeden Träger des Steins der Könige leisten ließ. Ich weiß inzwischen allerdings, dass ich nicht das Recht hatte, diesen Schwur zu verlangen, welchen eure Ahnen leisteten. Ebenso wie es mir nicht zustand, den Stein der Könige weiterzugeben.«

»Warum haben die Götter Euch dann den Stein gegeben?«, fragte Shadamehr.

»Ich weiß es nicht, Lord des Suchens«, antwortete Tamaros.

»Manchmal denke ich, ich hätte ihn einfach sicher aufbewahren und ihn nutzen sollen, um im Kleinen Gutes zu tun, wo und wann immer ich konnte. Manchmal glaube ich, die Götter hofften, dass ich mich selbst gut genug kennen würde, um ihn abzulehnen.«

»Aber Ihr wisst doch sicher, Euer Majestät, dass die Kirche behauptet, dass wir im Tod alle Antworten erhalten.«

Tamaros lächelte. »Sie irrt sich, Lord des Suchens. Im Tod erhalten wir weitere Fragen, so viele Fragen, wie es Sterne gibt. Es ist unser Vorrecht, das Universum auf der Suche nach Antworten zu durchstreifen, und so erfahren wir, was die Götter bereits wissen: dass es so viele Antworten wie Sterne gibt, und dass jede Antwort nur zu weiteren Fragen führt. Der Segen besteht darin, dass wir im Tod all das nicht fürchten – nicht die Fragen, und nicht die Antworten.

Als die Welt geschaffen wurde, schufen die Götter Wesen nach ihrem Abbild, welche die Welt bewohnen und wachsen und sich mehren sollten. Orks, Elfen, Menschen und Zwerge lebten zusammen auf der Welt in Harmonie, so wie die Elemente existierten, Luft und Wasser, Erde und Feuer. Zufrieden lebten sie von einem Tag zum anderen, aber sie erreichten keinen Wohlstand, und die Welt gedieh nicht.

Auf dieser Welt gab es zwei Brüder und zwei Schwestern, einer von jedem Volk, ganz ähnlich wie ihr. Die Götter gaben den vieren einen Edelstein von solch strahlender Schönheit, wie man es noch nie zuvor gesehen hatte. Sie wollten alle diesen wunderbaren Edelstein für sich. Die vier, die einander einmal geliebt hatten wie Geschwister, begannen sich zu streiten. Ihre Liebe wurde zu Hass, sodass sie einander nicht mehr ertragen konnten. Jeder war tief im Herzen entschlossen,

den Edelstein zu nehmen, die Geschwister zu verlassen und den Stein zu benutzen, um sein oder ihr eigenes Königreich zu errichten. In der Nacht kamen sie und stahlen den Stein der Könige – oder sie dachten es zumindest. Tatsächlich nahmen sie jeweils nur einen Teil des Steins. Jeder zog in einen andern Teil des Landes. Als der Edelstein geteilt wurde, wurde sein Inneres enthüllt, und so kamen Uneinigkeit, Feindseligkeit und Hass, Kummer und Tod in die Welt.«

Die vier Paladine konnten Tamaros nicht anschauen, und auch nicht einander. Alle wussten voller Scham, dass sie ein Teil dieser Geschichte waren.

»Sicher, der Edelstein hatte einen bitteren Kern«, fuhr Tamaros fort, »aber jeder einzelne Teil des Steins glitzerte und glänzte, und Regenbögen tanzten darin. Erst jetzt konnten die Geschwister sie sehen, denn zuvor waren sie für die Schönheit blind gewesen. Der Tod öffnete ihre Augen. Sie erkannten, dass sie nur wenig Zeit hatten, und lernten, die Zeit, welche ihnen noch blieb, zu genießen und zu schätzen. Mit dem Kummer kam auch die Hoffnung. Mit dem Tod kam das Leben.

Die Götter nahmen den Stein der Könige zurück. Sie sandten ihn danach noch einmal in die Welt, aber das ist eine andere Geschichte. Dann bat ich darum und erhielt ihn, und ob ich es richtig gemacht habe oder falsch, wissen nur die Götter. Und nun frage ich euch, was wollt ihr mit eurem Teil des Steins tun?«

»Ich kenne die Antwort«, sagte Shadamehr. »Ich gebe ihn meinem Bruder.«

Er hielt seinen Teil des Steins der Könige in der ausgestreckten Hand.

»Ebenso wie ich«, sagte Damra und bot ihren Teil an.

»Und ich«, »und ich«, sagten der Kapitän und Wolfram.

Im Portal der Götter, unter der Himmelskuppel, brachten sie die vier Teile des Steins der Könige zusammen. Die vier Teile bildeten eine Pyramide aus strahlendem Licht, glitzernd, blendend, schimmernd von unzähligen Regenbögen. Hell wie eine Sonne leuchtete der Stein der Könige, und die Paladine zogen die Hände zurück.

Der Stein der Könige fiel im Portal der Götter auf den Boden, einen Boden, welcher fest und kalt und blutbefleckt war. Der Stein zerbrach, brach wieder in vier Teile.

»Warum ist das geschehen?«, wollte Shadamehr wissen.

»Weil ihr den bitteren Kern vergessen habt«, sagte Dagnarus.

Gehüllt in seine schwarze Rüstung, welche in seiner Seele geschmiedet worden war, um seinen Körper zu umhüllen, betrat der Lord der Leere das Portal der Götter mit raschem, festem Schritt, die Hand am Schwertgriff. Er trug keinen Helm. Er sah genauso aus wie vor zweihundert Jahren, als er diese Kuppel zum letzten Mal betreten hatte. Sein rötlich braunes Haar war dicht und achtlos frisiert und streifte seine Schultern. Er lächelte siegessicher.

»Danke, dass ihr alle gekommen seid«, sagte er. »Und dass ihr den Stein der Könige mitgebracht habt. Mein Freund Gareth – es ist seine Leiche, die ihr dort auf dem Boden seht – hat gute Arbeit geleistet. Valura, meine Liebe, du gefällst mir in dieser Verkleidung nicht. Der Verräter Silwyth ist endlich tot. Ich will ihn nicht mehr sehen.«

Die Fassade von Silwyth schlug Wellen, wie sie manchmal auf einem stillen Teich entstehen. Dann verschwanden sie, und die Gestalt eines Vrykyl in schwarzer Rüstung erschien und stellte sich neben Dagnarus.

Und dann sah er seinen Vater.

Dagnarus lächelte immer noch, aber sein Blick war wachsam und misstrauisch geworden. »Falls du gekommen bist, um mich aufzuhalten, Vater…«

»Ich würde dich nicht aufhalten, selbst wenn ich es könnte«, erwiderte Tamaros. »Wenn auch vielleicht nicht aus dem Grund, den du annimmst. Ich kann die Hand nicht gegen dich erheben. Ich kann dich nicht berühren. Mein sterblicher Körper ruht im Grab. Ich kann dich nicht berühren, Sohn, es sei denn mit meinen Gebeten.«

»Und dafür ist es ein wenig spät, Vater«, sagte Dagnarus. »Das einzige Gebet, das du hättest sprechen sollen, hast du nicht gesprochen. Du hättest darum beten sollen, dass ich nie geboren worden wäre.«

Dagnarus streckte die Hand aus, um die glitzernden Teile des Steins der Könige aufzuheben. Eine Schwertklinge traf den Steinboden nahe seiner Hand und hätte beinahe seine Finger abgetrennt. Dagnarus zog die Hand zurück und blickte auf.

»Und wer seid Ihr, mein Herr?«

»Ich heiße Shadamehr. Und *ich* kann die Hand gegen Euch erheben.«

Shadamehr hatte keine Rüstung. Er trug seine übliche Kleidung und den Reiseumhang, der nun verfleckt, mit Schlamm bespritzt und nass war. Dagnarus blickte von ihm zu den drei Paladinen, die in glitzernder Rüstung im Licht der blitzenden Sterne standen, und er lachte.

»Was ist denn, Baron Shadamehr?«, sagte Dagnarus. »Konnten die Götter bei den Menschen keinen Paladin finden, der mich herausfordern wollte? Oder sind sie alle auf dem Weg hierher an Altersschwäche gestorben?«

»So seltsam das auch klingen mag, ich bin ein Paladin«, erwiderte Shadamehr. »Ich weiß. Es hat auch mich überrascht. Ich wollte es wirklich nicht. Ich habe nicht darum gebeten. Die Ehre wurde mir sozusagen aufgezwungen. Aber«, fügte er nun ernster hinzu, »da die Götter mich nun einmal als ihren Auserwählten betrachten, werde ich mich in ihrem Auftrag einmischen. Der Stein der Könige darf Euch nicht gehören. Er

sollte niemals Euch oder irgendeinem anderen Menschen gehören.«

»Und Ihr werdet mich davon abhalten, ihn mir zu nehmen?«, fragte Dagnarus. Er zog sein Schwert. »Ich sollte Euch warnen, Baron, ich habe mehr Leben als die sprichwörtliche Katze. Ihr werdet mich vierzigmal töten müssen, um mich wirklich umzubringen.«

»Nun, dann sollten wir lieber anfangen«, meinte Shadamehr und nahm Kampfstellung ein.

Dagnarus wandte sich ihm zu, aber er konnte diesen Kampf nicht ernst nehmen. Sein Blick wurde immer wieder von dem Stein der Könige angezogen, welcher zu Füßen seines Vaters glitzerte.

Shadamehr sah, dass sein Gegner abgelenkt war, und er nutzte die Gelegenheit und schlug zu.

Der Lord der Leere, von der Leere in eine Rüstung gehüllt, wandte ihm nicht einmal den Blick zu. Das war nicht notwendig.

Als Shadamehrs Schwert die schwarze Rüstung traf, brach die Klinge. Shadamehr ließ den Griff des Schwerts fallen und umklammerte seine Hand. Seine Handfläche war blutig.

Lächelnd streckte Dagnarus die Hand nach einem Viertel des Steins der Könige aus.

»Er wird ihn nicht berühren können«, rief Wolfram heiser. »Die Götter werden ihn aufhalten.«

»Nein, das werden sie nicht«, sagte Dagnarus. »Das können sie nicht.«

Dagnarus griff nach dem Teil des glitzernden Steins, den Shadamehr getragen hatte – und Bashae vor ihm und Ritter Gustav davor – und starrte ihn bewundernd an, drehte ihn hierhin und dahin, um zu sehen, wie er im Sternenlicht glitzerte. Dann steckte er ihn in den Gürtel und griff nach dem nächsten Teil.

Wolfram stand über den Steinen, das Schwert in der Hand. Seine Zwillingsschwester Gilda stand vor ihm, den Schild erhoben, um ihn zu verteidigen.

Dagnarus schlug den Schild mit dem Schwert weg. Der Schlag schnitt den Schild in zwei Teile. Dagnarus durchbohrte Gilda mit dem Schwert.

Gilda fiel, und das helle Licht, das sie umgeben hatte, wurde trüb. Mit einem Schrei, der gleichermaßen aus Schmerz wie aus Wut geboren war, griff Wolfram Dagnarus an.

Der Lord der Leere riss dem Zwerg das Schwert aus der Hand und zerdrückte es einfach. Er warf die Stücke auf die sterbende Gilda.

Dann griff er zu und nahm sich den zweiten Teil des Steins der Könige.

Damra packte den Elfenteil des Steins und hielt ihn fest in der Hand.

»Ich habe mein Schwert vom Göttlichen erhalten, und es ist von Vater und Mutter gesegnet«, sagte sie und stellte sich furchtlos der Leere. »Ich kann Euch vielleicht nicht töten, aber ich kann die dämonische Magie auflösen, welche Euch zusammenhält, und das zurückholen, was Ihr gestohlen habt.«

»Ich habe es nicht gestohlen«, sagte Dagnarus. »Ich habe genommen, was mir gehörte. Und Ihr könnt tun, was Ihr wollt, aber ich werde den Stein bekommen.«

»Herr, sie sagt die Wahrheit!«, rief Valura. »Ihre Waffe ist heilig und kann Euch schaden! Haltet Euch fern.«

»Verschwinde, Valura«, sagte Dagnarus ungeduldig. »Ich bin fertig mit dir. Belästige mich nicht mehr.«

Er machte eine Finte zu ihr hin, dann wechselte er die Richtung und schlug nach Damras Schwert, um es ihr aus der Hand zu schmettern.

Damra ließ sich davon nicht täuschen. Sie war bereit gewesen und wich ihm geschickt aus. Die schimmernde Klinge, die

sieben Jahre auf dem Altar von Vater und Mutter gelegen hatte, glitt durch die schwarze Rüstung der Leere und durchdrang den Staub, der einmal ein klopfendes Herz gewesen war. Aber die Rüstung war nicht die von Dagnarus, das Herz war nicht sein Herz.

Valura hatte sich vor ihren Geliebten geworfen und den Schlag entgegengenommen, der für ihn bestimmt gewesen war. Das gesegnete Schwert erfüllte die Leere, die ihre Seele war. Valura stieß einen erstickten Schrei aus. Ihr Körper wand sich in Zuckungen.

Damra strengte sich an, um ihr Schwert wieder herauszureißen, aber Valura packte es und hielt es fest, obwohl das bedeutete, dass die schreckliche Klinge in ihrem Körper blieb. Mit der anderen Hand griff sie nach dem Stein der Könige und entriss ihn Damra.

Die schwarze Rüstung verschwand und enthüllte die grausigen Überreste dessen, was einmal eine lebendige und wunderschöne Frau gewesen war. Valura vergoss kein Blut, denn das war schon lange aus ihrer Leiche geflossen. Ledrige Haut streckte sich über ihre Knochen, ihr Haar, verfilzt und lang, fiel über ihre mumifizierten Überreste. Mit schmerzerfüllter Anstrengung streckte Valura die grausige Knochenhand nach Dagnarus aus. Er wich vor der schrecklichen Berührung zurück und starrte voller Abscheu den verwesenden Leichnam an.

»Dagnarus«, sagte Valura. »Ich sterbe…«

»Du bist schon tot«, rief er. »Und ich wünschte, ich hätte dich nie ins Leben zurückgeholt. Ich hasse es schon lange, dich auch nur ansehen zu müssen.«

»Nicht mich«, flüsterte sie, und Flüstern war beinahe alles, was von ihr geblieben war. »Dich selbst.«

Sie zerbröckelte, welkte, wurde zu Asche, einem Häuflein Asche, das auf den Boden fiel. Dagnarus griff in den Staub der

Toten und holte den Elfenteil des Steins der Könige heraus. Jetzt stand ihm nur noch der Kapitän der Kapitäne gegenüber. »Dein Großvater hat versucht, meinen Vater davon zu überzeugen, dass er mich töten soll«, sagte Dagnarus. »Er sah, was keiner der anderen sehen konnte. Er sah, was aus mir werden würde.«

»Es wäre besser gewesen, wenn er dich damals getötet hätte«, sagte der Kapitän. Sie hatte die Arme verschränkt und hielt den Stein in einer Hand, die Klinge in der anderen.

»Es gibt Augenblicke, Kapitän«, fuhr Dagnarus fort, »in denen ich zu dem gleichen Schluss komme. Gib mir den Stein. Um deines weisen Großvaters willen möchte ich dich nicht verwunden.«

»Um seiner Weisheit willen gebe ich dir den Stein der Könige«, sagte der Kapitän. Sie senkte den Kopf, senkte ihr Schwert und streckte die Hand aus.

Alle vier Teile des Steins der Könige waren nun sein, hier im Portal der Götter unter der Himmelskuppel. Dagnarus starrte diese Steine, welche er sein Leben lang gesucht hatte, an. Zwei davon lagen in seiner linken Hand, zwei in der rechten.

Entzückt über ihre Schönheit und seinen Triumph brachte er die vier Teile zusammen. Er erinnerte sich in diesem Augenblick an den Moment, in dem sein Vater den heiligen Stein zerteilt hatte. Tamaros hatte nur die wunderschönen, leuchtenden Regenbögen gesehen. Dagnarus hatte ins Herz des Steins geschaut und das Dunkel erblickt. Er sah es jetzt nicht mehr. Er sah nur die Regenbögen. Er brachte die vier Teile zusammen. Einer nach dem anderen fielen sie ihm aus der Hand und auf den blutigen, staubigen Boden.

Zornig bückte sich Dagnarus, um aufzuheben, was er verloren hatte.

»Entschuldigung«, sagte Shadamehr höflich, »die da gehören uns.«

Er trat Dagnarus in die Zähne.

Der schwarze Helm der Leere schützte Dagnarus davor, Schaden zu nehmen, aber die Wucht des unerwarteten Trittes ließ ihn rückwärts taumeln.

»Die Leere soll dich holen!«, schrie er, und öliges Schwarz ergoss sich aus seinen Fingern und kroch auf Shadamehr zu. Auf zwanzig Shadamehrs. Damras Magie bevölkerte den Flur mit Shadamehrs. Dagnarus starrte wütend von einem zum anderen, während seine eigene tödliche Magie sich um ihn wand. Er zeigte auf Damra.

Mit einem Knall wie von einer Peitsche schoss eine schwarze Ranke auf Damra zu, packte sie um den Fußknöchel und zog sie von den Beinen. Eine andere Ranke schlang sich um ihren Hals, zog sich zusammen, würgte sie, und ihre Illusionen verschwanden. Damra wand sich auf dem Boden und riss an der Ranke, um sich zu befreien, aber die Ranke bestand aus Leere. Sie griff ins Nichts, und dennoch war dieses Nichts dabei, sie zu töten.

Shadamehr eilte zu ihr.

»Zurück!«, schrie der Kapitän.

Sie schwang ihr Schwert, das im heiligen Feuer des Sa'Gra geschmiedet worden war. Die gesegnete Waffe durchtrennte die Leere und befreite Damra. Mit dem gleichen Schlag trennte der Kapitän auch Dagnarus' ausgestreckte Hand ab.

Dagnarus lachte, denn er nahm an, dass die Leere ihn schützen würde. Aber Valuras Warnung sollte sich als wahr erweisen. Die gesegnete Waffe konnte ihn tatsächlich verletzen. Er sah seine Hand am Boden liegen, die Finger nach oben gekrümmt, und Blut floss aus dem durchtrennten Unterarm.

Dann spürte er den ersten Schmerz, und gleich darauf Zorn. Er bäumte sich auf. Der Kapitän stieß ihm das gesegnete Schwert in die Brust.

Die Waffe durchdrang den schwarzen Harnisch, schnitt durch die Leere, konnte aber sein Herz nicht erreichen. Eines der vielen Leben, die er gestohlen hatte, vielleicht das von Valura oder von Shakur, vielleicht das des elenden Jedash oder eines der vielen anderen, ging für ihn zu Ende.

Mit der linken Hand zog Dagnarus das Schwert aus seiner Brust, packte es fest und drückte zu. Das Metall begann rot zu glühen, als befände es sich wieder im Schmiedefeuer, und dann löste es sich auf und wurde zu einer silbrigen Pfütze zu Füßen des Lords der Leere.

Die Teile des Steins der Könige lagen nun in einer Blutlache. Dagnarus' abgetrennte Hand kroch auf sie zu und hinterließ eine grausige Spur.

Die Finger der Hand konnten die Steine tatsächlich berühren, aber nur berühren. Die vier Teile wollten sich nicht zusammenfügen lassen.

»Ein Teil fehlt immer noch«, sagte Gareth.

»Welcher Teil soll das denn sein?«, fragte Dagnarus, den die Schmerzen noch wütender machten. Er drückte den verwundeten Arm an den Körper und starrte die mit Blut befleckten Kristalle an. »Hier sind vier. Mein Vater hat den Stein in vier Teile geteilt.«

»Er hat ihn in fünf geteilt. Den fünften Teil habe ich Euch gegeben. Ich habe ihn Euch aus Liebe gegeben, obwohl es mich meine Seele kostete.«

»Hör auf, in Rätseln zu sprechen, Fleck«, sagte Dagnarus. »Davon hatte ich schon genug, als ich mich dieser verfluchten Prüfung unterziehen musste, um Paladin zu werden.« Er hielt inne und holte tief Luft. »Das ist die Antwort! Du wolltest nicht, dass ich mich der Prüfung unterziehe. Du hast versucht, mich aufzuhalten, indem du mir einen Dolch gegeben hast.

K’let«, befahl Dagnarus herrisch. »Gib mir den Dolch der Vrykyl.«

Dagnarus drehte sich um und spähte in die Dunkelheit, die sich an den Rändern der Himmelskuppel drängte. K’let stand im Schatten und hielt den drachenförmigen Dolch in der Hand.

»K’let«, sagte Dagnarus. »Ich verzeihe dir deinen Verrat. Ich werde dich zu einem König machen. Bring mir den Dolch.«

Langsam bewegte sich der Taan vorwärts. Er trug nicht die Rüstung eines Vrykyl. Er behielt weiterhin die Gestalt des Taan, welcher er einmal gewesen war: Die helle Haut war von Narben überzogen, die Klauen kratzten über den Steinboden, und seine Miene war für alle, die nur das tierische Maul, die Reißzähne und die kleinen, fremdartigen Augen sahen, undurchschaubar.

Aber diese Augen waren nicht leer, wie das bei den Augen eines Vrykyl der Fall sein sollte. Das Leben war nicht vollkommen aus ihnen gewichen.

Nur eine einzige Person im Raum sah den Schatten in den Augen des Taan: Rabe. Er hatte sich an die Wand geduckt, und seine Seele bebte, als er Zeuge wurde, wie die Geister der Ermordeten sprachen und die Hülsen von Toten ein weiteres Mal starben. Das Dunkel war zu tief, das Licht zu hell, als dass er die Paladine hätte erkennen können. K’let jedoch konnte er sehen. Er hatte K’let auf dem langen gemeinsamen Weg in die Ruinenstadt besser kennen gelernt. Rabe sah den Schatten, der wie Nebel, welcher über stillem, dunklem Wasser aufsteigt, über K’let hing.

K’let stand nun vor Dagnarus. Er hielt den Dolch der Vrykyl auf den Handflächen hoch, die Klinge auf einer Hand, der Griff auf der anderen.

»Du warst anders als die anderen, K’let«, sagte Dagnarus. »Du allein hast mir willig dein Leben gegeben. Du allein

hattest die Willenskraft, dich mir zu widersetzen. Ich habe immer gesagt, dass wir Brüder sind.«

»Das hast du«, entgegnete K'let. »Und du hast deinen eigenen Bruder getötet.«

Er packte den Griff des Dolches mit einer Hand und trieb die Klinge mit aller Kraft in Dagnarus' Brust.

Der Taan stieß einen schrecklichen Schrei aus, als die Leere ihn zerriss, sein Fleisch und die Knochen zu nichts zermalmte. Übrig blieb nur sein Schädel, tierhaft, fremd und grinsend. Dagnarus starrte auf ihn nieder, und zuerst sah es so aus, als würde er lachen. Aber dann spürte er den Schmerz. Plötzliches Verständnis überkam ihn. K'let hatte ihm den drachenförmigen Dolch tief in die Brust gebohrt. Die verfluchte Klinge, scharf wie Hass und bitter wie Eifersucht, durchdrang die schwarze Rüstung. Der Dolch beendete mit einem einzigen Schnitt all seine Leben und fand dann das letzte von ihnen, Dagnarus' eigenes Leben.

Dagnarus sackte zu Boden und hockte auf allen vieren über den vier Teilen des Steins der Könige.

Er bäumte sich gequält auf und biss die Zähne zusammen, aber er schrie nicht. Er verzog nur das Gesicht, packte den Dolch und riss sich die Waffe mit einem Keuchen aus der Brust.

Blut floss aus der Wunde, lief über alle vier Teile des Steins der Könige. Dagnarus legte den Dolch mit zitternden Händen nieder. Er fing an, die Teile des Steins zusammenzusuchen, einen nach dem anderen.

»Mein Sohn.« Tamaros stellte sich neben seinen schaudernden, sterbenden Sohn. »Die Götter sind gnädig. Sie lieben ihre Kinder, und sie verstehen ihre Schwächen.«

»Wie du, Vater?« Dagnarus schlug nach dem Geist des alten Mannes und versuchte, ihn zu vertreiben. »Fleck!«, rief er, und Blut tröpfelte von seinen Lippen. »Fleck, komm her!«

Gareth kam zu ihm, beugte sich über ihn, blickte auf ihn nieder.

»Du hast mir das größte Geschenk der Götter versprochen«, sagte Dagnarus anklagend.

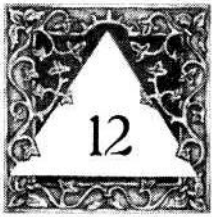
»Die Götter bieten es Euch an. Ihr müsst nur darum bitten, so wie ich es getan habe.«

Gareth kniete sich neben Dagnarus und sah seinem Prinzen in die Augen. »Das größte Geschenk der Götter ist Vergebung.«

Dagnarus hob den Blick zur Himmelskuppel. »Nein«, sagte er trotzig. »*Du* wirst für mich um Vergebung bitten. Denn ich habe – den Stein der Könige.«

Er packte die vier Teile des Steins in eine Hand und stach den von seinem eigenen Blut feuchten Dolch der Vrykyl in ihre Mitte.

Der Stein der Könige begann zu leuchten, zunächst schwach und kalt, dann wurde das Licht stärker, strahlender, leuchtete mit der schmerzhaften Helligkeit des Geistes der Götter. Das reine Feuer beleuchtete Dagnarus, sodass er einen Augenblick lang silbern zu glühen schien. Und dann verschlang ihn die Dunkelheit.



Niemand sagte etwas.

Die Paladine waren zu sehr von Ehrfurcht erfüllt, um ihren Gefühlen Worte verleihen zu können.

Rabe war zu erschüttert. Shakur war zu sehr damit beschäftigt, seine Lage zu begreifen.

Der Vrykyl hatte das Gespräch zwischen Dagnarus und K'let belauscht. Shakur wusste, dass Dagnarus ihn in die Leere verbannen wollte. Er hätte K'let vielleicht davon abhalten können, Dagnarus zu töten, aber er hatte es nicht getan. Er hatte erwartet, mit seinem Herrn in die Leere zu sinken, und war nun erstaunt, immer noch da zu sein.

Er wusste nicht, warum, außer vielleicht, weil die Leere ewig war.

Staunen wich der Freude. Der Dolch der Vrykyl war verschwunden. Shakur war geblieben. Er hatte das Blutmesser, das er aus seinem eigenen Knochen hergestellt hatte. Er konnte es weiterhin benutzen, konnte weiterhin Seelen stehlen, konnte seine Existenz fortsetzen, eine Existenz, die er hasste, aber die nun vielleicht erträglich werden würde.

»Denn jetzt habe ich keinen Herrn mehr«, sagte Shakur. »Niemanden, der mir Befehle erteilt und mich hierhin und dorthin schicken kann. Ich bin frei und kann gehen, wohin ich will, und tun, was mir in den Sinn kommt. Da draußen sind noch andere Vrykyl, die ebenso wie ich jetzt keinen Herrn mehr haben. Sie werden einen Anführer brauchen, und zu wem

sollten sie aufblicken, nachdem ihr Herr weg ist, wenn nicht zu mir?«

Shakur hatte schon lange eigene Pläne geschmiedet, Pläne, welche er nun würde umsetzen können. Der Vrykyl war nicht so ehrgeizig wie Dagnarus. Shakur verspürte nicht den Wunsch, die Welt zu beherrschen. Er hatte andere, bescheidenere Ziele. Shakur glitt in die Leere, verschmolz mit dem Dunkel und verschwand, ehe die Paladine auf ihn aufmerksam wurden.

Die Paladine schauten in die Himmelskuppel und sahen nur eine hölzerne Decke, die mit Gips verputzt war, einen kleinen Raum mit einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl. Eine einzelne Kerze, die mit klarer Flamme brannte, stand auf dem Tisch. Die offene Tür führte in einen Flur hinaus. Der Kapitän zuckte mit den Schultern, drehte sich um, duckte sich und ging durch die Tür.

Wolfram setzte dazu an, ihr zu folgen, dann hielt er inne und sah sich nach Gilda um. Er konnte sie nirgendwo entdecken, und nun wusste er, dass er sie nie Wiedersehen würde, nicht bevor er sich wieder zu ihr gesellte, um mit dem Wolf über die Ebenen zu jagen. Aber sie würde immer bei ihm sein. Seufzend und mit einem Lächeln verließ er das Zimmer allein.

Rabe zog sich durch den dunklen Flur zurück und hoffte, mit niemandem reden zu müssen. Er konnte sich jedoch nicht besonders schnell bewegen, denn er hatte kein Licht, war zerschlagen und hatte Schmerzen, und er zitterte immer noch, nachdem er Zeuge solch überwältigender Ereignisse geworden war. Er war daher noch nicht weit gelangt, als er schwere Schritte hinter sich hörte.

»Rabe, warte«, rief Wolfram.

Rabe blieb stehen und drehte sich um.

Der Zwerg hatte eine Öllampe gefunden. Er ließ das Licht in Rabes Gesicht leuchten, dann in sein eigenes. »Ich bin’s, Rabe. Wolfram. Hast du mich nicht erkannt?«

»Nein«, log Rabe. »Tut mir Leid.«

»Wahrscheinlich lag es an dieser Silberrüstung«, meinte Wolfram verlegen. Die Rüstung war wieder verschwunden, und nun trug der Zwerg abermals seine eigene bequeme Reisekleidung. Er sah Rabe fragend an. »Was machst du überhaupt hier?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Rabe. »Und ich habe nicht die Zeit, sie zu erzählen. Aber ich freue mich, dich wieder zu sehen. Ich wünsche dir eine sichere Reise.«

Dann ging er weiter.

»Heh, warte!«, rief Wolfram und folgte ihm störrisch weiter. »Du bist allein. Du hast kein Licht. Kennst du den Weg?«

»Nein«, erwiderte Rabe, »aber ich werde schon zurechtkommen.«

»Wohin gehst du?«, fragte Wolfram.

»Zurück zu meinen Leuten.«

»Zurück ins Land der Trevinici, wie?«, brummte Wolfram. »Nun, dann wünsche ich dir viel Glück.«

»Danke«, sagte Rabe. Er würde nicht ins Treviniciland zurückkehren, aber das brauchte der Zwerg nicht zu wissen. »Und was hast du vor?«

Wolfram konnte sehen, dass der Trevinici ihn loswerden wollte. Er blieb stehen.

»Ich kehre zu meinen Leuten zurück«, sagte er, und er war verblüfft festzustellen, dass das tatsächlich sein Ziel war. Er hatte es nicht gewusst, bevor er es ausgesprochen hatte. Er hielt es für notwendig, das näher zu erklären. »Ich bin ein Paladin. Der einzige, den sie haben.«

Rabe verstand nicht, was er meinte, aber er nickte. »Ich wünsche dir viel Glück«, sagte er und ging weiter.

Damra wartete auf Shadamehr, der sich immer noch ziellos umsah, das Bett betrachtete, in die Schreibtischschublade und unter den Stuhl spähte.

»Lord des Suchens«, sagte sie. »Das ist wirklich ein weiser Name für Euch. Was sucht Ihr denn jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht einen Splitter des Steins, der aus Versehen zurückgeblieben ist.«

»Ich glaube nicht, dass Ihr einen finden werdet«, meinte sie.

»Nein, das denke ich auch nicht.« Er seufzte und richtete sich auf. Er sah sie ernst an. »Der Stein der Könige ist weg. Das macht mich zum letzten Paladin.«

»Dann müsst Ihr ein guter Paladin werden«, sagte Damra feierlich. »Und lange, lange leben.«

»Zwei Vrykyl sind verschwunden, aber einer ist geflohen«, erklärte Shadamehr. »Ich sah ihn im Schatten, kurz bevor das Licht verging. Sie sind immer noch da draußen, und wer soll sie bekämpfen?«

»Die Macht der Leere ist geringer geworden, aber sie wird niemals vollkommen vergehen. Und das sollte sie auch nicht, wie Tamaros sagte. Das ist die Lektion, die wir gelernt haben.«

»Ihr habt vermutlich Recht«, sagte Shadamehr. Er sah sich noch einmal um. »Ich frage mich, wer den Stein der Könige wohl das nächste Mal erhalten wird.«

»Hoffen wir, es ist eine weisere Person, als wir es gewesen sind«, seufzte Damra.

»Oder ein größerer Narr«, sagte Shadamehr mit boshaftem Grinsen. »Wohin geht Ihr nun, Damra?«

»Ich werde Griffith suchen. Wir müssen nach Tromek zurückkehren und gegen den Schild kämpfen. Was ist mit Euch?«

»Ich gehe zu Alise. Oder genauer gesagt«, verbesserte er sich vergnügt, »sie wird mich finden. So ist es immer, wisst Ihr.

Wir finden einander immer wieder. Was wir dann miteinander anfangen sollen, ist schon schwieriger.«

Er schaute aus dem Zimmer hinaus in eine Dunkelheit, die voller Möglichkeiten steckte. Er glaubte, zumindest ein kleines bisschen zu verstehen, wenn auch nur wenig.

»Der Thron von Vinnengael ist leer«, sagte Damra mit ernster Miene, weil sie ihn necken wollte. »Vielleicht werdet Ihr eines Tages König sein.«

»Das mögen die Götter verhüten!«, entfuhr es Shadamehr.

»Baron zu sein ist gerade schon schlimm genug. Vielleicht werde ich zusammen mit Alise, Ulaf und dem guten alten Rigiswald dem Kapitän dabei helfen, den heiligen Berg der Orks zurückzuerobern. Oder vielleicht jagen wir diese Vrykyl. Oder wir helfen Euch und Griffith, gegen den Schild zu kämpfen.«

»Danke«, sagte Damra entschlossen. »Aber ich glaube, wir schaffen es allein.«

»Nun, wenn Ihr so sicher seid…«

Er sah sich ein letztes Mal in diesem Raum um, diesem Portal der Götter. Dann bückte er sich und wollte die Kerze ausblasen.

»Nein«, Damra hielt ihn schnell auf. »Wir sollten sie mitnehmen.«

Shadamehr griff nach der Kerze, trug sie nach draußen und schloss die Tür hinter sich. Als er sich noch einmal umsah, war nur Dunkelheit zurückgeblieben.

Epilog

Es stellt eine gewaltige Versuchung für den Chronisten dar, die Geschichten unserer Helden mit diesem wichtigen Augenblick zu beschließen und einfach zu erklären, dass sie danach glücklich und in Freuden lebten, aber die Wahrheit ist, dass die Reisen ihres Lebens hier nicht zu Ende waren, sondern weitergingen, wenn auch in Richtungen, welche keiner von ihnen hätte vorhersagen können. Ihrer aller Leben war vom Stein der Könige für immer verändert worden, denn das ist das Schicksal von Helden.

Rabe kehrte zu den Taan zurück und berichtete ihnen von K'let, der sich geopfert hatte, um zu beweisen, dass Dagnarus kein Gott war. Die Taan waren skeptisch und glaubten zunächst, dass Rabe log, und sie hätten ihn beinahe getötet, aber der Schamane Derl bestätigte, dass Rabe die Wahrheit sagte, ebenso wie die Taanvrykyl Nb'arsk, welche durch das Blutmesser Zeuge eines Teils der Ereignisse geworden war. Also wurde Rabe nicht gefoltert und getötet, sondern in aller Form zum Taan ehrenhalber ernannt und vollständig in den Stamm aufgenommen. Von diesem Tag an bezeichnete kein Taan ihn mehr als Xkes.

Klendist berichtete den Autoritäten, dass ein Trevinici zum Verräter geworden war und beim Feind lebte, was zur Folge hatte, dass sowohl die Karnuaner als auch die Dunkarganer ein Kopfgeld auf Rabe aussetzten. Um Frieden zu finden, führte Rabe seinen Stamm von Taan und Halbtaan schließlich durch das Portal ins alte Land der Taan zurück, ein raues und wildes Land, in welchem die Taangötter ihre verlorenen Kinder erfreut willkommen hießen.

Nachdem die Karnuaner die Taan besiegt hatten, waren sie in kriegerischer Stimmung und wandten ihre Augen dem geschwächten Vinnengael zu, das nun keinen König mehr hatte. Die Offiziere der Königlichen Kavallerieakademie in Krammes, alarmiert von Baron Shadamehr, handelten rasch, um Ruhe und Ordnung in Neu-Vinnengael wiederherzustellen, verstärkten die Grenzen und eroberten das Portal bei Delak'Vir zurück. Die Karnuaner waren enttäuscht und beschlossen stattdessen, sich auf das geschwächte Dunkarga zu stürzen.

Wolfram kehrte ins Zwergenland zurück, wo er sich Kolost anschloss, dessen Ruhm sich im ganzen Zwergenland ausbreitete wie ein vom Blitz entzündetes Feuer, das drohte, die ganze Welt zu verschlingen.

Damra und Griffith kehrten nach Tromek zurück, um den Schild zu bekämpfen, und das war ein langer und schrecklicher Kampf, denn der Schild tat sich mit Shakur und mehreren anderen Vrykyl zusammen. Bevor der Krieg zu Ende ging, breitete er sich sogar ins Reich der toten Elfen aus. Eine von Damras ersten Taten nach ihrer Rückkehr in ihr Land bestand darin, das Haus Kinnoth wieder auf einen ehrenvollen Platz innerhalb der elfischen Häuser zu heben.

Bashae wurde unter dem Grabhügel beigesetzt, der auch schon die Gebeine von Ritter Gustav enthielt. Der Pecwae schloss sich den Reihen der am höchsten geachteten toten Trevinici an, und bis zu diesem Tag nimmt Bashae stolz seinen Platz neben Helden wie Biersäufer, Schädelspalter und Bärentöter ein, wenn die großen Krieger der Geschichte heraufbeschworen werden, um zu helfen.

Obwohl Jessan nichts für Städte übrig hatte, fand er das Leben eines Bauern bald zu langweilig, und er ließ sich von ein paar anderen Trevinici dazu überreden, nach Nimorea zu ziehen, wo er als Söldner diente. Dort erneuerte er seine Freundschaft mit Arim, dem Drachenbauer, und es heißt, dass

er hin und wieder Geheimaufträge für die Königin von Nimorea ausführte.

Ranessa ließ Jessan schwören, Schweigen darüber zu bewahren, dass sie ein Drache war, denn die Trevinici hätten es nicht verkraften können zu wissen, dass sie unwissentlich ein Drachenkind aufgezogen hatten (sie hätten von diesem Punkt an ihre eigenen Kinder stets mit Misstrauen betrachtet). Ranessa kehrte nicht zu den Trevinici zurück. Sie blieb auf dem Drachenberg und wurde nach dem Tod ihrer Mutter Hüterin des Klosters.

Die Großmutter fand das Leben nach ihrer Rückkehr ziemlich unerträglich. Die Pecwae waren so froh, sie wieder zu sehen, und so erschüttert über Bashaes Tod, dass die Großmutter das Weinen und Jammern nicht aushalten konnte. Sie griff nach ihrem frisch geschnitzten Achataugenstock, verabschiedete sich und machte sich wieder auf die Suche nach ihrer Schlafstadt. Sie kehrte nie zurück, und niemand weiß, was aus ihr geworden ist.

Was Shadamehr und Alise angeht, so wurde das Wo und Wie ihrer Hochzeit nie bekannt, denn er lachte immer nur, wenn jemand danach fragte, und sie erlitt einen Wutanfall und weigerte sich tagelang, mit ihm zu sprechen. Aber sie liebten sich anscheinend ebenso leidenschaftlich, wie sie sich stritten, denn bald schon wimmelte es auf der Burg von rothaarigen Kindern. Wie sie die Zeit fanden, sie zu zeugen, zur Welt zu bringen und aufzuziehen, blieb ihren Freunden allerdings ein Rätsel, denn sie waren entweder in Tromek und halfen den Elfen oder ließen sich beim Kampf um die Befreiung des Sa'Gra beinahe umbringen, oder sie arbeiteten mit dem Rat der Paladine daran, neue Richtlinien für die Fortführung des Rats zu finden, nachdem der Stein der Könige nun nicht mehr da war. Der Baron selbst war der neue Vorsitzende des Rats und nahm sehr eifrig und tatkräftig Anteil an all diesen Dingen.

Es stellt auch eine große Versuchung für den Chronisten dar zu behaupten, dass nach dem Niedergang von Dagnarus jene, welche für den Sieg über ihn verantwortlich waren, in ganz Loerem als Helden gefeiert wurden. Die Wahrheit ist allerdings, dass die meisten Leute so darauf versessen waren, ihr eigenes Leben weiterzuführen, dass sie den Lord der Leere und die Helden, die so viel geopfert hatten, um ihn aufzuhalten, bald vergaßen.

Was, wie der Kapitän in ihrer Weisheit erklärte, genau so war, wie es sein sollte, denn schließlich ist es das wichtigste Ziel eines jeden Helden, den Lebenden das Leben zurückzugeben.